This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

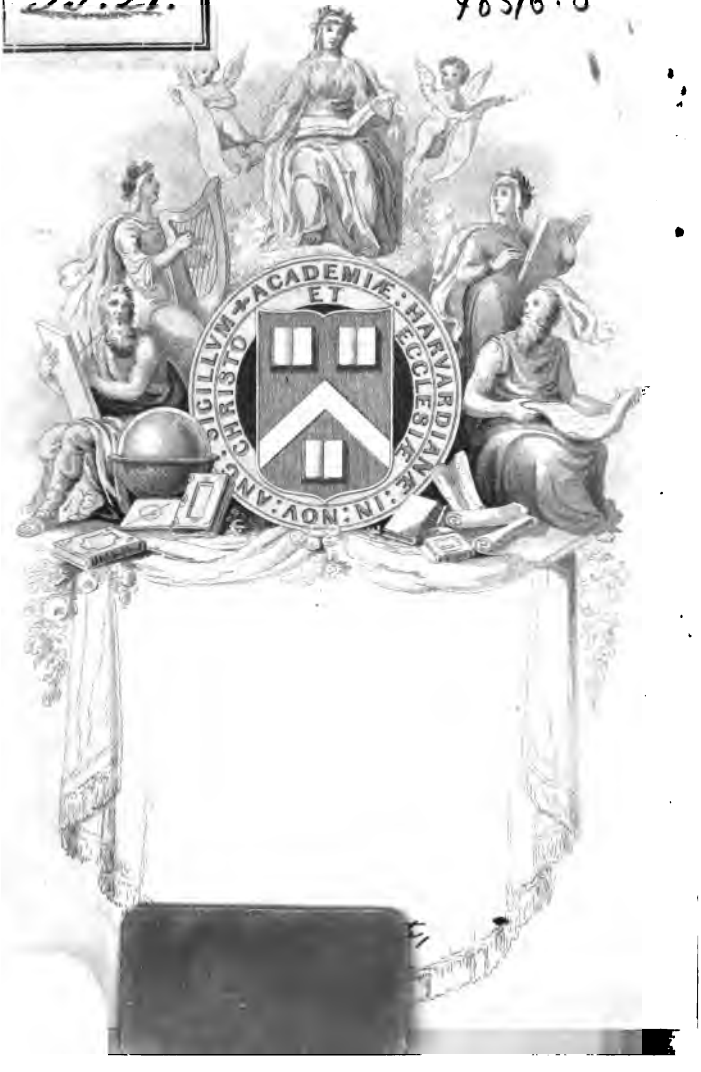
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35.21.

48596.5


SIGILLVM ✦ ACADEMIÆ : HARVARDIANÆ
CHRISTO ET ECCLESIÆ : IN : NOV : ANG :

Johann Heinrich Jung's,

genannt Stilling,

sämmtliche Werke.

Neue vollständige Ausgabe.

Neunter Band

enthält:

Florentin von Fahlendorn. — Herr von Morgenthau. — Theodore von der Linden.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1842.

4856.5
9

Die Geschichte

Florentins von Fahlendorn.

Erster Theil.

Die Geſchichte Florentins von Fahlendorn.

In den weſtlichen Gegenden des vogeſiſchen Gebirges liegt eine große und volkreiche Grafſchaft, die von einem alten verfallenen Bergſchloſſe den Namen Eichenborn führet. Gegen Oſten ſieht man die hohen, waldigten Bergrücken des Vogeſus. Von dieſen ziehen ſich niedrige Berge und Hügel herab, welche ſchöne und fruchtbare Thäler zwiſchen ſich bilden, in denen ſich viele kühle Quellen ſammeln, die in klare Bäche zuſammenfließen, und endlich, in kleine Flüßchen vereinigt, ſich mit ruhiger Eile in die Moſel ergießen. Hier hat ſich die Geſchichte zugetragen, mit welcher ich dich, edler deutſcher Leſer! vergnügen und belehren will.

An einem ſchönen Nachmittage um die Zeit der Weinleſe, wenn die Blätter gelb werden und bei dem geringſten Lüftchen kniſternd von den Bäumen rieſeln, wenn alle Getreidefelder kahl ſind, die Kühe in kleinen Heerden über die Stoppeln hinweiden, und jeder Hügel einen ſchiefen, langen Schatten über die Gefilde hinwirft, kam der arme Flor, ein Knabe von zehn Jahren, einen einſamen Fußpfad den Berg herab gegangen; er war barfuß, ſeine ſchwarzbraunen Füße, mit einer dicken Schwiele überzogen, hatten ſich gewöhnt, ohne Verletzung auf ſcharfen Steinen hinzugehen; ſeine Haut war durch Kälte, Sonnenſchein, Regen nnd Wind

so abgehärtet, daß ihn auch das Ritzen der Dornen und Disteln am Wege nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen kleinen Hemdchen und mit erbettelten, leinenen, gelappten Kleidchen behangen; seinen runden, vollwangigten, schön gelockten Kopf bedeckte ein zerrissener, von Alter grau gewordener, großer Hut, durch dessen Spalten die weißlichen Haare häufig hervorquollen; an seiner Seite hing sein Brodsack, und in der Hand hatte er einen starken haselnen Stock, die feindseligen Hunde damit abzuwehren.

So wie er den Fußpfad schief den Berg herab kam, sah er vor sich eine schöne Wiese und jenseits der Wiese einen Wald, in welchem oben auf der Höhe ein dicker Rauch emporstieg; rechter Hand, einen Steinwurf weit vom Wege, lag ein Rübenstück, welches rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, wenn sie der Wind bewegte, das Wild zu verscheuchen bestimmt waren. Der arme Flor eilte hin in die Wiese an den Bach, legte sich, trank und setzte sich neben einen Erlenstrauch auf den Rasen hin; er war hungrig, daher machte er seinen Sack auf, und als er nur Krumen und ein paar trockene Bissen Brodes fand, gingen ihm seine hellen, blauen Augen über, und die Thränen flossen ihm häufig die braunen Wangen herunter; er seufzte tief und sagte bei sich selbst: O, meine liebe Mutter, nun hab' ich euch nicht mehr! — Er weinte laut: immer hattet ihr Brod, und wenn mein Sack leer war, so gabt ihr mir von dem euern — jetzt bin ich oft hungrig und dann hab' ich nicht viel. Er guckte wieder in den Sack in alle Ecken, las alle Brocken zusammen und aß sie. Nun fuhr er wieder fort: O liebe Mutter! da liegt ihr nun dort hinter der Mauer in der Erde und faul — er weinte, daß er schluchzte — und euer armer Flor geht

nun in der Welt allein betteln; wie ein armes Küchlein, das ſeine Gluckhenne verloren hat, umhergeht und kläglich pipt. — Ihr ſagtet mir oft: unſer Herr Gott habe alle Menſchen lieb, Er ſähe ſie alle, wenn ſie Ihn auch nicht ſähen — und wenn man auch vor Ihm bettelte, ſo ſey Er gut und gäbe einem oft etwas. Nun, lieber Gott! ich will auch an Deiner Thür betteln; du mußt wohl ein reicher, vornehmer Herr ſeyn, weil du den Himmel, die Sonne und Alles, Alles gemacht haſt; gib mir doch dieſe Nacht eine gute Herberge, und mache doch, daß ich den Winter nicht ſo frieren muß! Gib doch auch dem armen Flor etwas! Nun weinte er wieder. O liebe Mutter! — aber ſie iſt nun todt, und ich ſehe ſie nicht mehr, und ſo eine Mutter bekomme ich in meinem Leben nicht wieder. Da habe ich geſehen, daß die Leute ſchwarze Kleider haben, auch ſo ſchwarz Zeug auf dem Hut tragen, wenn ihnen jemand geſtorben iſt. Das ſteht ſo ſchön — und wenn das andere Leute ſehen, ſo werden ſie mit traurig, haben Mitleiden mit den Leuten, die ſolche Kleider tragen; aber der arme Flor hat ſo nichts!

Indem er ſo bei ſich klagte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, und er bekam Luſt, rohe Rüben zu eſſen; aber ſeine Mutter hatte ihm befohlen, nie etwas zu ſtehlen. Indeſſen kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um ſie neben dem Rübenfelde auf den Stoppeln zu weiden. Der arme Flor machte ſich nun auf und wanderte zu dem Mädchen hin. Es war ein bildſchönes Bauernmädchen, auch etwa zehn Jahre alt; ſie weidete ihre Ziege ruhig, und ließ den Knaben näher kommen, ohne ihn zu fürchten.

Mädchen! fing er an: ich möchte gerne ein paar Rüben eſſen, aber ich darf nicht, gehören ſie Euch zu?

„Ja! wo bist du her?“

Lieber Gott! ich habe keine Heimath, ich bin ein armer Knabe, ich heiße Florentin, die Leute heißen mich aber den armen Flor.

Das Mädchen machte eine sehr freundliche Miene. „Du heißest Florentin, sagte sie; das ist ein gar schöner Name, ich heiße Rosine.“

Das ist auch ein gar schöner Name; aber meine Mutter hieß Helena. Der Name ist doch noch hübscher.

„Das weiß ich nicht. Wo ist denn deine Mutter?“

Sie ist gestorben und begraben.

Nun machte das Mädchen eine traurige Miene. „Du armer Florentin, sagte sie; wie lange ist sie todt?“

Schon acht Tage. Der Knabe weinte wieder, und das Mädchen hatte auch nasse Augen.

„Du bist ein schöner Knabe, ich habe dich lieb, aber du hast so unreine, zerrissene Kleider an, sonst möcht ich dich in die Arme nehmen, dich küssen und mich nahe zu dir setzen.“

Meine Kleider sind zerrissen, aber rein, aber doch habe ich das Herz nicht, dich in die Arme zu nehmen und zu küssen; denn du bist vornehmer als ich, ich bin der arme Flor.

„Höre, Florentin! du sollst keine rohe Rüben essen: bist du denn hungrig?“

Ja, ich bin hungrig, Rosine!

„Nun so will ich mein Nachmittagsbrod mit dir theilen.“ Hier zog sie ein doppelt geschlagenes Butterbrod aus der Tasche.

Nein, sagte Florentin, da esse ich nichts davon; du hast sonst nicht genug.

„O! ich bin gar nicht hungrig, auch esse ich mich diesen Abend wieder satt, und du weißt noch nicht, wo du diesen Abend etwas bekommst.“ Nun zog sie ein

kleines Meſſerchen aus dem Sack und theilte das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, das größte aber gab ſie dem armen Flor. Die beiden ſaßen beiſammen und aßen ſehr vergnügt. Nun fielen dem armen Knaben aber wieder die Trauerkleider ein. Hör', Roſine! (fing er an, nachdem er ſeinen Antheil aufgegeſſen hatte), die Leute haben ſo etwas Schwarzes auf den Hüten, wenn ihnen jemand geſtorben iſt; ich möchte auch gern ſo etwas haben, aber ich habe nichts.

„Ja freilich, armer Florentin! du ſollteſt einen Flor auf dem Hut haben; ich habe auch keinen, ſonſt gäb' ich dir ihn." Indem ſchaute ſie umher, und ſiehe, dort hing an dem Faden, welcher um das Rübenfeld gezogen war, ein Stück von einem alten, ſchwarzen, kreppenen Rocke von ihrer Mutter. Flugs ſprang ſie hin, riß einige lange Streifen davon ab und brachte ſie. Der arme Flor ſprang auf, freute ſich und wollte Roſinen in die Arme drücken; ſie wies ihn aber ſanft ab, ſetzte ſich und ſuchte Stecknadeln zuſammen, und Florentin gab ihr ſeinen Hut hin. Allein jeder Verſuch, die Lappen ordentlich auf den Hut zu bringen, war vergeblich; denn er war ſo feſt vernäht, daß man ſie nicht dazwiſchen durchſchieben konnte.

Endlich fing das Mädchen an: da fällt mir etwas ein: unſer Herr Amtmann hatte einmal einen Flor um den Arm, als er trauerte. Das geht an, verſetzte Florentin, und flugs hatte ihm Roſine die alte ſchwarze kreppene Streife mit Stecknadeln um den zerlumpten Arm ziemlich ordentlich befeſtigt.

Die Beiden brachten in vertraulichen und kindlichen Geſprächen noch etwa eine Stunde zu; nun aber begann es Abend und kühl zu werden.

Ach, Florentin! ſagte Roſine, wo wirſt du dieſe Nacht ſchlafen?

„Darf ich denn nicht mit in euer Dorf gehen?"

Ach nein! wir haben einen bösen Nachtwächter, der jagt dich fort — armer Florentin!

„Bekümmere dich nicht, Rosine! ich habe noch immer einen Ort gefunden, wo ich herbergen kann, aber ich gehe nicht gern von dir." — Die Thränen standen ihm in den Augen. Rosine weinte auch. Hör'! sagte sie endlich, siehst du dort den Rauch oben im Wald? Er antwortete: ja! Da ist ein Kohlenbrenner, fuhr sie fort; das ist gar ein guter Mann, der nimmt immer die Leute ins Haus, wenn sie der Nachtwächter fortjagt, da geh' du hin!

Nun stand Florentin auf, nahm seinen Stock, und jetzt faßte ihn Rosine um den Hals, küßte ihn und kehrte ihm mit ihrer Ziege den Rücken; er aber wanderte fort und auf den Kohlenbrenner zu.

Ruprecht Kehl, der Kohlenbrenner, wohnte in dem Dorfe Heizenheim, in welchem auch Rosine mit ihren Eltern war. Dieses Dorf lag oben am Ende des Thales unter einem Berge und bestand aus dreißig wirthschaftlichen Familien, die sich alle von dem Ackerbaue und der Viehzucht ordentlich nährten. Unter Allen war vielleicht der Kohlenbrenner Ruprecht Kehl der wohlhabendste. Er war ein langer hagerer siebenzigjähriger Mann mit schneeweißen Haaren; seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben. Er hatte eine Tochter bei sich verheirathet, die aber keine Kinder hatte. Ihr Mann hieß Lorenz und war ein fleißiger und guter Bauer.

Der alte Ruprecht wandelte am Abend dieses Tages um seinen brennenden Meiler herum, um zu sehen, was noch etwa vor der Nacht daran zu thun sey. Die

nach dem fernen westlichen Gebirge sich zum Untergange neigende Sonne strahlte zwischen den Baumstämmen auf den ehrlichen Alten her, und er begann nun sein Abendlied zu singen, als der arme Flor durchs Laub daher rauschte und auf ihn zukam. Vater! fing er an, wollt' ihr mich wohl diese Nacht beherbergen?

„Das weiß ich noch nicht."

O Vater, beherberget mich doch! Da war ein Mädchen auf dem Feld, das hieß Rosine und hütete eine Ziege, das sagte mir: Ihr wäret ein so guter Mann, Ihr würdet mich beherbergen.

„Das könnte wohl geschehen, wenn ich nur wüßte, daß du ein braver Knabe wärst: denn schau! böse Kinder kann ich nicht leiden. Bist du denn allein?"

Ja! meine Mutter ist vor acht Tagen gestorben, ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder und keine Schwester mehr.

„Wie alt bist du?"

Ich bin im zehnten Jahr.

„Hör' Junge! wenn ich wüßte — doch bleib da bei mir, ich will dich beherbergen. Bist du auch hungrig?"

Nein, jetzt nicht mehr. Rosine hat mir ein großes Stück Butterbrod gegeben.

„Rosine ist ein braves Mädchen. Aber hör', Junge, Rosine war nun so gut gegen dich, warst du denn auch gut gegen sie? — Schau! da geben dir die Leute immer zu essen und beherbergen dich, und sind dir doch nichts schuldig; denkst du auch wohl daran?"

O ja, Vater! meine sel. Mutter sagte oft: Guck, Florentin! die Leute sind uns nichts schuldig und geben uns doch zu essen; wenn du nun groß wirst, mußt du arbeiten lernen und den Leuten wieder Gutes thun. Aber da denk ich denn so, wenn ich so herumgehe zu betteln, wie kann ich aber all den Leuten helfen ar-

beiten, die mir etwas gegeben haben? und da wünsche ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte; ich muß sonst der ganzen Welt helfen arbeiten.

Der alte Ruprecht lachte herzlich und fragte: „Ja warum bettelte denn deine Mutter? warum arbeitete sie nicht?“.

Ach, lieber Gott! sie war immer krank.

„Das ist ein Anderes. Junge! du gefällst mir; ich will dich beherbergen und dir auch zu essen geben. Aber bist du denn auch des Bettelns müde?

O Vater, wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, so wollte ich gern immer nur Brod essen und Wasser trinken, und zerrissene Kleider haben. Ich dachte so daran, wie ich eben bei Rosine war, warum ich betteln müßte und Rosine nicht, und da wurde mir das Betteln ganz entleidet.

„Warte, du Junge! setz dich da bei der Kohlhütte nieder.“ Nun sang Ruprecht sein Abendlied wieder fort.

Nachdem die Sonne nun untergegangen war und der Mond mit seiner vollen safrangelben Scheibe durch die Baumäste schimmerte, kam Ruprechts Tochter mit einem Korbe auf dem Kopfe, um ihrem Vater sein Essen zu bringen. Der Alte eilte ihr entgegen, half ihr den Korb vom Kopfe heben und fing an:

Schau, Martha! da ist eben ein armer Junge hergekommen, er heißt Florentin, er hat keine Mutter, keinen Vater und keine Geschwister, er gefällt mir, nimm ihn mit und beherberge ihn. Ich wollte, daß du ihn einige Tage im Haus behieltest.

Das will ich gern thun, antwortete Martha, man lernt dann seine Natur kennen.

So ists, fuhr der Alte fort, wenn er brav ist, und sonst keinen Anhang und die Wahrheit gesagt hat, so

könnt ich ihn behalten und aufziehen; du haſt ja doch keine Kinder; man muß aber auch hören, was dein Mann dazu ſagt.

Freilich! verſetzte Martha: der wird aber nichts dagegen haben, wenn Ihr und ich damit zufrieden ſind.

Der arme Flor ſprang auf, hüpfte vor Freuden, kam herbei, ſtand vor Martha hin und lächelte ihr ins Geſicht wie ein Engel. Marthen gingen nun die Augen über. Ei! ſagte ſie, das iſt ja ein lieber Knabe, komm du mit mir nach Haus, und wenn du brav biſt, ſo will ich deine Mutter ſeyn.

Florentin ſah auf ſeinen Arm und ſagte: ja, ich will brav ſeyn.

„Was haſt du da um den Arm?“ fragte Martha.

Ich habe da etwas Schwarzes um den Arm, weil meine Mutter geſtorben iſt.

„Du armer Schelm, wer hat dir das umgeſteckt?“

Ein Mädchen dort bei dem Rübenfeld, es heißt Roſine.

„Roſine iſt gar ein braves Mädchen. Aber wie lange willſt du denn das Ding um deinen Arm tragen.“

So lang, bis Ihr gewiß wißt, daß ich brav bin.

Der alte Ruprecht und Martha ſahen ſich an und verwunderten ſich. Ha, ſagte Ruprecht, der Junge hat Menſchenverſtand. Weiß Gott, fuhr Martha fort, er denkt, dann bekäm er mich zur Mutter, und dann brauch er nicht mehr zu trauern. „Junge, du biſt geſcheid, geh mit!“

Martha wünſchte nun ihrem alten Vater freundlich eine gute Nacht. Er dankte ihr und ſagte: grüß mir deinen Mann! Florentin wünſchte ihm auch eine gute Nacht. Ruprecht dankte ihm und ſagte: Junge, mach, daß dein Flor vom Arm kommt! Er antwortete, den laß ich drum, bis hier dieſe Mutter ſagt, ich ſoll

ihn abthun. Ruprecht und Martha standen abermal und guckten sich an; der Alte schüttelte den Kopf und sagte: der Junge ist klug, wenn er nur kein Schalk ist. Martha nahm ihn an der Hand, ging mit ihm fort, und verplauderte den ganzen Weg mit ihm bis in die Hausthür.

Lorenz, ihr Mann, saß am Feuer, mit den Ellenbogen auf die Knie gestützt und rauchte seine Pfeife Taback. Sieh hier, Lorenz! fing Martha an, da schickt dir mein Vater ein artiges Kind, einen Sohn, wenn du willst; er läßt dich auch grüßen. Lorenz drehte den Kopf um, sah den Jungen trocken an und sagte: ich danke. Nun that Martha ihre Geschäfte und sagte nichts weiter.

Florentin stellte sich Lorenzen gegenüber und sah ihm starr ins Gesicht; denn dem Manne traute er nicht. Lorenz sah ihn ebenfalls mit unverwandten Augen an. Als dieß so eine Weile gedauert hatte, kratzte sich Florentin hinter den Ohren und sah sich nach Martha um. Diese aber kehrte sich an ihn nicht, sondern fütterte ihr Vieh. Indessen guckte ihm Lorenz noch immer starr und trocken ins Gesicht. Florentin konnte den Blick nicht länger mehr ausstehen; er drehte sich um und fing still an zu weinen. Lorenz merkte wohl, wo es ihm fehlte, und das Weinen des Knaben war ihm schon Zeugniß genug von seinem Herzen. Er brach nun das Stillschweigen und fing an: „Junge, wie heißest du?"

Der arme Knabe fuhr zusammen, als er von diesem ernsten Gesichte eine Stimme vernahm. Zitternd antwortete er: ich heiße Florentin.

„So! — Komm her, Florentin!"

Der Knabe machte sich schüchtern herzu.

„Gib mir deinen Brodsack her!"

Florentin guckte ihn mit offenem Munde und Augen an und zog langsam den Sack von der Schulter. Lorenz nahm den Sack, rollte ihn zusammen und legte ihn ans Feuer. Den brauchst du nun nicht mehr, sagte er. Florentin that einen tiefen Seufzer; dieß war eine Stimme der Natur, die Gott von Herzen dankte. Er guckte starr ins Feuer, seufzte noch ein paarmal, und Thränen rollten ihm die vollen Wangen herunter.

Martha kam indessen auch ans Feuer. Sie hatte wohl bemerkt, was ihr Mann gethan hatte. Da sie ihn aber genau kannte, so redete sie ihn nicht an, sondern schwieg ganz still: denn wenn seine Seele einen schönen Gang gehen wollte, so durfte man ihm kein Wort sagen, sonst wurde er gestört, und aus seinem ganzen schönen Plane ward nichts.

Nachdem er nun wieder eine Weile mit ernster Miene ins Feuer geguckt hatte und der Brodsack nun zum Theile verbrannt war, so nahm er langsam die Feuerzange von der Wand und scharrte vollends die übrigen Lumpen in die Glut, stützte sich wieder auf seine Knie und sah ins Feuer, bis Alles in Asche verwandelt war. Nun stand er rasch auf. Florentin fuhr in einander und sprang zur Seite aus. Lorenz lächelte ein wenig und rief: Martha!

„Was willst du, Mann?"

Wo ist meine wollene Kappe?

„Sie liegt droben im Schrank."

Hör, Florentin! geh, trage deinen Hut in den Kuhstall und wirf ihn unter die Kühe.

Florentin lächelte, sprang hin und warf ihn weg. Lorenz ging nun die Treppe hinauf und holte eine blau und roth gestreifte, schöne wollene Kappe, kam und zog sie dem Florentin mit solchem Ernste auf

den Kopf, daß er sich unter den starken Armen in einander krümmte.

Nun gings nach und nach ans Essen. Lorenz deckte den Tisch, und Martha brockte Brod in eine tiefe, irdene Schüssel, schüttete eine süße Milch dazu und trug sie in die Stube. Florentin setzte sich indessen ganz geduldig zu dem Feuer, wo Lorenz gesessen hatte.

Ueber dem Essen erzählte nun Martha ihrem Manne alles, was zwischen ihrem Vater, ihr und dem Knaben vorgefallen war, und daß sie ihm versprochen habe, seine Mutter zu seyn, wenn er sich brav aufführen würde.

„Dafür laß mich sorgen, Martha! — antwortete Lorenz, das kommt auf die Erziehung an."

Nicht ganz, lieber Mann! es gibt Kinder, die sehr streng erzogen werden, und doch nicht gerathen.

„Streng — und gut ist ein Unterschied; es kommt nur auf ein weiches Herz an."

Eben das meyn' ich, lieber Lorenz! das meyn' ich.

„Nun ja! aber der Junge hat ein weiches Herz, er weinte, als ich ihn ernst ansah; weinte und seufzte, als sein Brodsack brannte. Ein böser Knabe hätte, wenn ich ihn ernst angesehen hätte, entweder wie ein Schalk gelächelt, oder hätte mürrisch ausgesehen. Und bei dem Brennen des Brodsackes hätte er entweder hart gelacht oder wäre böse geworden.

Er kommt mir auch vor als ein guter Knabe: er hat ein schönes, gutes Gesicht, er ist ein gar schöner Knabe, das sollst du einmal sehen, wenn er gereinigt ist und in andern Kleidern steckt.

Die beiden ließen nun für den Florentin eine gute Portion Suppe in der Schüssel, aßen noch ein Butterbrod zusammen und riefen dem armen Flor in die Stube. Lorenz hieß ihn an den Tisch kommen, er selbst blieb auch daran sitzen; Martha aber hatte

Geschäfte in der Küche. Der Knabe saß nun am Tische; Lorenz legte ihm einen Löffel vor und sagte: Nun iß dich satt, Florentin! Der gute Junge fing munter an zu essen. Ueber eine Weile fing Lorenz an: Sag mir doch, Florentin! was denkst du bei dem Essen?

„Ich bin so froh, daß ich zu so guten Leuten gekommen bin."

Aber warum sind wir denn so gut gegen dich? Du hast uns ja noch nichts gearbeitet und wir kennen dich nicht einmal.

„Das weiß ich nicht.

Besinne dich einmal, woher es kommt, daß wir gut gegen dich sind?

„Ich bin der arme Flor, und da habt ihr Mitleiden mit mir, weil ihr gut seyd."

Haben denn alle Leute solches Mitleiden mit dir?

„O nein! solche Leute habe ich noch nie angetroffen."

Aber wir haben auch manchen Bettelknaben angetroffen, und noch keinem haben wir das gethan, was wir dir thun wollen. Junge! kennst du unsern Herrn Gott?

„Meine sel. Mutter hat mir viel von Ihm gesagt, daß Er Alles geschaffen habe, und daß man auch bei Ihm betteln könne, und daß Er den Leuten die Herzen — ha! ha! jetzt fällt mir Etwas ein, potz! da dachte ich nicht daran."

Was ist's denn? — was ist's?

„O Gott! o Gott! (die Thränen kamen ihm in die Augen) diesen Nachmittag habe ich bei unserm Herrn Gott gebettelt, Er möchte mir doch diese Nacht eine gute Herberge bescheren und mir helfen, daß ich doch diesen Winter nicht zu frieren brauchte, und Er möchte mir doch etwas geben. O Gott! o Gott! jetzt weiß

ich's, Er hat gemacht, daß Ihr und der alte V
und die Mutter mir gut geworden ſeyd."

Lorenz trocknete ſich die Augen und rief: M
tha! Sie kam.

„Höre Martha! der Knabe kann beten, und
erhört ihn." Er erzählte ihr, was Florentin
ſagt hatte. Marthen gingen auch die Augen ü
Lorenz! ſagte ſie, der Knabe ſoll unſer Kind ſ

Martha machte ihrem Florentin einige
hübſche Hemder, und Lorenz kleidete ihn vom Ha
bis zum Fuß, und gab ihm tägliche und Sonntags
der. Seine Schlafſtelle bekam er in der Kammer
alten Ruprechts, der ihm alte Geſchichten erzä
und viel Gutes ſagte.

Nun rückte der Winter herbei, und Rupre
Lorenz und Martha fingen an zu überlegen,
ſie mit ihrem gefundenen Knaben machen wollten.
wurde endlich einhellig beſchloſſen, ihn dieſen Wi
in die Schule zu ſchicken: denn er kannte noch kei
Buchſtaben, geſchweige, daß er hätte leſen könn
Florentin war auch recht wohl damit zufried
denn er hörte oft den alten Ruprecht in der gro
Hausbibel leſen, und dann wünſchte er, ſolche Geſch
ten auch leſen zu können. Er fing alſo an, in
Schule zu gehen. Zu ſeiner größten Freude fan
auch Roſinen daſelbſt. Er hatte ſie ſchon zuwe
geſehen, aber wenig mit ihr reden können; denn
renz erlaubte ihm ganz und gar nicht, auf die Str
zu gehen und mit andern Knaben herumzulaufen, ſ
dern er gab ihm immer Beſchäftigungen im Ha
womit er die Zeit zubringen mußte. Roſine war
ihrer Seite noch begieriger, mit Florentin umzu
hen; denn er war nun reinlich und wohl gekleidet u
ein ſehr ſchöner Knabe. Denn weil er nun immer

Hause blieb, so wurde seine Haut nach und nach weiß, sein Gesicht und die Hände wurden zart und schön. Nur das Einzige, was ihr an ihm mißfiel und warum sie sich seiner schämte, war, daß er auf der Schule zu allerunterst und unter den Knaben von 4 bis 5 Jahren saß. Dieß konnte Rosine nicht ertragen; sie ging also zum Schulmeister Blasius, der ein gar braver, vernünftiger und sehr guter Lehrer war, und bat ihn, daß er ihr erlauben möchte, den Florentin das ABC zu lehren. Blasius erlaubte ihr das mit Freuden, besonders da sie außerordentlich gut lernte und singen konnte, schön schrieb, und Mädchen von zwölf Jahren unter sich hatte; kurz es schien, als wenn die Natur an Rosinen ein Meisterstück hätte machen wollen. Blasius merkte das auch wohl, und er äußerte oft seine Gedanken über sie: er glaubte, daß Gott etwas Großes mit dem Mädchen vorhabe. Auch Florentin war noch nicht lang in die Schule gegangen, als er von diesem ebenfalls große Gedanken zu fassen begann; daher beschloß er, auf diese Kinder besondern Fleiß zu verwenden.

Ich will mich mit dem Fortgange, welchen Florentin in seinem Lernen durch Blasius, Rosinens und seinen eigenen Fleiß hatte, nicht aufhalten; kurz, es währte nicht gar lang, so konnte er nicht nur fertig lesen, sondern er begriff auch Alles, was er las; er fing nun auch an zu schreiben und den Katechismus auswendig zu lernen.

Rosinens Eltern waren auch ziemlich wohlhabende und gar gutherzige Bauersleute, doch waren sie nicht so mildthätig als Ruprechts Leute, hatten auch nicht so viel Verstand. Rosinens Vater hieß Niklas und ihre Mutter Clara; sie war eine sehr gute liebe Frau; sie hatten keine Kinder als Rosine, und

liebten das Mädchen aus der Maßen; doch erzogen sie dasselbe nicht weichlich, sondern recht ordentlich.

Als nun Ruprecht und Lorenz sahen, daß der Knabe so fleißig war und so herrliche Gaben hatte, gewannen sie ihn noch lieber, und besonders, als sie gar keine Neigung zu Kinderspielen an ihm fanden. Er blieb gern zu Hause, that, was man ihn hieß, mit Freuden und hurtig, und wenn er's gethan hatte, so las er entweder oder kritzelte mit der Feder. Zuweilen kam auch Blasius des Abends hin, rauchte mit Lorenzen und Ruprecht eine Pfeife Taback, und dann redeten sie zusammen von Florentin, was man noch aus ihm machen könnte. Auch wurde oft von Rosinen gesprochen, daß sie ein so gar liebes Mädchen wäre, und wie lieb sich die beiden Kinder hätten. Nun trug man dem Knaben auf, daß er Sonntags Nachmittags allemal der Haushaltung ein paar Kapitel aus der Bibel vorlesen müsse. Dieses Vorleseramt übernahm er gar gern. Ruprecht verband gleichsam eine Ehre damit, indem er zu ihm sagte: Florentin, wenn du diese Woche recht fromm, brav und fleißig bist, so darfst du den Sonntag für mich in der Bibel vorlesen! — Dieses that er dann mit so vielem Nachdrucke und ordentlicher Aussprache, daß man wohl schließen konnte, er müsse verstehen, was er lese. Rosine kam gewöhnlich auch hin, um Florentin zu besuchen, und sie las dann auch wohl ein Kapitel. Alle Sonntage, wenn nur ziemlich Wetter war, mußte er in die Kirche gehen. Rosine begleitete ihn fast allemal, oder er sie, so daß die Leute von den braven Kindern allerhand Gutes redeten. So vergingen drei Jahre, ehe weiter etwas Merkwürdiges vorfiel; die beiden Kinder nahmen indessen dergestalt an allen guten Eigenschaften zu, daß man wohl merken konnte, die Vor-

ſehung müſſe etwas ganz Beſonders über ſie beſchloſſen haben.

Als ſie nun Beide dreizehn Jahre alt waren und noch immer in der engſten Vertraulichkeit mit einander lebten, begannen Roſinens Eltern nach und nach zu wünſchen, daß ſie ſich mehr von Florentin entfernen möchte. Gegen ſeine Armuth hatten ſie eben nichts einzuwenden; aber weil man nicht wußte, ob er ehrliche Eltern gehabt hätte, ſo trugen ſie doch Bedenken, die Vertraulichkeit zwiſchen beiden Kindern ſo weit kommen zu laſſen, daß ſie vielleicht auf die Zukunft wichtigere Folgen haben könnte. Lorenz merkte bald, wo es Nicklaſen und ſeiner Frauen fehlte. Da er nun ſehr gern ſah, daß beide Kinder beiſammen blieben, die Folgen möchten auch ausfallen wie ſie wollten, ſo ſchwieg er ganz ſtill, machte ſich an einem Morgen früh auf, zog ſeine beſten Kleider an und befahl Florentin, gleichfalls ſeine beſten Kleider anzuziehen. Als nun Beide fertig waren, nahm Lorenz ſeinen Hut und Stock, und ſagte zu ſeinem Schwiegervater und zu ſeiner Martha: Ich geh ein paar Tage mit Florentin fort, und dann komm ich wieder. Seine Leute kannten ihn. Sie ließen ihn gehen, ohne zu fragen: wohin?

Florentin hatte von ſeiner Mutter gehört, daß er auf dem Hofe Fahlendorn, ſechs Stunden von Heizenheim, geboren worden ſey. Da er nun ſeines Vaters Zunamen nicht wußte, ſo hatte ihm Lorenz den Namen ſeines Geburtsortes beigelegt, und er ſchrieb alſo ſeinen Namen Florentin Fahlendorn. Nach dieſem uralten Rittergute, welches einer verloſchenen adelichen Familie zugehört hatte und das der Graf von Eichenborn in Beſitz genommen hatte, wanderte Lorenz hin, um von der Geburt und dem

Herkommen seines Knaben Kundschaft einzuziehen. Denn ob er sich's äußerlich eben nicht merken ließ, so wünschte er doch in seinem Herzen, daß Florentin wenigstens ehrliches Herkommens seyn möchte. An diesem Orte fanden sie noch die Ruinen eines adelichen Schlosses, einen reichen Pächter, der dem Grafen das Gut abgepachtet hatte und nun schon seit zwanzig Jahren daselbst wohnte, und einen Jäger, der das Forstwesen und die Jagd verwaltete.

Lorenz kehrte bei dem Pächter ein. Dieser war ein ehrlicher alter Wiedertäufer, dessen langer grauer Bart über die Brust herabhing; er empfing die Fremden freundlich, führte sie in seine Stube, ließ ihnen Milch, Butter, Käs und Brod vorlegen.

Nun fing Lorenz an: Michel! sagte er: denn er kannte den Schweizer und hatte ehedem eine Kuh von ihm gekauft, auch sonsten mit ihm gehandelt; da komm ich mit einem Knaben her, den ich vor drei Jahren auf der Straße aufgenommen habe, um ein Werk der Barmherzigkeit an ihm zu beweisen und ihn zu erziehen. Er sagte mir, er sey hier geboren. Nun möchte ich gern wissen, wer seine Eltern waren? Michel bedachte sich ein wenig; endlich fing er an: wie hießen denn die Eltern? Florentin antwortete: meine Mutter hieß Helene, mein Vater hat Franz geheißen und ist hier gestorben. Ha! ha! sagte Michel, und rief seiner Frau herein; denk! da ist das Kind, welches die arme Lene hier geboren hat; du weißt doch, der alte Soldat mit dem hölzernen Fuß, der bei dem Jäger im Backhaus wohnte, der war sein Vater. Die gute Frau war freundlich mit dem Knaben: du lieber Gott! sagte sie, ich war bei deiner Mutter, als sie dich gebar, es wurde der guten Frau gar sauer. Denk! fuhr Michel fort: der Freund da zieht das

Kind auf. Das ist brav, versetzte sie; das wird ihm Gott vergelten! Lebt denn seine Mutter nicht mehr? Nein, antwortete Florentin, sie ist vor drei Jahren zu Hohenkirchen gestorben und begraben, und so lang bin ich nun auch bei diesem meinem Vater. Gott segne dich! setzte Michel hinzu: sey nun auch fromm und rechtschaffen, so wird's dir wohl gehen. Du hattest arme Eltern, aber sie waren brav. Das wollt ich nun eben fragen, fuhr Lorenz fort, ob er brave Eltern gehabt habe und ob man nichts weiter von ihnen wisse? Hört, Lorenz! antwortete Michel, es mag wohl zwölf Jahre seyn, als der alte Franz mit dem hölzernen Beine hier starb; er hatte ungefähr drei Jahre bei uns dort in dem kleinen Häuschen gewohnt. Nun hat er uns freilich von seinen wunderbaren Geschichten Vieles erzählt; allein wo er und seine Frau her gewesen seyen, das ist mir entfallen. Die Frau des ehrlichen Alten wußte auch nichts Gewisses davon zu sagen, doch fand sie eine Auskunft in der Sache: sie erinnerte sich, daß der alte Pfarrer, welcher eine Stunde von da wohnte, den alten Soldaten Franz in seiner langwierigen Krankheit oft besucht und viel Barmherzigkeit an ihm erwiesen, auch den Florentin getauft hatte, sie glaubte also, daß dieser die ganze Geschichte wissen müßte. Nun beschloß Lorenz, seinen Rückweg über den Ort zu nehmen, wo der Pfarrer wohnte, und sich zugleich einen Taufschein von dem Herkommen und der Taufe des Knaben geben zu lassen. Da es nun noch ziemlich hoch am Tage war, so wollte er wieder umkehren und an gedachtem Orte übernachten.

Florentin wünschte indessen sehnlich, das Kämmerchen zu sehen, wo er geboren worden, wo sein Vater gestorben sey und wo er so Vieles gelitten hätte. Michel lächelte, doch gefiel ihm diese Neugierde des

Knaben; seine Frau ging also fort in des Jägers Haus, um den Schlüssel zu dem Häuschen zu holen; denn es hatte seit der Zeit Niemand darinnen gewohnt, sondern es wurde zum Brauen und Backen gebraucht, weil der Jäger zugleich auch Wirth war.

Nun brachte sie den Schlüssel, und sie gingen allzusammen quer über den Wasen hin, auf welchem das einsame Häuschen stand. Vor demselben war ein großer schöner Platz, mit etlichen Vogelbeerbäumen besetzt; gegen Morgen, etwa hundert Schritte, stand des Jägers Haus mit Scheuer und Stallung; gegen Westen zog sich eine schöne große Wiese schief hinab, und jenseits derselben war ein Wald, hintenher aber, gegen Norden, floß ein schöner Bach nach der Wiese hinab, dann folgte ein jäher buschigter Hügel, auf welchem das alte verfallene Schloß Fahlendorn stand.

Nun gingen sie in das Häuschen; hier fanden sie das Brau- und Backgeräthe, linkerhand aber ging eine baufällige Treppe in den obern Stock, welche Florentin hinauf flog, indem sich die Andern unten noch etwas verweilten. Diese aber gingen nun auch hinauf, fanden eine kleine alte Küche, und neben dran eine Kammer. Hier! sagte die Schweizerin zum Knaben, hier haben deine Eltern gewohnt, hier stand das Bett und da der Tisch. Florentin ging hier so emsig herum, als wenn er Etwas gesucht hätte; sein Herz war so beklemmt, daß er sich auf die Erde niedersetzte, und ein ganzer Strom von Thränen floß ihm die Wangen herunter. Seine Begleiter wurden dadurch so gerührt, daß sie Alle Thränen vergoßen. Endlich raffte sich Florentin wieder auf, und nun fiel ihm da, wo das Bett gestanden hatte, auf der beschmutzten und halb zerrissenen getünchten Wand etwas Geschriebenes in die Augen; er flog dahin, las, und fing an laut zu wei-

nen, las weiter, that einen Sprung rückwärts, dann ging er wieder herbei und las noch einmal. Da er nun während der Zeit, als er ſich auf dem Zimmer befand, kein Wort geredet hatte und ihn auch Niemand in ſeiner Empfindung ſtören wollte, ſo trat Lorenz ſelbſt herzu und las folgende Zeilen, die mit Röthel zierlich geſchrieben und noch recht leſerlich waren:

Hier iſt der Kampfplatz, wo ich ſtreite,
Die größten Schmerzen willig leide:
Der größte König will es ſo.
Sollt' ich nicht deſſen Willen ehren,
Durch Dulden deſſen Ruhm vermehren,
Der in der Schlacht mich machte froh.
Franz von Fahlendorn.

Das hat wohl dein guter Vater geſchrieben? ſagte Lorenz zu Florentin mit naſſen Augen. Florentin konnte hierauf anders nicht, als mit Thränen antworten, denn ſein Herz ſaß ihm, wie man zu ſagen pflegt, im Halſe. Michel lief ſo geſchwind fort, als er konnte, holte ſeine Brille und brachte Dinte, Feder und Papier. Dieſes gab er Florentin, welcher den Vers freudig abſchrieb, Michel aber ſetzte ſeine Brille auf die Naſe und beſah den Reim. Ja, ſagte er, das iſt natürlich ſeine Hand, er ſchrieb gar ſchön, meine Söhne hat er noch oft im Schreiben unterrichtet.

Nun gingen ſie alle wieder fort, aber Florentin war nicht wohl wegzubringen, doch folgte er auch, als man ihn nöthigte, und war gar ſchwermüthig. Ach! ſagte er, wenn doch das Häuschen ſo ganz ſtehen blieb, wenn nur nichts dran verändert würde, wenn nur meines ſeligen Vaters Reim nicht verdorben würde, bis ich groß bin, ich wollte das Häuschen kaufen und eine Schule für arme Kinder daraus ma-

chen! Halt! rief Michel: da fällt mir etwas ein. Geschwind, Frau! gib mir den Schlüssel wieder. Sie gab ihn ihm. Er ging wieder ins Häuschen und auf das Zimmer, nahm ein Messer, stach das getünchte Stück mit der Schrift aus der Wand und brachte es herunter. Sie gingen nun wieder in Michels Haus, wo dieser gute Alte das Stück Kalk in ein Papier wickelte, es so in eine Schachtel legte, und nun dem guten Florentin in die Tasche steckte. Dieser sprang vor Freuden, und so zufrieden darüber, als wenn er den größten Schatz gefunden hätte. Nun hab' ich doch etwas von meinem Vater geerbt, sagte er, und freute sich über die Maßen.

Lorenz nahm nun mit seinem Knaben Abschied von den ehrlichen Leuten und ging noch diesen Abend nach Stockheim, wo der Pfarrer wohnte, logirte sich in ein Wirthshaus ein, und ging nun alsofort mit Florentin zum Pfarrer. Lorenz erzählte ihm alles, warum er da war. Der Pfarrer freute sich sehr, daß sich Gott über das arme Kind erbarmt hatte. „Ja," sagte er, „mein lieber Sohn! deine Eltern waren ehrliche Leute: dein Vater war gebürtig von Fahlendorn, und stammte noch von den uralten Edlen von Fahlendern her; aber seine Voreltern hatten sich durch vieljährige Armuth nach und nach mit bürgerlichen Weibern verheirathet, so daß ihr Adel verloren ging. Das Gut war ganz verschuldet; der alte Graf zahlte die Schulden und zog das Gut an sich. Unsere Kirche allhier ist bei dieser Sache sehr interessirt gewesen: das ganze Archiv der Herren von Fahlendorn ist ehemals in Kriegszeiten hieher gekommen. Auch steht die ganze Familie in unsern Kirchenbüchern, du, dein Vater, dein Großvater und so weiter hinauf dein ganzes Geschlecht.

Dein Vater begab ſich in ſeiner Jugend in Kriegsdienſte; er war immer ein braver geſchickter Mann, er konnte ſchön leſen und ſchreiben, und war in ſeiner Religion wohl gegründet, doch hatte er ſein Glück nicht gemacht. Das kam aber daher: er war kam in Dienſte gegangen, als er in den Winterquartieren mit einem ſehr guten und braven Mädchen, eines Schulmeiſters Tochter aus der Pfalz, bekannt wurde. Die Beiden verliebten ſich ſo heftig in einander, daß ſie im Frühjahre, als er mit dem Pfälziſchen Contingent nach Ungarn gegen die Türken zu Felde ziehen ſollte, heimlich mit ihm fortging. Doch haben ſie ſich im Frankenland ordentlich kopuliren laſſen; den Kopulationsſchein habe ich hier in Verwahrung, auch hat ſich deine Mutter, ſo wie ihr Mann noch auf ſeinem Todbette oft und heilig verſichert hat, die verſchiedenen Jahre lang, welche ſie mit ihm im Felde geweſen, ganz unſträflich aufgeführt; und dieß zeugt wahrlich von einer ſehr erhabenen Tugend deiner Mutter.

Nach vier Jahren kam der Friede zu Stande. Dein Vater, ob er gleich im Kriege ein Bein verloren hatte, wurde doch abgedankt, weil er eine Frau hatte. Die guten Leute waren zwar allein, denn ein paar Kinder waren ihnen geſtorben; aber ſie hatten auch für ſich nichts, ſie mußten ſich mit Betteln durch die Welt ſchleppen, und kamen endlich ſehr elend zu Fahlenborn an; ſie pachteten da ein Häuschen und arbeiteten ſo viel ſie konnten. Du wurdeſt endlich geboren, deine Mutter bekam aber im Kindbette einen Fehler, ſo daß ſie auch nicht mehr arbeiten konnte, und dein Vater ſtarb nach vielen langwierigen Schmerzen als ein recht frommer Mann. Ich weiß gewiß, deine beiden Eltern ſind im Himmel."

Florentin war bisher ganz Ohr geweſen, und

Lorenz selbst hatte sehr eifrig zugehört. Nachdem nun der Pfarrer alles erzählt hatte, bat ihn Lorenz, ihm die Dokumente der Eltern einzuhändigen, und ihm zugleich einen Taufschein von Florentin, nebst einem umständlichen Berichte von seinem Herkommen mitzutheilen.

Der Pfarrer antwortete ihm hierauf: daß er dem Knaben ein Zeugniß und Nachricht von seinem ehrlichen Herkommen, auch einen Taufschein gerne ertheilen wolle; übrigens gebe er aber keine Urkunde heraus, sondern er wolle sogleich mit einem Notarius und Zeugen das ganze Fahlendornische Archiv in ein besonderes Kistchen zusammen legen, auch eine Nachricht, mit seiner eigenen Hand geschrieben, von der Lebensgeschichte Franzens von Fahlendorn beifügen, und zugleich die Seiten des Kirchenprotokolls anzeigen, wo alle Herren von Fahlendorn bis auf Florentin zu finden seyen. Dieses Kistchen sollte versiegelt und in der Kirchensakristei für ihn aufbehalten werden: denn da er doch der eigentliche Erbe sey, so könnte er, wenn er einmal würdig wäre, vielleicht guten Gebrauch davon machen.

Lorenz und Florentin verwunderten und freuten sich aus der Maßen über diese Nachricht, nahmen Abschied vom Pfarrer und begaben sich in ihr Wirthshaus. Des Morgens früh ging Lorenz allein zu ihm und holte die Schrift ab. Der gute Mann wollte nichts zur Bezahlung annehmen, und versprach nochmals, daß er noch heute die Sache wegen des Archives zu Stande bringen wolle.

Noch muß ich bemerken, daß der Pfarrer Lorenzen und Florentin ernstlich ermahnte, letzteren immer Florentin von Fahlendorn sich schreiben zu lassen, weil es sein Vater auch so gethan hätte.

Nun gingen die Beiden zufrieden und vergnügt wieder nach Heizenheim zurück.

Auf dem ganzen Wege sprachen unsere beiden Reisenden sehr wenig. Lorenz war ohnehin von wenig Worten, und Florentin war von dem, was er gesehen und gehört hatte, der Kopf ganz voll. Besonders aber wünschte er, daß seine Geschichte nun auch jedermann wissen möchte. So viel Verstand hatte er, daß er sich seines ehemaligen Bettelns nun nicht mehr schämte; allein von ehrbaren Leuten herzustammen, war doch so reizend für ihn, daß er sich nicht wenig darauf einbildete. Er kannte aber auch Lorenzen wohl, und wußte, daß er nichts mehr davon erzählen würde, als gerade die höchste Noth erforderte.

Als sie noch etwa eine Stunde zu gehen hatten, fing Florentin an: Vater, ich glaube doch, daß sich Niklas, Clara und Rosine recht freuen, wenn sie hören, daß ich brave Eltern gehabt habe, auch wird sich das ganze Dorf verwundern.

„Das kann wohl seyn."

Wollen wir's Niklasens Leuten nicht gleich sagen, wenn wir nach Hause kommen?

„Er kann ja geschrieben lesen."

Wollt ihr ihm denn die Briefe geben?

„Sey still, Junge! und laß mich machen."

Florentin mußte sich nun zufrieden geben, und auf dem übrigen Wege wurde nichts mehr geredet.

Als sie nach Hause kamen, zog sich Lorenz aus und setzte sich zu dem Feuer. Ruprecht so wenig als Martha fragten nach seiner Reise, und was er ausgerichtet habe; doch war Martha neugierig und nahm Florentin bei Seite. Dieser machte sich auch

gar kein Bedenken, ihr alles zu ſagen, was er geſehen und gehört hatte. Sie freute ſich aus der Maßen, und erzählte auch insgeheim ihrem Vater die ganze Sache.

Des Morgens früh ging Lorenz zu Niklaſen, ließ Clara und Roſinen auch dazu kommen, und las ihnen ſeine Briefſchaften vor. Darauf zog er ſich an und ging nach dem eine halbe Stunde entlegenen Kirchdorfe zum Pfarrer, wo er alles ins Kirchenbuch eintragen, auch die Papiere dem Kirchenprotokolle beilegen ließ. Nun währte es nicht lange mehr, daß das ganze Kirchſpiel voll von der Geſchichte Florentins von Fahlendorn ward, und tauſenderlei Umſtände und Sachen wurden der Geſchichte hinzugedichtet, die mehr oder weniger wahr, oder auch rühmlich waren.

Florentin war immer ein vortrefflicher Knabe geweſen und hatte außerordentliche Naturgaben. Beſonders ging all ſein Dichten und Trachten auf die Bücher; viel zu lernen, zu wiſſen und zu erfahren, das war ganz ſeine Sache. Bei dem allem aber lag ein auſſerordentlicher Trieb zur Thätigkeit in ihm: er konnte nicht einen Augenblick ruhig ſeyn, immer mußte er etwas zu ſchaffen haben, aber man konnte niemals bemerken, wohin eigentlich ſeine Hauptneigung ging. Lorenz war auſſerordentlich zufrieden mit ihm; doch hatte er ſchon lang, ohne Jemanden ein Wort zu ſagen, in ſeinem Herzen geglaubt, daß es Schade wäre, wenn der Knabe ein Bauer werden ſollte, Rupprecht und Martha redeten einsmal des Abends über Tiſch davon. Der Alte behauptete, er würde ſich zum Ackerbaue vortrefflich ſchicken. Martha zweifelte daran nicht, doch meynte ſie, es ſey beſſer, wenn man ihn ein recht gutes Handwerk erlernen ließ. Florentin war nicht zugegen, ſondern bei Roſinen, ſonſt würde Lorenz die Berathſchlagung in Gegenwart des Knaben

nicht geduldet haben. Er ſagte auch zu dem allem nicht ein Wort, bis er endlich dem Geſpräch mit der Bemerkung ein Ende machte: es ſey Schade, wenn man Ahorn-, Birnbaum-, Masholder- und Nußbaumholz zum Verkohlen brauchte! Ruprecht und Martha verſtanden wohl, was er damit ſagen wollte, ſie unterſtanden ſich aber nicht, weiter zu fragen, was er denn aus ihm zu machen gedächte? — Ich bin aber auch gewiß verſichert, daß es Lorenz eben ſo wenig wußte, auch nicht einmal darüber nachdachte, denn er war gewohnt, immer nur die gegenwärtigen Umſtände und Gelegenheit auf das Beſte zu benützen. Zukünftige Plane aber waren ihm äußerſt verhaßt: denn man nützt immer nur die gegenwärtigen Umſtände der Dinge zu ihrer Ausführung. Da nun dieſe ſich gewöhnlich ändern, ſo werden die meiſten Plane zu Waſſer.

Seit der Zeit aber, als Florentin die Geſchichte ſeiner Eltern und ſeines Herkommens wußte, nahm die Entwicklung ſeiner Triebe eine ganz andere Richtung. er ſpürte eine auſſerordentliche Unruhe, ein Beſtreben nach einem unbekannten Etwas in ſeinem Gemüthe. Er dachte an ſeine Vorfahren, dachte an das ruinirte Schloß Fahlendorn, das ihnen zugehört hatte, phantaſirte ſich dahin und ſah dann in ſeiner Einbildung ſeine Urväter in ritterlicher Kleidung dort umhergehen. Wenn er ſich nun genau prüfte, ſo ſpürte er doch keine Neigung, ein Edelmann zu werden; vielleicht hatte auch Roſine vielen Antheil daran, daß er ſo etwas nicht wünſchte. Denn, die Wahrheit zu ſagen, um dieſe Zeit fing ſchon der Gedanke bei ihm an Wurzel zu ſchlagen und nach und nach zur großen Leidenſchaft aufzuwachſen, daß er Roſinen dereinſten heirathen wollte. Nun ſah er wohl ein, daß ihn dieſe

Heirath hindern würde, ein großer Herr zu werden. Doch war ihm auch der Gedanke, ein Bauer zu seyn, unerträglich; immer, Jahr aus Jahr ein, die einförmigen Arbeiten der Landwirthschaft zu treiben, schien ihm viel zu langweilig; kurz, er fühlte eine außerordentliche Spannung seiner Seelenkräfte, denen er keine Richtung zu geben wußte, weil ihm seine Bestimmung ganz unbekannt war. Niemand konnte ihm auch Rath geben: denn er wußte seine Seelengestalt nicht zu beschreiben, und wenn er's gewußt, so war doch Niemand im ganzen Dorfe, der ihm hätte aushelfen können. Indessen war er ganz still und entdeckte sich Niemand, er konnte es auch nicht, und ob ihm gleich viele Arbeiten nun zur Last waren, die man ihm auflegte, so that er sie doch mit Munterkeit: denn sein dankbares Herz gegen seine Wohlthäter war viel zu groß, um sie nur im geringsten merken zu lassen, wo es ihm fehle. Lorenz fing aber nach und nach an zu zweifeln. Oft fand er ihn in Gedanken vertieft, und zuweilen seufzend; wenn er ihm dann ein Geschäft auftrug, so spürte er, daß sich Florentin stärker anstrengte als sonsten; kurz, er spürte, daß sein Fleiß nicht natürlich, sondern erzwungen war. Dieß that ihm in der Seele weh; allein da er wußte, daß er die Sache keineswegs ändern konnte, so ließ er ihn gehen, hieß ihn selten etwas thun, und bat auch seine Leute, sie möchten ihn nicht zu sehr anstrengen. Denn er dachte bei sich selbst: der Knabe ist rechtschaffen, die Vorsehung waltet über ihn, und die wird veranstalten, wie es gehen soll.

Florentin ging wöchentlich ein paarmal mit Rosinen und andern Kindern seines Alters nach Birkenstein in die Kirche zur öffentlichen Kinderlehre. Der Pfarrer war ein gewöhnlicher mittelmäßiger braver

Mann, doch bemerkte er die außerordentliche Fähigkeit der beiden Kinder, besonders entdeckte er an Florentin einen edlen hohen Geist. Daher gewann er ihn sehr lieb, redete in allen Gesellschaften von ihm, und confirmirte ihn nebst Rosinen schon gegen das Ende ihres vierzehnten Jahres.

Nun lebte zu Birkenstein ein edler junger Mann, Namens Stahlmann. Er war ein einziger Sohn sehr reicher Eltern, die aber beide todt waren. Sie hatten ihn Theologie studieren lassen, er hatte sich zehn Jahre auf hohen Schulen aufgehalten, war ein großes Genie und überhaupt ein ganz vortrefflicher Mann. Weil er aber eine schwache Brust hatte, konnte er kein Amt annehmen; lebte daher still für sich von seinen Einkünften, und schrieb schöne Schriften, so daß er doch sehr vielen Nutzen schaffte.

Dieser Herr Stahlmann hatte vieles von Florentin gehört; da ihm nun aber auch der Pfarrer so viel Rühmliches von ihm erzählte, beschloß er, den seltenen Jüngling einmal zu sich kommen zu lassen und mit ihm zu reden. Er gab daher seinem Bedienten Befehl, ihn am Sonntage nach der Kirche zu ihm zu führen. Dieß geschah. Stahlmann setzte ihm einen Stuhl, und fing nun an mit ihm zu reden:

„Sag Er mir, mein Freund! seines Herzens Gedanken über Alles, was ich Ihn fragen werde; sey Er nicht blöde und verhehl Er mir nichts."

Der sanfte Ton, die Herablassung und die freundliche Miene, mit welcher Herr Stahlmann redete, nahm Florentin so ein, daß er im Augenblicke volle Freiheit fühlte, Alles zu sagen, was er wußte; er antwortete also: das will ich herzlich gern thun. Stahlmann fuhr fort:

„Ich höre, daß Er ſo gute Fähigkeiten zum Lernen hat; hat Er denn auch Luſt zu den Büchern?“

Ich habe zu nichts ſo große Luſt, als zu den Büchern; aber wenn ich mir vorſtelle, ob ich wohl gern ein Geiſtlicher, oder ſonſt ein gelehrter Mann werden möchte? ſo fühle ich doch keine ſonderliche Neigung dazu.

„Möchte Er denn lieber ein Bauer werden?“

Ganz und gar nicht.

„Ein Handelsmann oder ein Künſtler vielleicht?“

Auch das gar nicht.

„Will Er denn gar in den Krieg gehen?“

Dazu hab' ich keine Luſt.

„Ei, nun alle Welt! was will Er denn? wozu ſpürt Er denn die größte Neigung?“

Hier drangen dem guten Florentin die Thränen in die Augen; es war ihm eben ſo wie Jenem, bei dem der Wundarzt verborgenes Geſchwür aufſucht, nun mit forſchender Hand auf den rechten Fleck kömmt, und der Kranke vom Drucke einen Stich fühlt.

„Herr Stahlmann! fing er an, ich weiß ſelbſt nicht, was ich will. Ich will Ihnen aber ſagen, wie's mir iſt: meine größte Freude iſt, Bücher zu leſen, und doch mag ich kein Gelehrter werden; ich kann keinen Augenblick müßig ſeyn, muß immer etwas arbeiten, und doch Alles, was ich thue, iſt das Rechte nicht, was ich thun möchte. Wenn ich mich dann ſelbſt frage, was ich denn gern thun möchte? ſo weiß ich's nicht. Da gehe ich oft an einen Ort alleine, falle auf meine Knie und bete: lieber Gott! ich möchte gern Vieles, Vieles! — ſehr Vieles thun, und ich weiß nicht, was? hilf mir doch, daß ich viel zu thun bekomme, das mir gefällt!“

Stahlmann verwunderte ſich über dieſen Knaben aus der Maßen. Er wurde innig gerührt und ſagte: Freund Florentin! betet Er denn oft ſo?

„So bete ich alle Tage, ſo immer fort wünſche ich es ſo vor Gott.“

Nun das iſt brav! fahr Er nur ſo unabläßig fort, ſo wird er bald ſehen, was Gott mit ihm vor hat. Aber er verrichtet doch allerhand Geſchäfte in der Haushaltung; nun unterſuche Er ſich einmal genau, welche Geſchäfte er am liebſten thut, und erzähle Er mir ein und anders!

Florentin bedachte ſich eine Weile; endlich fing er an. Zum Beiſpiele: Letzthin hatte einer unſerer Nachbarn ein Kalb verloren, das erſt kürzlich zur Heerde gekommen war; ich durchlief Berg und Thal, und hatte keine Ruhe, bis ich es gefunden und dem Nachbarn wieder gegeben hatte. Ja mir war bang, ein Anderer möchte es finden.“

Herr Stahlmann wurde bei dieſer Erzählung tiefſinnig und ſchwieg eine Weile; nun aber fragte er: Hat Er denn eine große Freude am Vieh?

„Ganz und gar nicht.“

Kann Er mir nicht noch mehrere dergleichen Beiſpiele erzählen?

„O ja. Vor einem Viertelſahre kam ich mit einem Nachbarsknaben aus der Kirche. Unterwegs trafen wir einen gottloſen Buben an, der mit meinem Kameraden Zänkereien anfing. Ich beſchützte ihn und ſagte den muthwilligen Knaben fort. Das machte mir auch große Freude.

Erzähl' Er mir noch mehr.

„Als einsmals ein Knabe auf dem Eiſe ein Bein zerbrochen hatte, gab ich allen Knaben im Dorfe den Anſchlag, daß derjenige, welcher hinfort auf das Eis gehen würde, der Hanswurſt heißen, und daß kein Knabe mit ihm mehr umgehen ſollte. Wir wurden deſſen alle einig, und gaben uns alle die Hand darauf, es zu halten. Seitdem geht Keiner mehr auf das Eis, und es geſchieht alſo kein Unglück mehr.

„Auch fluchten die Knaben in unſerm Dorfe abſcheulich. Da ſtellte ich ihnen vor, daß das Fluchen eine ſehr große Sünde ſey. Niemand wußte Rath, wie man es am beſten abſchaffen könnte. Da ſagte ich: wer hinfort fluchen würde, dem ſollten alle Knaben, die es hören würden, ins Angeſicht ſpeien; wir machten das feſt unter uns, gaben uns alle die Hand darauf: das Speien geſchah ein paar mal, und Keiner fluchte mehr. Dergleichen Dinge freuen mich dann, wenn ich ſie ausgerichtet habe, ſo ſehr, daß ich immer ſo etwas thun möchte. Alles Andere iſt mir verdrüßlich.“

Herrlich! Herrlich! rief Stahlmann aus; aber ich möchte gern noch Eins wiſſen: Hat Er denn darum ſo große Freude an dergleichen Handlungen, weil Er findet, daß ihn die Leute loben und lieb haben. Oder hat Er die Menſchen ſo lieb, daß Er ihnen gern Gutes thut? oder: glaubt Er, daß Er einen Gottesdienſt dabei verrichte?

Florentin bedachte ſich eine Weile; endlich antwortete er: „Mir däucht, daß ich alle drei Dinge an mir habe; denn freilich habe ich gern, wenn die Leute Gutes von mir reden und mich lieb haben; aber doch glaube ich, daß ich mehr aus Liebe zu den Menſchen ſo etwas thue; denn ich würde es auch thun, wenn es Niemand gewahr würde; ich habe es aber doch lieber, wenn die Leute es wiſſen; und endlich: ich glaube doch auch, daß ſo etwas unſerem Herr Gott gefällt.“

Herr Stahlmann hatte nun einen Blick in des Jünglings ganze Seele gethan: jetzt wußte er Alles; er erkannte im helleſten Lichte der Wahrheit, daß Florentin zu einem erhabenen Berufe beſtimmt ſey. Doch ließ er ſich nichts merken, ſondern gab ihm folgenden Unterricht:

„Hör Er, lieber Florentin! ſey Er nur ganz ru-

hig, fahr' Er fort zu beten, und je mehr Er ſolcher guten Handlungen thun kann, deſto beſſer iſt es: denn das iſt eigentlich das Hauptſtück, worauf Religion, Tugend und Rechtſchaffenheit beruht; allein jetzt will ich ihm eine wichtige Sache ſagen: Er muß ja nicht darauf ſehen, ob ihn die Leute darum lieben oder loben; je heimlicher Er ſolche Thaten verrichten kann, deſto beſſer iſt es und deſto mehr Glück und Segen wird Er davon haben. Uebrigens bekümmere Er ſich gar nicht darum, was Er in Zukunft werden will; dafür wird Gott gewiß ſorgen; thue Er nur Alles willig und mit Freuden, was ihm ſeine Leute befehlen; denn das iſt ſeine größte Pflicht. Aber, ich höre, Er hat ein Mädchen, womit Er beſtändig umgeht; denkt die denn auch ſo wie Er?"

O ja! antwortete Florentin: Roſine hat juſt ſolche Gedanken wie ich.

Herr Stahlmann klopfte ihm auf die Schultern und ſagte: Geh Er nun in Gottes Namen nach Hauſe und fahre Er nur fort, ſo brav zu ſeyn, Gott wird für ihn ſorgen. Florentin verſprach es zu thun und ging nach Heizenheim zurück. Jetzt ſchien es ihm klarer zu ſeyn, was eigentlich ſein Wunſch ſey, doch konnte er ſich's noch nicht recht entwickeln.

Florentin erzählte ſeinen Leuten Alles von Wort zu Wort, was er mit Herrn Stahlmann geſprochen hatte; Niemand aber antwortete ihm darauf. Rupprecht und Martha konnten es nicht, und Lorenz wollte nicht. Doch weil ſie alle drei ihn herzlich lieb hatten, ſo waren ſie Alle, ein jeder nach ſeiner Art, bekümmert, was aus der Sache werden würde.

Mir kömmt ihre Gemüthsverfaſſung gerade ſo vor,

als wenn man einem Hunde, der erst Junge bekommen hat, ein kleines neugebornes Löwchen zwischen seine Hündchen legt. Anfänglich kümmert es ihn nicht, er säugt sie Alle, hat sie Alle gleich lieb. Nach und nach aber merkt er, daß der Löwe größer wird. Er bekommt eine größere und dickere Schnauze; es zeigen sich lange steife Haare um den Hals, die Augen werden groß, feurig und schauen grimmig um sich, der gute Mutterhund stellt sich vor ihn, schaut ihn an, wedelt mit dem Schwanze und möchte mit ihm spielen; aber der junge Löwe regt sich, sträubt die keimenden Mähnen, gähnt und reißt den Rachen auf bis an die Ohren. Der Alte mag das nicht ansehen, er macht einen krummen Rücken, nimmt den Schwanz zwischen die Hinterbeine, läßt den Kopf hängen, und spaziert in dieser Stellung bis an die Stubenthür; nun schaut er noch einmal schüchtern oder zärtlich um, und da er findet, daß die Sache nun einmal nicht anders ist, so legt er sich hin und heult. Man ziehe nun von dieser Schilderung das Körperliche und Thierische ab, so wird man Ruprechts, Lorenzens und Marthens Empfindungen ungefähr errathen. Doch diese Lage der Sachen nahm bald eine andere Wendung.

Herr Stahlmann hatte nicht so bald Florentins Gemüthsart entdeckt, als er auf ein Mittel dachte, ihn zu befördern und näher zu seiner Bestimmung zu führen. Endlich fiel ihm ein alter Universitätsfreund ein, mit dem er noch immer in der engsten Freundschaft lebte und im vertrauten Briefwechsel stand. Dieser war ein reicher Edelmann, der eine große Herrschaft besaß, in derselben wohnte und sie selbst verwaltete; er nannte sich Freiherr von Beulenburg; seine Güter stießen an die Grafschaft Eichenhorn und waren außerordentlich fruchtbar und angenehm.

Der Herr von Beulenburg hatte den vortrefflichsten Charakter der Welt; er war einer von den seltenen Männern, die alle ihre Glückseligkeit und ihre ganze Ehre darin suchen, andern Menschen Gutes zu thun. Seine Gemahlin war mit ihm Eines Sinnes; besonders aber hatte sie das sanfte gefällige Wesen an sich, das vorzüglich die Reize eines Frauenzimmers so unendlich erhöhet.

In ihrer sehr vergnügten Ehe hatten sie zwei Kinder gezeugt: das älteste war ein Sohn von zwölf, und das jüngste ein Fräulein von zehn Jahren; Beide schienen in die Fußtapfen der Eltern zu treten und edle Menschen zu werden.

Diesem Herrn hatte nun Stahlmann Florentins ganze Geschichte bis auf die kleinsten Umstände geschrieben, und seine sonderbaren Fähigkeiten, seine seltenen Triebe zur Wohlthätigkeit, seine Frömmigkeit, besonders auch die vertraute Freundschaft, in welcher er mit Rosinen stand, gemeldet. Auch hatte er ihm Rosinen ganz genau geschildert und ihn endlich ersucht, wenn es möglich wäre, Beide in seine Dienste zu nehmen.

Dem Herrn von Beulenburg und seiner Gemahlin kam diese Geschichte so merkwürdig vor, daß alsofort beschlossen ward, beide Kinder zu sich zu nehmen. Stahlmann bekam also bald erwünschte Antwort; er ging nun sofort nach Heizenheim und sprach zuerst mit Ruprechts Leuten. Lorenz wurde ganz heiter, als er das hörte; denn er hätte gern Florentin versorgt, und fand doch, daß er's nicht konnte. Der alte Ruprecht aber und Martha wurden sehr betrübt; sie hatten eine besondere Freude an dem Jünglinge. Ruprecht konnte alle Abende, wenn sie zusammen schlafen gingen, mit ihm plaudern und ihm die Geschichten seiner Jugend erzählen; denn Floren-

tin hörte ihm gerne zu und wurde allemal dadurch erbaut: auch fragte er den Großvater immer um alle Kleinigkeiten, und das macht solchen Alten wahre Freude, denn sie denken, man verachte sie, da sie doch glauben, viele Erfahrung zu haben und Andere belehren zu können. Es ist daher junger Leute, besonders der Kinder, Pflicht, die Alten auch hierin zu ehren, daß sie ihnen gern zuhören, sie um Rath fragen, und ihnen folgen, so viel als möglich ist.

Martha war besonders ein gutes liebes Weibchen und eine Kinderfreundin; der Umgang mit Florentin war ihr so süß, weil sie selbst keine Kinder hatte, daß sie sich gern überredet hätte, sie habe ihn unter ihrem Herzen getragen.

Lorenz aber, der ihn nicht weniger liebte, dachte weiter; denn er wußte gewiß, daß Florentin immer ihr Kind bleiben und sie als seine Eltern ehren würde. Nun hatte er sich einmal in den Kopf gesetzt, der Knabe müßte unfehlbar ein großer Herr werden, und daher erwartete er dereinst Ehre und Vergnügen durch ihn.

Florentin endlich fühlte eine sonderbare und gewaltige Bewegung in seinem Gemüthe; er ahnete eine große Veränderung zu seinem Vortheile; sein Herz erweiterte sich; er glaubte zwischen Himmel und Erden zu schweben, ging hin in die Einsamkeit, sein Mund konnte kein Wort zu Gott reden, aber sein Herz strömte ganz von Empfindungen über und redete nur allein dem Ewigen hörbare und verständliche Worte. Der Gedanke von seinem künftigen Schicksale hatte seinen Geist so erfüllt, daß er anfänglich an seine Rosine nicht dachte; als ihm aber einfiel, daß sie sogar mit ihm bei einerlei Herrschaft in Dienste gehen sollte, da schwamm er in Vergnügen. Er lief aufs Neue zu seinem einsamen Plätzchen und dankte dem allgütigen Lenker seines Schicksals mit tausend Thränen.

Nachdem nun Herr Stahlmann Ruprechts und seiner Leute Einwilligung erhalten hatte, verfügte er sich auch zu Niklasen. Lorenz ging mit, denn sie befürchteten da mehrern Widerstand; allein sie irrten sich. Beide Eltern waren nicht nur bereitwillig, sondern freuten sich noch recht sehr darüber. Dieß könnte Manchem sonderbar scheinen, weil Rosine ihr einziges Kind war. Allein sie selbst hatten schon lange bemerkt, daß sich das Mädchen zur Bäuerin nicht schicken würde, weil sie immer mit Lesen, Schreiben, Singen und andern solchen Sachen die Zeit zubrachte; auch der Schulmeister Blasius hatte ihnen von Rosinen so hohe Begriffe beigebracht, daß sie den Gedanken, sie bei sich zu behalten, schon lange aufgegeben hatten. Sie beschloßen daher, ihre Tochter ziehen zu lassen.

Herr Stahlmann schrieb also seinem Freunde: Er möchte nun verordnen, wenn die Kinder kommen sollten. Dieser schickte einen Mann mit einem Wagen, der sie abholte. Der Abschied war von beiden Seiten schwer, doch wurde er den Kindern am leichtesten; und da Beulenburg nur acht Stunden von Heizenheim lag, so trösteten sich Alle damit, daß sie oft zusammen kommen könnten. Stahlmann reiste selbst zu Pferde mit, um zu sehen, wie die Kinder aufgenommen würden, auch um die Einrichtung, welche man mit ihnen treffen würde, desto genauer zu wissen, und allenfalls auch mit Rathe an die Hand zu gehen. Unterweges unterrichtete er sie, wie sie mit dem gnädigen Herrn, der gnädigen Frau und ihren Kindern reden, und überhaupt wie sie sich aufführen müßten.

Sie langten schon am Abend des ersten Tages zu Beulenburg an: Beide, der Herr und seine Gemahlin, waren neugierig, die Kinder zu sehen. Als sie

daher Herrn Stahlmann freundlich bewillkommt hatten, ließen sie sich vor sich kommen. Schon der erste Anblick nahm die Herrschaft für sie ein; denn die Wahrheit zu sagen, Florentin hatte eine vortreffliche, schöne und hohe Gesichtsbildung, Rosine auch, doch waren der letztern Züge sehr sanft, zärtlich, und verriethen eine gemäßigte Melancholie.

Nach einigen kurzen Fragen, wodurch der Verstand der Kinder geprüft und mit Verwunderung entdeckt wurde, befahl Beulenburg, daß man sie wohl verpflegen und ihnen freundschaftlich begegnen sollte.

Des Abends über Tische, an welchem Beulenburg, seine Gemahlin, der junge Herr, die Fräulein, Herr Stahlmann und Herr Rheinwald, Hofmeister der adelichen Kinder, zusammen speisten, wurde von der Einrichtung gesprochen, die man am füglichsten mit den Neuangekommenen zu treffen hätte. Nach einigen Berathschlagungen beschloß Beulenburg, Florentin seinem Rentmeister anzuvertrauen, und seine Gemahlin glaubte, Rosinen nicht besser unterbringen zu können, als wenn sie dieselbe ihrer Beschließerin zur Gehülfin oder Aufwärterin bestimmte. Zugleich aber wurde Herrn Rheinwald aufgetragen, die Beiden mit ihren Kindern zugleich in Allem zu unterrichten, und sie alle Vier in Ansehung des Unterrichtes ganz gleich zu halten.

Der Herr von Beulenburg hatte seine Haushaltung und die Regierung seiner Herrschaft sehr ordentlich eingerichtet. Ein Richter oder Amtmann verwaltete die Justiz, der Rentmeister Heilmann besorgte die Einkünfte, zugleich aber hatte er auch den Auftrag, für die Aufnahme der Gewerbe und des Wohlstandes der Unterthanen zu sorgen. Die Beschließerin war eine etwas betagte Predigerswittwe; sie nannte sich

Straßmannin und hatte volle Aufsicht über die Haushaltung. Dieser wurde nun Rosine übergeben und ihr anbefohlen, sie wie ihre eigene Tochter zu halten; ebenso übernahm der brave Heilmann den Florentin in seine Pflege. Beide, sowohl Heilmann als die Beschließerin, waren unverheirathet, sie wohnten und speisten im Schlosse an Einer Tafel, an welcher auch Rheinwald gewöhnlich speiste, und an diese wurden auch Florentin und Rosine zum Essen angewiesen. Das Erste, was man mit ihnen vornahm, war, daß man sie ordentlich kleidete, ihnen den kleinen Anstrich von bäurischen Sitten abgewöhnte, und sie nach und nach zu einem anständigen Betragen anführte. Dieß fiel aber gar nicht schwer, weil sie eine natürliche Anlage zu dem Allem hatten.

Herrn Rheinwalds Bemühungen gingen dahin, allen Vieren die nöthigen Sprachen, den beiden Jünglingen die lateinische, französische und englische, den jungen Frauenzimmern aber nur das Französische beizubringen. Im übrigen gründete er sie auf die herrlichste Weise in der Religion, unterrichtete die Jünglinge in der Mathematik, Physik, und besonders in den ökonomischen Wissenschaften; alle Vier aber bildete er durch die herrlichste Lektüre zu edeln und erhabenen Menschen; und da er das Klavier selbst spielte, so gab er allen Vieren Unterricht. Hierin aber nahm Rosine dergestalt zu, daß sie es bald allen Andern zuvor that: besonders lernte sie ganz vortrefflich zum Klavier singen. Endlich lernte die Fr. Straßmannin ihre Pflegetochter die schönsten Frauenzimmerarbeiten, Stricken, Nähen, Sticken, Spitzen machen, Küchen- und Haushaltungsgeschäfte, und Herr Heilmann brauchte Florentin beständig in seiner Schreibstube, gab ihm auch wohl zu Zeiten allerhand Aufträge an die Unterthanen.

Das war nun gerade Florentins Fach. Er nahm dergeſtalt in den Wiſſenſchaften, worinnen er unterrichtet wurde, zu, daß ihn Jedermann bewunderte; und Roſine wurde an ihrer Seite ebenfalls ein vollkommenes Frauenzimmer; Beide aber gaben allen jungen Leuten ein Muſter der edelſten Aufführung. Lorenz und Niklas verſäumten auch nicht, wenigſtens alle halbe Jahre ihre Kinder zu beſuchen; ſie freuten ſich dann bis zu Thränen, wenn ſie ſahen, daß ſie ſo ſchön gekleidet, ſo brav und ſo beliebt waren. Voller Wonne wanderten ſie dann nach Hauſe, und ſelbſt Lorenz konnte ſich nicht enthalten, ein und anders von dieſen Kindern zu ihrem Lobe zu erzählen.

So verging ein Zeitraum von vier bis fünf Jahren. Doch nun fingen Veränderungen und Schickſale an zu keimen, deren Entwicklung große Folgen für Florentin und Roſine hatten.

Florentins ganze Beſchäftigung ging dahin, ſich mit ſolchen Wiſſenſchaften zu bereichern, welche dem gemeinen Weſen nützlich ſind. Dieß war von jeher ſein Grundtrieb geweſen, und da er demſelben in ſeinem vorigen Zuſtande nicht folgen konnte, ſo entſtand daher die beklemmte Gemüthsverfaſſung, in welcher er ſich zu Heizenheim befand. Zu Beulenburg aber war er gleich einem Baume, den man in ſeinen natürlichen Boden und Himmelsſtrich verſetzt hatte. Alle ſeine Seelenkräfte entwickelten ſich, und er ward gleichſam der Menſch, der er zu werden von dem Schöpfer beſtimmt war. Zu Hauſe ſtudirte er, und übte ſich in Herrn Heilmanns Geſchäften ſo, daß er Alles praktiſch erlernte. Oft ward er über Feld geſchickt, wo er dann vielfältige Gelegenheit fand, den Bauersleu-

ten nützlich zu seyn, indem er sie bald in diesem, bald in jenem Stücke unterrichtete, ihnen guten Rath ertheilte, oder auch sonst in ihren Angelegenheiten ihnen behülflich war.

Beulenburg, welcher immer ein aufmerksames Auge auf ihn hatte, bemerkte alle seine Handlungen, und gewann ihn lieb wie seinen eigenen Sohn. Oft unterredete er sich Stunden lang mit ihm, sprach ihm sanft und freundlich zu, unterrichtete ihn selbst in vielen Stücken, und da er fand, daß Florentin seine Vertraulichkeit auf keinerlei Weise mißbrauchte, so nahm er ihn gleichsam zu seinem Gesellschafter an, ließ ihn die meiste Zeit bei sich auf seinem Zimmer arbeiten, und wenn er in den Garten oder sonst spazieren ging, nahm er ihn fast allemal mit.

Der junge Herr von Beulenburg hatte die großen Gaben nicht, die Florentin besaß, doch aber war er ein sehr würdiger Jüngling, dem es nicht an genugsamer Anlage zur Ausbildung derselben fehlte, um dereinst seinem Vater vollkommen ähnlich zu werden. Er liebte auch Florentin über die Maßen; denn Rheinwald's wenig als die Eltern, hatten die adelichen Kinder gewahr werden lassen, daß sie Geschöpfe von höherer Gattung seyen, im Gegentheil wurde ihnen auf alle mögliche Weise beigebracht, wie sie die Vorzüge ihrer Geburt dazu anwenden müßten, das Wohl und die Glückseligkeit anderer Menschen zu befördern, und daß es dieser erhabenen Pflicht gerade entgegen sey, wenn man sich über Andere erhebt und sie neben sich verachte. Aber auf der andern Seite führte der rechtschaffene Hofmeister auch Florentin ernstlich dazu an, die Gnade, welche er in seinem Leben von Höhern genießen würde, dazu anzuwenden, immer demüthiger zu werden. Die wahre Demuth ist einem Oele

gleich, welches das Feuer der Liebe und des Wohlwollens nähret und vermehret, der Hochmuth hingegen gleicht einem Wasser, welches es nach und nach auslöscht.

Oft mußte auch Florentin, wenn er ausgeschickt wurde, den jungen Herrn mitnehmen, damit er sich ebenfalls angewöhnen möchte, seine zukünftigen Unterthanen freundlich und gefällig zu behandeln; auch um des Vergnügen kennen zu lernen, welches der Menschenfreund empfindet, wenn er Andere glücklich macht. Beulenburg, als er sah, daß alle seine Anstalten mit Florentin den erwünschten Ausgang nahmen, beschloß nun, seinen Sohn bald auf die Universität zu schicken, und Florentin zugleich mit ihm studiren zu lassen. Dadurch hoffte er, seinen Sohn gegen Ausschweifungen zu sichern, auch zugleich des armen Jünglings Glück desto fester zu gründen. Nur stand er noch an, ob er Rheinwald auch mit ihnen schicken wolte oder nicht?

Mit Rosinens Erziehung war die Frau von Beulenburg nicht weniger glücklich. Sie übertraf bald alle andern Jungfern an Geschicklichkeit und edler Aufführung, so wie an wahrer weiblicher Schönheit; nur schien das junge Fräulein ihr in allen Stücken den Vorzug streitig zu machen. Sie war der Liebling ihrer Eltern und in der ganzen Gegend die Krone des weiblichen Geschlechts; liebte überdieß Rosinen zärtlich, so daß man wenige Beispiele von einem so hohen Grade der Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechtes finden wird. Die Frau von Beulenburg war über das alles höchst vergnügt, und um beiden Kindern ihre Freude vollkommen zu machen, gab sie dem Fräulein die Rosine zur immerwährenden Gesellschafterin.

Es gibt eine gewisse Sympathie der Geister, die gleich einem Magnete anzieht, und diese besteht in ähn-

lichen Empfindungen. Gewiſſe maleriſche Scenen der Natur wirken auf ſolche Seelen mit gleicher Kraft, ſie verſtehen ſich dann, ohne zu reden; ein Geiſt fließt ohne ein Wort in den andern über. Hiſtoriſche Gegenſtände, empfindliche Geſchichten, rührende Schickſale, thun gleiche Wirkung auf ſolche Herzen: ſie ſchmelzen zuſammen und erzeugen den höchſten Grad der Freundſchaft, der zwiſchen Menſchen in dieſem Leben möglich iſt. Eben dieſe Seelengeſtalt verband hier in dieſem Hauſe bald ſieben Perſonen, nämlich Beulenburg, ſeine Gemahlin, Rheinwald, die beiden Kinder, nebſt Florentin und Roſine. Das Alter indeſſen und die Verhältniſſe machten dennoch einen gewiſſen Unterſchied in dieſer empfindſamen Geſellſchaft, ſo daß gemeiniglich die drei Erſten eine, und die vier Letzten die andere Partie ausmachten. Dem ungeachtet ſtimmten ſie alle überein, und wenn ein Spaziergang über Land, z. B. zu einem braven Bauern oder zu einem guten Freunde, oder auch nur in den Garten vorgenommen wurde, ſo waren ſie doch alle Sieben beiſammen.

Einsmals im Frühling, als Florentin und Roſine ihr zwanzigſtes Jahr angetreten hatten und der angenehme Mai die ganze Natur mit Wonne erfüllte, empfand Roſine auf einmal eine ganz ungewöhnliche Schwermuth. Sie war wohl nie außerordentlich luſtig, ſondern mehr zur ſanften Wehmuth geſtimmt, aber doch ſehr ruhigen Gemüthes und am wenigſten geneigt, ſchwermüthig zu ſeyn. Dieſe Empfindung bemerkte Fräulein Philippine bald an ihrer Freundin, fragte ſie daher, was ihr fehlte. Allein das konnte Roſine gar nicht beſchreiben und ſagte: daß jeder Blick in die ſchöne Welt, jeder Sonnenſtrahl, das Bild jedes Schattens eine ſehr wehmüthige Vorſtellung bei ihr erwecke;

niemals ſey ihr ſo ſeltſam zu Muthe geweſen. Sie konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und wenn ſie nur einen Blick irgend wohin wendete, ſo ſtanden ihr die Augen voll Waſſer.

Philippine war über dieſen ungewöhnlichen Zufall ſehr unruhig. Sie ging zu ihrer Frau Mutter und erzählte ihr, was ſie an Roſinen bemerkt hatte. Die Frau von Beulenburg ließ ſie alſofort zu ſich kommen, fragte ſie gleichfalls aus; allein ſie konnte nicht begreifen, was die Veränderung bedeutete. Um nun zu ſehen, ob nicht ein Ausgang in die freie Luft ihr Gemüth erleichtern möchte, ſo wurde ein Spaziergang vorgeſchlagen. Die ganze Geſellſchaft entſchloß ſich dazu, und zugleich wurde Beſtellung gemacht, daß Alle zuſammen dieſen Abend auf der Solitüde ſpeiſen würden.

Dieſe Solitüde war ein Luſthaus, welches Beulenburg eine gute Viertelſtunde von ſeinem Schloſſe auf einer Anhöhe im Walde angelegt hatte. Man genoß von da eine herrliche Ausſicht in ein einſames Thal, und auf der andern Seite konnte man mit Einem Blick faſt die ganze Herrſchaft überſehen. Das Haus war wie ein Bauernhaus gebaut und auch alles auf bäueriſche Art eingerichtet. Hieher wurde alſo Nachmittags um fünf Uhr von allen Sieben der Spaziergang angetreten; der Weg dahin ging durch den Garten; hinter demſelben war ein auf engliſche Art angelegtes wildes Gebüſch, das aber aus lauter nützlichen Gewächſen beſtand. Dieß Gebüſch veränderte ſich nach und nach in einen dicken hochſtämmigen Wald, in welchem der lichte Tag zur Dämmerung wurde. Durch dieſen führte ein einſamer Fußſteig an einen ſteilen Felſen, in welchen ein Keller eingehauen war, den man zugleich als eine Grotte gebrauchen konnte. Um

dieſen Felſen führte der Fußpfad allmälig auf die Höhe deſſelben, wo man einen über hundert Schritte breiten grünen Raſen antraf, auf welchem verſchiedene Birken ſtanden; zwiſchen dieſen nun befand ſich das Luſthaus, aus deſſen Fenſtern man über den Wald hin die herrlichſte Ausſicht hatte.

Florentin und Roſine hatten bis hieher die unſchuldigſte Lebensart von der Welt geführt; doch merkte Jedermann wohl, daß die außerordentliche Uebereinſtimmung ihrer Gemüther und ihre ſchon faſt zehnjährige ungemeine Freundſchaft in eine Liebe von der größten Heftigkeit ausſchlagen würde; Rheinwald, der ein vortrefflicher Menſchenkenner war, hatte von jeher geſucht, ihre Herzen ſo vorzubereiten, daß wenn einmal dieſe Leidenſchaft mit Macht einbrechen möchte, ſie derſelben, ohne Unordnung anzurichten, gewachſen wären, daher hatte er ſich beide vertraulich gemacht. Er billigte ihre Freundſchaft und ſtimmte mit ihnen völlig darin überein, daß die Vorſehung ſie ganz gewiß für einander beſtimmt habe, und daß dieſelbe ſie eben ſo gewiß zum Ziele ihre Wünſche führen würde: aber um dieſen Plan der Vorſehung nicht zu vereiteln, müßten ſie derſelben nicht vorlaufen, ſondern ruhig erwarten, bis ſie alle Umſtände ordentlich veranſtaltet und ſie in ihren gehörigen Beruf eingeſetzt hätte. Damit ſie ſich aber gegen alle Verſuchungen in gehörigen Vertheidigungsſtand ſetzen möchten, ſo ſey es ihre höchſte Pflicht, jede gefährliche Einſamkeit, wo ſie Beide allein zuſammen wären, ganz und gar zu meiden, hingegen aber in Gegenwart Anderer, ſonderlich ihrer Freunde, ſo oft zuſammen zu kommen und ſich vertraulich zu unterhalten, als es nur der Wohlſtand erlaube; denn je ſeltener die Zuſammenkünfte ſeyen, deſto gefährlicher würde die Leidenſchaft.

Dieſe und andere vortreffliche Regeln ſuchte er Beiden bei allen Gelegenheiten einzuprägen. Dem ungeachtet miſchte er ſich in ihre vertraulichſten Geheimniſſe und ließ ſich auch mit ihnen oft zu Tändeleien herab, zu denen auch die vernünftigſten Verliebte geneigt ſind, bloß um immer ihr engſter Vertrauter zu bleiben und ſie in jeder Gefahr warnen zu können.

Florentin bemerkte gar bald Roſinens Schwermuth; er nahte ſich ihr daher mit Bekümmerniß und führte ſie in einiger Entfernung hinter der Geſellſchaft her nach der Solitüde hin.

Liebſte Roſine! fing er an: du machſt mich ſehr unruhig; was fehlt dir?

„Ach! mein Beſter! ich weiß es nicht: ich gerathe immer in tiefe Gedanken, und dann iſts mir, als wenn du geſtorben wäreſt und ich dich ewig entbehren müßte. Dann beſinn' ich mich wieder, mit Freuden erinnere ich mich dann, daß du noch lebſt, noch bei mir biſt; aber eine ängſtliche Beſorgniß, dich zu verlieren, bemächtigt ſich meiner bald wieder, und ſo wechſeln meine Empfindungen immer ab."

Florentin gerieth über dieſe Erzählung in tiefe Gedanken; nach einer kleinen Weile aber ſagte er: theuerſte Freundin! ich will dir eine Sache erzählen, die ich ſeit einem halben Jahr her vor dir verhehlt habe; jetzt aber, bei dieſen Umſtänden, däuchte mir, ſey es nützlich, daß ich dir ſie entdecke. Du weißt, wie zärtlich ich dich liebe und daß mein Leben ohne dich nur Elend iſt; allein doch ahnet mir ſeit der Zeit eine Trennung von dir. Ich glaube, daß es die Vorſehung beſchloſſen hat, uns auf einige Zeit von einander zu entfernen, uns auf vielerlei Art zu prüfen; in der Unterwerfung unter ihren Willen und in der Geduld zu üben, um uns die darauf folgende Wiedervereinigung deſto ſü-

ßer und angenehmer zu machen. Herr Rheinwald hat oft die sehr nachdrücklichen Worte zu mir gesagt: „Freund Florentin! glauben Sie nicht, daß der Rosenweg, den Sie seit Ihrem zehnten Jahr mit Ihrer Rosine gewandelt haben, so fortdauern werde. Nein! das ist selten so. Bei aller Güte des Herzens behält man doch einen ungebrochenen Willen, der sich zu nichts schickt, wenn man nicht durchs Leiden geübt ist; aber das können Sie gewiß versichert seyn, Gott will Sie Beide zu etwas Großes brauchen. Es mag Ihnen daher zustoßen, was da will, sie werden am Ende glücklich seyn."

Diese Reden hat unser edler Freund oft gegen mich wiederholt, und eben diese Grundsätze haben mich völlig gefaßt gemacht, alle meine Schicksale ruhig zu erwarten.

Rosine empfand große Beruhigung bei Florentins Rede, so daß sich ihre Schwermuth in eine gesprächige Wonne der Wehmuth verwandelte. Die Gründe von einer Nothwendigkeit der Prüfung und des Leidens leuchteten ihr so klar und hell ein, daß sie fest glaubte, sie könnten nicht lange mehr ausbleiben; aber eben so gewiß wurde sie nun überzeugt, daß sie am Ende glücklich seyn würden. Ach, Florentin! antwortete sie, durch diesen deinen Zuspruch hast du meine Schwermuth in Wehmuth verwandelt; ich sehe ein, daß uns schwere Leiden bevorstehen, und dieß macht mich wehmüthig; aber eben so klar ist mir's im Gemüthe, daß wir dereinst glücklich zusammen leben werden, und dieß beruhigt mich.

Florentin freute sich über die Gemüthsveränderung seiner Rosine. Ich glaube, versetzte er, daß unsere Trennung diesen Herbst ihren Anfang nehmen wird. Du weißt, daß ich mit dem jungen Herrn nach

der Universität reisen muß, und während den dreien oder vier Jahren können sich Schicksale genug einfinden, die uns Beide auf harte Proben zu setzen im Stande sind. „Aber mein theuerster Engel!“ (hier stellte er sich vor sie hin, sein Gesicht wurde glühend, alle seine Glieder zitterten, und diese Stellung drang wie ein scharfer Dolch tief in Rosinens Herz); „noch nie habe ich in dem Tone mit dir gesprochen, in welchem ich jetzt mit dir sprechen will. Wir liebten uns bisher wie die zärtlichsten Freunde, kaum daß wir auf den Unterschied unseres Geschlechtes merkten; zuweilen flog ein Bote der ehelichen Liebe mit rosenfarbenen Flügeln wie ein heller Seraph meiner Seele vorüber, aber dann war es vorbei. Wir redeten oft von unserer zukünftigen Verbindung, aber kalt, als von einer Sache, die uns eben so anlag, als wenn wir einmal unsere Eltern besuchen und uns in die angenehmen Scenen zurückträumen wollten, die der Grund unseres Glückes waren. Aber jetzt senkt sich die wahre, reine, keusche eheliche Liebe in aller ihrer Herrlichkeit wie ein ganzes Paradies auf mich hernieder; ich berühre die Erde nicht mehr, und in dir, du reines holdes Bild der jungfräulichen Schönheit! in dir sehe ich jetzt einer Glückseligkeit entgegen, von deren Hoheit ich nie einen Vorgeschmack gehabt habe.“

Jedes Wort war ein Blitzstrahl in Rosinens Seele, der alle ihre geheimsten Winkel erleuchtete und alle ihre Nerven erschütterte. Sie fing an zu zittern, blühte wie eine Rose, und sagte mit sanfter, zärtlicher Stimme: hör auf, Florentin! hör auf, das halte ich nicht aus; diese Wonne ist zu mächtig für mich und erschüttert meine ganze Seele.

Sie sanken sich halb ohnmächtig in die Arme, und so in der Umarmung beide auf ihre Knie. Du klarer,

reiner Himmel! ſprach nun Florentin mit ſanfter Stimme, und Du! vor dem auch dieſer Himmel nicht rein iſt, ſiehe dieſe glühenden ſchmelzenden beiden Herzen! Sey Zeuge unſerer ewigen und unauflöslichen Verbindung! Vor dir ſchwöre ich dieſer meiner ewig geliebten Roſine eine unverbrüchliche reine Treue, und ſie ſchwört ſie mir! — Ja, unterbrach ihn Roſine, ja, jeder Blutstropfe ſchwört mit lauter Stimme! — Nun fuhr Florentin fort: So lege deine prüfende Hand nicht zu ſchwer auf uns! Hier hemmte die Empfindung die Sprache, die aufſteigenden beiden Seelen vereinigten ſich auf beiden Lippen zu einem ewig unauflöslichen Eins. Die Lippen ruhten mit einer ſolchen Inbrunſt auf einander, daß eine völlige Ohnmacht daraus entſtanden wäre, wenn nicht eine Nachtigall mit den allerlebhafteſten Tönen ihr göttliches Lied mit eingeſtimmt, ſie munter erhalten und ihre ſchwindenden Geiſter gefeſſelt hätte.

Dieſer entzückende Vorfall geſchah im engliſchen Garten, da, wo ſich das Gebüſch mit dem Walde zu vereinigen beginnt, auf einem grünen Raſen, in deſſen Mitte eine Eiche, rund um ſie her aber in einiger Entfernung blühende Schlehdorne, Ahornſträuche, Zitterpappeln und andere angenehme Stauden ſtanden. Unter der Eiche Schatten geſchah dieſe feierliche Verlobung.

Herr Rheinwald, der mit der übrigen Geſellſchaft vorausgegangen war, ſah ſich zuweilen nach Florentin und Roſinen um. Als er ſie aber endlich aus dem Geſichte verlor, blieb er ſtehen, um ſie zu erwarten. Da ſie nun gar zu lang ausblieben, kehrte er um und ging ihnen entgegen. Nach einer kleinen Weile entdeckte er ſie aufgemeldetem grünen Platze; er ſchlich hinter den Sträuchern näher herzu, und hörte alſo ganz genau die ganze Unterhaltung, wenigſtens den wich-

tigſten oder letzten Theil derſelben. Ihm mißfiel die Sache gar nicht, nur befürchtete er, dieſer Vorfall möchte beſchwerliche Folgen für die guten Leute ſelbſt haben. Er erwartete unterdeſſen die Unterredung ab, und als er ſie endlich in der Entzückung ſah, gerade in dem Zeitpunkte, da die Nachtigall ſo herrlich ſang, trat er langſam herzu, legte beide Hände auf ihre Häupter und ſprach: Steht auf, meine Lieben! Euer Freund ſegnet Euch zu Euerm Verſprechen ein. Rheinwald war allzuſehr ihr Vertrauter, als daß ſie vor ihm hätten erſchrecken ſollen, ob ſie ihn gleich nicht eher bemerkten, als bis ſie ſeine Hände auf ihren Häuptern fühlten. Sie fuhren zwar ſchnell auf, aber ihr Befremden währte nicht länger, als bis ſie ſein lächelndes Angeſicht ſahen.

Nun, meine Lieben! fuhr Rheinwald fort: jetzt laßt uns gehen! Er und Florentin nahmen nun Roſine zwiſchen ſich und gingen ſo auf die Solitüde zu. Keines von allen dreien redete den Weg durch ein Wort. Florentin und Roſine waren noch in allzuſtarker Bewegung, und Rheinwald fand auch nicht nöthig, ſie zu ſtören, vielweniger noch zur Zeit der Geſellſchaft von dieſem Vorfalle etwas zu entdecken.

Der Abend wurde ſehr angenehm zugebracht, alle ſuchten, Roſinen aufzumuntern, weil ſie glaubten, daß ſie noch ſchwermüthig wäre. Das war ſie aber nicht mehr. Sie war voller Wonne der Wehmuth; konnte aber die Lage ihres Herzens niemand entdecken. Nur Florentin empfand mit ihr, und Rheinwald wagte es, beiden aus der Ferne ein wenig nachzuempfinden.

Nachdem nun die Abendmahlzeit vorbei, die Sonne ſchon eine Weile untergegangen war und der Mond aus dem fernen Oſten her glänzte, ließ Beulenburg

einige Stühle vor das Haus auf den Platz unter die Birken tragen. Es war ein entzückender Abend: der helle Himmel, die safranfarbene Abenddämmerung mit purpurnen Wolkenstreifen, der Gesang der Nachtigallen in den umliegenden Gebüschen, der sanfte Mondglanz von Morgen her, und der fächelnde Ostwind, wie er die Birken belebte, alles dieses zusammen vereinigt, wirkte mit Macht auf die ganze Gesellschaft. Alle setzten sich in vertraulicher Stille unter die Bäume zusammen. Florentin aber setzte sich auf den Boden und lehnte sich mit dem Rücken an eine Birke.

Nachdem sie so eine Weile, ohne ein Wort zu reden, gesessen und blos empfunden hatten, fing Beulenburg an: Nun, Jungfer Rosine, laß Sie uns Ihre sanfte englische Stimme hören! — Was befehlen Ihre Gnaden denn, das ich singen soll? fragte sie. Er antwortete: ich laß Ihre Empfindungen wählen. Sie schwieg eine Weile und bedachte sich. Indem fing Florentin an: Sing die Romanze: Es zog einmal am Mondenschein ꝛc. Gern, antwortete sie, die hatte ich gerad in Gedanken.

Rheinwald eilte ins Haus. Da stand in einem Zimmer ein herrlicher Pantalon, welchen er dämpfte, die Fenster aufmachte und nun die Melodie dieser Romanze präludirte. Beulenburg und seine Gemahlin kannten dieses Lied nicht, denn Rosine pflegte es selten zu singen, weil es, wie sie sagte, zu rührend wäre. Doch jetzt sang sie es am liebsten, denn es brachte sie zum Weinen und machte ihrem Herzen Luft.

Rheinwald, dessen ganze Seele durch die Begebenheit des Abends in der stärksten Rührung war, rief: fangen Sie nun an zu singen, ich werde Sie mit meinem Pantalon begleiten. Sie fing also mit sanfter, schmachtender Stimme an:

Es zog einmal am Mondenſchein
Ein Jüngling über Land.
Er ritt ein braunes Röſſelein,
Den Zügel in der Hand.
Es äugelten die Sternlein klar,
Ein Windchen kräuſelte ſein Haar,
Ihm floßen milde Thränen.

Sein Weg ging durch den wilden Wald,
Nach einem feſten Schloß.
Den hohen Thurm erblickt er bald;
Nun ſpornt er ſtark ſein Roß.
Und trapp! trapp! gings den Wald hinein.
Bald wollt' er bei Jorinde ſeyn,
Sein Herz für Liebe wallte.

Nun ging der Wald bald linker Hand
Bei dunkeln Buchen hin,
Und bei den dunkeln Buchen ſtand
Ein Ritter ſtolz und kühn.
Der Jüngling ſtutzt', doch ritt er zu,
Und ſchrie ſo muthig: wer biſt du?
Daß Berg und Thal erſchallte.

Nun ſtand der Ritter auf dem Pfad
Und drückte los den Pfeil;
Er rief: hier find'ſt du keine Gnad,
Dein Schatz wird mir zu Theil!
Des Jünglings Bruſt quoll mildes Blut,
Es wallte fort in rother Fluth
Auf ſeine Lenden nieder.

Der Jüngling ächzt die Seele aus,
Geſtreckt am Wege hin.
Sein Roß trappt nach Jorindens Haus,
Jorinde ſchaute hin.
Sie ſchaute, ob ihr Liebſter käm,
Daß ſie ihn in die Arme nähm'
Und an ihr Herze drückte.

Von Weitem hörte ſie den Trab
Von ſeinem braunen Roß,
Nun flog ſie bald den Hof hinab,
Allwo ein Bächlein floß.

Nun hörte ſie kein Trappen mehr,
Das Rößlein ſtand! — Der Sattel leer.
Der Mond war ſchwarz am Himmel.

Sie ſchriee ihrem Jüngling zu.
Und ſieh! im Mondenſchein
Rief eine Eule Schuhuhu!
Sie ſchaut den Wald hinein.
Ein Schattenbild wankt zu ihr her,
Sie eilt und ſchwankt, ihr Fuß war ſchwer,
Und ſchloß ihn in die Arme.

So kalt wie Eis! mit hellem Schrei
Sank ſie zur Erde hin,
Der Reiter ritt nun auch herbei,
Der ſchwarze Valentin.
Er hob ſie auf ſein fahles Pferd,
Und führte ſie nach Rittersweerth,
So hieß die Räuberhöhle.

Jorinde flehte Tag und Nacht
Um einen ſanften Tod.
Und endlich ward ihr Wunſch vollbracht,
Gott ſahe ihre Noth.
Es trat am ſanften Mondesſchein
Ein Engel in ihr Kämmerlein,
In Sternenlicht gekleidet.

Jorinde, komm! in ſanftem Ton
Sprach ihr der Engel zu:
Komm, erndte nun der Tugend Lohn,
Komm her zur ſtolzen Ruh!
Nun ſchloß er ihren ſanften Blick
Und führte ſie zum ew'gen Glück,
Wohl auf Elias Wagen.

Drauf kehrt' er um, und hüllte ſich
In falbe Blitze ein,
Trat zu Valentin fürchterlich
In ſeinen Saal hinein;
Er lag und dachte mancherlei,
Des Nachts ums erſte Hahngeſchrei,
Für Angſt konnt' er nicht ſchlafen.

Erstarrt sah er mit rothem Blick
Den Todesboten steh'n,
Der winkte ihm und trat zurück,
Nun war's um ihn gescheh'n.
Der Geist des wilden Valentin
Starrt vor dem Todesengel hin,
Er stürzte ihn zur Höllen.

Endlich brach gegen zehn Uhr die ganze Gesellschaft auf und begab sich nach Hause.

Alle waren während dem Singen von einem Schauer zum andern übergangen; jeder hatte Thränen vergossen und noch lange regte sich niemand. Rosine weinte indessen stille Thränen, und Florentin saß in stummem Schmerze an seine Birke hingelehnt.

Beulenburg brach endlich das Stillschweigen und sagte: Sie schmelzt einem das Herz ganz weg mit ihrem Gesang. Sie soll meine Tochter seyn, und wie eine Tochter will ich sie versorgen. Seine Gemahlin ging auf sie zu, schloß sie in ihre Arme und küßte sie. Das Fräulein aber hing sich ihr an den Hals und konnte sie gar nicht loslassen.

Rosine schlief diese Nacht wenig; allerhand Träume beunruhigten sie so, daß sie des Morgens müde und matt früh aufstand, sich ans Fenster stellte und mit Thränen hinaus in die freie Luft schaute. Der Himmel war mit einzelnen Wolken bedeckt, die gegen Osten schwarz mit purpurnem Rande hinzogen; es stürmte aus Westen, und von dort her thürmte der Wind ganze Wolkengebirge auf, welche die Erde mit schweren Regengüssen oder Hagel zu bedecken drohten. Feierliche Stille herrschte überall, außer daß man hie und da in der Ferne den wachsamen Hahn schreien hörte. Indem sie so da stand und nachdachte, sah sie einen Stall-

knecht ein gesattelt und gezäumtes Pferd in den Hof führen; kurz hernach kam Florentin gestiefelt und gespornt und mit ihm Herr Heilmann, der noch allerhand mit ihm redete und ihm Aufträge ertheilte. Hierauf schwang sich Florentin auf sein Pferd, Rosine machte das Fenster auf und wünschte ihm traurig einen guten Morgen. Er beantwortete ihren Gruß ebenfalls mit unruhiger Miene, ritt fort; Rosine aber schloß das Fenster zu, und ein ganzer Strom von Thränen stürzte ihre Wangen herab.

Mit allerhand fürchterlichen Ahnungen brachte sie den ganzen Morgen zu. Ein jeder gab sich Mühe, ihr die traurigen Gedanken zu benehmen, besonders verließ Rheinwald sie fast keinen Augenblick; er führte sie umher spazieren und redete ihr zu, daß Gott immer als ein liebreicher Vater mit seinen Kindern zu verfahren pflege und nie unheilbare Wunden schlüge. Rosine wendete ihm dagegen ein: man habe Erfahrungen genug, daß Er zuweilen liebende Herzen auf lebenslang von einander trenne. Ja, sagte sie mit Heftigkeit und beklemmter Brust: es gibt noch immer Clarissen, und wer wird mir Bürge dafür, daß ich nicht auch eine seyn werde.

Hier durchdrang Rheinwald ein göttliches Feuer. Er stellte sich vor Rosinen hin, faßte ihre beiden Hände und sprach: „Hören Sie, meine beste Freundin! jetzt will ich Ihnen eine ewige Wahrheit sagen, die Ihr Herz ganz beruhigen muß, wenn Sie ihr nur Raum geben und gehörig überlegen wollen.

„Gewiß gibt's zuweilen Clarissen, oder auch solche Seelen, die Gott zum Muster der Geduld in den allerstrengsten Leiden gleichsam aufgestellet hat; aber diese Menschen haben auch eine natürliche Anlage dazu: sie besitzen eine Standhaftigkeit des Gemüthes, eine Groß-

muth, die über Alles hinschaut. Ihre Sinnlichkeit empfindet freilich alle Schmerzen, allein in ihren Seelen herrschet eine Ruhe, ein Friede, der alle Vernunft übertrifft, und der ihnen mit Freuden Alles, sogar den schmerzlichsten Tod überwinden hilft. Der Zuschauer ihrer Leiden, oder der ihre Geschichte lieset, schauert vor solchen Schicksalen und findet sie unerträglich, weil er sich selbst immer in die Lage hineindenket, und es dann unmöglich findet, darin auszuhalten.

„Nun merken Sie wohl, meine englische Freundin! wer bei dem Anbruche der Leiden diese Seelengestalt nicht bei sich findet, der muß hoffen und glauben. Und hier will ich Ihnen einen königlichen Weg zeigen, den schlagen sie ein, und wahrlich! Sie werden freudig und mannhaft Alles, was Ihnen bevorstehen mag, ausdauern.

„Es ist eine Grundwahrheit der Religion, daß der Glaube alle Trübsale überwindet, und daß er nie überwunden werden kann. Wer nun eine Anlage zum Heldenglauben in seiner Seele hat und ihn vollkommen zu erlangen sucht, der kann nie zur Clarisse werden." —

Rosine versetzte: Aber sollen denn solche vortreffliche Seelen diesen Glauben nicht gehabt haben? Rheinwald antwortete: „Es gibt Heldentugenden, meine Beste! Bei den Clarissen ist es eine hohe Geduld und Großmuth; bei Andern Muth im Kampfe gegen gewisse Laster; bei noch Andern ein Glaube, der alle Schwierigkeiten bekämpfet u. s. w. Alle solche vortreffliche Menschen besitzen auch die andern Tugenden, aber nicht in so hohem Grade. Bei Ihnen, hoffe ich, soll ein Heldenglaube den Vorzug haben, und ein solcher wird unfehlbar allemal gekrönet!"

Aber, wendete Rosine ein: ich kann mir doch einen solchen Glauben nicht selbst geben?

„Freilich nicht! erwiederte Rheinwald; aber Sie können leicht machen, daß er ihnen gegeben wird. Sie müssen sich ganz einer unverfälschten und reinen Tugend widmen, und allemal, wenn Ihnen Zweifel oder traurige Gedanken einfallen, sich zu Gott wenden, und unabläßig um einen glücklichen Ausgang Ihrer Leiden bitten. Nach und nach werden sie eine Zuversicht und Freudigkeit bei sich zunehmen sehen, so daß Ihnen keine Leiden mehr bang machen werden; und wenn man oft glaubt, es sey nun keine Rettung mehr übrig, so erscheint oft plötzlich ein unvermutheter Ausweg; und dadurch wächset denn eben der Heldenglaube zur höchsten Größe!"

Rosine wurde durch diese Reden außerordentlich gestärket; freudig rief sie: Ach, Herr Rheinwald, wenn das Alles doch so fest gegründet wäre!

Rheinwald lächelte und trat etliche Schritte zurück. „Wie! sagte er mit einiger Heftigkeit, wenn das nicht wahr ist, so ist unsere ganze Religion ein leeres Phantom, ein pures Nichts; ja dann ist kein Gott; die ganze Bibel gründet diesen Lehrsatz felsenfest! Daraus folgte aber, wandte Rosine ein: daß alle diejenigen, welche in der Welt ausserordentlich unglücklich sind und bis in den Tod im größten Unglücke stecken, keine wahren Christen sind; denn ihnen muß nothwendig dieser Glaube fehlen. Sie irren, theure Rosine! versetzte Rheinwald: ich habe schon gesagt, daß solche Menschen, statt des Heldenglaubens, eine andere vorzügliche Tugend an sich haben können; und wenn das auch nicht ist, so können sie doch, ohne den Heldenglauben zu haben, sehr fromme Menschen seyn. Das bleibt aber meines Bedenkens eine ewige Wahrheit, wenn sie ihn gehabt hätten, so wären sie nicht bis in den Tod unglücklich gewesen.

„Nun will ich Ihnen, liebſte Freundin! auch einen Grund legen, worauf Sie Ihren Glauben bauen können. Bedenken Sie einmal ruhig Ihre Lebensgeſchichte! Wer führte ehemals am Rübenfelde, als Sie die Ziege hüteten, Florentin zu Ihnen?"

Die Vorſehung!

„Wer lenkte Ruprechten, Martha und Lorenzen die Herzen, daß ſie auf eine ganz ungewöhnliche Weiſe den armen Knaben für ihr Kind annahmen?"

Ganz gewiß die Vorſehung!

„Wer hat denn die ſeltene Sympathie der Gemüther, dieſe ungewöhnliche Freundſchaft Florentinen und Roſinen eingeflößt, die gleich beim erſten Anblicke Wurzel faßte, die bis jetzt immer zugenommen hat, und nun zu einer ſo herrlichen Pflanze aufgewachſen iſt?"

Roſine weinte vor Freude. Gewiß, ſagte ſie: die Vorſehung!

„Und nun, wer gab denn unſerer lieben Herrſchaft in den Sinn, Sie Beide allen andern armen Kindern, unter denen gewiß doch auch viele von ſeltenen Gaben, und eben ſo gut unſerm Herrn bekannt ſind, ſo nachdrücklich vorzuziehen und Sie wie Kinder aufzunehmen?"

Wahrlich, das hat Gott gethan!

„Nun! und wer hat Ihnen Beiden ſo ſeltene Gaben gegeben? Talente, wodurch Sie Vieles zum Beſten der Menſchen werden ausrichten können?"

Niemand anders als der Schöpfer!

„Jetzt, theuerſte Roſine! nehmen Sie alles das zuſammen, und urtheilen Sie, ob es wohl wahrſcheinlich ſey, daß Gott alle dieſe Veranſtaltungen darum werde gemacht haben, um ſie ganz zwecklos zu vernichten? — Das iſt unmöglich! Gott kann ſie beide zwar noch durch väterliche Züchtigungen läutern, und ſie deſto geſchickter machen, dasjenige, was er mit

ihnen vor hat, auszuführen; aber glauben Sie gewiß, daß Alles, was Ihnen hinführo noch begegnen kann, nichts anderes zur Absicht habe, als Sie und Ihren Florentin fähiger zu Ihrem künftigen Glücke zu machen.

„Gott, dem unendlichen, vollkommenen Wesen, dem kein Würmchen zu klein war, es zu erschaffen; dem noch keines zu klein ist, es zu erhalten; diesem Allweisen, Allgütigen, der die Liebe selbst ist, entgeht nichts unbemerkt; Ihm wiederfährt nichts unerwartet; Er weiß die grimmigste Bosheit der Menschen und ihre geheimsten Anschläge voraus, macht weise Einrichtungen dagegen, und wenn der Böswicht glaubt, jetzt sey es ihm gelungen, so werden alle seine Anschläge zu Wasser, und er fällt selbst in die Grube, die er Andern gegraben hat!"

Rosine wurde durch diese Reden völlig beruhigt und gestärkt. Ach! sagte sie mit Thränen: bester Freund! unterlassen Sie doch nicht, mich immer so aufzurichten und mich in bangen Stunden zu trösten! Rheinwald versprach ihr das, und versicherte sie, ihr mit brüderlicher Treue in allen Umständen beizustehen.

Als nun der Abend kam, stellte sich Florentin nicht zur gewöhnlichen Zeit ein. Rosine, die auf seine Ankunft am wachsamsten war, fing das Herz an zu klopfen. Rheinwald selbst vermuthete, daß etwas Unangenehmes mit ihm vorgegangen seyn müsse. Die Unruhe verbreitete sich durch das ganze Haus, und Jeder lief ans Fenster, bald an die Pforte, um den Hufschlag von Florentins Pferd zu hören; aber vergebens. Herr Heilmann, der ihn ausgeschickt hatte, war am thätigsten bei der Sache; er ließ sein Pferd satteln, nahm einen Stallknecht zu sich, und ritt noch denselben Abend nach dem Orte hin, wo er Flo-

rentin anzutreffen glaubte. Er kam auch gegen Mitternacht daſelbſt an, weckte die Bauern auf und fragte, wo Fahlendorn ſey. Die Leute verwunderten ſich, und berichteten ihm, daß er um fünf Uhr fortgeritten wäre und ſeinen Weg nach Hauſe genommen hätte. Heilmann erwartete nun den Anbruch des Tages, und nahm ſich feſt vor, nicht eher wieder nach Hauſe zu reiſen, bis er Kundſchaft eingezogen, wo Florentin geblieben wäre.

Des Morgens früh machte ſich nun der Rentmeiſter mit ſeinem Stallknecht auf, fünf bis ſechs Bauern geſellten ſich zu ihm, um ihn ſuchen zu helfen; denn ſie liebten ihn Alle von Herzen. Sie gingen alſo wieder zurück auf Beulenburg zu. Nun war eine halbe Stunde von dem Dorfe ein Wald, durch welchen der Weg führte. Mitten in demſelben lag ein einſames Wirthshaus: hier kehrten ſie ein, und erfuhren, daß ſich geſtern Vormittag vier holländiſche Soldaten daſelbſt eingefunden und bis Nachmittag um fünf Uhr da aufgehalten hätten. Zuweilen ſey einer von ihnen hinaus auf den Weg gegangen, habe ſich hin und wieder umgeſehen, und dann ſey er wieder gekommen und habe ſeinen Kameraden etwas in die Ohren geliſpelt.

Des Nachmittags um fünf Uhr aber hätten ſie bezahlt, ſeyen alle zuſammen fort, und den Weg nach Beulenburg hingegangen. Kurz darauf ſey der Herr von Fahlendorn (ſo hießen ihn die gemeinen Leute) vorbeigeritten.

Nun vermuthete Heilmann mit herzlichem Bedauern, was vorgefallen ſeyn könnte. Er ließ die Bauern nach Hauſe gehen und ritt nach Beulenburg. Kaum war er einen Büchſenſchuß fortgeritten, bemerkte er neben dem Wege im Walde einen Ort, der ſehr zertreten war. Es ſchien ihm, als wenn hier ein Strauß

vorgefallen ſey, und es kam ihm ganz wahrſcheinlich vor, daß die Soldaten hier das Pferd angehalten und Florentin durch Anſpornung deſſelben geſucht habe, durchzubrechen. Auch entdeckte der Stallknecht Hufſchläge in den Wald hinein; ſie ritten dieſen nach, und fanden etwa eine halbe Viertelſtunde vom Wege abwärts das Pferd in einem Gebüſche angebunden ſtehen. Nun waren ſie gewiß, daß die Soldaten Florentin mit Gewalt müßten weggenommen haben. Voll des tödtlichſten Kummers ritt er nun wieder nach Hauſe.

Als man Herrn Heilmann im Hofe wahrnahm, lief Alles herzu, Herr von Beulenburg ſelbſt kam und fragte nach Florentin. Der Rentmeiſter erzählte alles umſtändlich. Roſine aber war auf ihrem Zimmer und getraute ſich nicht aufzuſehen, ſo ſehr befürchtete ſie eine ſchlimme Nachricht. Rheinwald und die Fräulein waren ſeit geſtern nicht von ihr gewichen, und noch jetzt leiſteten ſie ihr Geſellſchaft. Als nun Rheinwald merkte, daß Heilmann da ſey, ging er hinaus, zog von allem genaue Nachricht ein, kam nun, und erzählte Roſinen den ganzen Vorfall nach der Wahrheit. Gott ſey gelobt! rief ſie: ſo iſt er denn doch nicht todt? jetzt hoffe ich, Gott werde ihn bewahren und ich ihn wieder ſehen. Bei aller dieſer Hoffnung ſank ſie doch ohnmächtig auf ihren Stuhl; man brachte ſie wieder zu ſich ſelbſt, und Rheinwald ſuchte abermals alle Troſtgründe hervor, um ſie zu beruhigen, welches ihm auch gelang, ſo daß ſie mit Weinen ihrem Schmerzen Luft verſchaffen konnte. Den Herrn von Beulenburg kränkte Florentins Verluſt dergeſtalt, daß er Thränen um ihn vergoß. Auch ſeine Gemahlin und das Fräulein weinten mit Roſinen, der junge Herr aber bat, ihm doch zu erlauben, den Soldaten mit etlichen Bauern nachſetzen zu

dürfen. Er trat jetzt eben in das achtzehnte Jahr und begann feurig und unternehmend zu werden. Beulenburg aber gab dieſen Vorſchlag aus vielen Urſachen nicht zu: die Soldaten hätten, ſo dachte er, ſchon einen Vorſprung wenigſtens von acht Meilen; und wenn man ſie endlich auch anträfe, ſo geſchähe es erſtlich auf fremdem Gebiete, und für das andere könnte man nicht wiſſen, was für Unterſtützung ſolche finden würden; und über das alles wäre es gar nicht wahrſcheinlich, daß ſie die gewöhnliche Straße mit ihm würden gezogen ſeyn, wenn ſie ſich auch nach den Niederlanden gewendet hätten, welches noch nicht einmal ausgemacht war. Der junge Herr mußte ſich alſo zufrieden geben und ſeinen Vater ſorgen laſſen, der viel wirkſamere Proben auszudenken glaubte.

Roſine indeſſen bat, man möchte doch einen Boten nach Heizenheim ſchicken, um ihre beiderſeitigen Eltern von dem Unglück zu benachrichtigen, ehe es ihnen das Gerücht mit vergrößerten und fürchterlichern Umſtänden zu Ohren brächte. Dieß wurde ihr gar gerne bewilliget, und ſofort Einer zu Pferde abgeſchickt.

Beulenburg ſandte nun rund umher Steckbriefe durch Eilboten ab, um alle Obrigkeiten und Beamte von dem Vorfalle zu benachrichtigen und ſie zu bitten, den Soldaten den mit Gewalt angeworbenen braven Jüngling wieder abzunehmen und ihm denſelben mit ſicherm Geleite wieder zuzuſtellen.

Der Richter Hallenborn von Beulenburg war ein alter ehrlicher Mann, hatte dabei ein großes Vermögen, und in ſeinem Amte war er rechtſchaffen und getreu. Aber ſeine Kinderzucht nützte ganz und gar nichts.

Dieß iſt das Schickſal vieler rechtſchaffenen Gelehr-

ten. Sie leben mit Leib und Seele in ihren Geſchäften, und bekümmern ſich um ihre Kinder ganz und gar nicht. Kommt nun vollends das Unglück dazu, daß auch ihre Weiber mit der Kinderzucht nicht umgehen können, ſo iſt Alles verdorben.

Dieß war gerade der Fall in dem Hallenborniſchen Hauſe. Der Vater ſaß vom Morgen bis den Abend über den Akten und Büchern, und bekümmerte ſich wenig um alle andere Dinge, daß er über dem Eſſen las, ſich in den Schlaf las und wieder anfing zu leſen, ſobald er erwachte. Seine gute Frau war des Lebens ſo gewohnt und ließ ihn gehen; doch mußte ſie ihn wohl in Acht nehmen, wenn er nicht mit einem Pantoffel und einem Schuhe, oder mit einem weißen und ſchwarzen Strumpfe, oder gar in der Schlafkappe in die Kirche oder in die Amtsſtube gehen ſollte. Ihre Kinder hatte ſie von Jugend auf ſo angeſchrien, daß ihr der Hals immer heißer war, und dadurch waren nun die Kinder ſo hartohrig geworden, daß ſie, alles Keifens und Polterns ungeachtet, gerade Alles thaten, was *ihnen* behaglich war; beſonders da ſie eben ſo hart und ſo mechaniſch angegriffen wurden, wenn ſie der Mutter einen Apfel geſtohlen, als wenn ſie einem Nachbarskinde ein Loch in den Kopf geſchlagen oder geworfen hatten.

Dieſe Familie nun beſtand aus zwei Söhnen und zwei Töchtern. Die Söhne waren von jeher ungezogene boshafte Burſche, und die Töchter ſehr verliebte Dirnen. Die Söhne wurden zuſammen auf die Univerſität geſchickt, denn ſie waren dem Alter nach nur ein Jahr von einander unterſchieden. Da hatten ſie nun ziemlich burſchikos gelebt. Der Aelteſte hatte einen Kameraden im Duelle erſtochen, wurde flüchtig und Soldat in holländiſchen Seedienſten: er bewies viele

Bravour in Westindien, als er in Surinam gegen die Wilden gebraucht wurde, und ward Lieutenant. Der Andere hatte freilich seine Zeit auf der Hohenschule zugebracht, aber mehr das Billard, liederliche Häuser und den Spieltisch besucht, als die Kollegien. Daher verstand er nicht viel, ob er gleich disputirte und Licentiat der Rechtsgelehrtheit wurde. Ueber das alles affectirte er den Freigeist, las allerhand Gedichtchen, machte auch zuweilen selbst eines, hatte eine große Bibliothek sogenannter schöner Schriften und ging nicht in die Kirche, aber nicht aus Grundsätzen, denn deren hatte er keine, sondern weil es ihm bequemer war, während der Zeit auf dem Kanape zu sitzen und etwa ein Schauspiel oder einen Musenalmanach zu lesen.

Dieser Licentiat Hallenborn war nun bei seinem Vater und half ihm jezuweilen arbeiten. Da ihn aber Beulenburg ganz und gar nicht ausstehen konnte, so hielt er sich still im Hause und ließ sich nicht sehen.

Auch war jezt, als Florentin entführt wurde, der Lieutenant Hallenborn auf Urlaub zu Hause, und besuchte seine Eltern.

Beulenburg gerieth auf den Einfall, ob nicht dieser Lieutenant vielleicht Gelegenheit wüßte, Florentin wieder zu befreien. Er nöthigte ihn, nebst seinem Vater und Bruder, zum Mittagessen und redete mit ihm von der Sache. Der Lieutenant bedauerte den unglücklichen Zufall, und versprach, alsofort nach Holland an alle seine Freunde zu schreiben, damit sie sich erkundigen möchten, ob er nicht irgendwo anzutreffen wäre. Allein der Offizier befürchtete, daß Florentin, wenn er, wie zu vermuthen stünde, in die Hände der geizigen und empfindlichen Zielverkopers (Seelenverkäufer) gerathen wäre, schwerlich wieder zu befreien seyn würde, weil man ihn in ihren Schlupfwinkeln nicht

entdecken könnte; ja, fügte er hinzu, vielleicht iſt er ſchon auf der See, ehe man im Stande iſt, von hier nach Holland zu reiſen.

Beulenburg mußte dieſen ſehr wahrſcheinlichen Vermuthungen, leider! Beifall geben; er wußte aber mehr zu thun, als er bisher ſchon gethan hatte; auch fehlte es ihm an Freunden in Holland, denen er ebenfalls die Sache hätte anempfehlen können. Er bat alſo den Lieutenant, ſein Verſprechen zu vollziehen und die Briefe mit erſtem Poſttage abzuſchicken, welches dieſer auch heilig verſprach.

Nun wurde die Entführung ſelbſt näher beleuchtet. Niemand konnte recht begreifen, wie die Soldaten dazu gekommen ſeyn möchten, juſt ſo mit Fleiße auf Florentin an dem Tage zu paſſen, als er ausgeritten war. Der Lieutenant löste alle Zweifel auf Einmal auf und antwortete: Das iſt gar kein Wunder, auch gar nichts Seltenes. Gewiß iſt Einer von ihnen aus dieſer Gegend gebürtig, der den ſchönen, wohlgewachſenen und außerordentlich geſchickten Jüngling als einen Gegenſtand angeſehen hat, an dem man einen herrlichen Fang thun könnte: denn ſolche junge Leute werden ſehr geſucht und theuer bezahlt. Dieſer hat nun einige Kameraden aus den Niederlanden zu ſich genommen, weil er allein dem Raube nicht gewachſen war. Sie bekommen zuverläßig alle ein gutes Trinkgeld, wenn ſie mit ihrer Beute glücklich am rechten Orte anlangen. Ich bin gewiß, daß die Sache auf ſolche Weiſe zugegangen iſt.

Der Richter und ſeine Söhne verweilten den ganzen Nachmittag bei der Geſellſchaft; Roſine aber und ihre Fräulein blieben in ihrem Kabinete, weil ſie die beiden Hallenborne, als wilde und bei den Frauenzimmern allzufreie Leute, nicht leiden konnten.

Drei Tage nach Florentins Entführung erschienen auf einmal zwei Bauern im Schlosse Beulenburg; sie waren wohl beschuhet, und Jeder hatte einen Reisesack auf dem Rücken. Diese Beiden waren Niemand anders, als Lorenz und Niklas; und diese braven Männer waren Willens, Florentin aufzusuchen und wieder zu bringen, es möchte auch kosten, was es wolle. Sie hatten sich einige hundert Gulden an Golde in ihre Beinkleider eingenäht, ein paar weiße Hemder, Strümpfe, Schnupftücher u. s. w. in ihre Reisesäcke gesteckt, und ihre Fäuste führten mannslange dicke knotigte braune wilde apfelbaumene Stäbe.

Diese Leute machten Aufsehen im Schlosse, und Jeder urtheilte über ihr Vorhaben, je nachdem er es verstand. Beulenburg mußte lächeln, als er sie so dreist und kühn von der Sache reden hörte und ihren festgesetzten Entschluß vernahm. Er machte ihnen Schwierigkeiten, aber das half alles nichts. Lorenz schwieg und ließ Niklasen reden; schloß aber endlich in seinem langsamen trockenen Tone: „Ich bin von Gottes Gnaden sein Vater; der hat mich dazu gesetzt und wird ihn von meiner Hand fordern; ich muß also wenigstens das Meinige thun.“ Beulenburg sah die ernste Miene des Bauers und die Majestät, mit der er redete. Dieß durchdrang ihn dergestalt, daß er mit wahrer Ehrfurcht zu ihm trat, ihm die Hand drückte und sagte: „Gott segne Euch, rechtschaffener Mann!“ — „Das hat Er gethan, Ihr Gnaden!“ erwiederte Lorenz, „und da mach ich's dann so wie ein kleiner Knabe, wenn ihm sein Vater ein neues Kleid gegeben hat, esse rundum das Beste vom Apfel, und geb Ihm dann aus Dankbarkeit die Ketsche.“ (Die Ketsche ist das Mittlere des Apfels, welches unten die Fasern des Stieles, ohne das Krönchen, und mitten die Saamen-

kapseln enthält; mithin ist wenig oder gar nichts daran, das man essen kann.) Der Vater nimmt vorlieb und sieht aufs Herz.

Ja, setzte Niklas hinzu, ich hab noch mehr Ursache, dem armen Jungen loszuhelfen; denn er heirathet doch einmal gewiß mein Rosinchen, und da ist er mit Fleisch und Blut mein Kind.

Beulenburg drückte ihm auch die Hand und sagte: Ihr seyd brave Männer! — Da es nun Abend ist, so sollt ihr hier übernachten, und morgen könnt ihr so früh gehen, als ihr wollt. Nun klingelte er einem Bedienten, der mußte ihnen eine Kammer anweisen, wo sie die Nacht schlafen sollten.

Um Vergebung, Ihr Gnaden! fing Niklas an: ich kann nicht eher ruhen, bis ich meine Rosine gesehen habe. Gut! sagte Beulenburg: und damit ihr sehet, wie lieb ich euch habe, so will ich selbst euch zu ihr führen. Nun, fügte Lorenz hinzu: ich muß sie eben sowohl sehen, ehe ich niedersitzen kann, denn sie ist ja doch meine künftige Schwiegertochter.

Beulenburg ging vor, und die beiden ehrwürdigen Männer folgten ihm auf dem Fuße nach. Rosine war auf ihrem Zimmer, das Fräulein saß ihr auf dem Schooße und hatte sie um den Hals gefaßt. Rosinen waren die Augen vom Weinen ganz aufgeschwollen. Sobald sie ihren Vater sah, flog sie ihm an den Hals und rief weinend: Ach, mein Vater! Niklas weinte auch und sagte: armes goldnes Kind! Als sie sich endlich losließen, stand auch Lorenz da. Sie bot ihm die Hand. Nein, Jungfer Rosine! sagte er: ich bin Florentins Vater. Nun flog sie ihm auch um den Hals, blieb lange an ihm hangen, ehe sie ihn losließ; endlich hob er sie sanft von sich, und seine Wangen waren naß von Thrä-

nen. Schaut, mein Kind! sagte Lorenz: diese Thränen verdienen doch wohl, daß ihr mich Vater heißt, und ich bins und wills auch bleiben. — Ja! rief Rosine: ewig! ewig! meines Herzens Vater! Sie fiel ihm noch einmal um den Hals und küßte ihn oftmals. Nun hört auf! hört auf, meine Tochter! sagte endlich Lorenz: mein Herz schwellt so auf, daß ich keinen Athem holen kann.

Nach diesem herzlichen Willkommen erzählten die beiden Väter ihrer Tochter, was sie vor hatten. Sie freute sich zwar herzlich über ihren guten Willen, allein sie fürchtete sehr, ihre Reise würde vergeblich seyn. Nun das glaube ich einmal nicht, fing Niklas an: aber freilich! wenn wir da bloß nach Amsterdam in ein Wirthshaus gehen und nach Florentin fragen, so werden wir wohl nichts ausrichten. Es muß Fleiß, und im Fall der Noth auch Geld dran gewendet werden; und das soll und muß helfen. Aber wie kannst du dich denn in dein Unglück schicken?

Rosine seufzte und weinte: ich muß mich schicken, sagte sie: unser Herr Rheinwald tröstet mich, so viel er kann, und gibt mir Muth, so daß ich auf Gott vertraue und hoffe, Er werde Alles wohl machen.

Hierauf trat Herr Rheinwald in das Zimmer. Dieser hatte immer, wenn die Bauern Florentin und Rosinen besuchten, sich zu ihnen gehalten: denn es war ihm eine wahre Freude, mit Leuten von diesem Schlage umzugehen. Sie bewillkommten auch Rheinwald mit Händeklatschen, und er setzte sich zu ihnen.

Nach einigen Gesprächen fing Niklas an, sich dessen, was er auf dem Herzen hatte, zu entledigen: Ich muß mich verwundern, sagte er: daß der gnädige Herr keine Leute ausgeschickt hat, den guten Jungen zu suchen und ihn den Soldaten wieder abzunehmen. Rhein-

wald antwortete: es ist davon geredet worden; allein unser Herr glaubte, die Mühe würde vergebens seyn. Die Bauern schwiegen still dazu und dachten das Ihrige. Der Herr von Beulenburg war ein vortrefflicher, geschickter und thätiger Mann; aber den Fehler hatte er an sich, daß er in wichtigen Sachen gemeiniglich nicht entschlossen genug war, so daß er oftmals über seinen Bedächtlichkeiten die Gelegenheit, Etwas auszuführen, verstreichen ließ, und doch durfte Niemand ohne seinen Befehl Etwas unternehmen.

Es war Niemand im Beulenburgischen Hause, der den Bauern gegen ihr Vorhaben nicht Einwürfe gemacht hätte; selbst Rheinwald stellte ihnen vor, daß man ja nicht einmal gewiß wisse, wo ihn die Soldaten hingeführt hätten; Holland sey so groß, und ihn da auszufragen, fast unmöglich. Wir wollens in Gottes Namen wagen, versetzte Lorenz: der wird uns leiten! — Nun wurde der Abend unter freundschaftlichen Unterredungen hingebracht, man legte sich zeitig schlafen, und selbst Rosine ruhte diese Nacht wieder wohl. Des Morgens früh mit Anbruche des Tages machten sich die Männer auf und gingen fort, ohne Jemand etwas zu sagen.

Unsere beiden wackern Männer hatten sich den vorigen Abend nach allen Umständen näher erkundiget. Sobald sie nun auf dem freien Felde waren, wanderten sie schleunig fort. Der Himmel war hell und heiter, der Morgen stieg wie eine unermeßliche Lichtwelt hinter ihnen empor, und die Vögel, besonders die Nachtigallen, fingen nach und nach an, aus allen Gesträuchen entgegen zu singen.

Nachbar Lorenz! fing Niklas an: ich könnte die Welt auswandern, wenn eins nicht wäre!

„Was ist denn das, Nachbar Niklas?"

Wenn ich von meiner Clara Abſchied nehme, ſo iſt mir das Herz geſchwollen; je weiter ich dann von ihr gehe, je mehr zieht ſich der Geſchwulſt zuſammen, und endlich wird er zu einem ſpitzigen Schwären, der mich abſcheulich ſticht, wenn ich darauf drücke, das iſt, wenn ich nach Haus denke.

Lorenz lächelte und fragte: Geht dann das Geſchwür nicht auf?

Ha, antwortete Niklas: es thränet mir ſo zuweilen durch die Augen heraus, aber es hat doch keine rechte Art, bis ich wieder nach Hauſe komme; dann vertheilt ſich's wieder und vergeht.

Nu, verſetzte Lorenz: da müßt ihr das Kräutchen Geduld nehmen und es mit dem Oel des Vertrauens auf Gott zu einer Salbe kochen und euer Herz damit fleißig ſchmieren, ſo wirds auch vergehen.

Niklas lachte. Das mag gut ſeyn, ſagte er: allein ich mache eben nicht viel aus der Krankheit, es iſt immer ſo Etwas bei dem Schmerz, das mir zugleich wohlthut, und da laß ichs alſo ſo ſeyn.

Unter dergleichen Geſprächen kamen ſie an das Wirthshaus im Walde. Hier hatten ſie beſchloſſen, nach allen Umſtänden genauer zu fragen. Nun hörten ſie, daß vor drei Tagen Leute von Saarlouis da geweſen wären, die hätten erzählt, daß ihnen vier Soldaten mit einem ſehr ſchönen und wohlgekleideten Jünglinge auf einem einſamen Fußpfade im Walde begegnet ſeyen, die ihren Weg nach gemeldetem Orte zu genommen hätten. Dieß war den Bauern genug. Sie machten ſich alſobald fort und auf Saarlouis zu, wohin ſie 15 Stunden hatten, und dieſen Weg beſchloßen ſie noch dieſen Tag zurückzulegen.

Des Abends ſpät kamen ſie ohne weitere Hinderniß daſelbſt an. Gleich am Thor fragten ſie verſchie-

dene Leute, ob nicht vor ein paar Tagen vier Soldaten mit einem feinen jungen Menschen durchpassirt seyen? Allein Niemand wußte ihnen darauf zu antworten. Sie gingen also ins erste beste Wirthshaus. Ueber dem Essen trat ein Reisender in die Stube, der einem Handwerksburschen sehr ähnlich sah, auch wirklich ein Schuhmacher war. Der Mensch war still und sehr traurig; er setzte sich in einen Winkel, und zuweilen floß ihm eine Thräne die Wangen herunter. Der Wirth fragte ihn: ob er nicht Etwas essen wolle? Bekümmert bat er sich einen Schoppen Wein und für zwei Kreuzer Brod aus.

Lorenz schaute diesen Menschen an, als wenn er ihn durchschauen wollte: bald stand er auf, ging zu ihm und sagte: Guter Freund! ist er krank? vielleicht kann ich ihm guten Rath geben.

„Nein, ich bin wohl nicht krank; aber (er klopfte auf die Tasche) da fehlts!"

Nun so komm er und setz' er sich bei uns an den Tisch.

Der gute Mensch wurde munter, kam mit seinem Schoppen Wein und Brod, und setzte sich zu den Bauern. Niklas sah etwas trocken zu Lorenzens Wohlthätigkeit, doch ließ er sich weiter nichts merken.

Der Schustergesell konnte indessen nicht bergen, daß er ein Unglück gehabt hätte. (Denn unter diesen gibt es auch Leute, die es sich für einen Schimpf rechnen, wenn sie kein Zehrgeld haben und fechten, d. i. betteln müssen.) Er fing daher an: Ich hatte Reisegeld genug bis nach Weissenburg im Elsaß, wo ich zu Hause bin; aber Spitzbuben von Soldaten haben mich vorgestern um all mein Geld gebracht.

So! (sagte Niklas, und ward nun freundlich) wo war das?

„Zu Dudelsdorf, 5 oder 6 Stunden jenseits Trier."

Was waren das für Soldaten?

„Es waren vier Holländer!“

Und hatten einen feinen vornehmen Jüngling bei sich?

„Ja freilich! und der war auch gewiß nicht mit gutem Willen mitgegangen; denn ich weiß nicht, daß ich in meinem Leben einen traurigern Menschen gesehen habe.“

Lorenzen und Niklasen standen die Augen voll Wasser.

Und den jungen Menschen hat er gesehen?

„O ja! und mit ihm gesprochen.“

O Gott, dir sey Dank! rief Niklas und Lorenz, und legte Jenem ein groß Stück Wurst für diese Nachricht vor. Wie sah er denn aus? fragte Niklas, und was hatte er an?

„Er war etwas lang und schmal, hatte ein etwas länglichtes Gesicht, eine hohe runde Stirn, helle große Augen, ein Grübchen im Kinn, einen braunen Rock mit Schleifen, eine weiße halbseidene Weste und lederne Reithosen, Stiefeln und Sporn an; in der Hand trug er ein schwankes Stöckelchen, sein Hut war klein und rundum aufgeschlagen, auf demselben trug er eine schwarze Feder.“

Das ist er, rief Niklas, das ist er! Ja, sagte Lorenz, das ist er! Nun, guter Freund! fuhr Niklas fort: das war also zu Dudelsdorf, fünf Stunden hinter Trier, und ehegestern? Aber um welche Zeit?

„Des Mittags. Sie wollten noch nach Prüm, wo sie des Nachts zu herbergen gedachten.“

Hat er denn nicht erfahren können, wo sie weiter hin wollten?

„Ich vernahm aus ihren Reden, daß es auf Amsterdam los ging, und daß sie diesen jungen Menschen dahin liefern müßten.“

Gott ſey Dank! jetzt wiſſen wir doch, wohin und wo hinaus.

„Wenn ihr guten Leute aber darauf ausgeht, den Jüngling zu ſuchen, ſo wird's euch in Amſterdam ſchwer fallen, ihn auszufragen. Dieſe Stadt kenne ich, ich hab ein halb Jahr lang darin gearbeitet."

Das kann wohl ſeyn, verſetzte Lorenz; redet man denn auch Deutſch in Amſterdam?

„O ja! es gibt hochdeutſche, lutheriſche und reformirte Kirchen da."

Nun, ſo ſolls wohl gehn! antwortete Lorenz, und legte dem Schuhmacher noch mehr zu eſſen vor. Nun erzähl er uns auch, wie er um ſein Geld kam?

„Das will ich euch ſagen: Ich kam ins Wirtshaus hinein und fand die Soldaten mit dem jungen Menſchen am Mittageſſen. Ich forderte auch etwas zu eſſen; aber einer von den Soldaten ſprach mir zu, ich ſollte mich zu ihnen ſetzen und mit ihnen eſſen; der Wirth ſagte gleichfalls, ich ſollte mich hinzu ſetzen, brachte mir einen Teller und was dazu gehört.

Nun tranken die Soldaten Wein; ich hatte mir aber nichts beſtellt, ſie brachten mir's zu, und ich trank mit. Der junge Herr, der bei ihnen war, ſagte noch immer kein Wort, nur blickte er mich oft ſtark an, und kaum bemerkte ich, daß er mir winken wollte, ich ſollte mich hüten. Das iſt mir erſt hernach eingefallen. Kurz, wir aßen und tranken zuſammen. Als wir nun bezahlen wollten, zog ich meinen Beutel, in welchem noch einige Batzen waren, mein übriges Geld aber hatte ich im Felleiſen. Nein! ſagten die Soldaten, wir haben ihn zu uns genöthiget, wir bezahlen auch für ihn. Ich wehrte mich, aber es half nichts; ſie bezahlten. Der junge Herr ſprach freundlich mit mir, und es ſchien, als wenn er mir etwas hätte ſagen wollen;

aber man ließ ihn keinen Augenblick allein, und daher unterblieb es. Aber wie erſchrack ich, als einer von den Soldaten mein Felleiſen nahm und damit nach der Thür wanderte. Ich rief, was er vor hätte? aber er lachte und ging fort. Ich lief ihm nach, ſchrie, bat, rief um Hilfe, allein Niemand kam, mir zu helfen. Die Leute liefen wohl und ſahen, was vorging, aber Niemand nahm ſich meiner an. Nun kamen auch die Andern; ſie hatten den jungen Herrn zwiſchen ſich, und befahlen mir, ohne einige Widerrede mitzugehen. Dieß war ein Donnerſchlag in meinen Ohren: auf einmal bekam ich Füße, und lief ſo geſchwind, wie ein Vogel fliegt; ein Soldat lief mir nach, aber er holte mich nicht ein, und ſo kam ich fort. Allein mein Geld, meine Wäſche und andere Sachen haben ſie weg."

Lorenz griff nun in den Sack und gab ihm einen großen Thaler. Niklas that auch einen halben dazu, und der gute Menſch dankte ihnen mit naſſen Augen.

Nun trugen ihm die beiden Männer auf, unfehlbar über das Schloß Beulenburg nach Hauſe zu reiſen, weil es ihm doch keine zwei Stunden aus dem Wege läge. Dort ſollte er dem gnädigen Herrn Alles erzählen, was er von dem jungen Herrn geſehen und gehört, auch daß er ſie in Saarlouis getroffen hätte; denn der arme Jüngling ſey dort zu Hauſe und er werde ein gutes Trinkgeld bekommen. Der Schuhmacher verſprach, dieß Alles heilig zu erfüllen.

Des Morgens ſtand er auf, wanderte auf Beulenburg zu; des folgenden Tages Vormittags langte er im Schloſſe an und begehrte mit dem Herrn zu reden. Dieſer ließ ihn vor ſich kommen. Nun erzählte er ihm Alles und noch umſtändlicher, als er's den Bauern geſagt hatte. Beulenburg freute ſich ungemein über dieſe Nachricht, ſchenkte ihm einen Dukaten, mit dem er nun gemächlich nach Weiſſenburg kommen konnte.

Freilich hatte eben dieſe Zeitung wenig Tröſtliches für Roſine und andere Freunde, allein man wußte doch nun, wohin man ihn zu führen gedächte. Auch entſtand bei Allen ein Strahl der Hoffnung, ob es nicht vielleicht den Bauern glücken möchte, ihn anzutreffen und loszumachen. Auch glaubte Beulenburg, jetzt ſey es Zeit, noch einen recht wirkſamen Verſuch zu ſeiner Befreiung zu wagen: und dieſer beſtand darin, daß er Rheinwald mit Extrapoſt nach Amſterdam ſenden wollte, und Jedermann hatte nun Hoffnung, die Sache könnte nach Wunſche gelingen. Rheinwald bekam Vollmacht und Geld, um den Jüngling wieder von den Seelenverkäufern loszukaufen, wenn er auch wirklich ſchon in ihre Hände geliefert ſeyn ſollte; denn daß die Räuber keine andere Abſicht hatten, war leicht zu vermuthen, weil der Schuſtergeſell ausdrücklich verſtanden hatte, daß ſie mit ihm nach Amſterdam wollten, wo eigentlich der Sitz der Seelenverkäufer iſt, und wo die oſt- und weſtindiſchen Schiffe am öfterſten abzugehen pflegen, man alſo ſolche junge Leute allemal an Mann bringen kann.

Herr Rheinwald ſäumte nun nicht, ging gleich den andern Tag nach Saarlouis, von da nach Trier, Koblenz, Köln, und ſofort nach Holland.

Unſere beiden Bauern machten ſich auch des Mordens früh wieder auf, und gingen des zweiten Tages nach Trier, den dritten nach St. Veit, den vierten nach Maſtricht. Hier ſetzten ſie ſich auf die Maas und fuhren mit einer Schuyte bis Gennep oder vielmehr nahe bei Gennep nach Offen. Hier kamen ſie am Abend des fünften Tages an und gingen nun bald zu Lande, bald zu Waſſer, am ſechsten Tage nach Arnheim, den ſiebenten Tag kamen ſie bis auf vier Stunden nahe bei Amersfort. Sie blieben auf

der Schuyte die ganze Nacht durch, und kamen also am achten Tage des Nachmittags nach Amsterdam.

So müde sie auch waren, gingen sie doch noch nach einem lutherischen Pfarrer, Namens Hollstein, der hochdeusch predigte. Zu diesem braven Manne hatte sie die Vorsehung geleitet. Herr Hollstein hörte ihre Erzählung, die sie sehr ernstlich und dringend vorbrachten, aufmerksam an. Nachdem sie ausgeredet hatten, antwortete er ihnen: Ihr guten Leute dauert mich, daß ihr einen so weiten Weg habt machen müssen. Vielleicht kann euch aber abgeholfen werden. Habt Ihr auch Geld bei euch, wenn Euer Freund etwa losgekauft werden müßte? Ja, sagte Lorenz, vierhundert Gulden können wir entbehren. Nun, das ist brav! fuhr der Prediger fort: wir wollen sehen, was wir thun können. Ich habe diesen Nachmittag einen reformirten hochdeutschen Domine (dieß ist in Holland ein Pfarrer) besucht, der mein sehr guter Freund ist; dieser hatte einige Tage einen oberländischen Kandidaten, einen Würtemberger, bei sich, welcher als Prediger des Evangeliums nach Surinam geht. Da erfuhr ich, daß das Schiff diesen Nachmittag abfährt. Nun müssen wir zuerst sehen, ob nicht Euer Freund auf diesem Schiffe ist, und in diesem Falle müßte man ihn auf dem Komptoir suchen loszukaufen; denn das Schiff fährt heut nur durch den Pampus und liegt diese Nacht in dem Texel vor Anker, morgen fährt erst der Schiffskapitän ab. Geräth es nun so, wie ich hoffe, so geht ihr mit dem Kapitän hin und holt ihn wieder. Sollte er aber nicht auf diesem Schiffe seyn, so haben wir noch Zeit genug, ihn loszumachen. Denn meines Wissens, geht erst wieder in acht Tagen ein Schiff nach Indien.

Die beiden Reisenden freuten sich so, als wenn sie

ſchon gewiß wüßten, daß ſie Florentin wieder loskaufen würden; ſie dankten Gott für ſeine gnädige Führung, und baten nun den Domine, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dieſer verſprach ihnen aufs Freundlichſte alle Hülfe, zog ſich an und hieß ſie folgen. Sie gingen mit ihm einige Straßen durch und kamen nun an ein großes ſchönes Haus, allwo der Pfarrer ſchellte. Bald kam die Magd, führte ſie hinein, und auf Herrn Hollſteins Erſuchen ins Comptoir.

Hier fanden ſie nun eine Menge Bedienten in der größten Geſchäftigkeit. Herr Hollſtein wünſchte die Liſte von den Perſonen zu ſehen, welche heut nach Surinam eingeſchifft worden. Der Buchhalter las ſie laut vor, und bald am Ende kam auch Florentin von Fahlendorn. Kaum war der Name geleſen, als die Männer rieſen: das iſt er! das iſt er! und weinten faſt laut. Nun fragte Herr Hollſtein, ob denn dieſer junge Menſch nicht wieder zu bekommen ſey? — Nicht eher als über drei Jahre! Auch nicht für Geld? fragte der Pfarrer ferner. Nein, ganz und gar nicht, denn er iſt uns von einem gewiſſen Herrn auf Leib und Seel anbefohlen worden, ihn nicht loszulaſſen, es möchte auch um ihn anhalten, wer da wollte, weil er vielerlei Unfug angerichtet und ſeine Familie nicht gern Schimpf an ihm erleben möchte.

Nun ſchaute der Pfarrer die Männer ernſtlich an. Dieſe aber hatten des Buchhalters Rede nicht verſtanden, daher erklärte jener ihnen, was dieſer geſagt hatte.

Lorenz ward roth im Geſichte, trat näher und ſagte: das Alles iſt nicht wahr! ſo wahr Gott lebt, es iſt erlogen! ich will mich hier gefangen ſetzen laſ-

sen, so lange, bis ich erwiesen habe, daß der Jüngling in seinem Leben nichts Uebels gethan hat, sondern daß er im Gegentheil einer der edelsten Menschen ist, die auf der Erde leben. Niklas bekräftigte Alles ebenfalls mit Nachdruck. Allein der Buchhalter sah und hörte nicht, sondern lachte vielmehr; ey! versetzte er, ist es denn ein so großes Unglück, eine Reise nach Surinam zu machen? das ist ja dem jungen Menschen recht gut; und wenn ihr wollt, so fahrt morgen zu ihm hin, ihr könnt dann noch ein Stündchen mit ihm sprechen und ihm eine glückliche Reise wünschen. Alles Bitten und Flehen half nun nicht weiter; auch auf die Fragen: wer ihn denn eigentlich überliefert habe und von wem die falsche Nachricht sey? bekamen sie keine genugthuende Antwort. Sie begaben sich daher sehr traurig weg, und der Pfarrer wußte ihnen weiter keinen Rath zu geben, als daß sie morgen früh zu ihm kommen sollten, um mit ihnen ans Schiff zu fahren.

Als sie nun im Wirthshause zusammen saßen und weinten, erholte sich Lorenz am ersten wieder. Hei! fing er an; Nachbar Niklas! ich fasse Muth! unser Herr Gott regiert Alles, ist er doch allenthalben. Er kann unsern guten Florentin auf dem Meer so gut bewahren als auf dem Trockenen. Nachbar Niklas, laßt uns getrost seyn! morgen fahren wir zu ihm, wie wird sich der gute Junge freuen, wenn er uns sieht!

Niklas wischte sich nun auch die Augen ab und antwortete: so denk ich auch, wenn sich nur meine Rosine darein schicken könnte!

Hört, Nachbar Niklas, fuhr Lorenz fort; ich will Euch was sagen: unser Heiland sagt: es fällt kein Haar von unserm Haupte ohne den Willen Got-

tes. Nun iſt Florentin kein Menſch, der ein größerer Sünder iſt als andere; warum ſollte ihn denn doch unſer Herr Gott härter ſtrafen als andere? ich glaube eher, daß Er ihn recht glücklich machen will, auch wird Er Roſinen wohl Kraft geben, das auszuhalten.

Mit dergleichen Reden brachten die ehrlichen Leute den Abend bis zum Schlafengehen zu. Des Morgens früh gingen ſie wieder zum Pfarrer.

Dieſer war nun ſchon bereit. Sie gingen alſofort dahin, wo der Schiffskapitän einſteigen ſollte; er kam auch bald angezogen. Hollſtein redete mit ihm wegen der Fremden, und der Seemann erlaubte es gern. Er ſchien ein ehrlicher Mann zu ſeyn, ob er gleich ziemlich mürriſch ausſah.

Jetzt fing nun den guten Leuten an, das Herz zu klopfen, je näher ſie dem Schiffe kamen. Florentin, den man für etwas Vornehmes anſah, war von der Matroſenarbeit verſchont geblieben; ſeine Beſtimmung hing vom Schiffskapitän ab. Er ſaß mit dem Schiffsprediger auf dem Verdeck und erzählte ihm ſeine Geſchichte, worüber ihn der Kandidat ſehr lieb gewann und ihm brüderliche Freundſchaft verſprach.

Herr Hollſtein benutzte indeſſen die Zeit und erzählte dem Schiffskapitän die ganze Sache. Dieſer hatte ein menſchlicheres Herz als der Buchhalter; doch ſagte er, er könnte zwar den jungen Menſchen keineswegs losgeben, aber er wolle ihn wohl halten und auch in Surinam für ihn ſorgen. Mich wundert, fuhr der Schiffmann fort, warum der Jüngling nicht wieder zurückgehen darf? Es muß doch eine beſondere Beſchaffenheit mit ihm haben. Der Pfarrer und die beiden Bauern wußten dieß unerforſchliche Geheimniß eben ſo wenig.

Nun entdeckte auch Hollstein dem Kapitän, daß die Männer Geld bei sich hätten; wenn irgend der junge Mensch dadurch erleichtert werden könnte, so würden sie ihm ein paar hundert Gulden geben können.

Gar sehr! antwortete der Kapitän; wenn er kein Geld hat, so muß er sein Brod verdienen; hat er aber Geld, so mag er thun, was er will.

Wie viel braucht er denn wohl? fragte der Pfarrer.

„Mit ein paar hundert Gulden kommt er nach Surinam; hat er aber mehr, so wird es ihm dort auch wohl bekommen."

Was wird man denn dort aus ihm machen?

„Ich werde sehen, wozu er geschickt ist; ist er brav und im Lesen, Schreiben und Rechnen geschickt, so weiß ich schon eine gute Stelle für ihn auf einem Comptoir."

Hollstein erklärte das alles den Bauern, und sie sagten ihm noch, daß er nicht nur das, sondern auch französisch, englisch und noch viele andere Wissenschaften verstände.

Der Schiffmann hatte das verstanden; er sagte daher in geradbrechtem Hochdeutsch: Sie sollten sich nur zufrieden geben, er wolle sein Vater seyn und ihn gewiß zu einem Herrn bringen, wo er es besser haben sollte, als zu Hause.

Wie Gott für ihn sorgt! — sagte Lorenz mit nassen Augen zu Niklas.

Nun kamen sie nahe ans Schiff. Florentin stand oben auf dem Verdecke, schaute, that einen hellen Schrei und sank zu Boden. Lorenz und Niklas konnten sich auch kaum aufrecht halten. Sie weinten laut wie die Kinder.

Das Aufsteigen auf das Schiff war nur ein Flug. Der Kandidat hatte Florentin in die Arme gefaßt und hielt ihn aufrecht; ein paar Matrosen standen und sperrten Maul und Augen auf.

Nun hingen die drei wie Kletten an einander, bis endlich der Pfarrer und der Schiffmann ſie ermahnten, die kurze Zeit nützlich anzuwenden. Man führte ſie in die Kajüte; allein der Pfarrer aber blieb bei dem Kandidaten auf dem Verdecke.

Florentin holte Odem wie ein Fieberkranker und ſah bald den Einen, bald den Andern an, ohne ein Wort zu reden. Die Bauern aber ſtanden, als wenn es ihnen unter den Füßen brennte.

Barmherziger Gott! fing er endlich an: was macht meine Roſine? Ach, könnte ich ſie nur noch einmal ſehen! Er weinte.

Florentin! antwortete Lorenz: Roſine iſt wohl; und das haſt du dem Herrn Rheinwald zu danken, der tröſtet ſie aus Gottes Wort, und darin ſteckt auch der beſte Troſt für euch beide. Ja! ſetzte Niklas hinzu: wenn der nicht wäre, ſo hätte ſie's nicht ausgehalten.

Ich habe mich gefaßt, verſetzte Florentin; als ich vor zwei Tagen die erſte Nacht in Amſterdam ſchlief und mich des Abends voller Bekümmerniß zu Bett legen wollte, warf ich mich im Schlafzimmer auf mein Angeſicht nieder, denn ich war allein und meine Soldaten ſchliefen in einer Kammer vor der meinigen, ich betete herzlich für mich und meine Roſine; da war es mir, als wenn mir ein kühler Thau durch alle meine Glieder bis ins Innerſte meines Herzens dränge; es ward mir ſo wohl, als wenn alle meine Wünſche erfüllt wären; ich fühlte einen Muth und einen Glauben, dem nichts zu vergleichen iſt. Jetzt iſt mein Kummer ziemlich gedämpft, ich darf freilich nicht über meine Umſtände und über die ſeligen Zeiten zu Beulenburg nachdenken (hier floßen ihm wieder die Thränen die Wangen herab). Ach

Gott! man empfindet sein Glück nicht, wenn man darin lebt, und man weiß es erst dann zu schätzen, wenn man Trübsalen zu erleiden hat. Jetzt fühle ich Kraft, der Vorsehung zu folgen, wo sie mich hinführt, und es ahnet mir, Gott werde mich zu seiner Zeit aus Amerika glücklich und in bessern Umständen zurück und wieder zu meiner Rosine führen. Ich weiß aus meiner zeitherigen Erfahrung, daß Gott mich in der Welt gebrauchen will, und da ist Amerika meine hohe Schule, auf welcher ich studiren soll.

Gott sey Dank! sagten beide Männer zugleich; und Lorenz fügte noch hinzu: Alles, was du sagst, ist gewiß. Es ist doch auch kein so großes Unglück, wenn man es recht bedenkt, einmal in seinem Leben eine solche Reise zu thun. Ich finde jetzt nichts so Beschwerliches mehr in der Sache; reise du in Gottes Namen, du wirst sehen, daß es gut geht; und nun, Nachbar Niklas, Geld gezählt!

Sie zählten ihm baare achtzig holländische Dukaten hin und baten ihn, so oft zu schreiben, als er nur könnte, und so bald wieder zu kommen, als es nur möglich wäre.

Florentin wurde ruhig und freudig, dankte ihnen für das Geld und sagte: ist das nicht eine wunderbare, göttliche Barmherzigkeit, daß ihr mich gefunden habt? — Bin ich denn besser, als andere Menschen, die hier auf dem Schiffe ihr Brod verdienen müssen? Da führt mir der liebe Gott noch ein Kapital zu, befreit mich von aller Mühe und macht mir die Reise noch gar bequem; das würde Er nicht thun, wenn Er mich unglücklich machen wollte.

„Das ist wahr!“ antwortete Lorenz.

Niklas fragte ihn, ob er nichts gemerkt hätte, wer eigentlich an seiner Entführung Schuld sey?

Kein Wort! verſetzte Florentin: das wollen wir Gott richten laſſen, und was ich vermuthe, ſage ich nicht.

Lorenz ſchüttelte ihm die Hand. Das iſt brav! ſagte er: das iſt ſo recht meine Manier!

Und das habe ich von Euch gelernt, mein Vater! erwiederte Florentin: immer, wenn ich reden ſoll, denke ich an Euch und überlege, was Ihr an meiner Stelle ſagen würdet; und wenn ich es gefunden habe, dann ſag ichs.

„Nu, nu Junge! mach mich nicht ſtolz. Aber wir müſſen fort — ſchreibe oft und ſchlage deine Briefe an den lutheriſchen Pfarrer Hollſtein ein; an den wollen wir die unſern auch ſchicken.“

Gut! das will ich thun; ich habe ſchon vom Schiffe an unſere Herrſchaft, an Rheinwald, an Roſine und an Euch geſchrieben; die Briefe ſind nun ſchon auf dem Wege. Aber Ihr, lieben Väter! habt Acht auf meine Roſine! (Er weinte wieder.)

Niklas faßte ihm beide Hände; Florentin, ſagte er: für Roſine bin ich Euch Bürge; ich ſchwöre Euch einen ſtarken Eid, daß ſie auf Euch warten ſoll. Ja! ich auch, verſetzte Lorenz: ſie iſt auch recht wohl aufgehoben; beſſer wärs nicht möglich.

„Das iſt auch mein ganzer Troſt!“

Nun! ſagte Lorenz: der Pfarrer Hollſtein wird auch noch gern ein Wort mit dir reden: kommt, Nachbar Niklas, wir wollen ihn hinab ſchicken. Sie gingen nun hinaus und baten Herrn Hollſtein, zu ihm zu gehen und ihm auch noch ein Wort des Troſtes zu ſagen. Der Pfarrer ging gern. Nun fing Lorenz zu dem Kandidaten an: Wir bitten Sie, unſern Freund als einen Bruder anzuſehen, er verdient's, er iſt fromm und brav.

„Das hab' ich ſchon gemerkt; ſorgt nur nicht, ihr

guten Leute! in der Fremde sind alle wahren Deutsche schon Brüder, geschweige, wenn sie noch überdas brav und gut sind.

Lorenz empfahl ihn noch mit kurzen Worten und erzählte ihm, daß er unschuldig in dieses Unglück gekommen sey. Nun kam Pfarrer Hollstein wieder; er brachte das letzte Lebewohl von Florentin und bat sie, ihn nicht wieder zu sehen, um ihm den schmerzlichen Abschied zu ersparen.

Wohl! sagte Lorenz: das ist mir eben recht! Nein! versetzte Niklas: ich muß ihm Adieu sagen, und damit ging er. Der Pfarrer und Lorenz hielten ihn aber auf und beredeten ihn; weinend gingen sie vom Schiffe und fuhren mit dem Pfarrer zurück nach Amsterdam.

Unterwegs baten sie den Pfarrer, daß er die abgeredete Bestellung der Briefe übernehmen möchte. Lorenz drückte ihm einen Dukaten in die Hand, das Briefporto damit zu bezahlen; allein der Pfarrer nahm ihn nicht, sondern sagte: er wolle Rechnung darüber halten, und wenn Florentin glücklich wieder käme, so sollte der es ihm wieder erstatten. Hiebei blieb es; sie kamen in Amsterdam an; der Pfarrer ging nach Hause und die Bauern in ihre Herberge.

Herr Rheinwald säumte an seiner Seite auch nicht: er kam gerad um die Zeit an, als die Bauern vom Schiffe wieder kamen und in ihre Herberge eingekehrt waren. Da es ihm nun unmöglich war, seine Landsleute auszufragen, auch dieses nicht das Nöthigste war, was er zu thun hatte, so erkundigte er sich zuerst an gehörigen Orten, was für Schiffe zur Abreise fertig lägen? Nun erfuhr er bald die Abfahrt

des surinam'schen Schiffes; er ließ sich das Comptoir zeigen und fragte nach der Liste. Der Buchhalter stutzte und sagte: es seyen schon zwei Bauern da gewesen, die auch nach der Liste gefragt hätten; sie wären Willens gewesen, einen gewissen Jüngling Florentin loszukaufen.

Rheinwald erschrack und sagte: darum bin ich auch hier! Der Buchhalter erschrack nicht weniger: denn es war ihm mehr begegnet, daß Bauern ihre Söhne wieder gefordert hatten; da aber dieser Mann, der ihm mehr Gewicht zu haben schien, nach dem Jünglinge sich erkundigte, so fing er an, zu vermuthen, daß die Sache nicht richtig zugegangen sey; er gab jetzt also den Kauf näher und fragte, was es denn eigentlich mit dem Jünglinge für eine Bewandtniß habe?

Herr Rheinwald erzählte ihm die ganze Liegenheit der Sache aufrichtig.

Das bedaure ich, wenn es so ist: versetzte der Buchhalter und zog einen Brief hervor, gab ihn Rheinwald und sagte: da lesen Sie; er las:

Mein Herr!

„Mit Betrübniß muß ich einen Schritt wagen, um aus zwei Uebeln das leichteste zu erwählen. Vier Soldaten werden Ihnen einen Jüngling zuführen, der unter einer edeln Gestalt und unter der Larve der Frömmigkeit das gottloseste und ausschweifendste Herz verbirgt. Er stammt von einer vornehmen Familie her, die aber verarmt ist. Ein gewisser Edelmann in der Nachbarschaft, der noch ein weitläufiger Anverwandter von ihm ist, nahm ihn auf, erzog ihn, hielt ihn wie sein eigenes Kind und war Willens, ihm zu helfen; aber seine vielfältigen, geheimen Bubenstücke, die ihn gewiß noch an den Galgen würden

gebracht haben, wenn man ihn nicht weggeſchafft; und endlich, daß er ſich an das Fräulein, Tochter ſeines Wohlthäters, hing und ſie bezauberte, machten, daß man für's Beſte hielt, ihn auf einem Ausritte aufzufangen und ihn E. E. zuzuführen, um ihn ſo bald, als nur immer möglich iſt, auf die See zu ſchicken. Vermuthlich könnte von ſeinen Freunden und Helfershelfern Nachfrage nach ihm geſchehen und er Ihnen entriſſen werden; haben Sie aber die Gütigkeit und glauben Sie keineswegs, was Ihnen zu ſeiner Entſchuldigung geſagt oder geſchrieben wird, und laſſen Sie ihn wenigſtens vor drei Jahren nicht wiederkommen. Hierbei folget auch ein Recompens von dreißig Dukaten für ihre Mühe. Ich bin

E. E. dienſtwilliger

Carl Leopold, Freiherr von Beulenburg.

Rheinwald erſtarrte, fuhr auf und ſagte: Der Spitzbube darf meines Herrn Namen ſo mißbrauchen! — Hören Sie, mein Herr! der Brief iſt falſch; ich kenne die Hand nicht; aber der Freiherr von Beulenburg hat ihn ganz gewiß nicht geſchrieben. Hiemit zog er die Vollmacht hervor, welche er ihm mitgegeben hatte. Der Direktor oder Buchhalter (denn er war beides) ſah die Vollmacht, und erkannte nun, daß ein ganz Anderer ſeinen Brief geſchrieben hatte. „Ich bin hintergangen worden, ſagte er mit Unmuth; aber was kann ich dafür? der gute Jüngling iſt fort, das Schiff iſt dieſen Morgen ſchon abgeſegelt, und nun iſt er nicht mehr zurückzubringen.“

Rheinwald bedauerte das Unglück mit vielen Thränen, und zornig ſagte er zu dem Direktor: Wer gibt Ihnen aber die Erlaubniß, auf einen ſolchen Wiſch hin, einen Menſchen zur See zu ſchicken? — Der Direktor entſchuldigte ſich, daß gar oft Eltern

auf ſolche Art ihre Kinder empfehlen, und daß man da nicht allemal unterſuchen könne, in wie weit dergleichen Nachrichten gegründet ſeyen. Rheinwald beſänftigte ſich endlich auch, bat ſich aber eine Abſchrift von dem verwünſchten Briefe aus. Nun erſuchte er den Buchhalter, er möchte doch ſorgen, daß Florentin ſo bald wieder zurück käme, als es nur möglich wäre; zugleich zahlte er ihm fünfhundert Gulden gegen einen Empfangsſchein aus, und bat ihn, Florentinen dieſes Geld ſobald als möglich zu übermachen. Alles wurde ihm feſt zugeſagt. Nun wünſchte er zu wiſſen, wo die Bauern logiren möchten? Dieß wußte man aber auf dem Comptoir nicht, ſagte ihm aber, daß der hochdeutſche lutheriſche Domine bei ihnen geweſen. Rheinwald ließ ſich die Wohnungen deſſelben zeigen und ging zu Herrn Hollſtein. Hier hörte er nun Alles, was vorgefallen war, auch wo die Bauern herbergten, und eilte mit Freuden zu ihnen.

Lorenz und Niklas ſaßen eben auf ihrem Zimmer und träumten von allerhand Schickſalen, die dem guten Florentin auf ſeiner Reiſe zuſtoßen könnten, als Rheinwald zur Thüre herein trat. Die guten Männer fuhren auf und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Rheinwald aber, der noch rothe Augen hatte, bewillkommte ſie. Wundert euch nicht, Freunde! ſagte er, daß ich hier bin; wollte Gott! ich hätte etwas ausrichten können.

Das iſt nun vorbei, ſagte Lorenz ruhig: wir müſſen uns drein ſchicken.

Jetzt erzählten ſie ſich wechſelsweiſe Alles, was ſie wußten. Rheinwald ſchrieb auch einen Brief nach Hauſe, worin er dem Herrn von Beulenburg Alles berichtete. Noch einen Tag beſchloſſen ſie aus-

zuruhen, und dann wieder ihren Weg nach Hause anzutreten. Die Bauern waren nicht dahin zu bringen, mit Rheinwald auf der Post zurück zu reisen, sondern wollten ihren vorigen Weg wieder zu Fuß machen. Sie nahmen des folgenden Tages Abschied von dem braven Pfarrer, und des andern Morgens traten sie alle Drei ihre Nachhausreise auf die Art wieder an, wie sie gekommen waren.

Indessen kamen nun Florentins Briefe nach Beulenburg. Sie enthielten weiter nichts, als seine Reisegeschichte, Dankbezeugungen für so viele während seines Aufenthalts im Schlosse genossene Wohlthaten und Entschlüsse, der Führung Gottes ohne Murren zu folgen. Rosinen aber gab er noch überdas allerhand Trostgründe an die Hand, bat sie, ihr Schicksal heldenmüthig zu ertragen und ihm getreu zu bleiben.

Noch immer aber nährte das ganze Beulenburgische Haus die Hoffnung, daß, wo nicht die Bauern, doch Rheinwald den lieben Florentin gewiß wieder losmachen und mitbringen würde. Doch diese Freude dauerte nicht länger als zwei Tage: denn nun kam auch Rheinwalds Schreiben an, welches die Geschichte nach ihrem ganzen Umfange enthielt. Rosine war fast trostlos, aller Muth verließ sie ganz, sie legte sich zu Bette und fiel in eine fieberhafte Schwäche.

In diesen Umständen traf sie Rheinwald an, welcher gesund und wohl wieder nach Hause kam. Rosine fing gleichsam neu an zu leben, als sie ihn sah: seine Munterkeit, mit der er zu ihr in das Zimmer trat, die Leichtigkeit, mit welcher er ihr Florentins Reise vorstellte, und die Anstalten, die ihre Freunde, nebst ihm, zu Erleichterung seiner Beschwer-

den und ſeiner baldigen Befreiung getroffen hatten, wirkten ſo mächtig auf ſie, daß ſie ſich allmählig wieder erholte, und als ihr Vater und Lorenz wieder kamen, ſchon wieder außer dem Bette war.

Dieſe ihre Freunde tröſteten ſie auch aufs kräftigſte; ſie erzählten ihr, wie muthig Florentin die Reiſe angetreten habe, und daß er in ſeinem Herzen gewiß wäre, er würde nicht allein glücklich wieder kommen, ſondern auch ſeine Roſine geſund und wohl antreffen, um ſich dann auf ewig mit ihr zu verbinden. Alle Drei brachten ſie endlich wieder dahin, daß ſie ſich heldenmüthig entſchloß, es möchte nun auch gehen wie es wollte, getroſt und unverzagt zu ſeyn und auf die Vorſehung zu trauen. Die Bauern reiſten nun wieder nach Hauſe.

Der Lieutenant Hallenborn war neugierig, zu vernehmen, wie die holländiſche Reiſe abgelaufen ſeyn möchte. Er ließ ſich anmelden, und erkundigte ſich genau nach allen Umſtänden. Als er nun hörte, daß Florentin nach Surinam reiste, fing er an ganz lebhaft zu werden. Ei! ſagte er: wenn es doch einmal ſo ſeyn ſollte, daß der gute Jüngling auf die See mußte, ſo iſt es mir doch lieb, daß man ihn nach Surinam geſchickt hat. Ich reiſe im Auguſt auch dahin; da kann ich ihm Wohlthaten erzeigen, ihn losmachen und auf das Frühjahr zurückſchicken; laſſen Sie mich nur machen.

Beulenburg und Rheinwald ermunterten ihn ſehr, dieſes fromme Vorhaben auszuführen, und verſicherten ihn einer lebenslänglichen Freundſchaft und Erkenntlichkeit.

Ihro Gnaden Freundſchaft, ſagte der Lieutenant, iſt mir genug, alle Erkenntlichkeit aber verbitte ich mir. Wollen Sie mir aber noch einiges Geld mitgeben,

um es zu seinem Vortheile zu gebrauchen, das will ich annehmen. Beulenburg versicherte ihn, daß es daran nicht fehlen sollte. Nun fuhr der Lieutenant fort: ich habe auch über Florentins Entführung weiter nachgedacht und mich genau erkundiget, da bin ich denn auf einen Einfall gerathen, der mir die ganze Sache aufklärt: „Es hat sich nämlich seit einem halben Jahre her ein holländischer Lieutenant zur See in hiesigen Gegenden aufgehalten, ein wahrer Taugenichts, ein Sachse von Geburt, hat aber in seinem Vaterlande so viel Unheil angerichtet, daß er flüchtig werden mußte, wenn er nicht zwischen Himmel und Erden sterben wollte. Dieser Mensch hat unter mir in Surinam gegen die Karaiben gedient und sich so tapfer gehalten, daß man ihn zum Lieutenant machte. Als wir nun vorigen Herbst wieder kamen, reiste er mit mir herauf bis Trier. Er wäre gern mit mir gegangen, um sich bei mir aufzuhalten; allein ich befürchtete, er möchte mir hier Verdruß machen, daher hielt ich ihn unter allerhand Vorwänden ab, und er blieb zu Trier. Nun habe ich aber vernommen, daß er mit einigen Soldaten auf den benachbarten Dörfern herumgestreift und Bursche mit Gewalt und gutwillig angeworben. Ich glaube daher, dieser Mann sey der Urheber dieses Bubenstückes."

Beulenburg besann sich ein wenig und antwortete: das kann seyn, allein ich habe noch eine Bedenklichkeit dabei: die ganze Geschichte kommt mir vielmehr so vor, als wenn Florentin nicht blos angeworben, sondern als eine Person aus dem Wege geschafft worden sey, die an der Ausführung eines gewissen Planes hinderlich wäre.

Hallenborn lächelte; ja! sagte er, ich glaube

ſelbſt, daß es ſo iſt; und wenn Sie erlauben, ſo will ich Ihnen wohl etwas eröffnen: Ich könne den Kerl und glaube, daß er Jungfer Roſinen im Auge hat. Das wäre nicht der erſte Streich von dieſer Art, den er machte. Und wenn das iſt, ſo hat er vielleicht gedacht: jetzt wolle er Florentin erſt aus dem Wege ſchaffen, und hernach auch Roſinen wegkapern.

Beulenburg und Rheinwald dachten dieſer Erzählung nach, fanden aber ſo viel Unwahrſcheinlichkeit mit Wahrſcheinlichkeit, ſo viel Ungereimtes mit dem Gereimten verknüpft, daß ſie nichts anderes darauf antworten konnten, als: die Sache muß ſich noch beſſer aufklären. Und wahrlich, wenn man des Lieutenants Hallenborn Reden und Vermuthungen ſo recht überdenkt, ſo weiß man nicht, was man ſagen ſoll. Beulenburg beſchloß indeſſen, Roſinen genau zu bewahren, und ſie ſo zu ſagen, nicht vor die Thüre zu laſſen.

Schon oben habe ich den Richter Hallenborn, ſeine Frau und Kinder geſchildert. Die denkwürdige Geſchichte, welche ich zum Preiſe der hohen Vorſehung beſchreibe, iſt ſo feſt mit den Handlungen dieſer Leute verwebet, daß ich ſie nothwendig als Zwiſchenſpiele einführen muß, wenn meine Erzählung vollſtändig und begreiflich werden ſoll.

Der alte Vater lebte immer in ſeinem Berufe fort, ſo wie er gewohnt war. Doch hatte er gewiſſe Stunden, wo er von ſeiner gelehrten Trunkenheit etwas nüchtern wurde: dann dachte er ſeinem Schickſale nach, und fand zu ſeiner Betrübniß, daß er bei dem allem ein unglücklicher Mann wäre. Sein älteſter Sohn war nun freilich Lieutenant und alſo verſorgt, zwar nicht, wie er es wünſchte, doch gab er ſich ſeinetwegen

zufrieden. Die jüngste Tochter war mit einem Soldaten fortgelaufen, und er dadurch so aufgebracht, daß er sie ganz aus dem Sinne schlug und für moralisch todt erklärte. Nun waren also noch der jüngste Sohn und die älteste Tochter Gegenstände seiner Bekümmerniß: er merkte wohl, daß sein Licentiat gerade von den Wissenschaften am wenigsten wußte, um deren Willen er ihn auf die Universität geschickt hatte. Freilich hatte ihm sein Sohn gedruckte Sachen gezeigt, die er geschrieben zu haben vorgab, auch sah er wohl dessen schönen Vorrath von Büchern; er zweifelte also nicht, daß er ein gelehrter Mensch seyn müßte. Allein ob die Sphäre, worin er sich umtrieb, dem gemeinen Wesen nützlich wäre und ob sich der junge Mensch selbst nähren würde? das war eine andere Frage.

Allein auch darin irrte der gute Alte, daß sein Sohn gelehrt sey. Keineswegs! Er war — nun ja! er war ein Genie.

Es thut mir in der Seele weh, daß das Wort Genie so gemißbraucht wird. Aber was hilfts? Eigentlich ist es ein heiliges geweihtes Wort, und man versteht einen Mann darunter, der mit einem Adlersblicke das Schöne und Gute in der Natur und Kunst aus natürlicher Anlage entdecket, und es dann geschmackvoll und genießbar seinem Nebenmenschen vorzutragen und aufzutischen weiß.

Ein wahres Genie ist also ein Geist von edlerer und höherer Gattung; ein Fürst unter den Menschen, dessen hoher Adel nicht auf physischen, sondern auf moralischen Vorzügen beruhet. Daher ist es auch kein Wunder, daß so viele streben, diesen hohen Rang zu erringen. Liest nun ein junger Mensch diese herrliche Geisteserzeugungen solcher Männer, so wird er

dadurch entzückt, und ſo ein Mann möchte er auch gern ſeyn. Dieſer Wunſch iſt ganz natürlich und ihm leicht zu vergeben; aber wenn es nun wirklich die Gefühle und Begriffe, die der große Mann in ihm ausgeboren hat, in ſeiner eigenen Küche wieder aufwärmt und ſeine Rieſenideen mit ſeinen Zwergſächelchen miſchet, ſo entſteht ein Brei daraus, der einen anſtinkt. Kommt nun vollends die Nachäffung der Sonderheiten dazu, womit auch große Männer begabt ſind, ſo wird das Mißgeſchöpf fertig, welches man auf ironiſche Weiſe auch Genie nennet. Dieſe kleinen Geiſter dünken ſich dann gar weiſe zu ſeyn: in den Schauſpielen ſtehen ſie gewöhnlich mit gar gleichgültiger Miene; die herrlichſten, erhabenſten Sachen tadeln ſie, und da, wo Jeder gähnt, da möchten ſie vor Empfindung aus der Haut fahren; ſie ſind die intoleranteſten Burſche, die nur zu denken ſind; und weil ſie wohl fühlen, daß man ihre Gegenwart in der Welt gar nicht wahrnimmt, ſo wiſſen ſie nicht anders ſich wichtig zu machen, als daß ſie Rezenſenten werden. Das iſt nun ein herrlicher Ausweg, da wird man geleſen, gefürchtet und auch oft ein wenig geſchmeichelt. Allein wenn man es doch recht beim Lichte beſieht, ſo iſt der Rezenſent in der gelehrten Republik eigentlich nur der Ausrufer, der öffentlich auf den Gaſſen das verkündiget, was die Herrn auf dem Rathhauſe machen. Aber auch, wenn irgend etwas feil iſt, das der Beſitzer nicht an den Mann zu bringen weiß, ſo muß es der Ausrufer ausbieten. Dieß Geſchäft iſt nun freilich ehrlich und auch des größten Mannes nicht unwürdig; aber es iſt gar kein Beweis, daß er darum ein großer Mann iſt. Folglich ein Menſch, der in der Welt blos als Rezenſent erſcheint, macht eine ſehr erbärmliche Figur,

und die Pseudogenies werden dadurch vollends zum gelehrten Pöbel, zu den Fischweibern herabgewürdiget.

Bei diesen Umständen nun ist es wirklich nöthig, daß man nicht mehr mit dem Worte Genie spiele. Man lasse dieß geweihte Wort Männern, denen es zukömmt; denn abschaffen kann man es nicht, weil es nun einmal das Bürgerrecht erhalten hat. Und jenen Muttermählern der menschlichen Natur, wo sich die Mutter nothwendig an Affen versehen haben muß, lege man den eigentlichen Namen, der ihnen zukömmt, Affen-Genie bei.

Gerad ein solcher Kamerad war der Herr Licentiat Hallenborn. Dieß aber zu beurtheilen, war seinem Vater zu hoch; denn außer den Gränzen seiner Rechtsgelehrtheit war er überall so unbekannt, wie eine kölnische Bürgerin außerhalb ihrer Stadt. Dennoch glaubte er, es sey nun Zeit, daß sich der Sohn selbst nährte, und lag ihm daher immer an, sich um eine Bedienung zu bewerben, um nicht immer unnütz für die menschliche Gesellschaft zu seyn und seiner Familie zur Last zu fallen.

Der Licentiat ließ das immer zu einem Ohre hinein und zum andern wieder hinausgehen; gemeiniglich aber gab er seinem Vater zur Antwort, daß er an einem sehr wichtigen Werke arbeite, welches ihm wenigstens tausend Gulden eintragen, seinen Namen verewigen, und ihn zu einem Original-Genie Deutschlands erheben müßte. Da dieses eine allgemeine Revolution in Deutschland hervorbringen würde, so könne es ihm dann nie an Unterhalt fehlen; die Verleger würden sich um seine Schriften reißen, und die Fürsten Deutschlands sich beeifern, ihn in ihre Dienste zu bekommen ꝛc. Wenn dann der Vater solche schmeichelhafte Hoffnungen hörte, gab er sich wieder zufrie-

den, und gestand freiwillig, daß er von der jetzigen Verfassung der gelehrten Republik in Deutschland nicht urtheilen könne.

Noch ein Kerlchen, ungefähr aus eben der Klasse, aber doch von einer ganz andern Art, wohnte in der Nachbarschaft; er hatte mit den Hallenbornen studirt, war eines Predigers Sohn und ein Medizi-ner, mochte aber eben so wenig praktiziren als Hallenborn, mit dem er in der engsten Vertraulichkeit lebte.

Molkenblick (so hieß der Doktor) trug ein schmächtiges seidenes buntes Röckelchen, ein graues, zartes rundes Hütchen, isabellfarbene Filettmanschetten, ein Haarbeutelchen wie ein französischer Laubthaler, und schöne seidene Strümpfe; oder er hatte ganz abscheulich weite gewichste Stiefeln und einen kastornen Frack an, und was dergleichen Affen-Genieſtreiche mehr waren. Das aber muß man ihm doch nachsagen: alles, was er schrieb, war wie geleckt. Eine prächtige Silhouettensammlung, meist von Schauspieler und Schauspielerinnen, ferner ein schöner Vorrath von Schmetterlingen und Käfern zierten sein Kabinet, und seine Brieftasche, die sehr fett, dick und vollgepropft war, enthielt eine große Menge Gedichten, Idyllen, Epigramme u. s. w., alles aus seiner eigenen Fabrik. Wahr ist es, wäre Molkenblick besser erzogen worden, er wäre gewiß ein brauchbarer Mensch geworden; so aber war er jetzt ein wahrer Don Quixote der schönen Wissenschaften, nur etwas feiner, der sich eben so, wie sein Dutzbruder Hallenborn, keine größere Glückseligkeit erdenken konnte, als für ein großes Genie zu passiren. Nur war der Unterschied zwischen Beiden, daß Molkenblick Geschicklichkeiten, Hallenborn aber gar

keine hatte: der Erste war wirklich empfindsam, weinte bei jedem Veilchen, und der Letzte affektirte es zu seyn, ohne das allergeringste zu fühlen. — Jetzt glaube ich, meinen Lesern diese beiden Herren so genau geschildert zu haben, als es zu meinem Zwecke nöthig ist.

Der Lieutenant war indessen so zart nicht gestimmt: seines Bruders hohen Geschmack hatte er nicht, gab sich auch keine Mühe, ihn zu haben, und Molkenblicks platonische Philosophie war ihm auch nicht physisch genug. Er gab sich also mit diesen Beiden gar nicht ab, hatte sein Wesen für sich allein, und da er im Herzen ein ausgelernter Böswicht war, so konnte er sich in alle Fächer schicken, bald den feinen, bald den ehrlichen Mann, bald den Soldaten, bald den Sp..... machen, so wie es ihm in seinen Kram diente; besonders hatte er im Lügen eine große Fertigkeit.

Ich habe oben schon erwähnt, daß man sich im Beulenburgischen Hause gar nicht um diese Leute bekümmerte, denn der Herr von Beulenburg konnte Niemand in der Welt vertragen, der nicht nach seinem Vermögen der Menschheit nützlich zu seyn suchte; alle Gelehrsamkeit hatte bei ihm keinen Werth, die nicht eben dahin abzweckte; und er hatte wohl mehrmal sich mit einem armen Bauern ganze Stunden lang unterhalten und den Licentiaten mit seinem Freunde während der Zeit im Vorzimmer warten lassen. Daher kam es denn auch, daß sie auf den Herrn von Beulenburg, Rheinwald und die ganze Familie äußerst übel zu sprechen waren, vorzüglich aber Florentin zum Gegenstande ihres Spottes hatten, Rosine ein schönes Muttergottesbild, das Fräulein aber eine marmorne Venus nannten.

Durch das beständige Ermahnen des alten Rich-

ters und des alten Paſtors, die oft ein Glas Wein zuſammen tranken, aufgefordert, um etwas Nützliches zu beginnen; und bei dem eigenen Drange, einmal als Originalgenie in der Welt zu glänzen, hatten ſie ſchon Verſchiedenes angefangen, das aber immer mißlungen war. Einsmals kündigten ſie eine Monatſchrift unter dem Namen: der Großſultan, an, gaben zur Probe ein Stück heraus, und wollten darauf ſubſcribiren laſſen; allein Niemand wollte unterzeichnen. Darauf ſchrieben ſie zuſammen einen Roman in Briefen, fanden auch einen Verleger dazu, aber die beſten Rezenſionen fielen zu ihrem Nachtheile aus. Kurz, nichts wollte ihnen gelingen.

Nun entſchloßen ſie ſich, gerad in der Zeit, als Florentin entführt wurde, eine Erziehungsanſtalt zu errichten. Dieß Vorhaben kam ihnen ſo edel und ſo erhaben vor, daß ſie mit dem größten Enthuſiasmus beſchloſſen, dieſem Vorſatze bis in den Tod getreu zu bleiben. Den Plan entwarfen ſie mit gar leichter Mühe, denn das war für ſo helle Köpfe nicht ſchwer; und als ſie ihn fertig hatten, gingen ſie zum Herrn von Beulenburg, um ihm denſelben vorzulegen. Sie glaubten, dieſer Herr würde wegen ſeines Hanges zu allem, was gemeinnützig iſt, ihnen alſofort beide Hände bieten. Um ihn deſto ſicherer zur Ausführung zu bewegen, wollten ſie auch Rheinwalden mit in ihr Inſtitut ziehen, weil ſie glaubten, oder wenigſtens zu glauben vorgaben, er ſey ein Mann, der die Erziehungskunſt aus der Erfahrung kenne. Beulenburg hörte und las alles mit Aufmerkſamkeit. Nun, meine Herren! ſagte er, ſo wie ich da ſehe, wollen Sie die Jahre der Kinder vom zehnten bis zum zwanzigſten zur Erziehung anwenden, ihnen die Religion in allgemeinen Grundſätzen ſo bei-

bringen, daß alle drei Religionen in Ihr Institut können aufgenommen werden. Das geht einmal gar nicht an; denn auf dieſe Bedingniß gibt Ihnen Niemand ſein Kind in die Pflege. Ferner: ſie wollen ſelbſt Lehrer ſeyn, und haben doch der Welt keinen einzigen Beweis gegeben, daß Sie ſelbſt erzogen ſind, oder etwas gelernt haben. Man ſoll Ihnen auch Mädchen bis ins zwanzigſte Jahr anvertrauen, und wiſſen noch nicht, ob Sie ſelbſt Kraft genug haben, ſo vielen ſchönen Feindinnen gewachſen zu ſeyn. Wer Vernunft hat, wagt ſeine Tochter ſo nicht; und endlich, worin ſoll denn eigentlich das Weſentliche Ihrer Erziehung beſtehen? — Denn alles, was Sie hier von Einrichtungen und Empfindeleien ſagen, ſind nur Nebenſachen; es kömmt hier auf das Hauptſtück an. Ein Kind iſt einem Apfelkerne gleich, der in die Erde geworfen worden, und nun als ein wildes ſtachlichtes Sträuchchen in die Höhe wächst. Der Erzieher muß einen edeln, fruchtbaren Baum daraus machen; und wenn Sie mir da den rechten Grund treffen, will ich Sie unterſtützen. Das übrige im Plane läßt ſich alles ändern und einrichten.

Molkenblick faßte nun Muth; denn hierin glaubte er ſtark zu ſeyn: „Wenn Ihre Gnaden erlauben, fing er an, will ich Denſelben über dieſe wichtige Sache meine Gedanken ſagen. Wenn die menſchliche Natur ſich ſelbſt überlaſſen iſt, nimmt ſie ihre Richtung ins Wilde, und, wie Sie das Bild des wilden Apfelbaumes inſofern recht wohl gewählt haben, ſo treibt ſie lauter geile und unfruchtbare Auswüchſe, die beſtändig müſſen ausgeſchneidelt werden, daß der Baum ſo nach und nach zu einem ſchönen Wuchſe angezogen wird. Allein darin weiche ich von Ew. Gnaden ab, und glaube, daß der Menſch, in Anſehung der Frucht,

nicht einem wilden Apfelbaume ähnlich sey, sondern wenn er sorgfältig erzogen wird, wenn ihm die wilden Auswüchse beständig beschnitten werden, und man ihm nur die fruchtbaren Zweige läßt, so muß er Früchte bringen, die der Menschheit nützlich sind. Sie aber glauben, daß man ein neues veredeltes Reis dem wilden Zweige einäugeln müsse?"

Das glaube ich freilich, antwortete Beulenburg. Alle Triebe des Menschen gehen von Natur dahin, sich selbst Vergnügen zu machen. Alle diese Vergnügen sind sinnlich und haben ihre Gegenstände in körperlichen Dingen. Wird nun auch der Mensch so weit verfeinert, daß er das geistige Schöne und Gute in der Schöpfung empfinden und genießen kann, so ist es doch immer Selbstgenuß; und sobald es darauf ankommt, ein solches Gut mit Verminderung oder gar mit gänzlichem Verluste des eigenen Genusses an einen Andern abzutreten: so empöret sich die ganze Natur, die Leidenschaften werden rege und kämpfen mit den Nebenmenschen um den Besitz. Sehen Sie, Herr Doktor! Ihre Erziehung würde also weiter nichts ausrichten, als daß sie den Menschen zu geistigern Empfindungen erhöbe.

„Ich bitte um Vergebung, gnädiger Herr! die Mittheilung des Genusses an Andere gewähret den höchsten Grad des Vergnügens. Diesen hohen geistigen Genuß muß man den Kindern empfindsam machen."

Herr Doktor, was ein Anderer genießt, das ich missen und an ihn abtreten muß, kann mir nie Vergnügen machen, es sey denn, daß ich eine gewisse Belohnung für dieses Opfer zu erwarten habe, die mir noch ein höheres Vergnügen zusichert. Untersuchen Sie sich nur selbst! Sie leben in einem Kreise von Vergnügen, die zusammen Ihren Wohlstand aus-

machen. Gesetzt nun, Sie sollten einen wesentlichen Theil dieses Wohlstandes an einen Andern abtreten, dem ein solcher wesentlicher Theil mangelte, und zwar so, daß es niemals Jemand gewahr würde, und Sie also in diesem Falle keine Ehre, keinen Ruhm, mithin keinen Genuß von diesem Opfer zu erwarten hätten, könnten Sie sich denn zu so Etwas entschließen? ꝛc. Nun ging Herr von Beulenburg das übrige ihres Planes durch, und sagte, was er eigentlich von einem Erzieher erwarte, und daß nicht Empfindelei, sondern ächte Kenntnisse den zukünftigen Bürgern beigebracht werden müßten, wofern man dem Staate nützlich seyn wollte, daß er aber alles dieses in ihrem Entwurfe vermisse.

Molkenblick fühlte wohl, daß er nach diesem Plane, der ihm sehr pedantisch vorkam, kein Erzieher war, gab also das Vorhaben auf, zu Beulenburg eine Erziehungsanstalt aufzurichten, billigte aber aus Höflichkeit alles, und ging mit seinem Freunde fort. Zu Hause überlegten nun die Beiden in der Einsamkeit, was nun anzufangen sey; Doktor Molkenblick gerieth auf den seltsamen Einfall, mit dem Lieutenant nach Surinam zu gehen und unter den Wilden das Evangelium der Kosmopoliten zu predigen. Der Licentiat bedachte sich ein wenig, und siehe da! er entschloß sich mitzugehen; denn Beide waren des Lebens in dem undankbaren Europo, wo man so große Talente ganz verkannte, überdrüssig. Der alte Richter und der alte Pastor, die wohl merkten, daß ihre Herrn Söhne nirgends sich hinpaßten, gaben sich also wenig Mühe, sie zurückzuhalten. Beide machten sich also reisefertig.

Manchem könnte es wohl widersprechend vorkommen, daß ein so zärtliches Herrchen, als Molken-

blick war, ſich entſchließen könne, nach Amerika, und gar unter die Karaiben zu gehen. Allein hier war ein größeres Geheimniß verborgen.

Der Doktor war ſo hoch verfeinert, daß er bei dem Frauenzimmer keine andere, als die platoniſche Liebe kannte; die Jungfer Charlotte Hallenbornin aber war, wie oben gemeldet, ziemlich ſinnlich. Da ſie nun ſehr ſchön war, ſo nahm ſich Molkenblick vor, dieſes Frauenzimmer beſſer auszubilden und geiſtiger zu machen. Wie weit er damit gekommen ſeyn mochte, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß ſein hochgereinigter Geiſt ihn einmal verlaſſen, und ſein alter phyſiſcher Adam ihm einen Poſſen geſpielt haben muß; denn Charlotte fing an ſchwanger zu werden. Nun war aber der Doktor ein Feind des Eheſtandes, weil dieſer der menſchlichen Freiheit gerad entgegen ſtehet; Charlotten alſo zu heirathen, mochte ihm bei aller ihrer Schönheit am wenigſten behagen; und doch ſcheute er den Lärmen, den die Alten bei dieſer (ſeiner Meynung nach ſo unſchuldigen) Sache machen würden. Er hielt es alſo für rathſamer, nach Amerika zu gehen. Charlotte meynte des Todes zu ſeyn. Zwar mochte ſie den Eheſtand auch nicht leiden, hätte aber jetzt doch geheirathet. Bei allem dem war ſie zu ſtolz, ihr Unglück zu geſtehen, fraß allen Verdruß in ſich, machte dem Doktor insgeheim die bitterſten Vorwürfe, beſchloß aber bei ſich ſelbſt, ihre Leibesfrucht zu zernichten, und ſo ihre Schande vor der Welt zu verbergen.

Während der Zeit, als man ſich im Hallenborniſchen Hauſe zur Abreiſe anſchickte, wurde das Beulenburgiſche abermals in die größte Unruhe

versetzt. Dieß ging folgendergestalt zu: Im Anfange des Brachmonates ging Beulenburg an einem schönen Nachmittage, wie er gewohnt war, nach der Solitüde spazieren; sie speisten dort und gingen bei dem Mondscheine wieder nach Hause. Kaum waren sie hundert Schritte in den Wald hinein, als auf beiden Seiten des Weges vier Soldaten, mit Pistolen in der Hand, erschienen, Rosinen anfaßten, und sie, ohne ein Wort zu reden, wegführten. Beulenburg ging mit seiner Gemahlin vor, darauf folgte der junge Herr mit seiner Schwester, und dann Rheinwald mit Rosinen. Sobald Rheinwald die Kerls sah, schrie er: Hülfe! Hülfe! und Rosine erhob ein Zetergeschrei. Die Vordersten liefen zurück, fanden Rheinwald zu Boden gestreckt und Rosine entführt. Beulenburg glühte der größte Zorn vor der Stirne, sein Sohn rasete und das Frauenzimmer schrie zu den Wolken. Rheinwald hatte nur einen Schlag auf den Kopf bekommen, der ihn sehr betäubt hatte. Als er wieder zu sich selbst kam, nahmen ihn diese beide Herren zwischen sich, das Frauenzimmer floh in größter Angst nach Hause, und die Andern folgten ihnen nach. Sobald sie nach Hause kamen, fing der junge Herr an: Jetzt, Papa! laß ich mich nicht halten, ich muß fort; und damit gab er Befehl, daß man ihm sofort ein Pferd satteln, und daß sich zwei Knechte bereit machen sollten, mit ihm zu reiten. Beulenburg sagte kein Wort dazu und ließ es geschehen. Karl (so hieß der junge Herr) ritt also unverzüglich fort.

Alles im Schlosse war in dem größten Schrecken; das Fräulein wollte sich nicht trösten lassen, die alte Straßmännin weinte blutige Thränen, und Beulenburg saß bei seiner weinenden Gemahlin in stum-

mem Schmerze. In ſeinem Gemüthe aber begann ſich nun eine Vorſtellung zu entwickeln, die ihm immer klarer wurde, je näher er ſie beleuchtete: denn er fing an zu glauben, daß der Lieutenant Hallenborn der Urheber aller Unordnung ſey. Nur konnte er es noch nicht reimen, warum er Florentin aus dem Wege geſchafft habe, denn dieſer hinderte ihn nicht, wenn er Roſine mit Gewalt entführen wollte. Er entdeckte dieſen Gedanken der Frau Straßmännin, die ihm alſobald Beifall gab, und zugleich eine Geſchichte erzählte, die Allen im ganzen Hauſe, ſelbſt Herrn Rheinwald noch verborgen war.

Der Lieutenant hatte gleich nach ſeiner Ankunft aus Holland einen Blick auf Roſine geworfen, und Gelegenheit geſucht, mit ihr zu reden. Sie hatte aber nicht nur allen Anlaß, ihn zu ſprechen, vermieden, ſondern ihm auch in einem ſehr trockenen Briefchen einen immerwährenden Korb gegeben. Nun glaubte der Lieutenant, Florentin ſey ihm im Wege. Als aber dieſer auf die Seite geſchafft war, fing er ſeine Freierei und zwar ſchriftlich, wieder an, bekam aber einen noch viel derbern Korb als vorher. Frau Straßmännin wußte die ganze Geſchichte; aber ſie ſowohl, als Roſine, hatten aus vielerlei Urſachen gut befunden, Alles geheim zu halten. Nun war es höchſt wahrſcheinlich, daß der Lieutenant den Raub veranſtaltet hatte, aber gewiß war es doch nicht. Beulenburg beſchloß alſo, denſelben genau zu beobachten, und ihm ſo zu ſagen, Schritt vor Schritt zu folgen. Sein Plan, Roſinen zu befreien, war dreifach: Der junge Herr war fort; den ließ er nun thun was er konnte. Er ſelbſt nahm ſich vor, den Lieutenant im Auge zu behalten; und Rheinwald ſollte, ſobald er geſund wäre, wieder in der Stille

nach Holland reiſen und das Schiff beobachten, auf welchem der Lieutenant wegreiſen würde, damit er ihm dort noch Roſinen aus den Klauen reißen könnte, weil man ſich vorſtellte, daß er ſie mitnehmen würde.

Der junge Herr von Beulenburg kam nach dreien Tagen wieder. Er hatte weit und breit umher geſtreift, aber nicht das Mindeſte in Erfahrung gebracht. Sein Vater ſtellte einen alten getreuen Diener an. Dieſer mußte auf den Lieutenant Acht haben, und ſobald er nur das Mindeſte merken würde, ſeinem Herrn Nachricht davon geben. Allein der Lieutenant lebte ganz ruhig fort, rührte ſich nicht, machte ſich zur Abreiſe nach Holland ordentlich fertig, und ließ während der Zeit ſeinen Vater ganz ungeſtört Steckbriefe ſchreiben und alle mögliche Anſtalten verfügen, um das entführte Frauenzimmer wieder herbei zu ſchaffen. Das kam aber dem guten alten Hallenborn gar nicht in den Sinn, daß ſein Sohn der Urheber dieſer That ſeyn könnte.

Als man nun vernahm, daß der Lieutenant, ſein Bruder und Molkenblick binnen ein paar Tagen abreiſen würden, begab ſich Rheinwald wieder auf den Weg nach Holland; zugleich aber wurde ausgeſtreut, man habe gewiſſe Nachricht, daß Roſine nach Frankreich geführt worden, und daß Rheinwald ihr nachreiſe, um ſie zu befreien. Dadurch ſollte nun der Lieutenant ſicher gemacht werden. Alles dieß würde auch gelungen ſeyn, wenn die Sache nicht ganz anders gegangen wäre, als ſich ein Jeder von Allen vorſtellte. Lorenz und Niklas kamen auch wieder völlig ausgerüſtet angezogen. Als ſie aber hörten, was man für Anſtalten getroffen, und beſonders, daß Rheinwald ſelbſt nach Holland

reise, so fanden sie unnöthig, diese schwere Reise auch zu machen. Die guten Männer waren äußerst betrübt, vorzüglich aber war Niklas fast nicht zu trösten; und Lorenz schwieg so still, daß man kein Wort aus ihm bringen konnte. Das pflegte er gemeiniglich zu thun, wenn er in einer verworrenen Sache keinen Ausweg sah.

Die Hallenborne reisten nun mit Molkenblick ab, gingen in Amsterdam zu Schiffe, und Rheinwald wurde bei aller Mühe nicht das Geringste von Rosinen gewahr, so daß er ganz unverrichteter Sache wieder zurückreisen mußte. Man fing also an zu zweifeln, ob der Lieutenant Rosinen entführt habe, und vermuthete, daß ihr ein anderes Unglück zugestoßen sey. Das Beulenburgische Haus betrauerte sie also wie eine ganz verlorne Person: oft kam ihr Vater und Lorenz, um sich zu erkundigen, ob man nicht Etwas von ihr gehört habe? aber allezeit vergebens.

Nun beschloß Herr von Beulenburg, seinen Sohn auf die Universität zu schicken und ihm Herrn Rheinwald als Hofmeister mitzugeben. Allerhand Umstände verhinderten aber die Abreise, so daß sie erst das folgende Frühjahr vor sich ging. Beulenburg und Rheinwald hatten aus vielerlei Ursachen Göttingen vorgezogen, und der junge Herr sollte dort drei Jahre studiren.

Als nun auch diese Beiden fort waren und unsere ehemalige Gesellschaft zu Beulenburg von sieben Personen bis zu dreien herabgeschmolzen war, die mit melancholischer Stille einsam in den Zimmern oder auf den gewohnten Spaziergängen herum irrten, kam zu Anfange des Maies ein Brief von Rosine. Beulenburg, seine Gemahlin und das Fräu-

lein erstaunten, und mit allgemeiner Freude wurde derselbe mehr verschlungen, als gelesen. Hier ist er:

Hochwohlgeborner Freiherr,
Gnädiger Herr!

Endlich erscheint die längst gewünschte Stunde, in welcher ich Erlaubniß habe, Ew. Gnaden zu schreiben, wo ich bin. Ich habe die drei Vierteljahre, welche ich von Ew. Gnaden unschatzbaren Familie entfernt gelebt habe, mancherlei Leiden und Versuchungen ausgestanden. Diese Prüfungen waren mir aber vielleicht nöthig, und ich habe sie ohne Verletzung meiner Ehre und meines Gewissens überstanden. Meine Geschichte will ich Ew. Gnaden erzählen, wenn ich wieder bei Ihnen bin. Ich erwarte hier mitten in den wildesten Gebirgen auf einem einsamen, alten, halb ruinirten Schlosse meine völlige Befreiung, die nun blos darauf beruht, daß man mich abholt. Wollen Ew. Gnaden noch die große Wohlthat zu so viel tausend andern hinzuthun und mich abholen lassen, so werde ich zwar noch vielweniger im Stande seyn, alle meine Pflichten der Dankbarkeit zu erfüllen; aber, gnädiger Herr! Der, welcher Ew. Gnaden edle Thaten alle aufzählt und sie Ihnen reichlich vergelten wird, wird Sie dafür segnen. Das Schloß, wo ich bin, heißt Rauschenfels, und die nächste Stadt ist Markirch, zwischen dem Elsaß und Lothringen; näher kann ich meinen Aufenthalt nicht beschreiben. Ich bin mit der größten Ehrerbietung

Ew. Gnaden

unterthänigste Dienerin
Rosine Elisabeth Mayenbachin.

Dieser Brief erweckte eine große Freude. Das Fräulein hielt an, ihr zu erlauben, Rosinen abzu-

holen, und die Eltern gaben nach einigen Bedenklichkeiten ihre Einwilligung dazu. Man schickte Herrn Heilmann mit dem Fräulein ab, und die Reise ging über Bergzabern, Maursmünster, Westhof, Rosheim, Barr nach Markirch. Hier stiegen sie in einem Gasthofe ab und erkundigten sich nach dem Schlosse Räuschenfels, welches drei Viertelstunden von der Stadt ab im Gebirge in einer recht romantischen Gegend auf einem Felsen lag. Nun hörten sie schon hier Vieles von Rosinens Geschichte: es war in der ganzen Gegend bekannt, daß der Baron v. Columbin, dem das Schloß gehörte, ein Frauenzimmer auf der Reise aufgefangen und mitgebracht habe. Anfänglich hatte er sie blos zu seiner Gesellschafterin bestimmt; als aber Rosine sich nicht dazu verstehen wollte, sey er so weit gegangen, ihr Heirathsvorschläge zu thun, aber auch diese habe sie ausgeschlagen; und nun sey der Baron aus Verdruß nach Frankreich gereist und habe sie sitzen lassen.

Heilmann und das Fräulein beschlossen, zu Fuß dahin zu spazieren: sie nahmen einen Wegweiser mit und begaben sich auf den Weg. Dieser ging erstlich durch ein Thälchen, bald erweiterte sich dasselbe, und man kam auf einen weitläufigen grünen Rasen, auf welchem Gruppen von Bäumen und Gesträuchen hin und wieder standen, zwischen welchen man hier und da einsame Rasenplätze entdeckte, so daß diese Gegend einem natürlichen Labyrinthe ganz ähnlich war. Dieser Platz erhob sich allmählig, wurde zu einem mäßigen waldigten Hügel, über dessen Rücken ein ebener Waldweg zwischen hundertjährigen Maibuchen gerad fortstrich und sich gegen einen Felsen hin zog, dessen steile Wand gerade in die Höhe ging, und aus dessen Spalten allerhand Gesträuche hervorgewachsen waren.

Oben auf diesem Felsen stand das alte Schloß Rauschenfels. Ein enger, gäh aufsteigender Fußsteig, der hie und da aus Stufen, die in den Felsen gehauen waren, bestand, führte dahin. Heilmann und seine edle Begleiterin stiegen hinauf, und kamen bald an eine alte verfallene Pforte. Hier war ein geräumiger Platz: zur Linken stand eine landwirthschaftliche Wohnung mit Scheuern und Stallung; sodann hinter dem Schlosse, gegen das Gebirge zu, lag ein unvergleichliches Landgut, auf welches man aus dem Schlosse eine vortreffliche Aussicht hatte. Es war ein breites flaches Thal, welches wie ein Amphitheater herum lag, in dessen Mittelpunkte sich gleichsam das Schloß befand. Aus diesem kam man erstlich in einen großen Gemüsegarten, dann in eine sehr große herrliche Wiese; um dieselbe herum erhoben sich allmählig die Aecker, und diese wurden von einem großen schönen Hochgewälde allenthalben umschlossen. Dieß Landgut war an einen braven Landwirth verpachtet, der im Schlosse wohnte.

Bei diesem ehrlichen Manne kehrten sie ein und fragten nach Rosinen. Diese Leute waren gar freundlich. Lieber Gott! fing die Bäuerin an: Sie werden sie abholen wollen; ach! das thut mir gar zu leid; wir hätten so gern gehabt, daß sie unsere gnädige Frau geworden wäre, und das hätte sie auch wohl thun können; unser Herr ist doch ein so gar braver lieber Herr; sie hätte es gewiß recht gut bei ihm gehabt; aber, lieber Gott! da half all' kein Reden, sie wollte nicht. Damit trocknete sie ihre Augen ab, ging und bat Herrn Heilmann und das Fräulein, ihr zu folgen. Sie führte sie durch einen langen Gang von altem gothischem Gemäuer in einen Flügel des Schlosses, oder vielmehr in einen alten

großen Thurm, welcher durch fleißige Aufsicht vor dem Verfalle bewahrt geblieben war. Hier stiegen sie ein enges schneckenförmiges Treppchen hinauf, dann ging er im Zickzack über Gänge mit kleinen gewölbten Fensterchen fort, und endlich kam man an eine kleine Thüre. Diese wurde geöffnet, und nun stieg man einige Stufen hinab in einen großen Saal mit Kreuzgewölben, die alle grün angelaufen waren. Aus diesem Saale stieg man wieder einige Stufen hinauf, und nun kamen sie in ein hübsches Zimmer, wo Rosine, mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt, ganz tiefsinnig saß und in einem Buche las.

Das Fräulein flog ihr von hinten um den Hals, rief: ach, meine Rosine! und weinte. Rosine that einen lauten Schrei, sprang auf und Beide wären beinahe ohnmächtig geworden. Während dieser empfindsamen Scene, die auf allen Seiten ohne Thränen nicht abging, trat ein Mann zur Seitenthüre herein, der sofort die Augen unserer beiden Reisenden auf sich zog und ihnen bei dem ersten Anblicke Ehrfurcht einflößte. Er war ein langer Mann von ungefähr fünfzig Jahren, hatte ein rundes, röthliches und lebhaftes Gesicht, schwarzes rundum abgeschnittenes Haar, das schon grau zu werden anfing; sein Hut war etwas größer, als die Mode es mit sich brachte, und vollkommen dreieckigt aufgeschlagen, so daß man ihn aufsetzen konnte wie man wollte; der Rock war von schiefergrauem, sehr feinem Tuche, aber ohne Knöpfe und Knopflöcher; Weste und Hosen von Violetsammet mit massivsilbernen Knöpfen; endlich trug er Stiefeln von englischem Leder, und seine Wäsche war sehr fein, aber man sah wenig davon.

Dieser sonderbare Mann grüßte das Fräulein und den Herrn Heilmann zwar freundlich, aber kurz,

auch ſetzte er gleich nach dem Gruße und nach einer kleinen Entſchuldigung ſeiner Grobheit, den Hut wieder auf, und zwar immer mehr auf das linke Ohr und hinterwärts. Roſine merkte wohl, daß ihre Freunde außerordentlich an dem Manne ſtudirten, daher fing ſie an: Der gnädige Herr ſind mein Vater und Beſchützer geweſen. Sie ſind der Herr Bruder von der Frau von Columbin, und der Onkel des jungen Herrn, der die Freundſchaft für mich hatte, mich den Soldaten aus den Händen zu reißen. Sie nennen ſich Freiherr von Fink. Die Fräulein und Herr Heilmann freuten ſich, ihn kennen zu lernen. Gut! gut! antwortete Fink: nur keine Ceremonien, keine Ceremonien! Roſine erzählte ihm nun auch, wer die Fremden wären; er nahm den Hut ab, bückte ſich ein wenig und ſetzte ihn wieder auf.

Nach einer kleinen Weile drang Herr Heilmann auf die Abreiſe. Roſine lächelte und ſah den Herrn von Fink an. Gehen Sie, ſagte er: Sie ſind jetzt frei! doch bleiben die Fremden hier, und morgen früh reiſen Sie ab. Heilmann entſchuldigte ſich zwar, aber Fink nahm keine Entſchuldigung an; und damit ging er fort, ſchickte den Markircher Boten zurück, machte Beſtellung zur Mittagsmahlzeit, und kam nun wieder.

Das Fräulein hätte nun gern Roſinens Geſchichte gleich gewußt, aber daran war in Fink's Gegenwart gar nicht zu denken. Dieſer war gleich ſo vertraulich, als wenn er ſchon zwanzig Jahre mit Heilmann umgegangen wäre; bei dem allem aber ſo zurückhaltend, daß man nichts von ihm erfuhr, als was zur gegenwärtigen Sache diente. Nach dem Mittageſſen fing Fink an: Wir gehen dieſen Nachmittag ſpazieren. Alle waren dieß zufrieden. Hiemit ließ er

seinen Hut an eine Seite nieder, bot dem Fräulein den Arm, Heilmann ging neben Rosinen, und so wanderten sie fort durch den Garten auf die Wiese. Hier wandte sich Herr von Fink um und sagte zu Heilmann: Wünschen Sie Menschen zu sehen oder wilde Natur? — Ew. Gnaden haben zu befehlen! antwortete der Rentmeister: das habe ich nicht, wenn ich frage, versetzte Jener. Rosine raunte ihm ins Ohr, er solle bestimmt antworten. Nun fuhr Heilmann fort: Glückliche Menschen sehe ich lieber, als wilde Natur; diese aber lieber als Unglückliche. Fink drehte sich wieder um und ging; was heißen Sie glückliche Menschen? fragte er ferner. „Die es sind, und zugleich empfinden, daß sie es sind." Heilmann fing an, den sonderbaren Mann in etwas kennen zu lernen, und daher auch nach seinem Sinne zu antworten. Nun, nun! versetzte Fink: die es empfinden, sind es auch gemeiniglich; meynen Sie nicht?

„Aber es gibt doch viele, die es seyn könnten und nicht sind, weil sie es nicht empfinden."

Deren gibt es nicht Viele; aber freilich ist das Gefühl seines Glückes ein schmaler Weg, den Wenige finden. Meynen Sie nicht? „Das denke ich auch."

Nun ging es wieder hundert Schritte still fort. Daran dünkt mir, sprach nun Fink weiter, müsse der Weisere arbeiten, damit die Unweisen lernen, ihr Glück zu empfinden, weil Jeder in der Welt seinen Antheil daran hat. Meynen Sie nicht?

Heilmann und Rosine sahen sich an; letztere hatte nasse Augen; Sie werden da einen Mann kennen lernen, lispelte sie Heilmann ins Ohr, der Alles übertrifft, was Sie noch gesehen haben.

„Vortrefflich, gnädiger Herr!"

Nun ja! — Eben nicht vortrefflich; wenn's nur

wahr ist. Wie meynen Sie? — Wenn man das Kind von Jugend auf angewöhnt, nah und fern alle seine Schicksale zu beleuchten; Alles, was ihm nützlich ist, heraus zu ziehen, aufs Beste zu benutzen; alles Vergnügen, das darin möglich ist, abzusondern; nicht wahr? — Daraus dann sich ein Lusthaus bauen, sich hinein setzen und darin wohnen, heißt das nicht glücklich seyn? Heilmann schwieg eine Weile, antwortete aber endlich: „Das kann wahr seyn, aber auch nicht."

Nun freilich, versetzte Fink: kann es auch nicht wahr seyn. Es kommt nur darauf an, was ich durch das Wort „Nützlich" und durch das Wort „Vergnügen" verstehe. Nützlich ist, was des Menschen immerwährendes unsterbliches Leben glücklich macht; und Vergnügen heiße ich, was niemals Reue und Heimweh bringt. Nicht so?

„Ihre Gnaden reden herrlich."

Nicht herrlich; nur wahr! — Darauf soll der Mensch beständig seinen Blick richten, zu ergründen, was in seinem Schicksale Angenehmes ist; über das Unangenehme aber spreite er den Schleier der Nacht.

Heilmann wußte nicht, was er sagen sollte. Der Mann redete mit solcher Zuversicht und Gewalt, daß man ihm nicht widerstehen konnte; aber er wurde innigst gerührt.

Das habe ich von einem armen Manne gelernt, Herr Rentmeister, fuhr der Herr von Fink fort: Ich und mein Bruder haben eine Kolonie in Pensylvanien, und mein Bruder wohnt dort; auch ich reise zuweilen hin: da ging ich nun einemals auf den Gütern herum und fand einen alten weißgrauen Mann ein Stück Landes ausroden, um es urbar zu machen; er schien mir ein Deutscher zu seyn. Nun, alter Vater! sagte ich zu ihm: wo ist Er her?

Aus Deutſchland.

„Wo da?“

Aus dem Naſſauiſchen.

„Seyd ihr lang hier?“

Ein Jahr.

„Warum ſeyd ihr denn in euren alten Tagen noch nach Amerika gezogen?“

Ach, lieber Herr! (er ſtützte ſich auf ſeine Hake) wenn ich Ihnen das Alles erzählen ſollte, ſo würde es zu lang werden.

„Das wird mir nicht zu lang, und ich werde Euch auch wohl für eure Verſäumniß ſchadlos halten; denn ich höre gern die Schickſale der Menſchen, weil dann Gott mit mir ſpricht.“ Wir ſetzten uns und er erzählte:

Ich bin aus einem Dorfe des Fürſtenthumes Naſſau-Siegen gebürtig und nenne mich Weidenau. Ich war ein armer Knabe, meine Eltern ſtarben mir früh, ich mußte das Vieh hüten und mich damit nähren. Nun lernte ich ein Mädchen in unſerm Dorfe kennen: ich liebte ſie und ſie liebte mich; wir waren Beide noch jung, und wir heiratheten uns. Nun hörte ich auf, das Vieh zu hüten und ward ein Bauer. Mein Schwiegervater war dem Anſehen nach ein ehrlicher Mann. Meine Frau, als das älteſte Kind, und ich halfen die andern jüngern treulich erziehen. Dieß dauerte drei Jahre fort. Auf einmal kamen Soldaten in unſer Haus und holten meinen Schwiegervater nach Siegen, wo er in Ketten geſchloſſen und in das Gefängniß gelegt wurde. Du allmächtiger Gott, was das ein Schmerz für uns war! meine Schwiegermutter bekam vor Schrecken einen Schlagfluß, daß ſie ſtarb. Auch dauerte es mit meinem Schwiegervater nicht lang; er ward überwieſen, daß er falſch Geld gemünzet und hingerichtet.

Ich vergesse es mein Lebtag nicht, so alt ich auch werde, wie mir und meiner Frau zu Muthe war, fuhr der alte Weidenau fort: es war uns so, als wenn wir todt gewesen wären und nun als Gespenster in der Welt herumwanderten. Unser Pastor besuchte und tröstete uns, so gut er konnte. Endlich faßte ich auf einmal Muth, meine Nachbarn kamen alle zusammen, um von Gemeindssachen zu reden, und ich ging auch dahin. Alle schwiegen still und sahen mich nicht an, als ich kam; ich setzte mich und sagte: Ihr lieben Nachbarn! ihr wißt, was uns für ein Unglück betroffen hat; ihr wißt aber auch, daß ich und meine Frau unschuldig sind. Nun thut uns doch den Gefallen, und seyd nachbarlich mit uns; wir wollen uns so aufführen, daß ihr alle Freude an uns haben sollt, und wir wollen auch nachbarlich seyn; wir können ja nichts dafür; laßt uns doch nicht entgelten, was mein Schwiegervater verschuldet hat! Seht! ich und meine Frau, wir wollen einem Jeden dienen, wo wir können; das sollt ihr sehen und erfahren. Nun fing ich an zu weinen. Alle Nachbarn standen auf, gaben mir die Hand, und versprachen mir, ich sollte eben so gehalten werden, als der Beste unter ihnen. Als ich nach Hause kam, erzählte ich es meiner Frau; uns ward darüber so wohl, als wenn uns nichts passirt wäre, und waren wieder recht vergnügt und glücklich. Hei! dachte ich, was hast du dich zu beklagen? du hast ja deine Nahrung, hast ein gutes Gewissen, und eben so gute Freunde, als ein Anderer.

Das dauerte so einige Jahre fort; da kam mir eine Viehseuche in den Stall, und alles Vieh starb mir weg. Ich und meine Frau grämten uns darüber; denn wir befürchteten, ganz an den Bettelstab

zu kommen, weil wir nicht wußten, woher wir wieder Vieh kaufen ſollten. Nun dachte ich ſo darüber nach. Hei! dachte ich: du, deine Frau und Kinder ſeyd doch alle geſund, du haſt ein Gütchen, das gut im Stande iſt, haſt ein gutes Gewiſſen und Freunde, was willſt du dich beklagen? unſer Herr Gott wird weiter ſorgen. Und das that Er auch: unſere Nachbarn lehnten uns trächtige Kühe, wir bezahlten das Intereſſe davon, zogen die Kälber an, und bekamen bald wieder recht gutes ſchönes Vieh.

Nun kamen die Blattern in unſer Dorf. Ich hatte fünf Kinder; der älteſte Sohn und die älteſte Tochter hatten ſie glücklich überſtanden, aber die drei jüngſten, zween Söhne und eine Tochter, hatten ſie noch nicht gehabt; ſie bekamen ſie alle Drei zugleich, ein Sohn ſtarb, der Andere ward blind, und die Tochter lahm, ſo daß ſie auf Krücken gehen mußte. Wir glaubten, wir könnten unſer Elend nicht überſtehen; allein nach und nach fanden wir uns wieder. Unſer Paſtor ſagte uns: Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget Er! und es ſey ein Zeichen der Gnade Gottes, wenn man viel Kreuz habe und ſich dadurch beſſern laſſe. Hei! dacht ich, du und deine Frau und die zwei größten Kinder, wird ſind doch Alle geſund, wir können unſere Arbeit hübſch fortſetzen; wir haben Brod und ein gut Gewiſſen. Auch verwahrte das lahme Kind das blinde, damit es nicht etwa falle, oder ſich anſtoße, und Beide verdienten ihr Brod mit Stricken.

So lebten wir lange Jahre fort: endlich kam die rothe Ruhr, und daran ſtarb mir der älteſte Sohn und der blinde Sohn, und die lahme Tochter; ich, meine Frau und Tochter aber blieben geſund. Anfänglich ſchmerzte mich der Tod meines Sohnes in

der Seele, aber bald tröstete ich mich wieder. Hei! dachte ich, deine Kinder waren fromm, sie sind nun im Himmel, auch du wirst mit deiner Frau alt und kommst bald zu ihnen; noch hast du eine brave Tochter, die kann bald heirathen, auch hast du Brod und ein gut Gewissen, was willst du dich grämen!

Nach und nach verfolgte mich ein Unglück über das andere; meine Früchte geriethen nicht mehr, meine Viehzucht war lauter Unglück, ich gerieth nach und nach in Schulden, und es schien, als wenn ich in meinen alten Tagen noch betteln sollte.

Ich und meine Frau weinten Tag und Nacht, bis ich mich endlich faßte. Frau! sagte ich an einem Morgen zu ihr: sieh, es geht Alles hinter sich, es gehen so viele Leute nach der neuen Welt; wir wollen unser Gut, Haus und Hof verkaufen, und auch hinziehen; vielleicht gibt uns Gott dort Glück und Segen! Es kostete mich nicht viel Mühe, meine Frau und Tochter zu überreden: sie beschlossen, mitzuziehen. Hei! dacht ich: jetzt ist dieß größte Unglück wieder überstanden, was willst du dem lieben Gott immer vor der Thüre liegen und klagen? Ich verkaufte Alles, bezahlte meine Schulden, behielt noch vierhundert Gulden übrig, und zog damit fort.

Alles ging gut, bis wir in Holland auf das Schiff steigen sollten: meine Frau sah das große Meer vor sich, und darauf das schwankende Haus, mit welchem sie eilfhundert Stunden fortschwimmen sollte; sie sah, wie man da schrie, arbeitete, hineintrug und machte. Nein, Mann! rief sie: da geh ich nicht hinein! Sie fiel auf ihre Knie, sah zurück ins Land hinein, weinte laut und sagte: Du lieber Gott! ich kann nicht glauben, daß Du auf dem großen Wasser bist! nein, ich bleib bei Dir; wo Du bist, da bleib ich und wenn

ich mein Brod betteln ſollte! Nun kratzte ich mir den Kopf, redete ihr zu, und meine Tochter redete ihr auch zu, ob ihr gleich auch bang war; und endlich, da ich ihr vorſtellte, daß Gott auch auf dem Waſſer gegenwärtig wäre und ſo viele Menſchen glücklich nach Amerika geführt hätte, Er uns auch glücklich hinführen würde; ſo gab ſie ſich darein, und ging mit uns zu Schiffe.

Nun ging Alles gut: die ganze Reiſe war ſo angenehm, als ſie ſeyn konnte: wir kamen ſo weit, daß wir Amerika von fern ſahen. Nun entſtand ein ſchrecklicher Sturm, wir wurden gegen Himmel und dann wieder in den Abgrund geworfen, kamen aber immer näher gegen das Ufer; auf einmal ſtieß das Schiff grauſam auf einen Felſen, ſo daß es zerborſt. Ich und meine Tochter liefen auf das Verdeck, um zu ſehen, was vorging; aber lieber Gott! da ſahen wir nun, wie das Schiff augenſcheinlich niederſank; der Eine betete, der Andere ſchrie, daß einem die Haare zu Berg ſtanden; ich wollte herab und in der Angſt meine Frau herauf holen, aber — hier fing der alte Mann wieder zu weinen an — da ſah ich von der Treppe zur offenen Thüre in die Kajüte hinein, wie ſie ſchon ſo voller Waſſer war und meine arme Frau in dem Waſſer arbeitete und herauf wollte. Nun weiß ich nicht mehr, wie mir ward; das aber weiß ich noch wohl, daß mir das arme Weib ganz erbärmlich zurief: ach, lieber Mann, hilf mir! Ich ward ohnmächtig, und weiß alſo nicht, wie es ferner ging. Als ich aber wieder zu mir ſelbſt kam, lag meine Tochter neben mir auf dem Verdecke, wie todt. Das Vordertheil des Schiffes ſaß auf dem Felſen feſt, einige Menſchen waren um uns; das Meer ward ruhig, und wir ſahen nun, wie ein gro-

ßer Nachen oder Boot auf uns zurückerte, um uns abzuholen. Ich ermunterte meine Tochter wieder; und die rief nun mit ringenden Händen nichts anders, als: Ach, meine liebe Mutter! meine liebe Mutter!

Indeß kam nun das Boot an; wir wurden alle darein geladen, und kamen glücklich ans Land. Hei! dacht ich nun wieder: unser Herr Gott hat dich mit deiner Tochter vom Tode errettet und deine gute Frau von allem Kummer erlöset, was willst du klagen? Er wird weiter helfen. Das geschah auch: Er führte uns zu unserem gnädigen Herrn, und da ist uns nun ganz wohl; meine Tochter hat einen braven Mann geheirathet, und wir leben nun recht glücklich.

Was sagen Sie zu dieser Geschichte, Herr Rentmeister? fuhr Fink fort.

Was kann ich sagen? antwortete er: ich bin ganz zerschmolzen (das waren sie alle Drei); der gute Mann ist der größte Kreuzträger, von dem ich in meinem Leben gehört habe.

Das ist er, erwiederte Fink: und doch half ihm die Kunst, in allen Unglücksfällen etwas Vergnügendes aufzusuchen und Alles zu ertragen. Meynen Sie nicht?

Während diesen Gesprächen kamen sie unvermuthet in ein reizendes angenehmes Thälchen; es bestand theils aus einem sehr großen Gemüßgarten; zwischen beiden recht mitten im Thale stand ein großes schönes Haus; auf dieses gingen sie zu, und endlich in dasselbe hinein. Alles fanden sie da voller Leben und Bewegung. Fink führte sie zuerst in einen geräumigen Saal; hier saßen zwanzig Mädchen zwischen zehn und zwanzig Jahren, welche allzusammen Flachs und Hanf gesponnen, so daß man vor dem Geschnurre der Räder sein eigen Wort nicht hören konnte; mit-

ten unter ihnen saß eine etwas betagte Person, welche auch spann und die Andern unterrichtete. Alle Mädchen waren in blau und roth gestreiftes leinen und wollenes Zeug gekleidet, auch ihre Wäsche und ganzer Anzug überaus reinlich und ordentlich.

Von da führte sie Fink in einen noch größern Saal. Hier fanden sie zwölf Leinweberstühle, auf welchen obiges gestreifte Leinen- und Wollenzeug, auf andern allerhand schönes Bildwerk zu Tafelzeug, wieder auf andern allerhand schönes Leinwand gewebt wurde. Achtzehn Jünglinge und Knaben webten und spulten hier. Ein ziemlich betagter Mann hatte als Werkmeister über Alles die Aufsicht, und dieser und die obige Frau waren Eheleute.

Darauf kamen sie in einen andern großen Saal, wo man zu speisen pflegte. An einer großen Tafel saßen auf einer Seite die Mädchen, auf der andern die Knaben, und quer oben her alle Personen, die den Vorstand ausmachten. Dieser bestand aus einem unglücklichen Kaufmanne und seiner Frau, die eigentlich die Haushaltung führten, den Einkauf und Verkauf besorgten, und Alles regierten; dann aus dem Informator, einem sehr braven Kandidaten; endlich aus dem Werkmeister und seiner Frau; mithin in Allem aus fünf Personen.

Auf diesem einsamen und sehr angenehmen Waisenhause unterhielt Herr von Fink seine Gäste auf das Angenehmste und Lehrreichste, und am Abend kehrten sie Alle höchst vergnügt und gerührt nach Rauschenfels zurück. Des Morgens früh reiseten das Fräulein und Rosine mit Herrn Heilmann ab. Herr von Fink gab Rosinen bei dem Abschiede ein versiegeltes Päckchen mit der Aufschrift: an Jungfer Rosine Meyenbachin, zum Andenken: be-

fahl ihr, daſſelbe nicht eher aufzubrechen, als bis ſie zu Hauſe angelangt ſeyn würden, küßte alle Drei recht herzlich, ſprang in ſein Cabinet zurück und ließ ſie ſtehen. Roſine weinte; ja, ſagte ſie: hier iſt weiter nichts zu thun, als zu gehen; jetzt ſehen wir ihn nicht wieder. Sie gingen nun zurück nach Markirch. Roſine erzählte unterweges, welch ein herrlicher Mann der Herr von Fink ſey und wie er das Waiſenhaus ganz aus ſeinen eigenen Mitteln geſtiftet habe.

Von Markirch reiſeten ſie ſogleich fort und durch das paradieſiſche Elſaß herab. Nun drangen das Fräulein und Heilmann darauf, daß ihnen Roſine ihre Geſchichte erzählen möchte, welches ſie auch folgender Geſtalt ſehr gern that.

Als mich die Soldaten ehemals im Walde angriffen, ſetzte mir Einer die Piſtole auf die Bruſt und drohte, mich zu erſchießen, wenn ich den geringſten Laut von mir geben würde; dem ungeachtet ſchrie ich, ſo ſehr ich konnte. Augenblicklich ſtopfte mir ein Anderer den Mund mit einem Tuche, und man ſchleppte mich fort. Ich gerieth in eine Art Ohnmacht, und als ich mich beſann, befand ich mich auf einem zweiräderigen Fuhrwerke, das mit einem Tuche überzogen und überall feſt zugemacht war. Unter mir hatte ich Stroh, auf welchem ich ſitzen oder liegen konnte. Der Mond ſchimmerte durch mein Tuch, ſo daß es dämmernd um mich war. Jetzt wußte ich keinen beſſern Rath als das Gebet, fing an mit Thränen und mit brünſtigem Herzeu zu Gott zu flehen, daß Er mich doch in meinen jetzigen betrübten Umſtänden bewahren wolle! Mit dieſer Beſchäftigung brachte ich die Nacht zu bis an den Morgen; ich bemerkte den Glanz der Morgenröthe durch das Tuch. Dieß flößte mir

eine Art von Beruhigung ein, und ich fiel in einen Schlummer, aus welchem ich aber bald wieder aufgeweckt wurde.

Mein Fuhrmann hielt ſtill, und einer meiner Begleiter machte das Tuch auf und ſagte: ſteig Sie herab, Jungfer! Ich gehorchte. Wir befanden uns auf einer Höhe im Wald. Hier ſtand ein kleines einſames Häuschen; dabei lag ein Garten, ein Stück Ackerlandes und eine Wieſe. In dieſes ward ich hinein- und eine Treppe hinauf in ein Kämmerlein geführt.

Das Herz klopfte mir außerordentlich. Meine Soldaten folgten mir nach, und einer von ihnen ſagte zu mir: „Jungfer! Sie hat nichts zu befürchten; wir werden Sie zu einem braven Herrn bringen, der Sie heirathen will; dieſen Tag liegen wir hier ſtill; und damit Sie Zeitvertreib habe, ſoll ich Ihr dieß Buch geben.“ Hiemit zog er die aſiatiſche Baniſe aus dem Sacke und reichte mir ſie hin. Darauf wurde das Frühſtück beſtellt.

So ſchrecklich mir der Gedanke war, auf ſolche Art zu heirathen, ſo beruhigend war mir die Rede des Soldaten. Ich antwortete mit Thränen: „Meine Herren, bewahren Sie nur meine Ehre! ſtehen Sie mir bei dieſen Umſtänden als treue Freunde bei! es wird eine Zeit kommen, wo ich es Ihnen vergelten kann.“ Hierauf nahm ich eine ernſthafte Miene an, faßte mich, ſo gut ich konnte, und las zum Zeitvertreib in der Baniſe.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieſes Buch eine ſo gute Wirkung auf mich hatte. Gleich Anfangs der elende Zuſtand Balacius, ſeine Verbergung und Sicherheit auf Talemons Schloſſe u. ſ. w., das Alles flößte mir Muth ein, ob ich gleich wohl wußte, daß es Erdichtung war.

Dieß läßt ſich erklären, ſagte Heilmann: ſo lang die Erdichtung wahrſcheinlich iſt, ſo lang iſt ſie aus wahren Geſchichten abgezogen, und alſo immer wahres Beiſpiel der göttlichen Vorſehung und Führung über die Menſchen. Viele einzelne Theile der Geſchichte ſind wahr, obgleich das Ganze ein Gedicht iſt. Hieraus fließt nun immer Beruhigung, die Seele erkennt das Mögliche; ſie fühlt, daß ihr trauriges Schickſal glücklich ausgehen kann. Dieß Gefühl erregte den Wunſch in ihr: ach, möchte es dir doch auch ſo gehen! — Iſt ſie nun gut geſinnt, ſo wird dieſer Wunſch Gebet; dieß Gebet verſchafft Zuverſicht; Zuverſicht endlich Glaube. Daher ſind alle erdichteten, aber wahrſcheinlichen Geſchichten, wenn ſie glücklich ausgehen (aber beileibe nicht das Laſter verſchönern und überzuckern, ſondern wahre Tugend auf die erhabenſte Art lehren und den Wegen der Vorſehung vollkommen gemäß handeln), für den leidenden Chriſten wahre Erbauungs- und Stärkungsſchriften; eben ſo auch die traurigen Geſchichten, wenn ſie ebenfalls den Gang der Vorſehung wandeln; ſie lehren dulden und hoffen und allen Troſt auf die zukünftige Welt richten. Nun fahren Sie fort, Jungfer Roſine.

Den Tag über vertrieben ſich die Soldaten die Zeit mit Schlafen und Spielen, gingen aber wechſelsweiſe hinaus, um umher zu ſchauen, ob nicht etwas Gefährliches vorfiel. Mich bewachten ſie ſehr genau, ließen es mir aber an nichts Nöthigem fehlen. Dieß Häuschen muß ſehr abgelegen ſeyn, denn ich bemerkte nicht einmal einen Fuhrweg, vielweniger eine Landſtraße.

Des Abends mit dem Anfange des Mondes wurde ich wieder auf die Karre gebracht, und nun reisten

wir weiter, ich kann aber gar nicht ſagen, wohin. Das dauerte wieder die Nacht durch; bald ſchlief ich, bald wachte ich, bis wir des Morgens früh mit Anbruch des Tages ſtill hielten. Nun hörte ich, wie meine Begleiter zuſammen Rath hielten: ich verſtand wenig davon, aber ſo viel verſtand ich, daß wir bald an einem Hauſe ſeyn müßten, welches man für uns nicht ſicher genug hielt, um den Tag daſelbſt auszuruhen. Mein Fuhrmann, ein fremder Bauer, bog alſo zur Seiten aus, und wir fuhren durch viele Geſträuche hin, welches ich an dem Schlagen der Büſche gegen mein Tuch gewahr wurde.

Nach einer halben Stunde, als es ſo ziemlich licht geworden, hielten wir ſtille und man hieß mich ausſteigen. Wir befanden uns wieder in einem Walde, und zwar bei einem alten verfallenen Schloſſe. Schleunig führten mich die Soldaten in das Gemäuer hinein. Zwiſchen den Schutthaufen fanden wir ein halb verfallenes Gewölbe; hier ſetzen wir uns auf Steine, und einer ging fort, um für uns Eſſen zu holen.

Indem nun die andern Soldaten ſaßen und alle mit den Köpfen nickten, nahm ich mein Buch wieder zur Hand und las. Auf einmal fielen etliche Schüſſe, und am Rufen und Bellen der Hunde merkten wir, daß eine Jagd in der Nähe ſeyn müſſe. Meinen Begleitern war gar nicht wohl bei der Sache, in meinem Gemüthe aber ſtieg ein Strahl der Hoffnung zur Befreiung auf; doch hielt ich mich ruhig und erwartete mein Schickſal. Zuweilen ſchlich ein Soldat zwiſchen das Gemäuer und lauſchte. Endlich aber zog ſich die Jagd näher herbei, und auf einmal hörten wir einen Wortwechſel mit unſerm Fuhrmanne. Meinen Soldaten wurde bang, und nun ſah ich, daß ſie feige Kerls waren. Ich ſtand auf und wollte

hervorgehen, doch so viel Herz hatten sie noch, daß sie mich zurück hielten. Indessen rief ich Hülfe! so laut ich konnte; allein es erschien keine Rettung für mich, die Jagd zog sich weiter und Alles wurde still. Der Fuhrmann wurde befragt, wer bei ihm gewesen und was man mit ihm geredet habe? Er antwortete, es sey ein vornehmer junger Herr mit zwei Jägern zu ihm gekommen, habe ihn gefragt, was er da mit der Karre mache? er hätte ihm geantwortet: daß er eine arme kranke Frau nach dem benachbarten Dorfe geführt habe. Die Jäger hätten hierauf gesagt: es gehe doch kein Weg hieher, was er denn hier mache? Darauf hätte er geantwortet: er wolle dürres Holz auflesen und mit nach Hause nehmen. Nun wären sie weggegangen.

So wie mir hernach der Herr von Columbin erzählte, so war er der junge Herr selbst gewesen: er besuchte auf der Rückreise von Trier einen Jungen von Adel, der mit ihm in Paris gewesen. Dieser stellte eine Jagd an, um ihm ein Vergnügen zu machen. Er hatte aus den herumgeschickten Steckbriefen meine Entführung vernommen, und dieß machte ihn auf alles Ungewöhnliche aufmerksam, so daß ihm die Karre des Fuhrmanns schon verdächtig vorgekommen war.

Wir brachten diesen Tag in unserm Gewölbe ruhig zu. Des Abends begaben wir uns wieder auf den Weg und fuhren die Nacht eine ziemliche Strecke fort. Des Morgens, bei Anbruch des Tages, hörte ich nicht gar weit von uns eine Kutsche rollen, und bemerkte, daß mein Fuhrmann schneller fuhr und die Soldaten unruhig wurden. Ungefähr nach einer halben Viertelstunde hörte ich Einen bei meiner Karre laut rufen: rühre sich keiner, oder er ist des Todes!

wer ist in der Karre? Ich rief: Hülfe! Hülfe! ich bin von dem Schlosse Beulenburg. Da! hörte ich nun wieder: dacht ich es nicht? — Der erste, der einen Finger beweget, ist des Todes! Fuhrmann! halt! mache das Tuch ab! Augenblicklich war mein Tuch weg, und nun sah ich meine Soldaten stehen wie steinerne Bilder; neben meiner Karre aber standen drei Mannspersonen, wovon der eine Columbin, und die andern zwei ein Laquai und ein guter Freund von ihm waren. Als Columbin mich sah sagte er: das ist sie! genau so ist sie in den Steckbriefen beschrieben. Nun befahl er den Soldaten, ihr Gewehr abzulegen, welches sie sogleich thaten. Flinten hatten sie nicht, aber Pistolen und Degen. Der Laquai nahm nun die Gewehre sämmtlich. Ich stieg indessen herab. Auf einmal sprangen meine Soldaten alle in das Gebüsch hinein, und fort waren sie.

Mit größter Behutsamkeit wanderten nun meine neuen Begleiter mit mir fort und mein Herz begann leichter zu werden. Der Herr von Columbin, etwa 24 Jahre alt, war ein feuriger Herr und sehr ansehnlich; er bot mir den Arm und führte mich zu seiner Kutsche, die nicht weit von da auf der Landstraße hielt; ich mußte einsteigen; und nun bat mich Columbin, nachdem er mir gesagt hatte, wer er war, um meine Geschichte, und fügte gar freundlich hinzu, daß ich vollkommen sicher bei ihm sey. Ich fand gar keinen Anstand, ihm Alles zu erzählen, was bis dahin mit mir vorgegangen war, nur verbarg ich meine Neigung zu Florentin vor ihm, und bat ihn zuletzt, mir zu helfen, damit ich wieder zu meiner Herrschaft käme. Dieß versprach er mir zwar, allein er bedauerte, daß er dazu keine sichere Gelegenheit wüßte, bis er auf seinen Gütern wäre, welche noch

einige Meilen entfernt ſeyen. Ich gab mich zufrieden, doch verlangte ich, daß man mir erlauben möchte, an den Herrn von Beulenburg zu ſchreiben; Columbin erlaubte mir das gern, ſobald wir nur angelangt ſeyn würden.

Nach dem Mittageſſen führte mich Columbin ſpazieren. Hier fing er nun an, mir zu ſagen, daß er in mich verliebt ſey, daß ich ihm wohlgefalle und daß ich ihn wieder lieben möchte. Dieſer Antrag erſchreckte mich außerordentlich und ich antwortete ihm, er möchte mich doch mit dergleichen Zumuthungen verſchonen; ich ſey ſchon verſprochen und in aller Abſicht eine Braut; ich hätte das Zutrauen zu einem ſo edelmüthigen Kavalier, daß er nie etwas gegen meine Ehre unternehmen würde. Dieſe Antwort machte ihn ſehr traurig. Nein, verſetzte er, das ſoll nicht geſchehen; aber lieben müſſen Sie mich, es mag auch koſten, was es will.

Nun ſah ich wohl ein, daß es mit meiner Befreiung noch im weiten Felde ſtand; doch faßte ich Muth. Bei allen Liebkoſungen, die er mir auf der Reiſe erzeigte, war er beſcheiden; nur war weder an Rückkehr, noch an Briefſchreiben zu denken.

Den dritten Tag kamen wir nach Rauſchenfels. Er hatte noch andere Güter im Elſaß, wo ſeine Familie, die aus ſeiner Mutter und Schweſter beſteht, ſich ſonſt aufzuhalten pflegt; beide aber waren ſeit einem Jahre in Paris. Hier machte er nun eine Einrichtung, um mir alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen, fing auch an, ſtärker in mich zu dringen, und machte mir koſtbare Präſente, die aus allerhand Kleidungsſtücken und Schmucke beſtanden; ich legte aber Alles beiſeite und rührte nichts an: nur bat ich um einige Wäſche, damit ich mich rein halten konnte,

und dieſe, auch was mir ſonſt nöthig war, wurde mir im Ueberfluſſe verſchafft.

Columbin hütete ſich anfänglich, mir beſchwerlich zu fallen; er ging täglich mit mir um, war über die Maßen liebreich, ſuchte auf alle Weiſe mir ſeine Liebe zu erkennen zu geben, aber verwegen war er nie. Dieß dauerte ſo einige Wochen; während der Zeit wurzelte ſeine Leidenſchaft ſo tief ein, daß er begann, ungeſtümm zu werden. Dieß hatte ich aber ſchon lange befürchtet, und daher mich bereit gehalten, jedem Kampfe zu widerſtehen.

Einsmals an einem Abende kam er zu mir; ſein Gemüth war unruhig und auf ſeiner Stirne tiefe Schwermuth: es war November und die Sonne im Begriffe, unterzugehen. Nachdem er einigemale im Zimmer auf- und abgegangen war, ohne ein Wort zu reden, ergriff er haſtig einen Stuhl und ſetzte ſich vor mich; die lichten Strahlen der Sonne fielen ſchräg über ſein Geſicht hin, und aus ſeinen Augen rollten Thränen über die Wangen herab. Engel! fing er an, iſt es denn keinem Menſchen erlaubt, ſich mit Ihnen zu verbinden?

„Ja, ſagte ich; Herr von Columbin! warum ſollte das nicht erlaubt ſeyn?"

Aber warum ſind Sie denn ſo hart gegen mich? fragte er ferner.

Ich antwortete: „Weil Sie der Mann nicht ſeyn können, mit dem ich mich verbinden kann. Bedenken Sie, vortrefflicher Mann! wenn Sie eine Braut hätten, die Sie über Alles liebten! z. B. wenn ich nun Ihre Braut wirklich wäre, ein Anderer aber ſetzte mich auf ſolche Proben, und ich blieb Ihnen ſo getreu, wie ich jetzt meinem Bräutigam getreu bleibe; was würden Sie von ihm und was von mir halten?"

annehmen; er wollte mich nämlich ordentlich heirathen. Diesen Antrag that er mir in einer so sonderbaren Zuversicht, als wenn ich gar an keinen Abschlag hätte denken können. Allein er erfuhr, daß ich bei diesem anscheinenden Glücke eben so unbeweglich war, und daß ich ihm meinen Bräutigam auch in diesem Falle nicht aufopfern wollte. Nun wurde er grimmig und fing an, mir schwere Leiden zu machen. Diese Behandlung begann um Weihnachten, und dauerte bis in die Mitte des Januars. Was ich in dieser Zeit ausgestanden, das ist nicht zu beschreiben: ich war in einer engen Gefangenschaft, bekam sehr schlechte Kost, oft nur Brod und Wasser, hatte kein Bett mehr, sondern schlief auf bloßem Stroh, und das Zimmer [illegible] auf dem Thurme wurde eben so viel geheizt, damit ich nicht erfrieren konnte. Dieses Leben wurde mir so sauer, daß ich oft mit Thränen um Erlösung [illegible] um den Tod bat. Columbin selbst kam nie zu mir; aber er ließ mich alle Tage durch einen alten Bedienten fragen, ob ich ihn heirathen wollte? und alle Tage bekam er auch die Botschaft, daß es niemals geschehen würde.

Endlich wurde ich vom Kummer und Elend schwächlich, so daß mein liebender Feind anfing, meinetwegen besorgt zu werden. Er erlöste mich also und brachte mich auf mein gewöhnliches Zimmer, wo Sie mich gefunden haben. Nun fing er wieder an zu heucheln und mit Güte zu versuchen, was ihm mit Strenge nicht gelungen war. Endlich aber wurde ich der ganzen Sache müde, und faßte einen muthigen Entschluß, mir diesen lästigen Freier vom Halse zu schaffen, es möchte auch kosten was es wollte. Als er daher einsmals mit allen erfindlichen Liebkosungen und guten Worten in mich drang, fing ich an: „Herr

Er fuhr fort und erwiederte: ich würde ihn für einen Teufel halten und Sie für einen Engel. Ach Rosine! das macht mich immer rasender, daß Sie so eine edle Seele sind und ich Sie doch nicht besitzen kann. Ach, haben Sie Mitleiden mit mir!

„Von Hergen! sagte ich und fing an zu weinen: Sie dauern mich von Grund meiner Seele. Allein wenn ich auch sterben müßte, so würden Sie nie einen andern Entschluß hören, als daß ich Sie niemals nach Ihren Absichten lieben kann: übrigens fühlt mein Herz eine Freundschaft für Sie, die den höchsten Grad ersteigt, der zwischen uns Beiden ohne Verletzung des Gewissens möglich ist, und diese Freundschaft bitte ich mir von Ihnen aus."

Diese Behandlung hätte gefährliche Folgen für mich haben können; und wahrlich! ich wagte so viel, daß mir noch die Haut schaudert, wenn ich es bedenke. Indessen war meine Absicht rein, und ich fühlte wirklich eine Freundschaft für ihn, die wenig Beispiele hat. Gott bewahrte mich jedoch bei aller meiner Unvorsichtigkeit. Er schloß mich in die Arme, und ich merkte, daß er auf dem Punkte stand, mit mir zu ringen; allein plötzlich fuhr er auf, sprang zurück und rief: Wie! Sie legen mir Ihr unschuldvolles Herz in meine Hand, vertrauen mir Ihre Ehre an, und ich sollte zum Räuber daran werden? Nein! — Nun ward er ruhig. Dieß freute mich dergestalt, daß ich mich nicht enthalten konnte, in seiner Gegenwart Thränen zu vergießen und laut Gott zu danken; ja ich glaubte sogar, er würde mich nun entlassen und nach Hause schicken: allein an dem war es noch nicht.

Ich erfuhr nach und nach, daß es seine Absicht gewesen, mich blos zur Gesellschafterin bei sich zu behalten; nun aber begann er ernsthaftere Gesinnungen

anzunehmen; er wollte mich nämlich ordentlich heirathen. Diesen Antrag that er mir in einer so sonderbaren Zuversicht, als wenn ich gar an keinen Abschlag hätte denken können. Allein er erfuhr, daß ich bei diesem anscheinenden Glücke eben so unbeweglich war, und daß ich ihm meinen Bräutigam auch in diesem Falle nicht aufopfern wollte. Nun wurde er zornig und fing an, mir schwere Leiden zu machen. Diese Behandlung begann um Weihnachten, und dauerte bis in die Mitte des Januars. Was ich in dieser Zeit ausgestanden, das ist nicht zu beschreiben: ich war in einer engen Gefangenschaft, bekam sehr schlechte Kost, oft nur Brod und Wasser, hatte kein Bett mehr, sondern schlief auf bloßem Stroh, und das Zimmer oben auf dem Thurme wurde eben so viel geheizt, damit ich nicht erfrieren konnte. Dieses Leben wurde mir so sauer, daß ich oft mit Thränen um Erlösung oder um den Tod bat. Columbin selbst kam nie zu mir; aber er ließ mich alle Tage durch einen alten Bedienten fragen, ob ich ihn heirathen wollte? und alle Tage bekam er auch die Botschaft, daß es niemals geschehen würde.

Endlich wurde ich vom Kummer und Elend schwächlich, so daß mein liebender Feind anfing, meinetwegen besorgt zu werden. Er erlöste mich also und brachte mich auf mein gewöhnliches Zimmer, wo Sie mich gefunden haben. Nun fing er wieder an zu betteln und mit Güte zu versuchen, was ihm mit Strenge nicht gelungen war. Endlich aber wurde ich der ganzen Sache müde, und faßte einen muthigen Entschluß, mir diesen lästigen Freier vom Halse zu schaffen, es möchte auch kosten was es wollte. Als er daher einsmals mit allen erfinnlichen Liebkosungen und guten Worten in mich drang, fing ich an: „Herr

von Columbin! ich bin eine Bauerstochter, aber Mensch sowohl als Sie. Ihr Gott ist mein Gott, und mein Glück mir so theuer, als Ihnen das Ihrige. In Betrachtung einer Heirath zwischen uns Beiden handeln wir als Menschen, folglich habe ich eben das Recht, das Sie haben. Ihr Herren betrachtet uns Mädchen als Geschöpfe niedriger Gattung; da irren Sie weit: als Mensch bin ich Ihres Gleichen, und habe eben das Recht über mich, das Sie über sich haben; und wofern Sie noch Einmal das Herz haben, mir ferner, wie bisher, solche Sachen zuzumuthen, so sage ich Ihnen frei heraus, daß ich Mittel brauchen werde, die Sie in Erstaunen setzen sollen!"

Columbin ging tiefsinnig auf und ab, schwieg eine Zeitlang, sagte aber endlich mit Thränen: Sie sind mehr als Pamela! „Nein, fiel ich ihm in die Rede: Pamela würde eben so gehandelt haben wie ich, wenn sie einen Bräutigam gehabt hätte." Ach, fuhr er fort: wie unglücklich bin ich! bin denn ich Schuld daran, daß Sie viel Gewalt auf mein Herz haben? Und wo ist der Weise, der der größten aller Leidenschaften gewachsen ist? Der Weise sind Sie, antwortete ich: ich weiß, Sie können sich überwinden, wenn Sie nur wollen; geben Sie mir meine Freiheit, so werden Sie nach und nach ruhig werden. O Columbin! es ist eine unordentliche Leidenschaft. Wäre ich frei, hätte aber keine Neigung zu Ihnen, so könnte vielleicht die Zeit doch nach und nach eine Liebe, so wie Sie sie wünschen, in meinem Herzen hervorbringen; aber jetzt ist es unmöglich, auf immer unmöglich!"

Nun faßte er sich wieder: Hören Sie, Rosine! fuhr er fort: Eine Freundschaft müssen Sie mir noch

erzeigen; bleiben Sie dieſen Winter hier, ohne nach Hauſe zu ſchreiben; ich ſchwöre Ihnen, daß ich Sie nicht mehr beſchweren werde. In ihrer Geſellſchaft will ich dieſe Zeit über mit größtem Eifer und Fleiße meine Liebe bekämpfen; durch Ihren liebreichen Umgang geleitet, will ich mich nach und nach von Ihnen abgewöhnen. Schlagen Sie mir dieſe letzte Freundſchaft nicht ab; es iſt Menſchenliebe, die Sie mir nicht verſagen dürfen.

Ob ich wohl voraus ſah, daß dieſer Weg nicht zu ſeiner Geneſung führen würde, ſo willigte ich doch in ſein Begehren, und verſprach ihm, bis zum Frühjahr zu bleiben. Was hätte mir auch eine abſchlägige Antwort geholfen? Ich war nun einmal in ſeiner Gewalt, und er würde mich ohnehin nicht haben ziehen laſſen. Dieß beruhigte ihn ſehr; indeſſen glaubte ich nicht, daß es ihm mit ſeiner Geneſung ein Ernſt war, ſondern daß er vielmehr ſuchte, die Zeit zu verlängern, um wo möglich meine Liebe noch zu gewinnen. Dieß Leben kam mir vor wie eines Soldaten im Felde; alle Augenblicke mußte ich auf meiner Hut ſeyn, damit ich nicht überfallen würde.

Oft und vielfältig habe ich die Bemerkung gemacht, daß die hohe Tugend, welche die Romanenſchreiber ihren Frauenzimmern zueignen, eben ſo übertrieben ſeyen, als die Schönheit dieſer Heldinnen. Ich geſtehe wenigſtens offenherzig, daß mich die Ueberwindung meiner ſelbſt noch manchen blutigen Kampf gekoſtet habe. Die Einſamkeit, ein ſchöner junger Herr, und die vielen reizenden Anfälle deſſelben machten mich oft ſchwach, daß ich auf dem Punkte ſtand, zu fallen. Allein die Vorſehung bewahrte mich: entweder kam Columbin nicht, wenn mein Herz am ſchwächſten war; oder hörte er auf zu ſtürmen, wenn ich

faſt überwunden war; oder ich bekam lebhafte Eindrücke von etwas Ernſthafterem. Kurz! Gott hat viele geheime und unbekannte Mittel, die Seinigen zu bewahren, wenn man ſich nicht muthwillig in die Gefahr begibt. Ein Beiſpiel muß ich Ihnen doch erzählen: Einsmals kam Columbin und brachte mir einen Roman, der an Feinheit und Pracht des Styles und der Kupfer ſeines Gleichen nicht hatte. Er war franzöſiſch und mit aller dieſer Nation eigenen ſchlüpfrigen Zärtlichkeit geſchrieben; eben ſo waren die Kupfer wollüſtig und ſchön. Columbin fing an, mir letztere zu zeigen und die Feinheit des Stiches zu rühmen. Die Neugierde trieb mich an, darauf zu merken, und die Vorſtellungen der Gemälde wirkten auf mich. Nun fing er auch an, Sachen zu leſen, die zu den Kupfern gehörten, wodurch mein Feuer noch mehr angeflammt ward; kurz, ich befand mich in einer Faſſung, in welcher ich Columbin den ſchwächſten Widerſtand würde gethan haben, wenn er mich nicht für reiner gehalten hätte, als ich damals wirklich war. Und wer weiß, was endlich doch daraus geworden wäre, wenn mich nicht auf einmal ein Allarm im Hauſe von meiner Gefahr befreit hätte. Columbin lief hin, und ich fühlte in dem Augenblicke einen Schauer mit einem tiefen Schmerze verbunden, daß ich mich ſo vergeſſen hatte, und dankte Gott auf den Knieen für ſeine gnädige Bewahrung.

Ein Vierteljahr durch hatte ich ziemlich Ruhe vor Columbins hitzigen Anfällen. Ich merkte gar wohl, welche Gewalt er ſich anthat: er beſuchte mich oft in zwei Tagen nicht, oft aber waren ſeine Beſuche wieder häufiger. Wenn ich freundlich mit ihm redete, ſo thaute ſein Herz auf und er vergoß ſtille Thränen; war ich aber ſtill, ſo verdoppelte er ſeine

Liebkosungen, so daß, um derselben los zu werden, ich wieder freundlich seyn mußte.

Endlich kam das Ende meiner schweren Prüfung. An einem Abende gegen das Ende des Aprils entstand auf Einmal eine Unruhe im Schlosse, und Columbin kam ängstlich auf mein Zimmer. Ach, Rosine! rief er: folgen Sie mir, ich muß Sie verstecken; mein Onkel (das war der Herr von Fink) ist gekommen, der darf Sie nicht sehen; er ergriff mich, um mich mit Gewalt fortzuschaffen: ich entriß mich aber seinen Armen und sagte: „Nein, mein Herr! ich bin keine Uebelthäterin; ich darf mich vor einem Jeden sehen lassen.“ Um Gottes willen, kommen Sie! rief er wieder und zog mich fort. Ich sträubte mich aber mit aller Gewalt und riß mich los. Ueber diesem Weigern trat Fink in das Zimmer, stand, und sah uns an. Was gibt's, Vetter! war sein Willkommen von einer halbjährigen Reise nach Holland. Columbin sah erröthend und schweigend auf die Erde. Und Sie, Mamsell! wer sind Sie? was? — Ich fing an zu weinen und erzählte ihm die ganze Geschichte. Ist das so ganz wahr, Herr Vetter? fragte Fink ferner; Columbin antwortete: ja! „Nun da haben Sie Ihrer Familie einen Schandfleck angehängt. Heute gehen Sie mir aus dem Gesichte! Morgen und übermorgen, oder noch drei Tage gebe ich Ihnen Zeit, und dann nach Paris, hören Sie! — Haben Sie der Jungfer noch was zu sagen? wie?“ Halb taumelnd ging er fort, und binnen etlichen Tagen nach Paris.

Nun, mein Kind! sagte Fink sehr ernstlich zu mir: hat Ihnen mein Vetter ihre Ehre geraubt, so vermache ich Ihnen lebenslänglichen Unterhalt. Antworten Sie mir nach der Wahrheit! Nun wacker!

— und wenn sie schwanger sind, so bekommen Sie noch mehr, damit auch Ihr Kind versorgt werde — gehen Sie aber und lassen Sie sich in Ihrem Leben nicht mehr hier sehen! wie meynen Sie!

Diese Rede war edel, groß, erhaben, aber sie brachte mich so auf, daß ich vor Zorn glühete. „Gnädiger Herr! fing ich an: bis dahin habe ich von Ew. Gnaden Gütern weiter nichts bekommen, als was zum Leben gehört, und auch das noch gegen meinen Willen. Wollen dieselben aber freigebig seyn, so seyen Sie es gegen den, der es bedarf; ich finde bei meiner Herrschaft Alles, was ich brauche; und wenn es da fehlte, bei meinen ehrlichen Eltern. Und nun erlauben Sie mir, daß ich nach Haus schreibe, damit man mich abhole. Was aber das Rauben der Ehre und gar die Schwangerschaft betrifft — gnädiger Herr! das durchdringt mir die Seele. Ehe es dahin gekommen wäre, hätte der Herr von Columbin bluten müssen (bei diesen Worten zog ich ein scharfes großes Federmesser heraus); erstochen hätte ich ihn nicht, wohl aber schwer verwundet.

Fink sah mich während dieser Rede starr an. Nu! nu! antwortete er: so weit hätte es Gott nicht kommen lassen, es gibt noch immer gelindere Mittel. Meynen Sie nicht? Nun ging er fort, ich aber dankte Gott von Herzen über die Ankunft dieses Herrn; denn ich sah gleich, daß er ein großer edler Mann war. Nach einer kurzen Zeit kam er wieder, sah ganz heiter und freundlich aus, so daß ich wohl merken konnte, meine Antwort müsse ihm gefallen und ihn beruhiget haben. Von der Zeit an mußte ich mit ihm essen und in seiner Gesellschaft leben; er erlaubte mir, nach Hause zu schreiben, und durch alle seine Unterredungen mit mir suchte er immer nach

seiner Art mir seine Hochachtung zu erkennen zu geben und mich in allerhand Sachen zu belehren, so daß ich seit der kurzen Zeit, die ich bei ihm zugebracht, in einer wahren Schule gewesen bin; besonders machte er mir die vortrefflichsten Anmerkungen über meine Lebensgeschichte, die ich ihm in Verbindung mit Florentins Geschichte ganz umständlich erzählte, und zog Lehren daraus, die ich in Zukunft zu beobachten habe und nie vergessen werde.

Mit allerlei Gesprächen brachten unsere drei Reisende die Zeit vergnügt zu, und langten den dritten Tag glücklich zu Beulenburg an. Allenthalben war Freude über Rosinens Ankunft.

Nun machte auch Rosine das Päckchen auf, welches ihr der Herr von Fink mitgegeben hatte: sie fand eine kostbare Schnur Perlen, eine Banknote von zweitausend Gulden, und folgendes Briefchen:

„Vortreffliche Rosine! nehmen Sie beiliegendes Geschenk zum ewigen Angedenken Ihrer Leiden auf dem Schlosse Rauschenfels, im Namen meiner Familie von mir an, von welcher Sie durch meinen Vetter höchlich beleidiget worden sind. Die Perlen sollen Ihnen ein Zeichen Ihres Sieges über das Laster seyn, die Banknote mag Ihnen forthin die Bequemlichkeit und das Vergnügen verdoppeln, die Sie hier ganz unverschuldet haben entbehren müssen; sie ist in Amsterdam zahlbar. Und dieß Papier ist ein Wechsel, auf meinen Vetter ausgestellt, vermöge welcher Ihnen ein Jeder gleich nach Sicht auf Rechnung meines Vetters, die Ehrfurcht bezahlen wird, die man einer Person von so erhabener Tugend schuldig ist.

Peter von Fink."

Beulenburg, dem sie den Brief zeigte, lächelte darüber und sagte: Ein herrlicher Wechselbrief! der

ihr mehr Ehre macht, als Columbin's Adel: den Herrn von Fink kenne ich durch das Gerücht als einen außerordentlichen Mann von Charakter, außerordentlich in seiner Tugend und Religion, und außerordentlich reich. Er war Kapitain zur See in holländischen Diensten, nahm aber bald seinen Abschied und zog nach Amerika, wo er eine sehr schöne Kolonie angelegt hat; diese übertrug er seinem Bruder, behielt aber seinen Antheil daran. Der Herr von Columbin wurde in Holland mit ihm bekannt und heirathete seine Schwester. Fink zog mit ihm in das Elsaß auf seine Güter. Nun glaube ich, daß er das Gut Rauschenfels an sich gekauft habe; denn es hat, so viel ich weiß, der Columbin'schen Familie nie zugehört.

Rosine mußte nun auch ihrer Herrschaft Alles erzählen, was ihr während der Zeit ihrer Abwesenheit widerfahren war. Beulenburg und seine Gemahlin schätzten sie jetzt noch höher als vorhin, weil sie nun ihren edlen, festen und tugendhaften Charakter noch besser kannten. Ihren Eltern wurde durch einen Boten ihre Ankunft bekannt gemacht; sie kamen nebst Lorenzen und Marthen, besuchten sie, und die Freude war unbeschreiblich. Das Geheimniß von Rosinens Entführung aber blieb noch immer unentwickelt; der Lieutenant Hallenborn war zwar im größten Verdachte, allein öffentlich und mit Zuversicht ließ sich doch nicht davon reden. —

Die Geschichte

Florentins von Fahlendorn.

Zweiter Theil.

Nachdem nun alles wieder in Ordnung und Ruhe war und Roſine ihre vorige Stelle bei dem Fräulein von Beulenburg verſah, kam im Anfange des Brachmonats ein Pack Briefe aus Holland, oder vielmehr aus Surinam von Florentin an, welcher ſeine Geſchichte bis an den Zeitpunkt enthielt, da er abgegangen war.

Mit der größten Gemüthsbewegung erbrach Roſine ihren Brief von Florentin, welcher voll der zärtlichſten Ausdrücke, Verſicherungen ewiger Liebe und Aufmunterung zur Geduld und zum Ausharren war. Er hatte ſich mit Fleiß gehütet, Klagen über weite Entfernung, oder Zweifel wegen des Wiederſehens mit einfließen zu laſſen; ſondern ſeine Ausdrücke waren voller Zuverſicht, daß er dereinſt auf immer mit ihr vereinigt ſein Leben zubringen würde. Auch in allen Briefen, die er an ſeine Herrſchaft, an Roſine und an Heilmann geſchrieben hatte, zeigte er eine große und ſtandhafte Seele. Der Brief an Karl und an Rheinwald wurde nach Göttingen geſchickt. Seine Geſchichte war beſonders abgefaßt und lag unverſiegelt im Pakete, ſo daß ſie ein Jeder für ſich leſen konnte. Ich will ſie hier meinen Leſern von Wort zu Wort mittheilen, ſo wie ſie ihm aus der Feder gefloſſen iſt.

Florentins von Fahlendorn Reisegeschichte.

Nachdem meine Väter vor dem Pampus weggereiset waren, lichteten wir unsere Anker und fuhren durch den Texel hinaus ins große Meer. Die ersten Tage unserer Reise brachte ich mehrentheils auf dem Verdecke zu, weil es schön Wetter war. Der Geistliche aus dem Würtembergischen, Herr Schmid, war immer in meiner Gesellschaft; unsere Herzen waren wie zerschmolzen; oft saßen wir schweigend beisammen, und wenn wir uns ansahen, dann waren unsere Augen feucht. Ueber mir sah ich den blauen Himmel klar und hell wie ein Lasur; er schien mir wie eine unermeßliche Halbkugel auf der großen Wasserfläche zu ruhen, auf welcher ich dahin schwamm. Dort strahlte die Sonne auf uns herab. O! dachte ich, du holdselige Menschenfreundin begleitest uns mit deinem allgegenwärtigen Lichte und mit deiner Alles belebenden Wärme! — Der dich gemacht hat, ist noch mehr allgegenwärtig wie du! Du leuchtest jetzt eben sowohl meinen liebsten Freunden dort, wo sie in ihren Kammern sitzen und mit Schwermuth auf dein Licht blicken, das du durch die Fenster auf den Boden hineinwirfest, als mir; vielleicht pflügen jetzt meine Väter an den schiefen Bergseiten nah am grünen Gebüsche, oder neben den blumenreichen Wiesen und weinen um mich; indessen pflüge ich mit meinen Gefährten den Ocean und säe Thränen! — Dann schaute ich über die Wasserfläche hin, und ganz unbekannte Empfindungen durchdrangen mein Innerstes. Ein unabsehlicher, graulich-grüner Spiegel voller Bewegung und kleine Wellen bedeckten ihn ganz, und zogen unter dem gelinden Wehen des Ostwindes von den deutschen Küsten nach den englischen hin; sie plät-

ſcherten an das Schiff und erſetzten uns mit ihrem dumpfen Geſchwätze das frohe Zwitſchern des Waldes. Ich kehrte mich zu meinem Freunde Schmid und ſagte mit Thränen in den Augen: Freund! wo Bewegung iſt, da iſt Gott! und wo Gott iſt, da iſt Seligkeit! — Was kann die Sonne dafür, daß der Blinde ſie nicht ſieheſt? und Gott, wenn der Menſch ſeine Seligkeit nicht empfindet? Schmid umarmte mich und ſchwieg.

Ich bemerkte eine ſonderbare Veränderung in meinem Gemüthe; immer hatte ich die Menſchen lieb, aber jetzt fühlte ich etwas Unbeſchreibliches! Meine Liebe gegen alle, die auf dem Schiffe waren, kam mir unbegränzt vor, den geringſten und wildeſten Matroſen hätte ich umarmen und küſſen mögen; auch konnte ich mich nicht enthalten, gegen Jeden außerordentlich freundlich zu ſeyn. Ich ſah uns alle als eine ganz einſame Geſellſchaft an, die eine abgeſonderte, kleine Welt allein bewohnten. Wenn ich nun oft das wilde Gezänk, den Groll und das rohe Leben des Schiffsvolkes beobachtete, ſo betrübte ich mich aus der Maßen. Gott! dachte ich, wie iſt das möglich? — uns alle zuſammen verbindet jetzt Ein Zweck, Eine Gefahr, Einerlei Geſchäfte, und Ein geſellſchaftliches Band zu Einem Körper; ſollten wir uns nicht alle mit einer vollkommenen Liebe lieben? — Dieſe Empfindungen entdeckte ich meinem Freunde Schmid. Er lächelte und antwortete mir: Gerade ſo iſt es mir auch. Ich ſchwieg eine Weile, meine Gedanken ſchwangen ſich nun höher, und ich ſagte ferner: Freilich, mein Freund! kommt es uns wunderlich vor, daß dieſe kleine Welt das Band der Menſchheit nicht fühlt; aber iſt ſie denn nicht ein Theil der großen? — Hat nicht ein Tropfen Waſ-

ser die nämlichen wesentlichen Eigenschaften, die der Ocean hat? — Unsere Erdkugel ist eben so ein Schiff: wir schwimmen auf derselben Jahr aus und ein im großes ätherischen Meere der Schöpfung herum, und, Freund! wie geht es nicht auf diesem großen Schiffe zu? — Jetzt wollen wir beide einmal in Gedanken reisen! Gesetzt, wir bekämen Flügel; sanft schwüngen wir uns Hand an Hand durch jene Lüfte hin, schnell wie ein Gedanke eilten wir fort; endlich drehten wir uns einmal um, breiteten unsere Schwanenflügel weit in den Aether hinein und schauten nach unserer Erde hin, sehen sie bräunlich und schön wie den Knaben David im Sonnenlichte ruhen, blickten uns brüderlich an, Bruder! was würden wir dann empfinden? — Schmid schauderte zusammen, umarmte mich und weinte. Warme Liebe, fuhr ich fort: würde unsere Seelen durchdringen; Einer würde zum Andern sagen: Dort ist Mutter Erde! wo wir so viel gelitten, wo wir so viel geselliges Vergnügen genossen haben. Dort wallen noch unsere hinterlassenen Freunde, weinen und säen. Dort sitzt noch immer der Weise einsam und grübelt, was hinter dem Vorhange der Ewigkeit geschehen mag! Dort, schau! auf dem kleinen Kügelchen, kaum einer Faust groß, wo das vernünftige Ungeziefer, der Mensch, im Staube wühlt, blos einen Tag durchlebt, und doch so groß thut, gibt es Welche, die dem Allmächtigen trotzen und sich hoch über Andere erheben! Andere setzen sich auf goldene Stühle und lassen sich anbeten; Andere sammeln sich ein Häufchen Koth, setzen sich darauf und brüsten sich. Barmherziger Gott! was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und ein Menschenkind, daß du dich seiner annimmst?

Schmid und ich wir wurden beide so warm und

ſo weich, daß wir weinten. Dann ſchnurrte ein Matroſe vor uns her und pfiff.

Wie aber, Freund! verſetzte Schmid, wenn wir nun gottlos gelebt hätten? dann würde uns zu Muthe ſeyn, wie einem wollüſtigen Mutterſöhnchen, das aus aller ſeiner Herrlichkeit auf ein ſolches Schiff verbannt und nach Oſtindien geſchickt wird. Das Heimweh, welches einen ſolchen Menſchen quält, muß ein Vorgeſchmack der Hölle ſeyn; mir däucht auch, daß ein großer Theil der Höllenqualen in einem unausſprechlichen Heimweh ohne Hoffnung beſtehe.

Mir kommt es auch ſo vor, verſetzte ich: laßt uns die Sache einmal recht lebhaft vorſtellen. Geſetzt, wir hätten von Jugend auf ohne Nachdenken fortgelebt; alles ſinnliche Vergnügen, das uns vorgekommen wäre, hätten wir genoſſen, ohne uns um Gott oder um die Beſſerung unſerer ſelbſt zu bekümmern; wir hätten unzüchtig und wollüſtig gelebt, mit unſern Freunden ſchmauſende Geſellſchaften gehalten, dort unſere Zeit verlacht, verſpielt, vertändelt; wir wären von einer Luſtbarkeit, von einem ſinnlichen Vergnügen zum andern übergegangen, jeder Zwiſchenraum wäre uns langweilig geweſen; in unſerm Berufe hätten wir nur die Abſicht gehabt, uns ſelbſt zu verſorgen, einen Vorrath für uns zu ſammeln; das gemeine Beſte, die Vervollkommnung unſeres Verſtandes, unſerer Seelenkräfte und unſers Nebenmenſchen hätte uns nie angelegen: blos auf Ehre, Anſehen und Reichthum wären unſere Bemühungen gerichtet geweſen u. ſ. w. Ich will jetzt von einem Böſewichte nicht reden, der vorſätzlich zum Schaden wirkt, ſondern von einem Alltagsmenſchen, der gerade dem Triebe ſeiner eigenen Natur folget: geſetzt, ich wäre ein ſolcher, nun würde ich krank, kaum dächte ich an das

Sterben. Nein! ſchleunig würde ich zum Arzte ſchicken. Er kommt, tröſtet mich mit baldigem Aufkommen, verſchreibt mir Arzneien; ich werde kränker, immer kränker; ich fürchte den Tod, noch tröſtet mich der Arzt, aber ich glaube ihm nicht mehr; ich beſinne mich, ſtelle mir mein ganzes Leben vor; finde ein Naturleben ohne Glauben und ohne Liebe. Der Geiſtliche kommt, ermahnt mich zur Reue; ich bereue wirklich mein geführtes Leben, verſpreche Beſſerung, glaube und hoffe nun, ſelig zu werden, ohne je meine Seele zum Genuſſe des geiſtigen Schönen und Guten verfeinert zu haben, — mir wird ſchwindlich, — wie ohnmächtig, — die Sinnen verſchwinden, ich bin mir ſelbſt nicht mehr bewußt, bin todt! —

Ich erwache, fühle mich leicht, ich ſchwebe hin; ein unwiderſtehlicher Zug ziehet mich aufwärts, ich bin zu leicht für den ſchweren Dunſtkreis, bald ſchwing ich mich in ätheriſche Gegenden, meine Augen ſehen nun in die Geiſterwelt; ich beſinne mich, mir fällt mein voriges Leben ein, ich erinnere mich an meine hinterlaſſenen Freunde; finde nun, daß meine irdiſche Lebensrolle geſpielt iſt; nun wünſche ich, ſelig zu werden, ich wünſche mir, glücklich zu ſeyn, ich bin es aber nicht anders, kann es nicht anders ſeyn, als durch den Genuß ſolcher Vergnügen, an die meine Seele von jeher gewöhnt iſt; ich wünſche mir meine wollüſtigen Mädchen, meine Spießgeſellen mit ihren Gelagen; ſtelle mir meine verfloſſenen Zeiten vor, und nun finde ich mich alles deſſen beraubt, alle geiſtigen, hohen und unermeßlichen Vergnügen der Welt, worin ich nun bin, genieße ich nicht: ich habe eben ſo wenig ein Organ dafür, als der Orang-Outang für ein muſikaliſches Conzert, nun fühl ich mit marterndem Kummer, daß ich mich durch die ehemaligen

Mittel der Religion hätte müſſen erziehen laſſen, damit ſich dieſe Organe hätten entwickeln können; dieſe Mittel fehlen mir nun, ich bin alſo für dieſe neue Welt ein unvernünftiges Thier, nun irre ich in dunkeln Gegenden herum, die für mich öd und leer ſind, wie die lappländiſchen Felſengebirge für den ſchwelgenden Italiener. —

Jetzt fühle ich das grauſamſte Heimweh nach dem ehemaligen Leben, um ſo viel grauſamer, je furchtbarer die Gegend iſt, in welche ich verbannt bin, oder je gewiſſer es iſt, daß nun keine Rückkehr mehr zu hoffen ſtehet! Nun iſt mir zu Muthe, als wenn in einer Herbſtnacht das erſte Mondsviertel ſich zum Untergange neigte und ein matter Schimmer öde Wüſteneien überdämmerte, ich alsdann die Felder und Haiden unruhig überſchwebte und mich nach dem genoſſenen Vergnügen des verfloſſenen Tages zurückſehnte. Ich ſchwebe hin, entdecke nun hie und da einſame Geiſter meines Gleichen, dort glaube ich, mein Mädchen in allen ihren Reizen zu ſehen, mir ſchwindelt vor Vergnügen; ich eile hin und ſehe in der Nähe ein Geſicht voller Eiterbeulen, eine hölliſche Furie, weg wende ich mich, will meine Stimme erheben und weinen, habe aber weder Stimme noch Thränen, ſehne mich zuweilen wie im Traume, kann aber nicht, mein Mädchen kehrt ſich auch weg; doch wollen wir der Liebe pflegen, wie ehemals, finden aber beide keine Reize, ſondern Graus, Fäulniß, Todtengeſtank und Teufelslarven; wir fahren von einander und verfluchen uns — hin ſchwebe ich dann durch ein enges Felſenthal, dort fern in der öden Nacht glaube ich Tanz und Ball, und Gaſtmahl und Freunde zu ſehen; nun ſchwebe ich hin und fühle Wonne; ich miſche mich in ihren Tanz, taumle herum,

und nachdem ich recht zusehe, finde ich Furien und Teufel um mich, die mich angrinsen; ich sehe dort den goldenen, glänzenden Becher, der lieblichste Wein scheint mir entgegen zu duften; ich eile, meine lechzende Zunge zu kühlen; aber siehe! gräulicher Eiter fauler Wunden mit schwärzlichen Blutstreifen und scheußlichem Geruche stinket mich an. Ich stürme weg, will in alle Winde heulen, und habe keine Stimme, will weinen, und habe keine Thränen. So, Freund! so stelle ich mir die Hölle vor. —

Schmid saß wie ein steinern Bild und sah mit offenen Augen und Munde vor sich hin; das ist ja erschrecklich, was Sie da schildern! ich habe freilich andere Vorstellungen von der Hölle. Doch sind Ihre Gedanken wahrscheinlich ꝛc.

Wir hatten uns beide so weit von der ordentlichen Menschensphäre wegphantasirt, daß, als wir wieder zu uns selbst kamen, wir uns kaum besinnen konnten, wo wir waren. Indessen fühlte ich meinerseits ein süßes Vergnügen, als ich fand, daß ich noch auf der Muttererde, noch in diesem Leben und noch in der Zeit lebte, wo ich jenes gräuliche Schicksal noch vermeiden konnte, daß mir die Entfernung von meinen liebsten Freunden und meine Reise nach Amerika wie nichts vorkam.

Wir wurden indessen des Müßiggehens müde; ich gesellte mich zum Steuermanne und ging ihm an die Hand; Freund Schmid aber begab sich an das Studiren: denn er hatte eine kleine, aber auserlesene Bibliothek bei sich. Auch ich vertrieb mir oft damit meine Zeit, weil er mir seine Bücher gern mittheilte. Ueber meinen zukünftigen Zustand in Amerika aber konnte ich ganz und gar keine Ueberlegung machen; und wenn ich darüber nachdenken wollte, so fiel mir

immer ein, die Vorſehung werde alles zum Beſten leiten.

Auf dieſer ganzen Reiſe hatten wir keinen Sturm, aber zuweilen Windſtille, und nach einer Fahrt von eilf Wochen kamen wir zu Surinam an. So angenehm auch unſere Seereiſe geweſen, ſo ſehr freuten wir uns doch bei dem Anblicke des Ufers. Ich wenigſtens fühlte, daß ich nicht zu den Waſſergeſchöpfen gehörte, und mir war ſo wohl, als wenn ich von einer langen Reiſe nach Hauſe gekommen wäre.

Mein Schiffskapitän, der die ganze Zeit über wenig mit mir geredet hatte, ſagte nun zu mir: Jetzt, mein Herr! iſt es nöthig, daß ich für Sie ſorge; halten Sie ſich ſo lange auf dem Schiffe auf, bis ich Ordre bringe. Dieß währte zwei Tage, die mir ſehr lang wurden, beſonders weil man mich warnte, mich nicht zu weit von dem Schiffe zu entfernen. Der Herr Magiſter Schmid ging indeſſen zu ſeiner Beſtimmung als Prediger bei einer zahlreichen Kolonie ab, und ich verſprach, ihn zuweilen zu beſuchen, wenn es anders meine Umſtände erlauben würden.

Am Abend des zweiten Tages nach unſerer Ankunft kam mein Schiffskapitän und brachte mir Nachricht, daß er mir eine Gelegenheit ausgemacht, die nach ſeiner Meynung die beſte für mich ſeyn würde. Ich dankte ihm für ſeine Bemühung und fragte ihn um die Beſchaffenheit meiner Verſorgung. Nachdem er einige Befehle an das Schiffsvolk ausgetheilt hatte, drehte er ſich um und antwortete mir: Der Freund hier in Surinam, für den ich Sie beſtimmt hatte, iſt geſtorben; nun habe ich aber einen Mann gefunden, bei dem Sie, wie ich glaube, beſſer ſtehen werden; er iſt ein Deutſcher von Geburt, hat aber aus beſondern Urſachen ſein Vaterland verlaſſen und iſt

mit seinem großen Vermögen hieher gezogen; wohnet bei zwanzig Meilen tief im Lande, hat daselbst eine große Pflanzung von Zuckerrohr und Kaffee angelegt; viele Wilde und Neger in seinem Dienste, die er als seine Kinder behandelt, denn er ist ein recht frommer und braver Mann. Ich habe mit ihm gesprochen, da er eben hier ist, und er hat sich sehr gefreut, als ich ihm etwas von Ihren Umständen erzählte. Er sagte zu mir: führen Sie den Jüngling zu mir, er soll mir helfen, Menschen glücklich machen und mein Freund seyn. Hierauf wollte ich nun auch wissen, was er Ihnen dann jährlich zu geben gedächte; denn Sie müssen hier Ihr Glück machen, damit Sie dereinst in Ihrem Vaterlande ruhig und vergnügt leben können. Er lächelte aber und sagte: Er soll völlig mit mir zufrieden seyn, lassen Sie ihn nur kommen. Mich dünkt, Sie können dieß wagen. — Ja, Herr Kapitän! sagte ich: das wage ich gewiß; die Sprache des Mannes ist mir Bürge für seine Erkenntlichkeit; lassen Sie mich nur zu ihm führen. Hierauf rechnete ich mit dem Kapitäne ab, er schenkte mir fast den vierten Theil der Kosten und gab mir einen Matrosen mit, der mich zu dem Herrn Pilger, meinem Prinzipale, führen mußte. — Ich nahm alse Abschied von dem Schiffe und ging. Jeden Schritt war es mir, als wenn ich auf die Knie sinken und Gott für seine wunderbare Führung danken müßte, empfahl mich dem himmlischen Vater auf das neue in meiner bevorstehenden Lebensscene und bat ihn inbrünstig, eben so gnädig für meine Rosine zu sorgen, auch dann, wenn es Ihm belieben möchte, sie durch schwere Präfungen zu führen. — Bei allem dem wandelte mich jezt doch ein schweres Heimweh an: Beulenburg und meine Rosine, nebst

allen dortigen Freunden und seligverlebten Stunden, stellten sich mir so lebhaft vor, daß mir der Verlust derselben und die weite Entfernung von ihnen wie ein scharfes zweischneidiges Schwert durch die Seele drang; ja ich konnte mich nicht enthalten, tief zu seufzen, zu schluchzen und zu weinen. Der Matrose fragte mich, warum ich weine, da ich doch so glücklich wäre? ich sollte ihn weinen lassen, er habe einen Engel von Weibe zu Hause mit zwei Kindern gelassen, und nie dürfe er wieder zu ihnen kommen; dieß sey erst Höllenqual! Aber es schien, als wenn dem Matrosen die Thränenquellen vertrocknet seyen: er machte Miene, zu weinen, weinte aber nicht: und dieß kam mir so bedauernswürdig vor, daß ich meiner eigenen Umstände vergaß und ihn um die Ursache seines harten Schicksals fragte. Er antwortete: Ich liebte von Jugend auf ein sehr angenehmes und schönes Mädchen; sie war die einzige Tochter eines Bauers, der ein kleines, aber schönes Gütchen in der freien Herrschaft Westphalen besaß. Als wir erwachsen waren, heirathete ich sie, und nun lebten wir einige Jahre sehr vergnügt fort, während welcher Zeit meine beiden Schwiegereltern starben. Wir ernährten uns ferner ehrlich und es fehlte uns nichts; nur war unser Herr, der Edelmann, so sehr in die Jagd verliebt, daß wir nichts vor dem Wilde erhalten konnten. Wenn ich mich des Tages müde gearbeitet hatte, so mußte ich des Nachts bei den Früchten wachen. Dieß war mir so verdrießlich, daß ich mir oft vornahm, das erste beste Stück, das ich auf meinen Aeckern finden würde, vor den Kopf zu schießen. Einsmals, als ich des Abends nach einem Acker ging, der sehr schönen Haber hatte, sah ich in der Dämmerung einen Hirsch ruhig darinnen weiden; schnell kehrte ich um, ging

nach Hause und langte meine Flinte, die mit einer Kugel geladen war. Als ich wieder kam, klopfte mir das Herz, und ich hatte den Muth nicht, den Hirsch zu schießen, doch wollte ich ihn schrecken, damit er so bald nicht wiederkommen möchte; ich schlug an, hielt aber über den Hirsch hin gegen ein Gebüsche, das daran stieß, drückte los, und, hilf ewiger Gott, welch ein Unglück! ich hörte augenblicklich auf den Schuß ein Jammern und Aechzen, das aber bald wieder aufhörte. Mir ward es schwarz vor den Augen, ich konnte mich eine Weile vor Schrecken nicht besinnen, ging doch endlich zitternd und zagend hin und fand — fand den Jäger, einen fünfzigjährigen Mann, recht durch die Brust geschossen und todt zu meinen Füßen. Kaum hatte ich dieß gesehen, hörte ich einen Menschen kommen, der rief: He! habt ihr getroffen? — Nun lief ich wie ein Kain fort, und habe meine liebe Frau und Kinder seit der Zeit nicht mehr gesehen, bin nun vier Jahre hier in Surinam und diene zu Schiffe, aber nach Holland komme ich nicht, aus Furcht, man möchte mich auskundschaften.

Nun zog Rothbeck (so hieß der Matrose) seine Miene wieder zum Weinen, aber seine Augen wollten nicht naß werden. Der Mensch dauerte mich so, daß ich für ihn weinen mußte. Mein Freund! sagte ich zu ihm: wenn Ihr so unschuldig seyd, wie Ihr mir da sagt, so wird Gott Euer Elend zu seiner Zeit in Freude verkehren, und Ihr werdet Eure Frau und Kinder wieder sehen. Ja, antwortete er: unschuldig bin ich, so wahr Gott lebet! und was dabei merkwürdig ist, so hatte eben dieser Jäger meinen Vater wegen eines Wildbräts auch erschossen, ohne daß je ein Hahn darnach gekräht hätte; ich habe ihn also leider! wider meinen Willen und ohne mein Wissen dafür strafen müssen.

Ich tröſtete den Matroſen, ſo gut ich konnte, und brannte vor Verlangen, dieſem Menſchen helfen zu können. Rothbeck! ſagte ich zu ihm: kommt morgen früh zu mir, ich will ſehen, ob ich etwas für Euch thun kann. Unter ſolchen Geſprächen kamen wir an das Haus, in welchem Herr Pilger ſich aufhielt; ich gab dem Matroſen ein Trinkgeld und ließ ihn gehen.

Herr Pilger iſt ein vierzigjähriger Mann, ſchön und ernſthaft von Anſehen; daher gewann ich ihn lieb, als ich ihn ſah. Er bewillkommte mich, wie man einen Freund bewillkommet und ließ mich bei ſich ſitzen. Das Erſte, was er von mir begehrte, war meine Geſchichte; ich erzählte ihm alles nach der Wahrheit. Er verwunderte ſich und dankte Gott für ſeine preiswürdige Vorſehung. Dieß that ich gleichfalls, beſonders für dieſe neue Probe, da Er mich unter ſo vielen Tauſenden in Amerika zu einem Manne geführet, bei dem ich glücklich ſeyn würde. Nun erzählte ich Herrn Pilger auch Rothbecks Geſchichte und fragte ihn: ob man ihm ſeine Umſtände nicht erleichtern könne? Es wird mir recht angenehm ſeyn, antwortete Pilger: wenn er brav iſt, kann ich ihn brauchen. Das Schiff geht nicht eher, bis im Frühjahre ab. Wir wollen dann ſchreiben, damit ſeine Frau und Kinder auch zu ihm kommen, ihm aber nichts davon ſagen: denn wenn ſie allenfalls todt wären oder ſonſt nicht kämen, ſo würde des guten Mannes Unglück vollends unerträglich ſeyn. Des Morgens früh kam Rothbeck; und, damit ich es kurz mache, Pilger half ihm, daß er los kam; er ging mit tauſend Freuden mit uns, und wir reiſten nach unſerer Kolonie ab.

Mit Worten kann ich das Erſtaunen nicht aus-

drücken, welches mich überfiel, als ich über einer Anhöhe hin in Herrn Pilgers Elysium den ersten Blick that; und hier ist der Ort, wo ich dieß herrliche Werk der Natur, der Kunst, des menschlichen Fleißes und der gesunden Wirthschaft am füglichsten beschreiben kann.

Morgenwärts von Surinam fließt ein ziemlich starker Strom, Maroni genannt, von Süden gegen Norden. An der Morgenseite der Kolonie Pilgersheim ist das Ufer steil, felsigt; diese Felsen nehmen immer zu, werden immer höher und wilder, so daß sie in einer Entfernung von etlichen Meilen fast an die Wolken ragen. Diese Gebirge sind unbewohnt, außer wenn sich eine überwundene Partie Karaiben hineinflüchtet, um vor ihren Feinden sicher zu seyn. Diese Gebirge geben von Pilgersheim aus eine Aussicht, die Alles an sich hat, was das Schauderhaft-Schöne in der Natur nur haben kann. Die Abwechslungen sind hier unzählbar: bald verweilt sich das Auge auf einem grünen ebenen Platze oder Thälchen, siehet in dem Hintergrunde einen dunkeln Hain, seitswärts reizende Hügel, in dem Augenblicke wünscht man sich in das kleine Paradies, man träumt sich mit einem Freunde hinein, denkt an das ruhige, einsame, von allen Leiden entfernte Leben, das man dort führen, und wie vertraulich man mit dem Vater der Natur da umgehen könnte. Unvermerkt fällt der Blick neben aus: eine himmelhohe steile Felsenwand, Steine wie kleine Berge, die oben überhangen, drunterhin ein Abgrund, schwarz wie die Nacht; dann ein brüllender Strom, wie er aus dem Abgrunde hervorstürmt, in einem weiten Kessel umherschäumt, und nun über schroffe Felsen herunter raset, sich hinter andere Berge verbirgt und die Ein-

bildungskraft errathen läßt, was da für fürchterliche Scenen seyn müssen. Dann hebt man das Auge in die Höhe, sieht die Felsenspitzen, wie sie rauh und zackigt da stehen und seit Jahrtausenden den Umsturz drohen; man bemerkt den jähen meilenlangen Absturz, wähnt obenauf zu stehen, zittert, schwindelt und setzt sich aus Angst nieder. Dieser fürchterlich-schöne Anblick kam wir wie eine Vorstellung von Shakespears Trauerspielen vor, und hatte fast die nämliche Wirkung auf mich.

An der Abendseite des Flusses erhebt sich ganz unmerklich eine außerordentlich fruchtbare Fläche, die hie und da mit kleinen sanften Vertiefungen durchschnitten ist, in welchen silberhelle Bäche nach dem Strome hinfließen. Nach und nach wird die Fläche zu einem mäßigen waldigten Bergrücken, der in einer Entfernung von einer halben Meile vom Strome erst anfängt waldigt zu werden. Und diese Fläche hat Herr Pilger sich zu seiner Pflanzstadt erwählet, und in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren so weit gebracht, als es nur möglich war.

Etwa eine Viertelstunde vom Strome ab, an einem schönen Bache, auf einer unvergleichlichen Ebene liegt Pilgersheim. Am östlichen Ende stehet Herrn Pilgers Wohnung; die gerade, breite Hauptstraße führet darauf zu, und endiget sich an dem Haupteingange des Gebäudes. Dieses ist gar nicht prächtig, nicht massiv, sondern mehr niedlich und angenehm. Hinter demselben ist ein großer Garten, dann eine Allee bis an den Strom; am Ufer aber liegt ein schönes Lusthaus, aus welchem man die herrlichste Aussicht über den Strom hin in das wilde Gebirge hat. Hier ist nichts schöner als der Abend, wenn die Sonne gegen dieß Gebirge strahlt und jeden Augenblick neue Schattirungen entstehen.

Das Dorf besteht aus 70 Häusern, die zum Theile auf beiden Seiten der Hauptstraße, zum Theile auch auf Nebenstraßen regelmäßig angelegt sind; sie stehen so weit von einander, daß jedes seinen Garten bei sich hat und überall viele Bäume angepflanzt sind, die in der großen Hitze Schatten geben. Die Winde des Stromes, die durch das Gebirg auf die Ebene zurückgeführet werden, verursachen ebenfalls, daß diese im hitzigen Erdstrich liegende Gegend sehr gemäßigt wird. Die Einwohner bestehen aus Menschen von allerhand Nationen; die meisten sind Europäer, viele aber freigelassene afrikanische Neger; denn Herr Pilger duldet keine Sklaven, wohl aber Knechte und Mägde auf die Art, wie es in Europa üblich ist. Auch haben sich einige karaibische Familien da niedergelassen, welche zum Theile die christliche Religion angenommen, zum Theile auch noch Heiden sind. Denn zur Religion zwingt Herr Pilger Niemand; aber er leitet einen Jeden zum sittlichen Leben, und hält sehr pünktlich auf eine gute Polizei, Fleiß und rechtschaffene Wirthschaft.

Jeder Hausvater hat ein ordentliches Gut, welches groß genug ist, um sich mit seiner Familie bequem darauf zu nähren und noch Etwas übrig zu behalten; aber auch nicht größer, als daß es ein Jeder mit seinen Leuten wohl bearbeiten kann.

Ein jedes Gut hat die gehörigen Grundstücke zum Ackerbaue und zur Viehzucht; über das aber noch ein Stück Landes für Zuckerrohr, und eines zu Kaffeebäumen; beide Letzteren tragen also Handlungspflanzen, woraus der Bauer sich ein Stück Geldes sammeln kann, indem er von dem ersten seine häusliche Nahrung ziehet.

Herr Pilger selbst besitzt keine liegende Gründe,

Alles theilt er unter die Koloniſten aus. — Von der Viehzucht und dem Ackerbaue zieht er keine Einkünfte, weil der Landmann alle dieſe Produkte ſelbſt braucht und keinen reinen Ertrag von Geld daraus ziehen kann. Dagegen bringt ihm der Zucker und Kaffee, ohne der Kolonie zur Laſt zu fallen, ſehr vieles ein; die Einrichtung iſt folgende: Es ſind verſchiedene gemeinſchaftliche Zuckermühlen gebaut, auf welchen Einer nach dem Andern ſein Rohr auspreßt, und dann ſelbſt den Saft zum rohen Zucker läutert. Dieſen bringt er nun in das gemeinſchaftliche Magazin, wo er ſein Geld ſogleich dafür empfängt; ebenſo macht er es auch mit den zeitigen Kaffeebohnen, und alſo arbeitet der Bauer ganz für ſich.

Das Magazin hat ſeine Vorgeſetzten, denen Herr Pilger präſidirt; auf ihn folget der Direktor oder eigentliche Kaufmann; der Kaſſier; der Oberbuchhalter, und endlich 10 Beiſitzer aus der Gemeinde.

Die Handlung gehet nicht auf Herrn Pilgers, ſondern der Kolonie Rechnung. Alle Gelder, welche gewonnen werden, legt man in die Generalkaſſe, aus welcher die gemeinſchaftlichen Unkoſten beſtritten, Pfarrer, Schulmeiſter und alle Magazinbedienten beſoldet, die Armen erhalten, Schiffe gebaut werden u. ſ. w. Herr Pilger nimmt aus dieſer Generalkaſſe gar nichts, ſondern Alles wird der Gemeinde berechnet; ſeine Einnahme aber iſt folgendergeſtalt eingerichtet: Wenn der Koloniſt ſeine Waaren in das Magazin bringt, ſo wird ihm der dießjährige Preis, der allemal öffentlich bekannt iſt, verrechnet, und das Geld dafür ausbezahlt.

Von dieſem Gelde zieht nun der Kaſſier den zehnten Theil ab und legt ihn in die Präſidentenkaſſe, die ganz allein für Herrn Pilger iſt, und ihm jähr-

lich etwas über zweitausend Gulden einbringt. Er begnügt sich gern damit, denn seine größte Glückseligkeit bestehet darin, daß er so viele Menschen zeitlich und ewig glücklich machen kann.

Zwischen hier und Surinam gehen Schiffe, welche den Strom hinunter und dann über das Meer bis Surinam herumfahren. Sie gehören der Kolonie, und führen alle Waaren zum Magazine der holländischen Kompagnie; dagegen bringen sie allerhand zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen nöthige europäische Waaren zurück. Diese werden zum Magazine der Kolonie gebracht und daselbst in billigem Preise verkauft.

Ich kann sagen, daß es vielleicht in der ganzen Welt keinen so vergnügten, angenhmen und durchgehends wohlhabendern Ort, als Pilgersheim, gibt. Hier sind keine Streitigkeiten mit den Nachbarn, keine widrige Verhältnisse, die Einen oder den Andern drücken; Alles stehet in gehöriger Uebereinstimmig, das Ganze ist eine Welt für sich. Hier ist kein Druck, kein Pressen, kein Blutsaugen der Obern, das den gemeinen Mann fühllos und unbarmherzig macht; im Gegentheile, Jeder wird durch den Lehrer zum empfindsamen Gefühle gegen das Schöne und Gute in der Natur aufmerksam gemacht und zum Wonnegefühle der Wohlthätigkeit angewöhnet. Kurz, ich kann nicht alle Glückseligkeiten dieses paradiesischen Ortes beschreiben! Herr Pilger ist der allgemeine Vater und Freund, er schlichtet täglich die kleinen Zwistigkeiten seiner Leute durch gütliche Vergleiche. Ein Jeder, der zum Heirathen fähig ist, heirathet ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum; und junge angehende unbemittelte Eheleute bekommen von Herrn Pilger ein Gut und Etwas zur Unterstützung aus

der Generalkasse; denn er besitzt keinen eingeschränkten Distrikt, sondern kann seine Kolonie ausdehnen, so weit er will.

Jenseits des Flusses wohnen die Karaiben, als die natürlichen Einwohner des Landes, in ihren Wildnissen. Das Einzige, was zu befürchten ist, ist eine Zwietracht zwischen der Kolonie und diesen wilden Völkern; aber bis dahin hat Herr Pilger noch immer das gute Vernehmen mit ihnen unterhalten, sie einige karaibische Familien an sich gezogen. Doch läßt er seine ganze Mannschaft, die aus ungefähr zweihundert Mann besteht, alle Sonntage Nachmittags in den Waffen üben, und er selbst ist ihr Oberster.

Dieß ist die kurze Beschreibung meines jetzigen Aufenthaltes, wo ich gern mein Leben zubringen wollte, wenn ich nur meine Rosine und übrige europäischen Freunde bei mir hätte. Allein ich kann ohne sie nicht leben, und ich sehne mich nach diesem glücklichen Zeitpunkte. Nun gehe ich in meiner Erzählung weiter.

Wir kamen also am Abend in Herrn Pilgers Wohnung an. Seine Gemahlin, eine sehr angenehme Holländerin, war froh, einen deutschen Jüngling ankommen zu sehen. Auch ihre fünf Kinder, wovon das älteste ein Sohn von achtzehn Jahren, waren sehr freundlich und vertraulich mit mir. Am Tische, an welchem Herr Pilger, seine Gemahlin, Herr Pfarrer Muzelius und ich waren, fing Herr Pilger zu mir an: Die erste Beschäftigung, mein Freund! die ich Ihnen auftrage, ist ein angenehmer Umgang mit uns, und die Erziehung unserer Kinder. Sie werden bei mir eine Bibliothek finden, die Ihnen zu Allem brauchbar seyn wird. Ihre Belohnung bestimme ich Ihnen nicht; Sie sollen zufrieden seyn. Gefällt es Ihnen hier zu bleiben, so will ich Sie so glück-

lich machen, als ich kann; wollen Sie aber im Frühjahre wieder nach Europa, so stehet Ihnen das alles auch frei.

Ich war, wie leicht zu denken, ausnehmend mit meinem Schicksale zufrieden, und versprach in Allem die heiligste Treue. Mit meinen häuslichen Verrichtungen will ich mich weiter nicht aufhalten; nur dieß will ich noch sagen: Herr Pilger übertrug mir zwar die Erziehung seiner Kinder, allein er fing nebenher an, mich auch noch in andern Geschäften zu gebrauchen. Sie wissen, daß die Staatswirthschaft mein Lieblingsstudium war, ohne daß ich einen Zweck dabei hatte, denn ich sehe nicht ein, wozu sie mir nützen könnte: allein ich fühle einen unwiderstehlichen Trieb dazu, und diesem folge ich. Ich fand hier die schönsten Schriften dieser Art, und ich lese sie fleißig. Sehen Sie nun die Kolonie Pilgersthal als einen Staat an, in welchem Herr Pilger Monarch ist, ich aber sein Kabinetssekretär bin, so haben sie mein Verhältniß. Er glaubt, gefunden zu haben, daß durch mich die Geschäfte gut von statten gehen; und so theilen sich meine Verrichtungen in Erziehungs- und Staatsgeschäfte ein.

Herr Pfarrer Muzelius war nun die erste Person, die mein Herz und meine Aufmerksamkeit an sich zog. Er ist ein Mann, der eine männliche Schönheit besitzt, und sein holder freundlich-ernster Blick zeugt von seinem empfindungs- und liebevollen Herzen. Die Geschichte dieses Mannes ist merkwürdig, und hier folget sie:

Muzelius ist ein Deutscher, von wohlhabenden Eltern erzeugt, und der Gottesgelehrtheit von Jugend auf gewidmet worden. Er hatte von jeher ein warmes Herz für die Religion und eine brünstige Got-

tes- und Menſchenliebe; dabei aber ein ſo gutes Herz, daß er aus bloßer Menſchengefälligkeit im Auge des ſtrengen Moraliſten manchen großen Fehler beging. Im einundzwanzigſten Jahre kam er von der Univerſität zurück und wurde in ein hochadeliches Fräuleinſtift als Prediger berufen: ſein ganzes Daſeyn aber war für das ſchöne Geſchlecht zu reizend, er ſelbſt zur Liebe zu gefühlvoll geſtimmt, ſo daß er Vieles zu leiden hatte, und auch manchem Frauenzimmer Leiden verurſachte. Doch hat er mir bezeugt, daß er in dieſem Stifte ſeinem Stande und Berufe gemäß gewandelt, und nie geſtrauchelt habe, ob er gleich manchen harten Kampf darüber kämpfen mußte.

Hier war er beinahe drei Jahre geweſen, als er von einem gewiſſen Grafen zum Hofprediger berufen ward. Auch hier wurde er von Jedermann geliebt und ſeine nach lauter Gottes- und Menſchenliebe ſchmeckende Lehren allgemein erkannt; er ſelbſt aber fiel ganz erſchrecklich. — Denn zu ſeinem Unglücke hatte er eine ſchöne, aber etwas leichtſinnige Haushälterin. Das beſtändige einſame Leben dieſer beiden Leute, die vielfache Gelegenheit in ſchwachen Stunden, hatten nach und nach den Geiſt des guten Mannes ſo ſehr geſchwächt und ſein Fleiſch ſo kräftig geſtärkt, daß er im Kampfe erlag! — Nun beſtürmten ihn die allergrauſamſten Gewiſſensbiſſe, ſo daß er nicht mehr zu bleiben wußte. Kurz! er machte ſich heimlich nach Holland, und von da nach Surinam. Eine lange Reue und ernſte Buße hat ihn endlich von ſeiner Seelenwunde wieder geheilt, und nun ſucht er durch größern Fleiß und Treue in ſeinem Amte allen nur möglichen Nutzen zu ſchaffen.

Als ich einige Zeit hier geweſen, kamen einige unſerer Bürger und kündigten Herrn Pilger an,

daß ein Kahn voller Karaiben mit Friedenszeichen ans Land gestiegen sey und gern mit dem Caziken der Holländer (das war Herr Pilger) sprechen möchten. Herr Pilger befahl, daß alle Beamten des Magazins sich prächtig ankleiden und mit ihrem Seitengewehre erscheinen möchten. Herr Pilger und ich thaten ein Gleiches; er ließ durch zwei Bedienten zwei bloße Schwerter kreuzweise vor sich herhalten, setzte sich auf einen Sessel, und wir Alle standen im Kreise um ihn her. Indessen wurden etliche Männer beordert, die Karaiben herzuführen. Dieses ehrfurchterweckende Ceremoniel hatte Herr Pilger eingeführt, um den Wilden Hochachtung und Furcht einzuflößen. Herr Pfarrer Muzelius war auch gegenwärtig, denn er redete die karaibische Sprache sehr gut, diente also zugleich als Dolmetscher, war aber in seinen geistlichen Habit gekleidet.

Ich hatte zwar die Pilgersheimer Karaiben oft gesehen, ihre sonderbare heroische und wilde Bildung bewundert, allein diese waren schon europäisch gekleidet und hatten auch bereits viel Sanftes von unsern Sitten angenommen; allein jetzt, als diese Männer hereintraten, erstarb mir gleichsam das Herz im Leibe, mir ging ein kalter Schauer über die Haut, und ich kann nicht unterlassen, die Gedanken, welche in mir aufstiegen, hier mitzutheilen.

Ja, es ist wahr, der Löwe ist majestätisch gebildet, und er sieht fürchterlich-schön aus; aber das Alles ist Kinderspiel gegen einen Karaiben! Welch eine Kreatur ist doch der Mensch im Stande der wilden Natur! — Was mußte Adam seyn? — Wir haben in Europa Fürsten, die majestätisch aussehen; aber das ist nichts gegen einen wohlgebildeten Wilden: er setzet seinen Fuß so stark und zuversichtlich hin,

wie ein Beherrſcher der ganzen Kreatur: ſein Blick iſt kühn, voller Gefühl eigener Kraft und Stärke; er verlacht alles Gekünſtelte und Feine geſitteter Völker, und lebt, wie ihn ſeine Natur leitet; fürchtet die größere Macht, und gehorcht ihr, aber auf zwei verſchiedene Weiſen. Will man ſeine Freiheit zwingen, ihn hindern, ganz Menſch zu ſeyn, ſo gehorcht er, weil er muß, ſpannt aber indeſſen alle Seelenkräfte an, ſeine verlorne Freiheit wieder zu gewinnen; und wenn er einen Weg dazu gefunden hat, ſo wirket er mit Leibes- und Seelenkräften, bis er die Feſſeln zerriſſen hat. Leitet ihn aber die größere Macht ohne Beleidigung, ſo daß ihm ſeine Natur gebeut, ihr zu folgen, ſo folget er willig und mit Mannskraft, weil ſeine Freiheit nicht leidet; er verehrt die höhere Macht, aber mit Liebe, Freundſchaft, Würde und Anſtand; immer fühlt er dabei, daß er ſelbſt eben Das ſeyn könnte, was ſein Herr iſt, wenn es die Ordnung der Natur ſo mit ſich brächte, aber weil es dieſe nicht will, ſo will er es auch nicht. Alles dieß kann man dem Karaiben aus dem Geſichte leſen, wenn man ihn aufmerkſam anſchauet. Gott! dachte ich: welche Milchſuppen- und Alltagsgeſichter haben wir Europäer! — Und ebenſo iſt auch alle Schnellkraft in uns erloſchen; die Kunſt ſchützt uns, gewiß nicht die Natur; hätten die Spanier und die übrigen Europäer kein Pulver und Blei gehabt, nie hätten ſie den Wilden eines Fußes breit Landes abgewonnen; aber wer kann dieſen verrätheriſchen Werkzeugen widerſtehen? — Jetzt empfand ich recht, wie tief das menſchliche Geſchlecht auf einer Seite herabgeſunken, indem es ſich auf der andern Seite verfeinert. Freilich haben wir unendliche Vorzüge vor den Wilden: Religion, Wiſſenſchaften, Kunſt und Sittlichkeit; alles Das ſind

unschätzbare Dinge! Auch genießen wir viele Vergnügen, die sie nicht kennen; allein könnten wir nicht auch die Tugenden der Wilden dabei haben? Gesetzt, unsere Staatsverfassung wäre der ihrigen, nach unserer höhern Vollkommenheit, ähnlich: wir wüßten von keinen Vorzügen der Geburt, wir besäßen unsere Güter frei, wir lebten — nun, ich will eben nicht sagen, ohne Häuser in den Wäldern — aber wir lebten ohne Städte frei umher; machten unsere Länder gleichsam zu Einer Stadt, in welcher aber unsere Wohnungen so weit von einander stünden, daß jeder sein Gut um sein Haus her hätte; wir zwängen unsere Kinder nicht in die unnöthige Form der Mode und Gebräuche, sondern erzögen sie, was den Körper betrifft, frei und gleichsam wild; auch die Seelenkräfte bildete man frei und ungezwungen, doch so, daß sie den Empfindungen des Schönen und Guten in der Natur und Religion offen stünden ꝛc. — Doch was hilft dieß Alles, der Gang der Menschheit ist nun einmal so; und vielleicht spielt mir meine junge Einbildungskraft hier einen tollen Streich, wie so manchem unserer Schriftsteller, die wunderschöne Sachen von Verbesserung der Menschheit schreiben, und — selbst die allererbärmlichsten Zucker- und Mandelkernpüppchen sind!

Sechs Karaiben traten unter einer Begleitung unserer Leute herein, welche gegen jene wie Lämmer aussahen, die einen Trupp Löwen begleiten. Die Wilden knieten nieder, standen aber rasch wieder auf; der Vornehmste trat hervor, Herr Pilger reichte ihm die Hand, die der Wilde ergriff und mit einer freundlichen Miene drückte; hierauf stand er, und redete ungefähr in folgenden Ausdrücken; alle seine Glieder aber redeten mit, so daß ich nie etwas Nachdrück-

licheres gehört habe: „Die Sonne ſcheint uns Allen, friedfertiger Fürſt! Wenn wir in unſern Wäldern das Wild jagen, oder auf unſere Feinde lauern, dann leuchtet uns eben die Sonne, eben der Mond, die auch Euch ſcheinen, wenn ihr Zuckerrohr pflanzet und Eure Erndte ſammelt, daher ſind wir Brüder. Sonne, Mond und der geſtirnte Himmel und die Erde haben Euch eben ſo lieb, wie uns, auch trinken wir aus Einem Fluſſe mit Euch, er trägt Eure Schiffe ſo gern wie die unſern, wir wollen alſo Brüder ſeyn. Unſer großer Fürſt Mattapuli ſendet uns darum her, Euch das zu ſagen, nie ſollen unſere Helden das Fleiſch rund um das Feuer her von Euren Knochen nagen; aber wer angreift, ſoll auch unſer Feind ſeyn, große Töpfe wollen wir an flammende Eichen ſtellen, und ihre Glieder ſollen im kochenden Waſſer dampfen; unſere Jünglinge und Mädchen ſollen im Reihentanze nach den Töpfen ſchielen, und ihnen ſoll die Zeit lang werden, ehe ihnen das Fett Euerer Feinde von den Fingern tröpfelt. Seyd daher unſere Freunde, wir wollen auch die Eurigen ſeyn."

Dieſe Rede durchdrang mir Mark und Bein, denn ich verſtand ſie faſt ganz aus den Mienen, und Muzelius verdeutſchte ſie uns, ſo wie ſie der Wilde mit Nachdruck ausſprach.

Herr Pilger antwortete ihm, daß die Freundſchaft der braven Männer ihm ſehr angenehm ſey, und daß er ſehr wünſche, Ihnen mit der That zeigen zu können, wie hoch er ſie ſchätze. Dieß verdolmetſchte ihnen Muzelius, und fügte noch folgendes hinzu: Es freut uns, daß Ihr uns gegen unſere Feinde helfen wollt; auch wir wollen Euch gegen Eure Feinde beiſtehen, wir und Ihr wollen Brüder

seyn, zusammen essen und trinken; aber wir essen nicht das Fleisch der Feinde aus Eueren Töpfen. Wenn ein Löwe mit dem andern kämpft und ihn tödtet, so frißt er des Ueberwundenen Fleisch nicht. Der große Geist, der alles geschaffen hat, verbot es den Löwen und allen Thieren, sie sollten nicht das Fleisch ihrer Brüder fressen; und Ihr wißt, sie gehorchen.

Der Wilde hörte das aufmerksam an. Hast du den großen Geist gesehen, fragte er: und hast du's gehört, als er das dem Löwen befahl?

Nein, antwortete Muzelius: aber fromme Männer, die es wissen, haben mir es gesagt.

Aber der Löwe frißt doch andere Thiere, fuhr der Wilde fort, die auch der große Geist gemacht hat, und die also auch des Löwen Brüder sind.

Muzelius versetzte: Wir und Ihr essen auch Thiere; aber unsers Gleichen essen wir nicht, auch ißt der Löwe seines Gleichen nicht.

Kühn erwiederte der Wilde: auch wir essen unsers gleichen nicht; wer uns beleidiget, ist nicht mehr unser Bruder.

Muzelius bot ihm die Hand. Bruder, sagte er: verehre den großen Geist! der wird dich lehren, was recht oder unrecht ist.

Wie muß ich das machen? fragte der Wilde.

Muzelius antwortete: so oft es dir einfällt, mußt du sagen: großer Geist! lehre mich erkennen, was du willst, das ich thun soll.

Nachdrücklich versprach der Karaibe, dieß zu thun. Nun fragte er: ob es dem Mattapuli erlaubt sey, auch zu kommen und Freundschaft mit uns zu machen? Herr Pilger versicherte ihn, daß uns das gar lieb seyn würde, wenn er uns verspräche, Keinem von den Unsrigen etwas zu leide zu thun, oder

das Mindeſte zu entwenden. Dieß verſprachen die Karaiben alle einhellig und feierlich. Nun ließ Herr Pilger allerhand Kleinigkeiten, als Korallen, Spiegel u. dergl. bringen, und beſchenkte einen Jeden damit; doch gab er dem, der geredet hatte, den anſehnlichſten Theil. Hierauf zogen ſie wieder ab.

Des andern Tages kam der Mattapuli in Geſellſchaft von fünfzig Karaiben, nebſt ſeiner Tochter. Herr Pilger, Muzelius und wir alle gingen ihnen bis an den Strom entgegen, eben ſo wie geſtern gekleidet und bewaffnet. Der Cazike war ein anſehnlicher Greis, dem der Edelmuth aus den Augen leuchtete; ſeine Tochter aber fiel uns allen vorzüglich auf. Nachdem dieſe uns alle neugierig angeſehen hatten, blieb ſie mit ihrem Blicke ſtarr an Muzelius hangen, und nachdem ſie ihn eine Weile angeſehen, lächelte ſie ihn an, ging auf ihn zu, ſtand nah bei ihm und drückte ihm die Hand. Muzelius blieb ernſthaft freundlich. Wie heißeſt du, Jungfrau? fing er an. Ich heiße Zarima, wenn dir der Name gefällt, antwortete ſie, und ſpielte mit ſeinen Fingern. Der Cazike und Pilger bewillkommten ſich, und ſo wanderten wir auf Pilgersheim zu.

Die braune Prinzeſſin, wenn ich ſie ſo nennen darf, iſt vollkommen ſchön und regelmäßig gebildet: in dieſem Stücke kann ſie für eine wahre Schönheit gelten. Ihre ganze Haut iſt etwas licht-kaſtanienbraun, ihre Miene karaibiſch-ſanft und freundlich; dieſe Miſchung iſt ſo majeſtätiſch ſchön, daß ſich nichts Schöners denken läßt; kurz, ſie iſt ſo liebenswürdig, daß man glaubt, ohne ihre braune Haut würde ſie nicht ſchön ſeyn. Sie ging Muzelius zur Seite, redete beſtändig mit ihm, ich verſtand aber von allem nichts, bis er mir es nachher erzählte.

Du gefällst mir so wohl, mein Bruder, laß mich bei dir bleiben, wenn ich dir auch gefalle!

„Du gefällst mir wohl, Zarima! du könntest bei mir bleiben, wenn du kein Mädchen wärest.“

Kannst du denn kein Mädchen um dich leiden?

„Ja, Zarima! aber du bist schön, und dein Liebhaber würde mich umbringen und mein Fleisch essen.“

Ich habe keinen Liebhaber, mein Bruder! wenn du mich nicht liebest. Ich sah Keinen, der mir gefiel, als du; ich will bei dir schlafen.

„Zarima! du bist eine Cazikentochter, eine Fürstin! der große Geist hat dich herrlich erschaffen; ich liebe dich auch als meine Schwester, aber ich darf nicht bei dir schlafen.“

Du machst mich traurig; sobald ich dich sah, gefielst du mir; du mußt mein seyn und ich will die Deinige seyn! warum darf ich nicht bei dir bleiben?

„Hör, Zarima! der große Geist, der Alles geschaffen hat, der hat befohlen, daß Mann und Weib nicht beisammen seyn sollen, wenn sich Beide nicht mit dem heiligsten Eide verbinden, daß sie bis in den Tod zusammen leben wollen.“

Das ist ein süßes Gebot, mein Bruder, so habe ich es gern; schwöre du mir das, ich will es dir auch schwören.

„Gut, Zarima! ich will dir noch mehr sagen: weißt du auch wohl, daß alle Menschen oft fehlen, daß kein Mensch immer thut, was recht ist?

Das weiß ich; aber es ist doch recht, daß ich dich liebe.

„Dagegen habe ich nichts; aber sonst hast du doch oft unrecht gethan und andere Menschen auch.“

Ich habe oft etwas gethan, und fühlte, daß es nicht recht war.

„Aber der große Geist will doch, daß Alles, was wir thun, recht seyn soll. Siehe, Zarima! wenn wir einmal sterben, so soll uns nach unsern Werken gelohnt werden: wir werden dann für alles Böse, das wir gethan, an einem bösen Orte gestrafet. Nun ist aber der große Geist Mensch geworden, und hat die Strafen gelitten, die wir für unsere unrechte Werke hätten ausstehen müssen. Dieser Gottmensch heißt Jesus Christus. Alles, was der befohlen hat, mußt du thun, wenn du mich lieben willst, und alle Menschen, die nach dem Tode glücklich seyn wollen, müssen das auch thun."

Das mußte gewiß ein vortrefflicher Karaibe seyn! Kann ich aber das Alles thun, mein Bruder! was dieser große Geistmensch befohlen hat?

„Ja, Zarima! das kannst du Alles thun; du mußt den großen Geist, und Jesum Christum, und alle Menschen lieb haben; wenn Letztere dir auch Böses thun, mußt du dich überwinden und ihnen Gutes thun; und Alles, was du gern hättest, das dir andere Menschen thun sollen, das mußt du ihnen auch thun. Siehe! das ist Alles, was du zu thun hast; alles Uebrige kommt damit überein."

Das Alles will ich gern lernen, und bis ich sterbe, bei dir bleiben. Aber höre, mein Bruder! thust du dann das auch, was dir der große Geistmensch befohlen hat?

„Ja, Fürstin! das thue ich so viel ich kann."

So mußt du auch mich lieben, weil ich ein Mensch bin. Und weil du gern geliebt wirst, so mußt du mich auch wieder lieben.

„Zarima! ich liebe dich herzlich."

So küsse mich denn, mein Bruder! (hier umarmte sie ihn, er umarmte sie auch.)

„Nun, fuhr er fort: wenn du mich immer lieben und bei mir bleiben willst, so mußt du erst lernen, wie man den großen Geist verehren soll, und zugleich mußt du auch lernen, wie du die Hausgeschäfte auf unsere Art zu führen hast. Wenn du das alles kannst, sollst du meine Gemahlin werden."

Wird das lange dauern?

„Vielleicht so lange, bis die Sonne über unser Haupt hin- und wieder hergegangen ist." (Das macht in Surinam etwa ein halbes Jahr.) „Aber wird dich dein Vater auch hier lassen?"

Mein Vater befiehlt mir nicht, was ich thun soll; auch hat er Euch Alle lieb.

Muzelius sagte mir hernach, daß ihm während dieser Rede das Herz gebrannt habe; Zarima hätte ihm gefallen und sie zu heirathen, sey bald aus vielen Ursachen ein süßer Gedanke geworden. Sie verließ ihn auch gar nicht, blieb bei ihm, und ihre Augen begleiteten ihn überall, wo er sich hinwandte.

Nachdem wir nun zu Pilgersheim anlangten, hatten sich auch alle unsere Bürger versammelt; besonders standen unsere karaibischen Familien auf einem Häufchen beisammen. Der Cazike grüßte alle Anwesenden, besonders aber besprach er sich lange mit den Karaiben, die ihren Wohlstand nicht genug rühmen konnten.

Herr Pilger führte sie sämmtlich auf einen schönen grünen Platz neben seinem Hause. Hier wurden die gemeinen Karaiben bewirthet; der Cazike aber, seine Tochter und einige der vornehmsten Wilden speisten mit uns in einem Saale.

Zarima gesellte sich sofort zu der Frau Pilger, und empfand jetzt keine größere Neigung, als gerade so eine Frau zu werden; sie beobachtete mit der größ-

ten Aufmerkſamkeit ihr ganzes Betragen, und ahmte daſſelbe ſo gut nach, als ſie konnte; nur Schade! daß ſie einander nicht verſtanden. Muzelius mußte daher jeden Augenblick den Dolmetſcher machen, weil immer etwas zu fragen war. Die Frau Pilger fühlte auch bald eine innige Neigung zu dem nußbraunen Mädchen, und freute ſich daher, als ſie hörte, daß ſie bei uns bleiben würde. Sie übernahm gern und willig die Erziehung und Ausbildung derſelben, und dieſes verſetzte die Zarima in die lebhafteſte Freude.

Herr Pilger und Mattapuli ſchloßen indeß während der brüderlichen Mahlzeit die engſte Freundſchaft, und ich war äußerſt gerührt, als ich die reinſten Triebe der Freundſchaft in dieſem ſo weit von uns entfernten Adamsgeſchlechte ſo ungemein ſtark und edel wirken ſah. Der Cazike hatte beſonders einen Anſtand in ſeinem Betragen, der mich in Erſtaunen ſetzte.

Nach der Tafel beſchloß Muzelius, eine kurze Rede an die Wilden zu halten. Mattapuli, ſeine Tochter, und wir Alle gingen in den Hof; der Cazike ſtellte ſeine Leute in Ordnung, trat vor ſie hin und ſeine Tochter neben ihn. Muzelius ſtand und redete von der Majeſtät und Größe Gottes, von ſeiner unendlichen Liebe zu den Menſchen, von der Sendung Jeſu Chriſti und vom Erlöſungswerke; endlich ſchloß er mit einer rührenden Aufmunterung zu einer liebreichen Vereinigung der Menſchen, und verſicherte die Karaiben aller nur möglichen, und der engſten Freundſchaft. Alle waren gerührt und Keiner von uns Allen war ohne Thränen.

Als dieß vorbei war, trat Zarima auf. Wir waren Alle voller Erwartung, was aus der Sache werden würde. Sie ſtellte ſich neben Muzelius und fing auch an zu reden; dieſer bat ſie, langſam

und in kurzen Absätzen zu sprechen, damit er uns ihre Rede verdeutschen könnte.

„Cazike Mattapuli und mein Vater, und Ihr Karaiben, meine Brüder! Ich werde nicht mehr auf euern grünen Rasen sitzen und mit euch das flüchtige Wild verfolgen; unter meinen Füßen sollen sich bei euch keine Blumen mehr bücken: denn ich verlasse dich, Fürst der Karaiben! aber ich werde dich lieb haben, oft nach deinen Wäldern hinsehen, und daran denken, wie oft ich bei dir saß und dir die Backen streichelte. Dieser Mann ist es, den ich liebe und dessen Gattin ich bin (hier griff sie den Pfarrer bei dem Arme) ich werde auch bei ihm bleiben und nie das Fleisch der Feinde mehr mit euch essen; was mir mein Liebhaber sagt, das will ich thun: den großen Geistmenschen anbeten und seinem Willen folgen. Wenn ihr über den Strom zurückfahrt, will ich hinstehen und weinen, aber nicht mitgehen. Dieser Mann hat mir mit seinem Angesichte in meinem Innersten ein Feuer angezündet, das würde mich bei euch verzehren, ich würde sterben, und dann würdest du, Vater! da stehen, und, ach meine Zarima! rufen; aber dann hörte ich deine Stimme nicht mehr. So aber bleibe ich hier bei meinem Bräutigam, und dann werde ich leben und gesund seyn; du wirst mich hier oft besuchen, dann will ich dich umarmen, dich küssen, und wann du wieder weggehest, weinen; dann sagst du: lebe wohl, Zarima, meine Tochter! und ich sage: lebe wohl, Mattapuli, mein Vater! dann freuen wir uns auf das Wiedersehen; aber wenn ich todt bin, ist keine Freude mehr. Darum bleibe ich hier, ihr Karaiben! und Niemand soll mir meinen Bräutigam entreißen."

Sie umschlang ihn nun mit ihren Armen, als

wenn ſie befürchtete, man würde ſie mit Gewalt wegreißen. Muzelius bat ſie, ihn loszulaſſen, und redete nun auch den Caziken um ſeine Tochter an. Alle Karaiben ſtanden gleichgültig bei der Sache; der Cazike aber ſchüttelte ſein graues Haupt, und Thränen floßen ihm die Wangen herab. Das thut mir weh, Zarima! antwortete er: daß du deinen Vater verläſſeſt, und daß dich mein Auge in meinen Wäldern nicht mehr hüpfen ſehen ſoll. Aber du biſt ein Mädchen, und um eines Mannes willen biſt du geſchaffen. Bleibe alſo hier und ſey die Frau eines Freundes des großen Geiſtes. Hiemit kam der Cazike und umarmte ſeine Tochter: Muzelius aber umarmte ihn und nannte ihn Vater. Mattapuli nahm es wohl auf und hieß ihn ſeinen Sohn.

Nun beſchenkte Herr Pilger auch den Caziken und alle Karaiben; wir Alle gaben ihnen das Geleit bis an den Strom. Zarima weinte hier bittere Thränen, auch der Cazike weinte und ſchaute immer nach dem Ufer zurück. Endlich kehrten wir um und gingen nach Hauſe.

Nun übernahm die Frau Pilger den häuslichen Unterricht der Zarima, und der erſte Hauptpunkt war die Reinlichkeit. Hierin hat das holländiſche Frauenzimmer es am weiteſten gebracht, und hängt auch mit Leib und Seele ſo daran, als wenn es der gerade Weg zur Seligkeit wäre. Die Karaiben hingegen wiſſen wenig davon. Zarima aber, welche der Geiſt der Liebe belebte, und die wohl wußte, daß ſie ihren Zweck nicht eher erreichen würde, bis ſie den Europäerinnen an Sitten gleich wäre, nahm darin außerordentlich zu. Auch kam ihr das Erlernen der holländiſchen Sprache leichter an, als man Anfangs glaubte. Ihr Liebſter war auch zugleich ihr

Lehrer in der Religion; und da läßt es sich begreifen, wie sehr sie in deren Erkenntniß zugenommen haben müsse. Muzelius heirathete sie hierauf den folgenden Winter.

Obgleich Pilgersheim ein sehr wohlcivilisirter Ort ist, so bestehet er doch aus Menschen. Das gab einen Lärm unter den Nachbarn und Nachbarinnen, als der Prediger das wilde Mädchen heirathete, daß es nicht zu beschreiben ist. Der eine sagte: war denn kein Mädchen mehr in Pilgersheim? Der andere: der Pfarrer muß doch einen sonderbaren Geschmack haben! Der Pietist seufzte: ach Gott! wie verfällt der Mann! da nimmt er gar eine gewesene Heidin; nun wird er ganz zurückgehen! Dieß Letztere sagte mir einst ein solcher Mann. Ich antwortete ihm aber: Muzelius habe eine größere Pflicht der Liebe des Nächsten ausgeübt, als wenn er ein Häufchen Christen von der Welt abgesondert und durch eingebildete Heiligkeit stolz gemacht hätte. Seine Gattin wäre ohne ihn schwerlich eine Christin geworden; auch könnte dieser Schritt sehr nützliche Folgen für die armen Wilden haben ꝛc. Allein es ging hier, wie es zu gehen pflegt: wenn man solchen Leuten auch die klarste Wahrheit vordemonstrirt, so rufen sie: das ist Vernunft! und diese urtheilet falsch in geistlichen Dingen; wir folgen unsern Empfindungen! Auch dieser gute Mann zuckte die Schultern, hatte Mitleiden mit mir und ging fort.

Seltsamere Empfindungen habe ich in meinem Leben nicht, als im verwichenen Herbst gehabt. Denken Sie! ich arbeitete eben mit Herrn Pilger, als zwei europäische Herren sich anmelden ließen. Herr Pilger ließ sie alsofort hereinkommen und ich erschrack — anders kann ich meinen Zustand nicht beschreiben, als

ich Molkenblick und den Licentiat Hallenborn hereintreten sah. Sie stutzten ebenfalls, denn sie hatten mich eben so wenig hier erwartet, als ich sie; wir sahen uns eine Weile stillschweigend an, endlich aber fiel ich Einem nach dem Andern um den Hals und weinte. Auch sie waren eben so sehr gerührt.

Nachdem wir uns bewillkommt, erzählte ich Herrn Pilger, wer diese Herren wären. Er freute sich auch und hieß sie willkommen. Sie hatten zu Surinam von Pilgers vortrefflicher Kolonie gehört, und daher Lust bekommen, dieselbe zu besehen. Herr Pilger erkundigte sich nun bei ihnen, ob sie Lust hätten, hier zu bleiben? Das war beiden eben recht. Nachdem sie einige Tage bei uns gewesen und sich nach allen Umständen erkundigt hatten, gaben sie zu verstehen, was eigentlich ihre Absicht sey, nämlich, daß sie hier eine Erziehungsanstalt errichten wollten. — Daß unserm Herrn dieser Gedanke angenehm war, ist leicht zu denken, nur kam es darauf an, wie deren Einrichtung seyn sollte. Hierüber aber ließ sich noch kein Plan entwerfen: sie mußten erst die Liegenheit der Sache kennen; und bis hieher sind sie mit dem Entwurfe noch nicht fertig. Ueberhaupt aber fangen sie schon an, uns allen lästig zu werden; denn mit dem Unterrichte der Kinder wollen sie sich nicht selbst abgeben; zum Arbeiten sind sie nicht aufgelegt, und da sie eine natürliche Antipathie gegen alle Geistlichen haben, so ist ihnen der vortreffliche Muzelius auch überall im Wege. Mich verlanget, was aus der Sache werden wird.

Nachdem ich nun den Gang meiner Geschichte ordentlich erzählet, so muß ich Ihnen noch eine ganz außerordentliche Begebenheit mittheilen, die uns im Anfange des vergangenen Märzmonats widerfahren

ist. Der Winter ist hier sehr angenehm, und im Märzmonate ist alles in voller Blüthe. Muzelius und ich pflegen oft spazieren zu gehen: gewöhnlich wandeln wir dann in der Allee von unserer Wohnung bis zum Lusthause am Strome, und so hin und her. Nun war im verwichenen März ein außerordentlich schöner Tag; wir spazierten an demselben gegen Abend auf unserm gewöhnlichen Gange, und als wir ans Lusthaus kamen, gingen wir hinein, denn ich hatte zu dem Ende den Schlüssel zu mir gesteckt. Wir setzten uns an das Fenster gegen den Strom zu, und waren Willens, recht zu plaudern: allein die Blicke, die Einer nach dem Andern über den Strom hin that, machten uns stumm. Wir sahen uns zuweilen sehr gerührt an, und konnten uns der Thränen nicht enthalten, denn der majestätische Blick auf das Gebirge in den Abendstunden, besonders wenn der Himmel recht klar ist und die Sonne hell scheinet, ist nicht zu beschreiben.

Nachdem wir eine Weile so gesessen und Gott den Allmächtigen in der Stille verherrlichet hatten, fiel mein Auge auf ein Perspektiv, welches hier auf einem Schranke lag. Freudig ergriff ich dasselbe; wir schauten wechselsweise, und entdeckten jeden Augenblick neue und bewundernswürdige Gegenstände. Dieß machte uns Beide so neugierig, daß uns die Versuchung anwandelte, einmal eine Reise hinüber zu wagen. Wir wurden dessen einig, liefen nach Hause, baten uns von Herrn Pilger auf etliche Tage Erlaubniß aus, und machten uns reisefertig; ich packte Brod und Fleisch, nebst einem Kruge Wein, der aus Zuckerrohr verfertigt wird, in einen Reisesack, und des Morgens mit Anbruch des Tages ließen wir uns über den Strom setzen und wanderten fort. Jeder

hatte eine Flinte, nebſt Pulver und Blei und Selbſtgewehre bei ſich, um uns gegen Ueberfälle der wilden Thiere zu ſchützen; denn von Menſchen hatten wir nichts zu befürchten, da wir mit den Karaiben nicht nur Freundſchaft gemacht, ſondern ſogar mit ihrem Fürſten verwandt waren.

Ich kann nicht ſagen, daß wir einen Weg nahmen, denn es war keiner da. Wir krochen erſtlich durch ein Gebüſche längs einem Bache hin, der gerade gegen Pilgersheim über in den Strom fiel; nach und nach wurde das Thal weiter und zu einem unwegſamen Hochgewälde; noch immer hielten wir uns am Bache, bis wir endlich nach einer Stunde an einen ſteilen Felſen kamen, über welchen der Bach ungefähr hundert Schuhe hoch von einem Abſatze zum andern herunter ſtürzte. Hier ſchlugen wir uns linker Hand den Berg hinan, um auf den Felſen zu kommen. Dieß gelang uns auch nach einiger Mühe, und hier ſahen wir das ſchönſte Schauſpiel der Natur. Dieſer Fels war gleichſam der Damm eines kryſtallhellen kleinen Sees, an welchem wir an der nordweſtlichen Ecke ſtanden und mit Erſtaunen hinüber blickten; in der Mitte war der Fels etwas niedrig, und hier floß eben das Waſſer heraus, das ſich mit ſo großem Geräuſche über denſelben hinunterſtürzte. Der See war eine gute Viertelſtunde lang und breit. An der Südſeite war eine ſteile Felſenwand von etwa 50 Schuhen, und oben darauf Bäume und Gebüſche. An der Nordſeite, wo wir ſtanden, war ein großer ebener Raſen, voller Blumen und wohlriechender Kräuter. Dieſen paradieſiſchen Platz umkreiste in einer Weite von etwa zweihundert Schritten ein Gebüſch von allerhand ſchönen Stauden. Gegen Oſten, wo der Bach hinaus floß, ſpülte der

See an den Wurzeln eines Haines, der so dunkel wie die Nacht war. Dieser Wald erhob sich allmälig, so daß wir sein Ende nicht sehen konnten. Hier war uns unaussprechlich wohl: denn gegen Westen übersahen wir das herrliche Pilgersthal, und wie die ersten Sonnenstrahlen jetzt auf des rechtschaffenen Mannes Wohnung fielen. Muzelius fing mit heller Kehle an, das Lied des seligen Joachim Neanders zu singen: Unbegreiflich Gut ꝛc. Unter seine schöne männliche Stimme tönte der Wasserfall einen dumpfen Baß, und das Zwitschern der Waldvögel harmonirte so gut dazu, daß ich nach und nach vor lauter Wonnegefühl weinen mußte. Hier frühstückten wir, redeten von der schönen Welt, in welcher wir Bürger sind, von der Güte Gottes, und wie seine heilige Führung mit den Menschen keinen andern Zweck habe, als uns aus lauter Liebe und Erbarmen immer der Vollkommenheit näher zu führen, u. s. w. Ich bat meinen Freund, mir Neanders Lied zu diktiren, so wie er es in Ansehung der Dichtkunst verbessert hatte, ohne den Sinn zu ändern, und ich schrieb es mit einem Bleistifte in mein Taschenbuch, wie hier folget:

Unbegreiflich Gut!
Wahrer Gott alleine!
Herr, der Wunder thut!
Heilig, Heiliger!
Aller Herren Herr!
Dich allein ich meine.

Ehrerbietigkeit
Meinen Geist durchdringet,
Jetzt, in dieser Zeit,
Da auf jeder Flur
Jauchzet die Natur,
Und der Wald erklinget.

Stimmet mit mir an,
Himmel, Luft und Erde!
Hör es Jedermann!
Jauchzt im Jubelton,
Daß auf ſeinem Thron
Gott verherrlicht werde.

Herr! der goldne Glanz
Deiner ſchönen Sonne
Wärmt, belebt mich ganz;
Und dein ewig's Licht
Strahlt mir ins Geſicht,
Füllt mich an mit Wonne.

Gott! des Himmels Blau
Glänzt gleich einem Spiegel:
Wenn ich es anſchau,
Wünſch ich klar und rein,
Wohl probirt zu ſeyn,
Wie das Gold im Tiegel.

Gott! die Luft erſchallt,
Tauſend Kehlen klingen,
Es ertönt der Wald;
Auch dieß Herz in mir
Soll, Jehovah! Dir
Preis und Jubel bringen.

Herr! die weite Welt
Preiſet Deinen Namen:
Das erneute Feld
Steht in junger Pracht,
Alles grünt und lacht,
Blüht und reift zum Saamen.

Gott! es feiern Dir
Berge, Felſen, Klippen;
Alles winket mir
Jetzt zum Lobgeſang,
Und im wärmſten Dank
Jauchzen meine Lippen.

Herr! es rauſchen hin
Bäche in den Gründen:
Wenn ich dürre bin,
Wenn mich Trübſal plagt,
Und mein Herz verzagt,
Laß mich Gnade finden.

Gott! der Thiere Heer
Jauchzt und hüpfet munter,
Alles freut ſich ſehr,
Alles ſich bewegt,
Groß und klein ſich regt,
Preist der Allmacht Wunder.

Herr! wie groß und viel
Sind nicht Deine Werke!
Ohne Maaß und Ziel,
Ohn' Begriff und Zahl,
Find' ich überall
Zeichen Deiner Stärke.

Dieſe Wunderwelt
Schufeſt Du, Jehovah!
Deine Lieb' erhält,
Was Geſchöpfe heißt.
Lieb' Ihn auch, mein Geiſt!
Sing Ihm, Hallelujah!

Nach dieſer feierlichen Stunde machten wir uns wieder auf, wandten uns oſtwärts in den Wald und folgten abermals dem Bache, welcher in einer kleinen Vertiefung ſich herabſchlängelte. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde allmählig aufwärts gewandelt hatten, ſtießen wir wieder an eine mäßighohe Felſenwand, welche ſchief von Nordoſt gegen Südweſt zulief. Hier konnten wir alſo nicht weiter; daher gingen wir aufwärts längs der Felſenwand durch das Gebüſch. Auf einmal ſah ich vor mich hin, — ſah, — und ſiehe! etwa vier Schuhe vor meinen Füßen

war ein erſchrecklich ſteiler Abſturz! Wir zitterten, bebten, wankten zurück und krochen nun auf Händen und Füßen vorwärts, ſtreckten die Hälſe und ſchauten hinunter; wir ſahen ein enges Thal in der Tiefe und gegen uns über eine jähe Waldſeite; Alles fing an, ſich vor meinen Augen zu bewegen; ſchüchtern kroch ich zurück und Muzelius mit mir. Nun wanderten wir ſüd-weſtwärts längs der Felſenwand hinab. Nach einer kleinen Weile ſtießen wir wieder an eine Felſenwand; dieſe war das obere Ende derjenigen, die ſüdwärts der See in die Höhe ragte; ſie war aber hier ſo niedrig, daß wir ohne Mühe hinaufklettern konnten. Da fanden wir nun eine große Ebene vor uns, die mit Raſenplätzen und Gebüſchen abwechſelte und außerordentlich angenehm war. Gegen Weſten ſenkte ſie ſich allmählig, und dort vermutheten wir wieder einen Abſturz. Gegen Süden, etwa eine halbe Stunde von uns, lief eine zackigte, kahle Felſenreihe von Weſten gegen Oſten; eine Spitze war immer ſeltſamer und höher als die andere; dort gegen Südoſten ſchien die öſtliche Felſenwand ſich anzuſchließen, als welche ſich nun herumlenkte und von Nordweſten gegen Südoſten hinſtrich. Wir befürchteten, dort nicht weiter kommen zu können, doch verſuchten wir es und gingen ſüdoſtwärts fort; endlich kamen wir in die Ecke und fanden zu unſerer großen Freude einen engen Durchgang, der aber eine Viertelſtunde lang ſo eng und ſo ſteil im Zickzack aufwärts ging, daß wir mehrentheils auf Händen und Füßen über die Felſenſtücke hinkriechen mußten; endlich ſtießen gar die Felſen über uns zuſammen; da wir aber den Tag ſchimmern ſahen, ſo kletterten wir muthig fort, und kamen endlich wieder zu einer Felſenkluft heraus, und auf Einmal in ein flaches, höchſt anmuthiges Tempe,

welches ringsum mit Buschwerk und Wald umgeben war. Ich halte mich mit der Beschreibung der Thiere, Vögel und Pflanzen nicht auf, die wir fanden; denn unser Zweck war nur, die wilde Natur in ihrer Größe zu betrachten.

Zu beiden Seiten, nord- und südwärts, sahen wir wieder in einiger Entfernung Felsenreihen, gegen Osten aber stieg abermals der Wald aufwärts, und darauf wanderten wir zu, bestiegen denselben und kamen auf eine Höhe. Zur Linken hatten wir ein Thal mit einem starken Bache, jenseits desselben aber einen himmelhohen Felsenabsturz, dessen Richtung von Nordwest gegen Südost ging; zur Rechten hatten wir ebenfalls ein Thal, und auf dessen anderer Seite abermal eine Felsenreihe. Jetzt fingen wir an, durch Knoten an den Baumästen unsern Weg zu zeichnen, weil wir zu fürchten anfingen, daß wir den Rückzug nicht wieder finden möchten. Unsere Waldhöhe beschlossen wir zu behalten, und so süd-ostwärts fortzugehen. Das Knüpfen der Knoten in die Aeste hielt uns lange auf, doch kamen wir nach zwei Stunden, indem sich unsere Höhe allmählig wieder ostwärts herumlenkte, abermal an eine Felsenwand; wir mußten uns also hier linker Hand hinab in das Thal begeben. Indessen bezeichneten wir unsern Weg sorgfältig, um auf der Rückreise nicht irre zu werden, und uns schauderte schon vor dem Gedanken. Das Thal war hier nicht tief; wir gingen allmählig hinab und kamen an einen silberhellen Bach; auf der andern Seite aber war das Felsengebirge noch immer sehr hoch und grausend.

Das Thal fing nun auch an, immer jäher zu werden; es ging beständig östlich fort, und nach einer Stunde Gehens waren wir so hoch gekommen, daß wir wieder über alle Gebirge hin nach Pilgers-

heim sehen konnten. Hier befanden wir uns unvermuthet auf dem angenehmsten Platze von der Welt; eine kleine grüne und buschigte Ebene war rundum mit hohen Felsen umgeben, ausgenommen an der Seite, wo wir heraufgekommen waren. Der Bach entsprang hier in einer kleinen Grotte am Felsen, die ganz mit Gesträuchen verwachsen war. Jetzt nahte der Mittag heran und wir beschlossen, an der Quelle unsere Mahlzeit zu halten. Ueber dem Essen schauten wir überall herum, aber wir entdeckten keine Gelegenheit, weiter zu kommen, so daß wir glaubten, wir würden nach dem Essen unsere Rückreise wieder antreten müssen. Dieß war mir nun gar nicht recht; ich stand also auf, besichtigte Alles genau, und fand endlich an der Südseite einen schiefen Spalt zwischen den Felsen, den man nicht leicht bemerken konnte. Ich zeigte ihn meinem Freunde, und wir bekamen nun Hoffnung, da einen Ausweg zu finden. Nachdem wir etwa eine Stunde geruht hatten, trieb uns die Neugierde weiter; wir gingen durch den Spalt eine Weile fort und zwar wieder jäh aufwärts, bald kamen wir auf das Freie, und zwar auf die Höhe des östlichen Felsens, gerade über der Quelle. Die Aussicht hier ist unaussprechlich; nordwärts sahen wir in einer Ferne von zwanzig Meilen das große Weltmeer, westwärts das ganze Pilgersthal, und über die westlichen Gebirge hin in die weite Welt. Südwärts sahen wir lauter Gruppen von Felsen, Wäldern und Ebenen. Wir setzten uns eine Weile nieder, um das mannigfaltige Ganze in seinen Theilen zu betrachten; wir sprachen von der Größe, Allmacht und Weisheit Gottes und wurden dergestalt gerührt, daß wir Thränen vergoßen.

Nach einer kleinen Weile standen wir auf und

wandten uns gegen Osten. Hier sahen wir wieder ein herrliches Tempe vor uns, das auf beiden Seiten jähe Abstürze zu haben schien; wir vernahmen zugleich ein fernes, dumpfes, immerwährendes Gebrüll, das einem Donner ganz ähnlich war. Wir vermutheten dort einen großen Wasserfall und gingen darauf zu; die Ebene war ein grüner Rasen mit kleinen Gebüschen. Eine halbe Stunde von uns, gegen Morgen, war wieder ein hohes Felsengebirge, welches von einem Ende der Ebene bis zum andern fortging.

Als wir an diese Felsen kamen, fanden wir einen starken Bach, welcher in unzähligen Quellen aus dem Felsen quoll und gegen Süden floß, woher wir nun den schrecklichen Donner ganz nahe brüllen hörten. Wir gingen furchtsam darauf zu und fanden den fürchterlich-schönsten Anblick, den man sich denken kann: der Absturz war nicht senkrecht bis in die Tiefe. Oben fiel der Bach ungefähr etwa hundert Schuhe senkrecht in einen felsigten Behälter hundert Schritte lang und breit herunter, und hier entstand das Gebrüll, welches durch das vielfältige Echo verstärkt wurde. Der kleine See sah von dem starken Schäumen wie Milch aus, und der lebhafteste Regenbogen kreiste darüber her. Aus diesem See stürzte sich das Wasser über unzählbare kleine Felsen und Felsenstücke bis in die Tiefe hinab; dort war nun ein weiter Raum, rundum mit schroffen, hohen Felsen umgeben, in welchem Raume sich das Wasser sammelte und einen großen See bildete, welcher sich seitwärts zwischen den Gebirgen hinzog und dort vielleicht seinen Ausfluß hatte.

Nachdem wir diesen herrlichen Anblick eine Weile genossen hatten, gingen wir wieder längs der Felsen-

wand nordwärts fort bis ans nördliche Ende; hier war nun ein dichtes Gebüsch, und hinter demselben ein schrecklich hoher und jäher Absturz. Ueberall hatten wir gegen die Felsen geschaut und keinen Zugang entdeckt, durch welchen wir jenseits dieser Klippen hätten gelangen können; wir glaubten also, daß wir nun nicht weiter kommen würden, sondern unfehlbar zurückgehen müßten. Indessen hatten wir doch beide besondere Lust, hinter diese Felsen zu gucken, denn je höher wir kamen, desto schöner und seltener wurden die Aussichten. Wir wanderten also noch einmal mit größter Aufmerksamkeit längs der Felsenwand hin. Hilf Himmel, wie ward mir! — Ungefähr mitten gegen dem Tempe stand ich still, schaute gegen den Felsen hin, und indem ich aufschaute, fällt mir etwa zwanzig Schuhe hoch von der Erde ein sehr schönes Frauenzimmer, von europäischer Gesichtsbildung und schneeweiß gekleidet, in die Augen. In dem Augenblicke aber war sie fort, und ich that einen Schrei. Muzelius sah nach mir, auch nach dem Orte, wohin ich starrte; aber weg war sie! Sie erschien mir nur bis an die Lenden, denn sie stand hinter einem Felsenstücke. Ich erzählte dieß Gesicht meinem Begleiter; dieser aber belachte mich, schüttelte den Kopf und sagte: da sieht man, was eine lebhafte Einbildung vermag! Ja, versetzte ich, Einbildung! Damit sprang ich über den Bach, um zu untersuchen, ob ich nicht an den Ort kommen könnte, wo das Frauenzimmer stand. Ich ging eine Weile hin und her, und fand endlich südwärts Gelegenheit, etwa fünf Schuhe höher zu kommen. Muzelius lachte zuweilen, kletterte mir aber nach. An meiner rechten Schulter war wieder ein Absatz, welcher eine Strecke fort immer aufwärts ging und über zwei Schuhe

breit war; ich ſetzte meine Flinte ſchief an, trat unten auf den Bügel und arbeitete mich mit Mühe hinauf. Nun kam auch Muzelius, dem ich hinauf half, und jetzt gingen wir eine Strecke aufwärts gegen den Ort hin, wo ich die Erſcheinung geſehen hatte. So nöthig es war, vor die Füße zu ſehen, ſo blickte ich doch jede Sekunde auf; denn ich vermuthete, das Frauenzimmer würde neugierig ſeyn und noch einmal zuſehen, wo wir geblieben. Wie ich dachte, ſo geſchah es; aber nun waren ihrer zwei; wir ſtanden gerade unter ihnen am Felſen und ſchmiegten uns ſtill und feſt an, damit ſie uns nicht ſehen möchten. Muzelius ſah ſie nun auch und erſtaunte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns zu verbergen ſuchten und woher dieſer Einfall entſtand; doch wir thaten es ohne beſtimmte Abſicht. Nun hörte ich die Eine ſagen: ich ſehe ſie nicht mehr, das mußten Pilgersheimer ſeyn, die auf der Jagd waren. Ja, wer ſonſt? antwortete die Andere. Ich glaube gewiß, fuhr die Erſte fort, daß mich Einer geſehen hat, und mich ſollte Wunder nehmen, wenn ſie nicht ſuchten, zu uns zu kommen, denn ſie haben uns hier wohl nicht vermuthet. Die Andere lachte und verſetzte: den Verſuch, zu uns zu kommen, werden ſie wohl bleiben laſſen, denn er iſt unmöglich; doch wer weiß, laß uns einmal zuſehen! — Nun blickten ſie herunter und wir hinauf; ſie ſchrieen laut und verſchwanden. Ich und Muzelius ſahen uns mit Naſen und Mund an und wußten nicht, was wir ſagen und denken ſollten. Daß wir hier wohlgekleidete Frauenzimmer fanden, war ein Wunder, und ein größeres ſchien es uns zu ſeyn, daß ſie recht ſchön deutſch redeten.

Wir hatten jetzt noch 8 Schuhe hoch zu ſteigen, ſo konnten wir mit einem Schritte da ſeyn, wohin wir

wollten. Der Fels ging ſchief aufwärts und hatte hie und da Erhabenheiten; ich gab mich wieder an das Klettern; Muzelius ſchob und hob mich an den Füßen, und nachdem ich droben war, reichte er mir beide Flinten, wovon ich die Riemen ab- und aneinander ſchnallte und herunter hängen ließ; er machte ſich den Riemen um einen Arm an der Achſel feſt, ich zog, er kletterte, und kam auch glücklich herauf. Hier fanden wir eine Art eines kleinen Altans; ein Felſenſtück diente zur Bruſtwehr, und hinterwärts ging eine ſchmale Spalte ſchief in die Felſen hinein, ſo daß man von unten den Eingang unmöglich bemerken konnte. Wir ſchlüpften durch dieſe Spalte fort, der Gang zog ſich krumm, ſtieg aufwärts und hörte auf. — Wir ſahen uns einander an, ſahen hinter uns und vor uns, und wußten nicht, was wir ſagen ſollten; wir gingen mit ſorgfältigen Blicken zurück, betrachteten Alles wohl, fanden aber nicht die geringſte Spur eines Eingangs, und nun wurde uns bange, denn es hielt ſchwerer, wieder herabzuklettern, als hinauf. Wir überlegten hin und her, was wir machen ſollten. Das war einmal gewiß, es gab hier einen Eingang, denn die Frauenzimmer waren doch nicht in die Höhe geflogen; endlich beſchloſſen wir, ſo lange zu ſuchen, bis wir ihn gefunden hätten. Wir beſahen und unterſuchten daher alle Winkel, wenn ſie auch ſo klein waren, daß kaum ein Hund hätte darin liegen können; jetzt fiel mir ein, ob nicht hinten am Ende etwa ein Stein los ſeyn mochte, der vor einen Ausgang geſchoben wäre. Ich ging alſo wieder hinten an das Ende, legte mich mit den Schultern gegen alle Wände an und ſchob, aber es wollte nirgends weichen. Indem ich ſo recht im Schieben begriffen war und dabei krächzte, hörte ich oben ein

lautes Gelächter. Ich rief: kommen Sie doch zum Vorscheine, Frauenzimmer! wenn Sie Barmherzigkeit gegen ihre Landsleute haben; wir sind hier in einer verdrießlichen Lage. Nun vernahm ich, daß sie rathschlagten, aber ich verstand nichts, denn sie redeten leise. Bald erschien Eine oben auf der Felsenwand; ich gab mich wieder ans Flehen, als ich sie sah. Freund! sagte sie, was sucht Ihr hier? Ich antwortete: wir sind von Pilgersheim und kamen hieher, um die Gebirge zu besehen; nun haben wir uns sehr verwundert, Landsmänninnen in dieser Gegend zu finden, wünschten zu ihnen zu kommen und das Geheimniß ihres Aufenthaltes zu wissen; auch können wir nicht wieder zurück klettern, ohne Gefahr, Arme und Beine zu zerbrechen; haben Sie also Mitleiden mit uns und sagen Sie uns, wie wir zu Ihnen kommen können.

Sie antwortete: Wir dürfen Euch nicht herauf helfen; wollt Ihr aber ein Stündchen warten, so will ich gehen und fragen, was ich thun soll? Sie ging also und wir warteten. Wir wunderten uns über die Maßen und wußten nicht, was wir denken sollten. Nach einer Weile kam sie wieder und mit ihr ein junger Mann, der ebenfalls weiß gekleidet war und schön deutsch sprach. Dieser war freundlich und fing an, uns scharf zu examiniren. Als er nun fand, daß wir ehrliche Leute waren, so fragte er uns sehr ernstlich: ob wir uns mit dem feierlichsten Eide verbinden wollten, keinem Menschen in Amerika das Allermindeste zu entdecken, daß wir in diesem Gebirge Menschen gefunden hätten? — Dieß versprachen wir; hierauf ließen die Frauenzimmer eine leichte Leiter herunter und wir begriffen jetzt, wie sie, ohne zu fliegen, hatten herauf kommen können. Wir stiegen aus

der Felſenkluft heraus, küßten, umarmten und bewillkommten dieſe Leute mit herzlicher Wärme, die ſo ſanft und freundlich ausſahen wie die Engel.

Welch wonnevolles Entſetzen durchdrang uns, als wir uns umſahen! — Gegen Morgen hin fiel uns ein Luſtgefilde in die Augen, das Alles übertrifft, was ich je geſehen habe: es war länglicht-rund, von Weſten gegen Oſten bei anderthalb Stunden lang, von Norden gegen Süden drei Viertelſtunden breit und allenthalben mit einem ſchroffen und zackigten Felſengebirge umgeben. Gegen Oſten aber thürmten ſich die Felſen hintereinander in die Höhe bis in die Wolken und die oberſten Spitzen waren lauter Schnee und Eis. Das ganze Thal war flach und eben, mitten durch floß ein ſtarker Bach ſanft hin, der ſich gegen Südweſten mit großem Gepraſſel die Felſen herab in die Tiefe ſtürzte; auf beiden Seiten des Baches waren die herrlichſten Gefilde und ſchattigten Bäume. Das iſt doch ein wahres Elyſium, ſagte ich zu Muzelius; hier könnte man an der Hand eines Freundes die ganze Welt vergeſſen. Das iſt wahr, antwortete der Mann, der hier wohnte, aber kommt nun mit mir nach Hauſe!

Mitten im Gefilde, etwa ein halbes Stündchen von uns, nah am Bache, ſahen wir eine artige Wohnung, nach welcher wir unſern Weg nahmen. Den Bach hinauf fielen uns Gruppen von Bäumen in die Augen, aus welchen hie und da Rauch in die Höhe ſtieg, weil, wie wir vernahmen, mehrere Familien hier wohnten. Wir gaben unſerm Führer unſere Neugierde zu erkennen und daß wir ſehr wünſchten, die ganze Geſchichte dieſes glückſeligen Thales zu wiſſen. Er beruhigte uns mit dem Verſprechen, daß wir zu Hauſe Alles erfahren ſollten. Wir kamen bald hin

und fanden einen Wald von den schönsten Obstbäumen, welche alle in zierlicher Ordnung gepflanzt waren; neben demselben einen sehr großen Garten mit lauter Lustgebüschen, Lauben, Blumen- und Gemüßbeeten wild und labyrinthisch angelegt. Zwischen beiden war ein weitläufiger Rasenplatz, zirkelrund, so daß der Obstwald gegen Westen einen halben Zirkel und gegen Osten der Garten den andern halben machte. Gegen Süden und Norden stießen die Spitzen des Waldes und des Gartens zusammen, und hier war an beiden Orten eine herrliche Laube, in welcher zu jedem Theile eine Thür befindlich war.

Mitten auf dem Platze stand die Wohnung, nett, zierlich, groß und bequem gebaut; hier wurden wir hineingeführt und fanden einen alten Greis von 85 Jahren mit einem langen schneeweißen Barte (auch der Mann, der uns abholte, hatte ein unbeschornes Kinn); er war mit einem schneeweißen Schlafrocke bekleidet, hatte eine weiße Kappe auf dem Haupte, die Strümpfe und Hosen waren ebenfalls weiß, die Schuhe aber von Holz; andere Schuhe fanden wir überhaupt keine, doch waren sie schöner und zierlicher gemacht als unsere deutschen Holzschuhe. Der Greis flößte uns Ehrfurcht ein: er stand auf, als er uns sah, ging auf uns zu, nahm sein Kappe ab, grüßte und küßte uns freundlich: „Nun! sprach er, so hat es also Gott gefallen, mir in meinem Alter noch Landsleute zuzuführen. Ich freue mich zwar darüber, doch macht mir Ihre Ankunft auch viele Sorgen.“ Nun wurden uns Stühle gesetzt und wir ließen uns nieder. Gleich darauf erschien ein Mädchen von englischer Schönheit. Diese brachte auf einem zierlich geschnitzten Präsentirbrette von rothbraunem Holze zwei große, hölzerne, goldgelbe Krüge, welche auf Faß-

kinderart aus kleinen Dauben zusammengesetzt und mit rothen, glatten Reifchen umwunden waren; und auf eben diese Art verfertigte Becher standen daneben. Dieß wurde auf einen Tisch vor uns gestellt. Hierauf brachte man uns feines Brod, Butter, Käse und Obst. Das Getränk in den Krügen war der delikateste Obstwein.

Die Kleidung an diesem Orte war einfach und sehr niedlich. Wir sahen nichts anders, als Baumwolle und Leinen, und zwar alles weiß. Hievon trugen die Männer Beinkleider, Hemder und Schlafröcke, als ihre beständige Kleidung; über diesem Rocke umgürten sie sich mit einem Stricke von eben dem Stoffe, welcher einigemal um den Leib geht. Die weibliche Kleidung ist eben so beschaffen, nur daß sie keine Hosen tragen; ihre Aermel sind kürzer und etwas weiter als die Mannsärmel, und um den Oberleib wenden sie eine handbreite Gurt, welche auf einer Schulter hinterwärts angenähet ist; von hier geht sie unter einem Arme her, unter den Brüsten weg, unter dem andern herum, und so wird immer abwärts gewunden bis auf die Lenden. Diese Mode fällt außerordentlich schön in das Auge. Auch sind die Röcke des Frauenzimmers viel länger als die Mannsröcke. Die Männer schneiden die Haare kurz, das Frauenzimmer aber bindet sie zierlich auf und schmückt den Kopf rundum mit natürlichen Blumen.

Unser Greis ermunterte uns zum Trinken und zum Essen; das Mädchen, seine Enkelin, schenkte ein und bediente uns. Nun fing er an, sehr ernsthaft mit uns zu reden. „Die Glückseligkeit meines Volkes, sagte er: erfordert, daß kein Mensch in Amerika das Mindeste von uns erfährt. Sie können leicht denken, daß man uns in unserer Ruhe störte, wenn unsere

Umstände bekannt würden. Die holländische Regierung zu Surinam würde uns mit Gewalt erobern und als Unterthanen behandeln, uns allerhand befehlen, und wir würden alsdann, wie die übrigen Pflanzstädte, bauen und pflanzen müssen, was ihrem Wucher zuträglich wäre; und, was noch das schlimmste ist, man würde uns Leute herschicken, die allerhand Laster zu uns brächten, die Gott Lob! bei uns ganz unbekannt sind. Jetzt, meine Herren! muß ich Ihnen also einen Antrag thun: wenn Ihr Herz rechtschaffen ist, so müssen sie entweder heilig schwören, bei uns zu bleiben und niemals aus unserm Thale wegzugehen; dieß würde uns am liebsten und für uns das Sicherste seyn. Oder, Sie müssen sich ebenfalls mit dem feierlichsten Eide verpflichten, gegen Niemanden in Amerika ein einziges Wort von uns zu sagen. Wenn Sie nun Gott fürchten und nicht die schreckliche Sünde, ein glückliches Volk zu Grunde gerichtet zu haben, auf sich laden wollen, so müssen Sie eines von Beiden versprechen und heilig halten."

Wir erkannten Beide, daß wir nicht leicht eine schwerere Sünde begehen könnten, als wenn wir diese Leute verriethen. Da das Dableiben für uns nicht thunlich war, so versprachen wir die heiligste Verschwiegenheit. Allein damit war der Greis nicht zufrieden; er diktirte uns einen schweren Eid, den wir schwören mußten, und nachdem wir das gethan hatten, war er ruhig und vergnügt.

Es ist leicht zu denken, daß wir ausnehmend neugierig waren, dieses Mannes Geschichte zu wissen; auch fragte er nach unsern Umständen. Wir entdeckten sie ihm; und er freute sich sehr, als er wahrnahm, daß wir brave Leute seyn müssen. Der Greis heißt Christian Gottlieb Pracht, ist von Ge-

burt ein Sachse; dem Thale, was er besitzt, hat er den Namen Solyma gegeben, und jede einzelne Wohnung hat einen biblischen Namen, doch hat er dabei immer auf den Wohlklang gesehen. Wir verwunderten uns, als wir hörten, daß er außer seinem Thale alle Verfassungen von Surinam, Pilgersheim und andern holländischen Kolonien genau wußte; allein er erklärte uns das, und sagte: „Wir haben keinen größeren Zweck bei unserer Wirthschaft, als uns nach und nach von der ganzen Welt unabhängig zu machen, so daß wir selbst in Solyma alles erziehen und machen können, was zu unserer Bequemlichkeit gehört. Daher habe ich von jeher getrachtet, unsere Lebensart so einzurichten, damit uns der Luxus nicht bekannt werde. Dennoch fehlen uns noch verschiedene Stücke; ich hoffe aber in etlichen Jahren so weit zu kommen, daß wir den einzigen Zugang zu unserm Thale auf ewig werden zuschließen können, und dann ist kein Mensch mehr fähig, uns hier zu finden; selbst die wildesten Karaiben wissen nichts von uns. Durch Fleiß und Mühe haben wir Eisenerz gefunden, wir schmelzen und schmieden es; aber es fehlet uns an geschickten Arbeitern, denn wir haben keinen Stahl, und können also keine fein schneidende Werkzeuge machen. Ferner fehlet uns noch ein Glasschmelzer, und endlich wünschte ich auch noch eine Papiermühle zu haben; schwarze Tinte habe ich erfunden, die recht gut ist, eine Buchdruckerei wollte ich wohl zu Stande bringen, in so weit sie uns nöthig ist: denn ob wir wohl Gelehrsamkeit nicht gebrauchen, so sind doch die Wahrheiten der Religion uns allen wichtig, und eine Bibel muß jeder im Hause haben. Ich besitze eine große Bibel, aus der ich Allen vorlese, wenn wir in unserer Kirche zusammen kommen, und erkläre sie

einfältig; denn ich bin Fürst und Bischof in meinem kleinen Reiche, sagte der Alte hier lächelnd. Nun, fuhr er fort: ist uns also noch Verschiedenes nöthig, das wir zu Surinam und Pilgersheim holen müssen, und das gehet folgendergestalt zu: Nordwestwärts gehet ein geheimer Weg hinab, er schlingt sich zwischen den Felsen herum, und ist so schwer zu finden, daß es einem Fremden unmöglich ist, zu uns zu kommen. Der Ausgang hier oben ist enge und steil, und es ist uns sehr leicht, ihn so zu verschütten, daß uns niemals Jemand finden wird. Dieses Loch ist mit einem Steine zugelegt. Wenn auch Jemand durch ein seltenes Schicksal dahin kommen sollte, so findet er doch den Ausgang nicht; denn zwei Personen können nicht zugleich heraus, und für Eine ist der Stein zu schwer. Nun haben wir hier zwei sehr getreue und vertraute Männer, welche meine Eidame sind; diese gehen an bestimmten Tagen mit einigen Goldstangen bis an den Maronystrom, woselbst sie ihre geheimen Freunde aus Surinam und Pilgersheim erwarten, die ihnen das Nöthige zuführen und gegen das Gold auswechseln. Wir treiben also eine Art von Schleichhandel, den ich aber weder für uns noch für unsere Freunde sündlich halte, weil es blos europäische Krämerwaaren und keine Kolonieprodukte sind."

Wir verwunderten uns über das, was wir sahen und hörten; Alles schien uns ein Traum zu seyn. Aber, fragten wir ferner: wie kommt es, daß dieser Handel so geheim bleibt? — Der Alte lächelte und sagte: Hiebei werden geheime Kunstgriffe gebraucht, die ich, ungeachtet Ihres Schwures, nicht für rathsam halte, zu entdecken. Haben Sie denn Goldbergwerke hier? fragte ich. Er antwortete blos mit Ja!

und fuhr fort: ich habe jetzt durch geheime Freunde Bestellung in Europa gemacht und die nöthigen Künstler und Handwerksleute verschrieben; sobald diese hier sind, wird alle Verbindung mit der Welt abgeschnitten werden.

Muzelius fragte: Ob denn noch nie einer aus diesem Paradiese entlaufen sey? — „Niemals, antwortete Herr Pracht: und schwerlich wird es auch jemals geschehen; denn unsere Leute wissen den Ausgang eben so wenig, als die Fremden den Eingang: und wenn ihn auch Einer wüßte, so verlangte er doch hier nicht weg; wir wissen Alle, daß in der Welt keine Freiheit, kein Wohlstand, keine Glückseligkeit so groß ist, als hier?"

Wir fragten: Wie viel Familien wohnen denn hier? Er antwortete: Zwanzig, und alle sind meine Kinder und Nachkommen.

Wir erstaunten, sahen uns an, und fragten ferner: Wie ist das möglich?

Er versetzte: „Das würde allzulange währen, Ihnen zu erzählen: ich habe unsere Geschichte bis an diesen Tag aufgeschrieben, Sie können sie lesen." — Hiezu war aber für dießmal keine Zeit; denn wenn wir den Unsrigen keine Sorge machen wollten, so mußten wir den folgenden Tag wieder zurück nach Hause gehen.

Wir gingen nun durch das Thal umher spazieren und fanden das schönste Getreide und andere Früchte von mancherlei Art; verschiedene Heerden Rindvieh graseten auf der Waide, die an Größe und Stärke das Friesische und Schweizervieh noch übertrafen. Baumwolle und Flachs wurde in Menge gebaut, und jede Familie wohnte zwischen ihren Gütern allein; man sah es Jedem an, daß ihm recht wohl war und es ihn wenig Mühe koste, die Erde zu bauen; denn

hier ist ein ewiger Frühling! Die Luft ist sogar gemäßigt, auch dann, wenn die Sonne im Scheitelpunkte stehet, und rauhe Witterung ist hier selten; überdas ist die Luft rein, und wirkt dergestalt auf die glücklichen Bewohner dieses Gefildes, daß auch ihre Leidenschaften gemäßigt, und ihre Seelen so friedsam und heiter bleiben, wie ihr Himmel.

Wir fanden auch auf unserm Spaziergange ihre Kirche; sie hatte, wie leicht zu denken, keine Glocke, und also auch keinen Thurm; da sie zugeschlossen war, so konnten wir nicht sehen, wie sie inwendig beschaffen ist. Auch sahen wir viele Menschen, die uns neugierig betrachteten: wir redeten mit dem Einen und dem Andern, aber Alle waren zurückhaltend, doch sehr liebreich und freundlich. Am Abend gingen wir wieder zu unserm Greise.

Die Abendmahlzeit war ländlich, aber sehr reinlich und schmackhaft; außer dem Mädchen, welches aufwartete, und Herrn Pracht, welcher mit uns speisete, war niemand dabei, und wir merkten wohl, daß man gegen uns sehr behutsam war. Nach Tische brachte man uns zu Bette, und des folgenden Morgens wurde uns der Mann mit der Leiter wieder mitgegeben. Mit dem zärtlichsten Gefühle nahmen wir Abschied von dieser frohen Gegend, und unser Begleiter half uns ganz aus den Felsen heraus, und zwar den nämlichen Weg, welchen wir gekommen waren.

Auf unserm Heimwege machten wir allerhand Anmerkungen über das, was wir gesehen und gehöret hatten; besonders fiel uns auf, daß der alte Pracht im Anfange so offenherzig war und uns den Schleichhandel erzählte; hernach aber, als wir vom Spaziergange zurück gekommen, so geheim geworden war. Das Wahrscheinlichste, was wir ausfinden konnten,

ſchien uns eine nähere Berathſchlagung mit ſeinen Leuten zu ſeyn, in welcher man vermuthlich beſchloſſen hatte, uns nicht zu viel zu trauen. Auch fürchteten wir, man würde uns den Zugang durch den Felſen, den wir nun wußten, vermauern, ſo daß wir nie wieder dahin kommen könnten. Was uns aber am meiſten ſchmerzte, war, daß wir die Geſchichte des Herrn Prachts nicht hatten leſen oder hören können.

Wir kamen frühzeitig nach Hauſe, und beſchloſſen, nicht nur unſern Eid treulich zu halten, ſondern ſogar auch ſelbſt unter uns wenig von Solyma zu reden, damit uns Niemand belauſchen und dadurch die Sache auskommen möchte.

Dieß iſt nun meine Geſchichte bis hieher. — Wollte Gott! daß ich bald zu Beulenburg unter meinen liebſten Freunden ſitzen und ihnen auch meine Zurückreiſe vergnügt und freudig erzählen könnte.

Florentins Wohlſtand und ſeine ganze Geſchichte machte nun im ganzen Beulenburgiſchen Hauſe allgemeine Freude: beſonders wurde Roſine ſehr ruhig. Lorenz und Niklas kamen oft, ſie zu beſuchen, und auch ſie laſen die Geſchichte. Lorenz ſagte anfänglich nichts dazu, Niklas aber freute ſich hoch. „Nu, nu! fing der erſte endlich an: er iſt auf gutem Wege, aber noch nicht am Ende; ich glaub halt, es wird noch beſſer kommen. Das iſt gewiß, er kommt glücklich wieder, das iſt ſo die Art von Gang, wann unſer Herr Gott einen am Gängelbande hat. Aber die Leute da zu Solyma — mir will das Ding nicht unter die Kappe, das iſt ſo ein Fledermausleben, die Leute ſind nicht ſelig, auch nicht in der Welt, mir gefällts nicht; freilich! man nimmt

Alles mit, was man so mit Gott und Ehren in der Welt bekommen kann, aber doch schmeckt mir's Essen am Abend immer besser, wenn ich des Tags brav gearbeitet habe und mir's recht sauer geworden ist. So denk ich: wenn man in der Welt vielerlei ausgestanden hat, so wird man hernach auch erquickt, und man lernt auch was dabei." — Rosine und das Fräulein erzählten dem Herrn von Beulenburg Lorenzens Reden. Er antwortete: der gute Mann hat eben nicht Unrecht; nach und nach wird sich die menschliche Natur bei diesen glücklichen Menschen eben so, wie überall, zur Wollust lenken, und damit werden allerhand Zerrüttungen entstehen; doch wir wollen hoffen, daß Gott für sie sorgen werde.

Der alte Richter Hallenborn lebte nun mit seiner Frau und Tochter ruhig und einsam fort, und dachte wohl an nichts weniger in der Welt, als daß ihm das größte Unglück noch bevorstünde. Um die Zeit, als Florentins Briefe ankamen, schien es endlich der Frau Richterin, als wenn ihre Charlotte hoch schwanger sey; sie setzte sie deßhalb zu Rede, allein sie läugnete mit der größten Hartnäckigkeit, wandte allerhand vor, womit sie den Wachsthum ihres Leibes entschuldigen wollte, und bat sich die Erlaubniß aus, in das Bad zu reisen, um ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Die Eltern erlaubten ihr das leider! zu unbedachtsam. Unterwegens aber bekam sie Wehen, läßt an einem einsamen Wirthshause still halten, geht in den Wald spazieren, gebährt ein Kind, zerschmettert es an einem Baume, wirft es in eine Grube, in welcher man ehemals nach Eisen geschurft hatte, schlendert darauf wieder nach dem Wirthshause, und fährt des andern Tages weiter auf Wiesbaden. Hier war sie einige Wochen, erholte sich ganz-

lich, und kam nun wieder nach Beulenburg zurück. Anfänglich war sie recht munter und vergnügt, nach und nach aber verfiel sie in eine tiefe Schwermuth. Im Schlosse wußte man nichts von einem Verdachte, und nachdem bekannt wurde, daß sie so schwermüthig sey, glaubte Beulenburg, etwas Gutes an dem Mädchen auszurichten, redete deßwegen mit seiner Gemahlin, dem Fräulein und Rosinen, und empfahl ihnen, mit Charlotten Umgang zu pflegen, auch zu versuchen, ob man sie nach und nach bessern könnte. Alle drei waren sehr wohl damit zufrieden, und man schickte alsofort hin, sie auf den Nachmittag zum Kaffee einzuladen.

Sie kam zu bestimmter Zeit, sah aber so blaß und schüchtern aus, als wenn sie auf dem Punkte wäre, ihren Verstand zu verlieren. Philippine und Rosine redeten ihr tröstlich zu, und fragten sie, was sie doch auf ihrer Seele habe, daß sie so schmerzlich betrübt sey. Charlotte zog die Augenbraunen nieder, schaute fürchterlich in die Höhe und seufzte laut: Ach du barmherziger Gott! rang die Hände und zitterte. Den beiden Frauenzimmern wurde angst, sie sahen sich an und schauderten; in beiden stieg ein Gedanke auf, der ungefähr der Wahrheit nahe kam, und nun graute ihnen noch mehr. Rosine entschloß sich indeß, das Geheimniß aus ihr zu locken, es möge ausfallen, wie es wolle, und schlug einen Spaziergang in den Garten vor.

Als sie nun in dem Garten waren, fing Rosine an, indem sie Charlotten am Arme führte: Nun sagen Sie mir doch, beste Jungfer Hallenbornin! was fehlt Ihnen? Schütten Sie Ihre Klagen in das Herz Ihrer Freundinnen aus: sehen Sie, meine Beste! nie waren Sie für unsern Zirkel bequem; Sie waren lustig und scherzhaft, und wir sind etwas melan-

cholisch und ernsthaft, daher schickten wir uns nicht zusammen. Aber jetzt, meine Liebe! jetzt sollen unsere Herzen zusammen schmelzen; klagen sie uns, wir wollen Ihre Leiden tragen helfen.

„Jungfer Mayenbachin!“ antwortete Charlotte: „Sie sind ein Engel, — aber ich — ich bin — Auch Sie sind brav. Vereinigen Sie sich mit uns, meine Liebe! wir wollen den Vater der Liebe verehren, Er ist ein Erbarmer, auch für die größten Verbrechen weiß er Rath und Erlösung.

Mit erzwungener Freudigkeit und grinsendem Lächeln antwortete Charlotte: Wir wollen einmal sehen, was geschieht. Aber ich will Ihnen Etwas erzählen.

Das Fräulein und Rosine hatte den verstellten Blick bemerkt: es kam ihnen vor, als wenn eine Furie mit Krallen und einem schielenden Tigergesichte neben ihnen wandelte, die sich verlarvt hätte. Charlotte fing an, Folgendes zu erzählen:

„Ich ging vor einiger Zeit spazieren; ich ging allein, wie ein Mädchen thun muß, das verlassen ist und keine Freunde hat; ich spaziere da so Abends hin längs dem Bache in der Dämmerung, der Mond schien hell; ich ging immer weiter, mir war es so schwer auf dem Herzen, als wenn mir die ganze Welt darauf läge; endlich, als ich da unten in den dunkeln Busch kam, da war's wie Nacht; ich sah vor mich hin, der Weg war wie ein gewölbter dunkler Gang, hinten in dem Gange war ein Licht, ich glaubte, es käme da Jemand mit einer Leuchte — ich ging langsam immer weiter, und nun sah ich — ach! ich kann's nicht sagen, was ich sah; — da war ein kleines Lichtchen, und noch etwas dabei, das rief: — Ermorde dich, du hast doch keine Gnade

bei Gott! — Nun ist es mir, als wenn mir immer jemand ins Ohr lispelte: ich sollte mich umbringen."

Rosinen und dem Fräulein schauderten über diese Erzählung die Haut. Die erste erwiederte: Jungfer Charlotte! Sie haben nun einmal eine melancholische Vorstellung, und die muß fort. Kommen Sie, ich will Ihnen ein Lied auf dem Flügel vorspielen und dabei singen; Sie haben einen bösen Geist, wie Saul; kommen Sie! ich will Ihr David seyn. Charlotte ging gleichgültig mit.

Als sie auf dem Saale waren, setzte Rosine Charlotten einen Stuhl neben sich; auf der andern Seite saß das Fräulein; sie aber rückte einen Stuhl vor den schönen Silbermannischen Flügel, dämpfte ihn zum Lautentone, präludirte herrlich aus dis, und fing nun an, sehr feierlich zu spielen und zu singen:

Erheb dich, armer Geist! und fliehe
Der schwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führt's doch endlich herrlich aus.
Er kennt den Weg zur süßen Freude;
Ermuntre dich! sey still! und leide!

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den Niemand weiß, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld anblicket:
So mußt du still und ruhig seyn.
Das Trau'rgewölk wird sich verziehen,
Dein Morgenroth im Osten glühen.

Bald strahlt die Sonn' der reinsten Freude
Und lächelt dir vom Morgen her;
Und auf des klaren Himmels Breite
Erblickest du kein Wölkchen mehr.
Dann wandelst du den Pfad der Freuden,
Und weißt von keinem bangen Leiden.

Ist's eine Sünde, die dich quälet,
Und drückt dich eine schwarze That;

Haſt du ſie dann mit Reu erzählet,
Dem, der die Welt erlöſet hat:
Nichts iſt ſo ſchwer, Er kann's vergeben,
Er kann den Stein vom Herzen heben.

Geh hin in deine ſtille Kammer,
Wirf dich vor den Erlöſer hin,
Und klag Ihm deinen großen Jammer,
Erheitre den bewölkten Sinn,
Verſprich, von nun an fromm zu leben,
Nach reiner Tugend treu zu ſtreben.

Dann kann die Lieb' den Kummer lindern,
Die Liebe löſcht der Höllen Glut,
Sie kann den Zorn des Höchſten mindern,
Die Lieb' bezahlt vergoßnes Blut.
Nur blos durch ſie kann Gott vergeben,
Die Liebe ſchafft ein neues Leben.

Wenn du nicht liebſt, dann floß vergebens
Auf Golgatha das Bundesblut,
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Höhlen, wo ein Drache ruht.
Ein Herz, wie diamantne Felſen,
Kann ächte Lieb' wie Wachs verſchmelzen.

Drum weihe jede Lebensſtunde
Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde
Ein ew'ges Opferfeuer ſeyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

Die Lieb' verfeinert unſer Leben
Und macht es immer geiſtiger;
Sie kann uns höh're Kräfte geben,
Macht uns der Gottheit ähnlicher:
Sie iſt der Geiſter wahre Sonne,
Und tröſtet ſie mit ew'ger Wonne.

So ſang Roſine mit dem Feuer der Silbertöne ſo durchdringend, daß jeder Takt gleich einem Blitzſtrahle

auf das kalte Felſenherz der armen Charlotte anſchlug, und es endlich erweichte. Mitten in der vierten Strophe, beſonders gegen das Ende, wo ſich die Töne mit den Worten: Nichts iſt ſo ſchwer, aus dem feierlichen dis durch einen vortrefflichen kühnen Flug in gis hinaufſchwangen, und nun durch krauſe Triller und Läufe herunterzirbelten, ſtrömte ein gnädiger Wonneregen in Charlottens Seele; dieſe Wonne arbeitete ſich zu ihren Augen bis zu Thränen, und ganze Bäche floßen die Wangen herab. Roſine kehrte ſich daran nicht, ſie ſang und ſpielte fort, bis das Lied aus war, und vergoß gleichfalls geſellſchaftliche menſchenliebende Thränen.

Charlotte ſaß, weinte, ſchluchzte und ächzte fort; das Fräulein und Roſine ließen ſie ruhig weinen, bis ſie ſelbſt zu reden anfangen würde. Endlich ſtand ſie auf, lief unruhig von einem Ende des Zimmers zum andern; es war Etwas in ihr, das ihre Seele quälte; die Mittheilung der Schmerzen, die der menſchlichen Natur eine ſo große Erleichterung iſt, kämpfte mit der ſchrecklichen Furcht vor dem fürchterlichen Tode, aber endlich überwand ſie. Sie krümmte ſich, fiel auf die Kniee und ſtöhnte ſeelzagend heraus: Ach Gott! — ich bin — ich bin — eine — eine Kindesmörderin! —

Roſine und das Fräulein ſchrieen laut und taumelten mit ringenden Händen aus einer Ecke in die andere. Roſine ergriff ſie am Arme, ſchob ſie ängſtlich zur Thüre hinaus und ſagte: Ach Gott, fliehen Sie! fliehen Sie! ſo weit Sie Ihre Füße nur tragen können! Charlotten ergriff in dem Augenblicke die menſchliche Natur wieder, ſie erſchrack nun über ihrem Bekenntniſſe, lief zur Thüre hinaus; fort war ſie, und man hörte lange Zeit nichts weiter von ihr.

Philippine und Roſine ſtanden nun da in der größten Verwirrung und Unruhe. Ein Hausgenoſſe hatte Etwas bemerkt und Beulenburg hinterbracht, daß ſonderbare Sachen bei den Frauenzimmern vorgefallen ſeyn müßten; denn Charlotte ſey ſchleunig und im größten Schrecken fortgelaufen; er kam daher in das Gartenhaus, wo die beiden Mädchen ſich berathſchlagten, ob man die Sache verſchweigen oder bekannt machen müſſe. Allein Beulenburg ſah ihren Schrecken und Verwirrung gar zu deutlich; kein Verhehlen half alſo, und ſie bekannten auf die erſte Frage alſofort, was geſchehen war.

Sonſt hatte Beulenburg bei ähnlichen Vorfällen die ganze Sache dem Amtmanne Hallenborn überlaſſen, aber jetzt ging das nicht an, und er wußte nun nicht, was er thun ſollte. Er konnte nicht zum Schluſſe kommen; und da doch derſelbe beſchleuniget werden ſollte, ehe die Miſſethäterin zu weit lief, ſo mußte in ſeinem Gemüthe nothwendig ein Gedränge entſtehen, bis eine oder die andere Meynung herrſchend wurde. Die Sache war auch zu wichtig, als daß ſich Jemand von den Seinigen getrauet hätte, ihm Rath zu geben. Dieſes währte ein Paar Stunden, als unvermuthet der alte Herr Hallenborn in ſeiner Kappe und Schlafrock, ſo wie er zwiſchen den Akten geſeſſen hatte, hereintaumelte; ſein Geſicht war voller wilder Verzweiflung, er ſtrebte hin und her wie ein Menſch, der im Schlamme verſinkt und ſich losminden will. „Gnädiger Herr!“ fing er mit heiſerer Stimme an: „meine Tochter iſt eine Kindesmörderin; ſie hat es mir auf einem Blättchen geſchrieben; ſie iſt fort, und da iſt der Brief.“ Nun rang er ſich hin und her, ſtarrte ohne Thränen, und zitterte.

„Und meine Frau iſt unſinnig darüber geworden. Gott! — wo ſoll ich hin?“

Alles war bei der Ankunft des alten Mannes im Schloſſe zuſammengelaufen, und ein Jeder fing an zu weinen, als man ihn in dieſen Umſtänden ſah.

„Nein! ſagte er weiter: ich — ich bin der Kindesmörder; ich habe den armen Wurm ermordet, du nicht, mein ſüßes Mädchen! — du armes Ding! — du wußteſt ja nicht einmal, ob man ein Kind tödten dürfte oder nicht, — ſo viel hatten dich deine Eltern nicht gelehrt, — ich — ich bin der wahre Mörder! — ich arbeitete an den Produkten der Zankſucht anderer Menſchen, und die größten Pflichten des Vaters verſäumte ich ganz! — ich bin der wahre Mörder des armen Kindes! — Lauf, du arme Charlotte, ſo weit dich deine Füße tragen. — Siehe! dein Vater ſtirbt für dich, er verſöhnt deine Blutſchuld, und ſo kannſt du noch glücklich ſeyn.“

Beulenburg konnte vor Beklemmung des Herzens kaum reden. Freund! fing er endlich an: Sie waren immer ein redlicher Mann: freilich verſäumten Sie oft die wichtigen Pflichten eines Vaters, aber Sie thaten es nicht aus Bosheit oder Leichtſinn, ſondern blos aus Unwiſſenheit in der Erziehungskunſt. Ihre Sünde kann getilget werden; beruhigen Sie ſich! — Ich will Ihnen Ihre Leiden tragen helfen; wir wollen ſehen, wie wir den ſchweren Stein von Ihrem Gewiſſen wegwälzen.

„Durch nichts anders, als durch meinen Tod. — Ach, gnädiger Herr! der Verluſt eines Menſchen kann nicht erſetzt werden; Gott fordert die Rache! — Wie! — iſt es nicht in die ganze menſchliche Natur tief eingegraben? — Würde ich ruhen, ſo lange der Mörder meines Bruders, meines Weibes, meines

Kindes noch lebte? — Nein! wenn keine Obrigkeit wäre, so würde ich ihn verfolgen, bis er gestreckt zu meinen Füßen läge. — Diese Rache hat Gott und der Staat der Obrigkeit übertragen; mein Enkel ist ermordet, und ich will Rache — Rache — blutige Rache! — und die will ich von mir, weil ich die Ursache dieser Blutschuld bin." —

Ein Jeder gab sich Mühe, den rasenden Mann zu beruhigen, aber Alles half nicht. Beulenburg fiel endlich auf eine List. Wohl! sagte er: Sie sollen denn sterben, ich will Sie gefangen setzen lassen, und vernünftige Rechtsgelehrte sollen Ihnen den Prozeß machen. Haklenborn besann sich, fing an ruhig zu werden, und fuhr fort: „Ja! das ist mein Wunsch, und auf diese Weise wird Alles gut gemacht, was verdorben ist; das ist recht! alsofort lege man mir Fesseln an und bringe mich in das Stockhaus."

Das wird wohl unnöthig seyn; versetzte Beulenburg: Sie werden nicht entlaufen. —

„Es ist nicht um des Entlaufens, sondern um des Leidens willen; ich muß gerade Alles leiden, was ein Mörder zu leiden hat, wenn ich ruhig werden soll."

Während dieser Zeit, daß man zum Gefangenwärter hinschickte, kam die Frau Amtmännin auch wild und unsinnig hereingestürmt und lief auf ihren Mann zu. Wo willst du hin? rief sie mit kreischender Stimme: Nein! dahinauf nicht — hinab — hinab mit dir, in das schwarze, finstere, kalte Grab — du bist ein alter Hahn — der ein giftiges Ei gelegt hat. Was willst du da droben? oben auf dem Thurme heult der Wind, da wird es dich frieren; da drunten in der Hölle ist es fein warm — warm zum Schwitzen. Armer Mann! — Wurm! — Wurm am Wege! — der bin ich! — Meine Augen sehen nicht mehr,

ich ſeh Alles zweimal. — Auch gibt's ein Plätzchen — ein rothes Plätzchen, — das ſeh ich — das ſeh ich tauſendmal — das ſeh ich überall! — Ach! wer ſpült das rothe Blut da weg? — Ich, ich! rief der Alte: ich will bald einen Brunnen öffnen, daraus eine Lauge quillt, die es rein wegſpülen ſoll. Nun fing er an zu weinen. Die Sympathie zwiſchen Mann und Weib verurſachten bei der armen Frau auch Thränen; Jedermann freute ſich darüber, und nun konnte man hoffen, daß die Vernunft ſich wieder einfinden würde. Dieß geſchah auch wirklich; ſie erholte ſich nach und nach, und eben ſo kam der Alte auch von ſeinem Einfalle zurück, für ſeine Tochter zu ſterben. Sein väterliches Herz blutete bei dem Gedanken, daß man ſeine Tochter aufſuchen und hinrichten müſſe, und ſein Gewiſſen forderte auf der andern Seite Rache und Gerechtigkeit für das ermordete Kind. Beulenburg bat ihn, ſich nur zu beruhigen, indem er ſich über eine Auskunft beſinnen wolle, wodurch Beides, ſein Herz und ſein Gewiſſen, zufrieden geſtellt werden könnte; überdas gab er Befehl, den beiden Alten einige Zimmer im Schloſſe einzuräumen, damit er ſie in ihrem Unglücke tröſten und erquicken könnte.

Charlotten wurde indeſſen nicht nachgeſetzt. Beulenburg ſagte: wir wollen ſie der Barmherzigkeit Gottes überlaſſen; ſie iſt außer meiner Gewalt. Will Gott das Blut des Kindes rächen, ſo wird Er es ohne mich können; und ſoll ich es thun, ſo wird Er mir ſie wohl in die Hände liefern.

Graf Erich von Eichenborn war einer von den Regenten, welche glauben, ihr Land ſey ein eigen-

thümliches Gut, welches man nach Herzensluſt benützen könne, ohne weder Gott noch Menſchen darüber Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn. — Es fiel ihm nie ein, daß er darum da ſey, um ſeinen Staat glücklich zu machen; und daher war ſeine Regierung drückend. Seine Bedienten waren Leute, die nichts anders ſuchten, als Geld zu gewinnen, der Unterthan mochte gen Himmel ſchreien oder nicht. Ueberdas liebte Erich die Jagd mit einer wüthenden Leidenſchaft. Er hatte in ſeinen Wäldern mehr Stücke Wildprät, als Menſchen in ſeinem Lande. Dieſe Thiere verzehrten die Saaten des Landmannes, ſo daß er dadurch träge wurde; denn er ſah, daß all ſein Fleiß ihn nicht glücklich mache, ſondern nur das Wild mäſte. Schrecklicher iſt nichts zu denken, als wenn der Bauer, der der wahre Eigenthümer des Landes iſt und ſeyn ſoll, durch die Gewalt gezwungen wird, ſein ſauer erworbenes Eigenthum der wilden Luſt eines verzogenen und verzärtelten Menſchen, den nicht die Tugend, ſondern die Geburt zum Herrn über Andere erhoben hat, aufzuopfern. An dieſem Unheile ſind nun die Regenten nicht allein ſchuld, ſondern die, welche ſie erzogen haben. Jene wiſſen es nicht beſſer. Wahrlich! es iſt kein Stand unglückſeliger, als der Stand der Regenten. So glänzend auch die Lebensart in demſelben ſcheinet, ſo wenig iſt er zu beneiden. Der größte Theil der Fürſten iſt unwiſſend und muß es bleiben, weil ein Jeder ihnen weiß macht, ſie ſeyen Engel. Ihr Umgang iſt eng eingeſchränkt, weil ſie glauben, es ſey ihrer Ehre zuwider, mit Menſchen von geringerer Geburt umzugehen. Daher flieht die Wahrheit vor ihnen, und der ſüße Genuß der Freundſchaft iſt ihnen gewöhnlich unbekannt.

Ein Regent, der alſo hier eine Ausnahme macht,

der seine Pflichten kennt und sie ausübt, ist folglich das größte Kleinod, das Gott den Menschen in diesem Leben geben kann: und gelobet sey Er! daß wir wirklich in unserm deutschen Vaterlande noch manche solcher Regenten haben. Bei dem Allem aber ist es die Pflicht aller derer, die nicht Fürsten sind, zu gehorchen und zu dulden, ob es gleich Lehrern und Schriftstellern erlaubt seyn muß, da, wo es Nutzen schaffen kann, zuweilen die Wahrheit zu sagen.

Graf Erich also war ein Tyrann von Anbeginn seiner Regierung. Sein Bruder, Graf Günther, war gerade das Gegentheil: er war Menschenfreund im höchsten Grade, bestrebte sich, so weit sein Wirkungskreis reichte, alles mit Glückseligkeit zu erfüllen, und sich dadurch selbst glücklich zu machen. Ein solcher Mann muß von den Unterthanen verehrt und geliebt werden; und für einen solchen Regenten könnte ich mit Freuden mein Blut vergießen.

Graf Günther war beim Antritte der Regierung seines Bruders Kapitän in holländischen Diensten. Bei seinen Besuchen fand er, wie sehr sein Bruder den Pflichten eines Regenten entgegen handelte. Oefters ermahnte er ihn deßwegen; allein er wurde nicht nur verlacht, sondern es entspann sich auch eine Todfeindschaft zwischen beiden Brüdern, so daß Günther nie wieder nach Eichenborn kam. Er heirathete eine Holländerin von gutem Adel, und verlor sich, so daß man nicht wußte, wohin er gekommen war.

Graf Erich war zwar vermählt, allein er hatte keine Kinder, und seine Gemahlin war vor ein paar Jahren gestorben. Ob er nun gleich noch nicht alt war, so hatten ihn doch seine vielfältigen Ausschweifungen dergestalt mitgenommen, daß er nicht nur das

Podagra hatte, sondern auch zugleich schwindsüchtig war und sein Tod jeden Augenblick zu befürchten stand. In diesen Umständen befand sich dieses gräfliche Haus in eben dem Zeitpunkte, wo ich jetzt mit meiner Geschichte bin.

Als die eben erzählte Hallenborn'sche Unruhen vorbei waren, lebte man zu Beulenburg fort, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel. Rosine, und mit ihr alle ihre Gönner und Freunde, warteten von Tag zu Tage auf die Rückkunft Florentins, oder wenigstens auf Briefe von ihm; allein Eines so wenig als das Andere erfolgte, so daß ein ganzes Jahr verstrich, ehe wieder Nachricht von ihm einlief, während welcher Zeit Rosine unzählbare Sorgen seinetwegen auszustehen hatte.

Beulenburg und seine Gemahlin genoßen indeß die süße Wonne der Eltern, welche wohlgerathene Kinder haben; der junge Herr lebte zu Göttingen unter der Aufsicht seines vortrefflichen Hofmeisters Rheinwald allen zum Muster, und nahm außerordentlich in den Wissenschaften zu; kurz, er war ein vollkommener Jüngling. Ebenso wurde das Fräulein unter der Erziehung ihrer Eltern, und durch den sanften und empfindsamen Umgang ihrer Freundin Rosine zum vollkommenen Frauenzimmer; besonders war ihre Schönheit außerordentlich. — Wer Rosine allein sah, der glaubte nicht, daß eine größere Schönheit möglich sey; sobald aber das Fräulein erschien, verlor Jene um Vieles. In ihrem übrigen Charakter aber waren sich Beide ähnlich: ein sanfter Zug voller ruhiger Melancholie, mit dem Feuer reger Thätigkeit zur Menschenliebe beseelt, machte das Hauptsächlichste desselben aus; und eben diese Aehnlichkeit verursachte die innige Freundschaft, welche zwischen beiden Frauenzimmern herrschte.

Florentin war nun zwei volle Jahre abwesend gewesen; die ganze Natur stand in ihrer vollen Blüthe, als im Anfange des Brachmonates ein Mann zu Beulenburg erschien, der überaus viel Aufsehen verursachte. Beulenburg, seine Gemahlin, das Fräulein und Rosine waren gegen Abend wie gewöhnlich nach der Solitüde gegangen; kaum langten sie dort an, als sie ein Bedienter mit dem Bedeuten abrief, daß ein fremder Herr angekommen sey. Sie folgten alle Viere dem Bedienten; kaum waren sie aber in den englischen Garten zurück gekommen, als ihnen ein zwar einfach gekleideter, aber sonst viel bedeutend aussehender Herr, nebst einem Jünglinge, der sein Sohn und wohlgebildet war, begegnete. Beulenburg betrachtete diesen Herrn genau; ihn däuchte, dieß Gesicht mehr gesehen zu haben, doch konnte er sich desselben nicht mehr besinnen. Nach einigen Komplimenten äußerte der Fremde den Wunsch, noch ein wenig zu spazieren; sie gingen also sämmtlich nach der Solitüde zurück. Hier fing der Fremde mit sehr gerührtem Herzen an, die Anlage dieses Gartens und einsamen Ortes zu rühmen. Noch schmerzt es mich, mein Herr! sagte er: daß ich eine angenehme Einöde um höherer Pflichten willen habe verlassen müssen; kein Glück ist größer, als das Glück eines Hausvaters, wenn er sein Auskommen hat und vergnügt ist; jeder Winkel der Erde kann ihm Lust gewähren, wenn er es versteht, ihn dazu zuzubereiten.

Beulenburg brannte vor Verlangen, diesen Mann zu kennen, doch wollte er seine Neugierde nicht bloßgeben, weil er wohl denken konnte, daß er endlich von selbst sich entdecken würde, besonders da er Anspruch auf seine Gastfreiheit machte. Nachdem sie sich im Lusthause niedergelassen, fing der Fremde an:

Jetzt, Herr von Beulenburg! will ich mich Ihnen zu erkennen geben, damit Sie begreifen mögen, warum ich so frei bin, mit meinem Sohne einen Besuch bei Ihnen abzulegen. Ich bin Graf Günther von Eichborn, und weil ich vernommen, daß mein Bruder nahe am Tode ist, so bin ich gekommen, meine Ansprüche an die Grafschaft für mich und meinen Sohn geltend zu machen. Beulenburg erstaunte, und erkannte nun den Grafen; er, seine Gemahlin und Fräulein Tochter bewillkommten ihn auf das Feierlichste, wie auch den jungen Grafen. Rosine allein war bestürzt und verwirrt. Kommen Sie her, meine Jungfer; redete sie der Graf an: Sie haben einen Freund an mir, mehr als Sie wissen und denken können; Sie heißen ja Rosine? — Mit verwunderter Bejahung näherte sie sich nun. Der Graf küßte sie auf die Stirn, schloß sie in die Arme, seine Augen wurden naß, aber er erklärte sich nicht weiter, als nur, daß er sagte: Sie sind ein edles Frauenzimmer, und es wird Ihnen wohl gehen.

Rosine war wegen dieser höflichen Begegnung gerührt. Sie konnte gar nicht begreifen, woher dieser Herr Kenntniß von ihr habe; doch tröstete sie ihre Neugier mit der Hoffnung, daß er vielleicht erzählen würde, woher er sie kenne. Hierin aber betrog sie sich, denn er erzählte nichts weiter.

Nachdem nun die Gesellschaft eine Weile gesessen, wünschte Graf Günther mit dem Herrn und der Frau von Beulenburg allein zu reden: der junge Graf nahm daher das Fräulein an den rechten, Rosinen aber an den linken Arm und ging mit ihnen spazieren.

Rosine zitterte am Arme des Grafen, und konnte gar nicht begreifen, woher ihr solche Ehre wieder-

führe; ſie wollte zuweilen fragen, und doch zog ſie das Wort auf der Zunge wieder zurück. Graf Wilhelm, der dieß merkte, ſchielte ſie freundlich an und ſagte: Meine Lehrer haben mir von Jugend auf geſagt, daß ein rechtſchaffener, würdiger Edelmann oder Graf freilich über die gemeine Menſchenklaſſe erhoben ſey, und auch dieſen Vorzug mit ruhigem Gewiſſen genießen könne. Doch gäbe es hie oder da ſeltene Menſchen, die gleichſam von Natur hochgeadelt wären; dieſe ſollte der Edelmann keinen Vorzug empfinden laſſen, ſondern ſie ſich gleich halten. Und für ein hochadeliges Fräulein von dieſer Art halte ich Sie.

Roſine erröthete ſanft und verſetzte: Ew. Hochgräfliche Gnaden — Der Graf fiel ein: nicht Ew. Hochgräfliche Gnaden, kurz und gut! das will ich von Ihnen nicht.

„Nun dann: Herr Graf! Sie erzeigen mir viel Ehre; ich finde ſelbſt ſo etwas in mir, das mich treibt, mit Perſonen hohen Standes vertraulich zu ſeyn, und doch habe ich für Solchen eine unendliche Ehrfurcht; ich wünſche, daß mich Könige und Fürſten dieſer Vertraulichkeit würdigten, denn ich würde gewiß keinen übeln Gebrauch davon machen.“

Nun, ſo ſeyen Sie ſo vertraulich gegen mich, als Sie können; ich will wieder vertraulich mit Ihnen ſeyn; und das werden Sie mir doch nicht wehren?

„Erlauben Sie mir, Gnäd — — Herr Graf, ich werde ſuchen, dieſes zu verdienen.“

Nun, wir wollen ſehen. Sagen Sie mir alſo: Haben Sie auch einen Gegenſtand, den Sie lieben?

„Ja, Herr Graf! und zwar im höchſten Grade.“

Das iſt brav, offen und frei. Wie heißt er? und wo iſt er?

„Er heißt Florentin von Fahlendorn, und lebt jetzt in Amerika.“

Der Graf lächelte und sagte: So! — Nun ja, wenn ich mich denn nun auch verliebte, so könnte ich Sie ja zu meiner Vertrauten machen, weil Sie die Sache kennen und Erfahrung davon haben.

„Dadurch würden Sie mir Gelegenheit geben, zu zeigen, wie sehr mein Herz geneigt ist, zum Glücke des Herrn Grafen Etwas beizutragen. Aber ein Beding ist doch dabei: ich müßte auch das Vergnügen haben, bei der geliebten Person Etwas zu vermögen.

Freilich! denn sonst würde dieß Vertrauen nur den halben Nutzen haben.

Fräulein Philippine schwieg die ganze Zeit und ließ sich ruhig führen; bei diesen letzten Worten aber fing ihr Fächer an, in Bewegung zu gerathen und ihr Gesicht glühte. Der Graf merkte dieß, lächelte, kehrte sich gegen das Fräulein, drückte ihr die Hand und sagte: Sind Sie über diese Vertraute unzufrieden, mein Fräulein? —

„Wenn ich eine Vertraute in wichtigeren Fällen nöthig hätte, als bisher, so wäre es Niemand anders, als meine Rosine.“

Gut! erinnern Sie sich dieser Zusage, wenn dieser Fall kommen sollte.

Nun sprachen sie noch von einigen gleichgültigen Sachen zusammen, und kehrten wieder nach der Solitüde zurück. Dort fanden sie die drei Eltern in einem sehr ernsten, warmen und freundschaftlichen Gespräche, welches nun aber abgebrochen wurde, und bald darauf kehrte die ganze Gesellschaft bei dem Glanze der sanften Abendröthe nach Beulenburg zurück.

Während der Abendmahlzeit herrschte Tiefsinn und

Stille; ein Jeder wünschte mit seinem Vertrauten allein zu seyn, um sein Herz ausleeren zu können; denn es hatte sich bei dieser Zusammenkunft Etwas angesponnen, das Aller Erwartung rege machte.

Beulenburg und seine Gemahlin sahen, sobald sie allein waren, tief schweigend, ohne sich zu rühren, einander an. Endlich fing die Frau an: Wie ists, mein Lieber! hast du den Grafen ganz verstanden?

„Mir ahnete was. Die Wärme, womit er redete; das Zutrauen, welches er in uns setzte, ohne uns doch genau zu kennen; gewisse vorstohlene Winke, die er gab, lassen mich Etwas vermuthen."

So war es mir auch. Ich weiß nicht, was ich sagen soll; der Graf und sein Sohn sprechen so bekannt mit uns, als wenn wir immer beisammen gewohnt hätten; es kann nicht anders seyn, er muß sich sehr genau nach uns erkundiget haben. Nun, Gottes Wille geschehe! wenn nur der junge Graf ein so edler junger Herr ist, als es das Ansehen hat, so könnte Philippine keine bessere Parthie treffen.

„Bei dieser Sache, mein Kind! müssen wir wie vernünftige Eltern verfahren. Philippine hatte noch keinen Gegenstand, der das Gefühl der Liebe in ihr erregen konnte; denn es ist noch keine Gelegenheit dazu da gewesen. Der Graf ist ein sehr ansehnlicher Jüngling, und also ist es wohl möglich, daß sie ihn wird lieben können. — Jetzt kommt es darauf an, ob die beiden Herzen sympathisiren?" —

Das ist wohl wahr; allein ich bin die Mutter nicht, die nur auf Verbesserung des Standes sieht. Meine Tochter kann als Gräfin höchst unglücklich, und als Freifrau höchst glücklich seyn; in diesem Falle wäre mir doch das Letztere unendlich lieber. So lange ich also den jungen Grafen nicht ganz kenne, so lange

kann ich mich einer ſolchen glänzenden Verbindung nicht erfreuen.

„O, das iſt edel, mein Kind! wir wollen alſo, wenn uns Anträge geſchehen ſollten, unſere Einwilligung bis zu einer genaueren Kenntniß des jungen Grafen aufſchieben.“

Das Fräulein und Roſine, als ſie ſich jetzt allein befanden, waren ebenfalls tiefſinnig. — Was mochte der Graf mit der Vertrauten wollen? fing das Fräulein an.

„Er will ſich verlieben, und da ſoll ich ſeine Vertraute ſeyn. Nun wird er ſich gewiß nicht in die Frau Mama verlieben, folglich in —

In mich? —

„Ja, in Sie, mein Fräulein! die Sache iſt richtig.“

Ich vermuthe ſelbſt ſo Etwas; und da fängt es mir ſchon an, in meinem Herzen unbehaglich zu werden: ach Roſine, Roſine! eine unbekannte Angſt nahet ſich mir aus der Ferne; eine Angſt, die ich gar nicht beſchreiben kann.

„Eine Angſt? — Der Graf mißfällt Ihnen doch nicht?“ —

Im Gegentheile, er gefällt mir — aber eben daher entſtehet die Angſt. — Er gefällt mir — ich ahnete Glückſeligkeit in einem Leben mit ihm, und dieſem ſüßen Traume ſtellen ſich immer ſchwarze Bilder entgegen: Wolken, die dieſe Klarheit trüben.

„Reden Sie deutlicher, mein Fräulein!“

Geſetzt: der Graf verdeckte unter einer ſchönen Larve eine ſchwarze Seele — oder ſein Herr Vater wäre dieſer Verbindung zuwider; oder ich liebte und beſäße einen Gemahl — der — der ausſchweifte! — Das Alles, meine Traute! ſind Ungeheuer, die mich aus der Ferne ſchrecken.

Rosine fiel dem Fräulein um den Hals und küßte sie oft, an ihrem Halse hangend; dem Fräulein schmolz ebenfalls das Herz, und sie umschlang Rosinen mit den Armen.

„Nun, englisches Fräulein! in dieser Herzensvereinigung wollen wir einmal jenes Schreckenbild recht betrachten. Komm einmal her, du erstes Gespenst, das dem Grafen eine schwarze Seele zutraut, und laß dich von hinten und von von vornen begucken; — — — An dem ist nichts, Fräulein! gar nichts."

Das beweise mir, du Muthwillige!

„Das will ich beweisen: Gesetzt, Sie verliebten sich in den Grafen — je nun, so hätten Sie ihn lieb, nicht wahr?"

Närrin! freilich.

„Wir wollen sehen, ob ich eine Närrin bin? Wenn Sie aber nun bei genauerem Umgange fänden, daß er eine schwarze Seele hätte, würden Sie ihn dann noch lieben?"

Ob ich ihn dann noch liebe? — Je nun — das weiß ich wahrlich nicht. Aber wenn ihn denn wirklich noch fort liebte? Eben dafür ist es mir bange.

„Fräulein Philippine! der unschuldsvolle Engel sollte ein schönes Gerippe, in dem ein Teufel wohnet, lieben können? Gehen Sie! Sie kennen sich noch nicht!"

Mir ist aber doch bang. So, wie er da steht und geht, gefällt er mir; und würde mir gefallen, wenn er auch ein Bösewicht wäre.

„So, so! da ist es schon weit gekommen. — Aber hören Sie! Eben das, warum er Ihnen gefällt, ist mir ein gewisses Zeichen, daß er eine schöne Seele hat. Sie sind so fein und so zartfühlig erzogen worden, daß Sie gewiß mit einem bösen Herzen nicht sympathisiren können." —

Welch einen ſchweren Stein wälzeſt du mir da vom Herzen! O Roſine, ich muß dich küſſen! — Aber er könnte auch ein Heuchler ſeyn?

„Das iſt nicht möglich! Der Heuchler mag ſo vollkommen ſeyn, wie er will, ſo verrathen ihn doch ſeine Augen: durch dieſe Fenſter kann man einem ins Herz ſehen. Ein Heuchler kann niemand durchdringend anſehen, man kennt ihn an ſeinem ſcheuen Blicke; oder wenn er ſeinen Blick zwingen will, ſo ſtarrt er einen an; und eben dieß überſpannte Aufreißen der Augenlieder zeiget gleich das böſe Gewiſſen.“

Das iſt herrlich. Mädchen! wo haſt du die Weisheit gelernt?

„Das iſt keine Weisheit, nur geſunder Menſchenverſtand. Meynen Sie denn, daß mein beſtändiges Leſen gar nichts nutze?

Aber ich leſe doch auch.

„Darum ſind Sie auch in vielen Fächern viel ſtärker als ich. O Fräulein! Fräulein! was haben wir nicht unſerm Rheinwald zu verdanken?“

Wahrlich, Roſine! wir ſind ihm mehr als Kindesliebe und Verehrung ſchuldig.

„Nun, wie heißt das zweite Geſpenſt? — Nicht wahr: der Vater könnte Ihrer Liebe zuwider ſeyn? — Und da will ich Ihnen gleich ſagen: das iſt er nicht, und das können Sie mir auf mein Wort glauben.“

Das kann ich nicht.

„Nun, ſo will ich Ihnen meine Beobachtungen ſagen: Der alte Herr hat Anſpielungen von weitem auf eine ſolche Verbindung gemacht; und er ſah vergnügt aus, als ſein Herr Sohn das Fräulein Philippine ſo genügſam und zufrieden daherführte.“

Weißt du das gewiß?

„Das weiß ich; und Sie ſollen es ſehen. — Von

dem dritten Schreckensbilde iſt gar nicht redenswerth. Ein Mann, der ſeine Frau aus Liebe heirathet, fehlt nie, wenn beide reines Herzens ſind."

Ja, das glaube ich, du loſes Mädchen!

„Nun ja doch!"

Hier unterbrach ein Kammerdiener dieß Geſpräch, und das Fräulein wurde zu ihren Eltern gerufen. Das Herz pochte ihr wie ein Hammer; ſie trat blaß hinein und zitterte vor Erwartung.

Mädchen! fing ihr Vater an: ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden; und weil du die Hauptperſon dabei biſt, ſo müſſen wir mit dir und du mit uns Rath pflegen. Gewiß iſt es noch nicht, aber doch wahrſcheinlich, daß der junge Graf von Eichenborn eine Heirathsabſicht auf dich haben mag. Wir wollen uns insgeheim darüber beſprechen, um auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn. Es iſt nichts abgeſchmackter, als wenn in ſolchen Fällen, die doch die wichtigſten unſers Lebens ſind, die Kinder vor den Eltern ſich ſcheuen; daher rede frei mit uns, ſo wie es dir um das Herz iſt. Eben ſo abſcheulich iſt es, wenn Eltern in Heirathsſachen despotiſch verfahren; ich werde dir rathen, aber nicht befehlen, ich müßte denn ſehen, daß du eine Wahl träfeſt, die dich unvermeidlich zu Grunde richtete. Die Frau Mamma bekräftigte dieſe edlen Geſinnungen mit einer zärtlichen Miene. Philippine wurde dadurch ſo gerührt, daß ſie herzutrat, ihren Eltern die Hände zu küſſen, und die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Die Eltern kamen ihr aber zuvor und herzten und küßten ihre Tochter.

Haſt du nichts auf dem Spaziergange bemerkt? fragte der Vater.

Philippine erzählte des Grafen Geſpräch mit Roſinen, und dadurch wurde die Muthmaßung noch mehr beſtärkt.

Jetzt will ich dir einmal Rath geben, fuhr Beulenburg fort: Wenn der Graf einen guten Charakter hat, so kann uns keine größere Freude wiederfahren, als wenn er dich heirathet; hierin aber sind wir der Sache noch nicht ganz gewiß. Freilich scheint er der edelste Jüngling zu seyn; allein eine so wichtige Sache erfordert Ueberlegung und Sorgfalt. — Könntest du ihn aber lieben, wenn er dich begehren würde?

„Ja, Papa! ich finde, daß ich mit ihm leben und sterben könnte."

Wenn du das jetzt schon empfindest, so sey etwas behutsam, damit die Liebe nicht zu tief Wurzel schlage; begegne ihm freundlich, und wenn er dir einen förmlichen Antrag machen sollte, so mache ihm unter dem Bedinge Hoffnung, noch einige Zeit zu warten, weil wichtige Ursachen dich dazu verbänden. Fände er dich dann seiner Liebe nicht würdig, so würdest du ihm dann willig deine Hand geben. — Dadurch sicherst du dich vor Betrug; der junge Graf wird, wenn er edel ist, dich feuriger lieben, und sein Herr Papa wird dich hochachten. — Folge hierin meinem Rathe.

„Nichts ist billiger und schöner, bester Papa! diesem Rathe will ich genau nachkommen, darauf können Sie sich verlassen."

Nun, das freut mich ausnehmend. — Wir wollen also alles auf dich ankommen lassen; und wenn wir gefragt werden sollten, so wollen wir antworten: es geschehe uns durch den Antrag zu dieser Verbindung eine große Ehre; wir schränkten aber unsere Tochter in ihrer Liebe nicht ein, überließen ihr also die Entscheidung ganz allein.

Philippine freute sich; ihr Geist erhob sich;

ſie wußte mithin wie ein Held, ihren Eltern und der Tugend zu Liebe, ſich ſelbſt zu überwinden, wenn es die Noth erforderte; und in dieſer freudigen Faſſung verſprach ſie feierlich, dem Rathe der Eltern genau zu folgen. Hierauf wurde ſie freundlich entlaſſen.

Sobald ſie auf ihr Zimmer kam, erzählte ſie Roſinen von Wort zu Wort, was ihre Eltern mit ihr geredet hatten. Roſine ſagte: das iſt herrlich und edel! — Aber nun, mein Fräulein! nun müſſen Sie ſich auch gefaßt machen, im Nothfalle Alles wagen zu können. — Das will ich, erwiederte Philippine: Gott wolle mir Kraft geben. — Darum wollen wir ihn bitten, fuhr Roſine fort; beide edle Mädchen knieeten nun neben einander hin und beteten mit warmem Herzen bis zu Thränen.

Graf Günther und ſein Sohn Wilhelm waren eben ſo wenig unthätig als die Andern. So wie ſie von der Tafel weggingen, nahm der Vater den Sohn zu ſich auf ſein Zimmer. Sohn! fing er an: ich habe dir auf der Reiſe Winke gegeben, du haſt ſie verſtanden; mich verlanget ſehr eine Verbindung mit dieſem vortrefflichen Hauſe. Du biſt die Hauptperſon bei der Sache; gefällt dir das Fräulein und gefällſt du ihr?

„Sie gefällt mir ſo wohl, daß ich ohne ſie nicht leben mag. Die Beſchreibung ihrer leiblichen Schönheit iſt weit unter der Wahrheit geblieben; wenn es ſich mit der geiſtigen auch ſo verhält, ſo bin ich ihrer bei weitem nicht werth. Ob ich aber gefalle, davon weiß ich nichts.“

Jetzt, mein Sohn! jetzt kommt es nur darauf an, ob die Mühe, die ich und deine herrlichen Lehrer an dich verwendet haben, Frucht gebracht. Ich fand dich bisher als einen beſcheidenen Jüngling handeln, und

ich ſchöpfte Hoffnung. Nun aber trittſt du aus deinem kleinen Zirkel in das große verfeinerte Deutſchland heraus; hier ſollſt du ein vortreffliches Frauenzimmer durch Reize und Tugend gewinnen und hernach Land und Leute regieren; laß ſehen, ob meine Hoffnung neue Ausſichten bekommen werde! Zwar wirſt du auf der Univerſität helle Begriffe von der Regierungskunſt erhalten; allein ob du nicht für dieſes wohlgezogene Fräulein zu einfach biſt? das iſt eine andere Frage. Hüte dich nur vor allem affektirten Weſen, und dann laß dein Herz reden; thue dir nicht mehr Gewalt, als deine Zuneigung zu dem Fräulein fordert, ſo wirſt du glücklich ſeyn.

„Papa! ich hoffe, ohne zu wiſſen warum? Ich will meiner natürlichen Neigung folgen, morgen den Herrn und die Frau von Beulenburg fragen: ob ſie mir erlauben wollen, mich zuweilen mit ihrer Fräulein Tochter zu unterhalten? Ihnen zugleich einen Wink von meiner Abſicht geben, und dann wird mir der leiſeſte Odem ihre Wünſche verrathen. Hernach will ich mit der vortrefflichen Roſine ſprechen; dieſe ſoll erſt das Fräulein ausforſchen, damit ich mich zurückziehen könne, ehe noch mein Herz zu ſehr gefeſſelt iſt.“

Du kannſt dich der Jungfer Roſine immer bedienen. Dein Vorſchlag iſt, wo nicht nach der Mode, doch unter guten Menſchen gut; mach' es ſo!

Nun ging ein Jeder ſchlafen; Einer genoß der Ruhe weniger, der Andere mehr, Keiner aber vollkommen: alle ſechs Perſonen hatten Intereſſe bei der Sache, und dieß Intereſſe hüpfte die ganze Nacht hindurch in gaukelnden Träumen auf den Schwingen ſanfter Odemzüge um die Ruhenden her.

Da ſehe ich im Geiſte in die Zukunft: ſehe ein

...chen im Pikesch, die Beine über einander ge...n, auf dem Kanapee sitzen; rund um ihn her ...lle Wände mit Silhouetten behangen; er fühlt ...Kraft, redet Kraftsprache; murret, daß noch ...on und Fürsten in der Welt sind. Natur! ...! Freiheit! Freiheit! ruft jeder Odemzug, und ...Odemzug ist Recension alles Dessen, was er ...ine Meister nicht gemacht haben. Er sitzet da ...iset die Geschichte Florentins von Fah...rn: schon oft hat er den Kopf geschüttelt ...sichter geschnitten, wenn von Fromm- und ...n die Rede war; und wie er vollends Phi...inen und Rosinen knieen und beten sah, ... er das Buch weg — Hol' dich alle T..... ...Andächtelei! denn Alles, was Religion heißt, ...den Burschen Heuchelei und Andächtelei. Jetzt ...er nun, nachdem er fortlieset (denn wirklich ...er weiter, aber nur um zu recensiren), an die ...geschichte des Grafen Wilhelm und dem ...ein Philippine. Nun wirft er das Buch ... weg. Das ist doch nicht auszuhalten! ruft ... stößt mit den Knöcheln an die Wand; solch ...trockene Marionettenpuppen-Blifil-ähnliche ...sverkettung habe ich doch mein Tage nicht ge...t u. s. w. —

...h auch nicht, Herr Genie! als wohl in schlech...Büchern; aber gesehen habe ich dergleichen in ..., und ich erzähle, was ich gesehen habe. Lies ...weiter, guter Freund!

...Des Morgens früh erwachten das Fräulein und ...ophine noch vor dem Aufgange der Sonne. Der ...alles belebende Gedanke vom verflossenen Abend stand ...auch in voller Kraft vor des Fräuleins Augen: er ...ließ ihr keine Ruhe mehr im Bette, sie stand auf,

kleidete sich etwas nachläßig und trat an's Fenster. Der Anblick war so majestätisch, daß sie das Fenster öffnete, sich auf den Arm lehnte, schwieg und genoß. Ueber eine Weile rief sie: Rosine! wie schön ist die Natur! — Rosine kam, schaute und schwieg. Beide tranken den süßen Thau der Morgenröthe und ihre Seelen schwammen in Empfindung. Die Vögel zwitscherten in den Bäumen und Gebüschen; jenseits des Thales war die Berghöhe von der aufgehenden Sonne vergoldet, und linker Hand hinüber auf dem Hügel stand gleichfalls der Gipfel der Solitude in himmlischen Strahlen; über das Thal hin ruhte auf der Wiese ein sanfter Nebel, doch glänzte hie und da das belebende Grün der Wiesen durch.

Rosine! fing das Fräulein an: der Anblick der Solitude zieht mich; hole unsere Salouppen und Hüte, wir wollen hin und dort in der Stille die Herrlichkeit des Morgens genießen. — Dieß geschah augenblicklich, und damit gingen sie so schleunig fort, als ob sie große Eile hätten.

Im Garten war ihnen alles gleichgültig, aber in dem englischen Wäldchen gingen sie langsam. Mädchen, sagte das Fräulein mit einem tiefen Seufzer: ich zerfließe ganz vor Gefühl über dem schönen Anblicke der Welt; ich weiß gar nicht, wie mir ist, nie war ich so empfindsam.

„Mein Fräulein! sobald der erste Funke der Liebe im Menschen entsteht, auch dann, wenn er es selbst noch nicht weiß, ist alles schöner um ihn her. Der dunkelste Dezember-Tag ist einem liebenden Herzen reizend!“ —

Weißt du, woher dieß kommt? Du bist ja schon ein alter Praktikus in der Liebe!

„So lange man noch nicht liebt, hat man einen

geheimen Mangel, den man zwar nicht kennt, nicht zu nennen weiß, und doch fehlt einem etwas, das alles mit einem melancholischen Anstriche überziehet. Sobald man aber liebet, ist dieser Mangel gehoben und der melancholische Schleier weg!"

Und mich däucht, du triffst es nicht, wie hochweise es auch heraus kommt. Rheinwald hat dich ja ganz zur Philosophin gemacht. — Schau! daher kommt es: die Liebe ist ein sanftes Feuer, wie die aufgehende Sonne dort; sie belebt Alles und schmelzt das Herz, daß es empfindsamer wird.

„Freilich treffen Sie es besser, das ist auch kein Wunder; Sie erfahren es jetzt wirklich, und können es also besser beschreiben."

Ich gestehe es dir, trautes Mädchen! Graf Wilhelm hat sich so sehr meines Herzens bemeistert, daß ich nicht recht weiß, ob ich meinen Eltern Wort halten könnte, wenn er auch wirklich nicht der beste Mensch wäre.

Rosine lachte. „Ja, versetzte sie: es ist eine sonderbare Sache um die Vorsichtigkeit. Doch muß man thun, was man kann."

Unter dergleichen Gesprächen kamen die guten Kinder an die Solitude; aber wie stutzten sie, als sie den jungen Grafen daselbst an einer Birke sitzend fanden. Auch ihn hatte der schöne Morgen herausgetrieben. Er sprang auf, bewillkommte das Frauenzimmer und sagte: Wie schön ist dieser Morgen! — und wie reizend ist er mir, da ich das Glück habe, vertraulich mit Ihnen reden zu können. Das erlauben Sie mir ja?

Das Fräulein machte eine Verbeugung und antwortete mit seelenvollem Blicke: So vertraulich, als es Ihnen Ihr Herz räth, Herr Graf! Hiemit schloß

sie das Haus auf, sie gingen alle Drei hinein und setzten sich an das Fenster. — Der Graf fühlte diese Antwort tief in der Seele; sein Herz schwoll empor, die Gedanken drängten sich, so daß ihm die Sprache fehlte. Doch brach er endlich das Stillschweigen. Mein Fräulein, fing er an: empfinden Sie diesen schönen Morgen? genießen Sie ihn ganz?

„Ja, Herr Graf! mehr als jemals; meine Empfindungen sind erhöht, und ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin."

Ich habe eine angenehme Einöde bewohnt, aber nie kam sie mir so schön vor, als die Natur an diesem Morgen.

„Können Sie sich nicht erklären, woher dieses kommt?"

Ja, mein Fräulein! mich däucht, ich könnte es.

„Nun, Herr Graf, lassen Sie uns einmal hören!"

Mir kommt die Erklärung etwas bedenklich vor.

„Sie scheuen sich doch wohl vor mir nicht?"

Das könnte doch wohl seyn; ich muß gestehen, daß ich viele Ehrfurcht gegen Sie habe, und da mag ich meine Schwäche nicht bloßgeben.

„Vielleicht sagen Sie es Rosinen? Die haben Sie ja zu Ihrer Vertrauten gemacht."

Vielleicht! doch dem Frauenzimmer gebühret der Vorzug; erklären Sie nur die Sache zuerst.

„Nein, Herr Graf! in gelehrten Sachen gehen die Herren vor; ich rücke nicht zuerst heraus."

Nun dann, Herr Graf! fing Rosine an: wollen Sie mir erlauben, daß ich die Sache erkläre? — Von Herzen gern; antwortete der Graf.

Schweig, du Schwätzerin! rief das Fräulein. — Rosine lachte; gut, versetzte sie: wir wollen dann sehen, wer von Ihnen beiden am offenherzigsten ist?

Hierauf folgte eine ſtille Pauſe; alle Drei ſchauten durch die Fenſter hinaus und genoßen den entzückenden Anblick der in Schönheit ſchwelgenden Natur. —

Roſine ſah die Beiden neben einander am Fenſter ſtehen; Eins ſtand an dieſer Seite, das Andere an jener, ſo daß noch Raum für ſie zwiſchen Beiden übrig war, doch trat ſie nicht hinein; ſie ſtand und beobachtete Beide. Der Graf und das Fräulein ſchauten in die weite Welt und blickten ſich zuweilen ſchmachtend an; die magnetiſche Kraft der Liebe ſtrömte aus beiden Seelen in die andere über; ihre Macht war ſo ſtark, daß ſie auch in die Körper wirkte: und mit jeder Minute waren ſie ſich ſchon eines Fingers breit näher gekommen, ſo daß der Platz zwiſchen Beiden unvermerkt kleiner ward. Roſine bemerkte dieß mit warmer theilnehmender Empfindung.

Jetzt hätte ein einziges Wort den ſanften Zug wieder hemmen können; die Liebenden ſchienen jeden Laut zu fürchten; ſie freuten ſich Beide, die Annäherung des Andern gleichſam unbelauſcht zu bemerken, und da der Wohlſtand doch bald wieder eine Unterhaltung erfordert hätte, ſo glaubte Roſine wohl zu thun, wenn ſie etwas auf dem Flügel ſpielen würde, um dadurch den ſanften Zug mehr zu begeiſtern und jede Unterredung unnöthig zu machen. Flugs hüpfte ſie mit leiſem Tritte an den Pantalon, dämpfte ihn zum Cöleſtinentone, fing an zu ſpielen und mit ſanfter Stimme zu ſingen:

Sanft ſchlich in dem Morgenſchimmer
Lilla in's Gebüſche hin.
Lilla's Herze fühlte immer
Gleich der ſchönſten Huldgöttin
Frühlingslüftchen um ſich wehen.
Stillen Frieden in der Bruſt,

Stiller Seufzer, stilles Flehen
Tränkte sie mit Himmelsluft.

Zu Ende dieser Strophe waren die Beiden am Fenster schon zum Berühren der Kleider gekommen. Rosine sang und spielte fort:

Liebhold ruhte in dem Grase
Schlummernd unterm Rosenstrauch.
Lilla bückte sich und lase
Da, wo Liebholds leiser Hauch
Auf des Grases Spitzen schwebte,
Alle Rosenblättchen auf,
Wie im Hauch das Veilchen bebte,
Bebt' ihr Blick zum Himmel auf.

Nun waren sie fest zusammengerückt, und der Arm des Grafen fing schon an, sich zum Rücken des Fräuleins emporzuheben, als Rosine fortfuhr:

In dem Dunkeln einer Linde
Hüpften schnell zwei Vögelein,
Pickend auf die braune Rinde,
Putzend ihre Schnäbelein,
Und die dünnen Aeste schwankten
Unter ihrem leichten Tritt,
Bis sie endlich näher wankten,
Eins zum Andern 'nüber glitt.

Jetzt hatte der Graf das Fräulein mit seinem Arme umschlungen und an sich gedrückt. Rosine sang und spielte weiter:

Lilla sank auf Liebhold nieder,
Liebhold that den ersten Blick.
Liebhold! Lilla! schallte wieder,
Jedes Echo gab's zurück.
Jetzo schmolzen beide Seelen
Ganz in Eins; und Hand in Hand
Eilten sie, sich zu vermählen.
Hymen schlang das Eheband.

Der Graf ruhte dem Fräulein mit dem Haupte auf der einen Schulter, und Beide ſchwankten hin und her, wie zwei ſchlanke Bäume, am Hügel hingepflanzet, im kühlen Weſtwinde hin und herwiegen, wenn der Allmächtige auf ſegenſchwangern Wolken das dürre Land begeußt und das Wild im Walde tränkt. —

Roſine ſchwieg nun, und in feierlicher Stille ſchwieg die ganze Natur. Kaum hörte man von ferne das Gezwitſcher der Vögel, und am Fenſter ſchwankte der Schatten einer Birke im Glanze der aufgehenden Sonne vom fächelnden Oſtwinde.

Nach einer Weile ſeufzte das Fräulein tief und wand ſich ſanft von dem Bande los, das ſie umſchlang.

„Mein Fräulein! fing Roſine an: das Geheimniß iſt erklärt; nun, was weiter?"

Philippine lächelte ſie an, ſchwieg und drohte ihr mit dem Finger.

„Nicht wahr, Herr Graf! fuhr ſie fort: das Geheimniß iſt erklärt?"

Ja, antwortete der Graf: wir ſind in einem Viertelſtündchen ſo weit auf unſerem Wege fortgerückt, daß wir das Geheimniß nicht nur weit hinter uns und aus dem Geſichte verloren haben, ſondern daß auch gar an keine Umkehr zu denken iſt. Sie, engliſches Mädchen! haben uns auf den Schwingen der Harmonie ſo weit weggeführt.

Jetzt faßte er das Fräulein an der Hand und redete ſie folgendergeſtalt zaghaft an: Theuerſtes Fräulein! lieben Sie mich? — können Sie mich lieben? —

Philippine antwortete: Ja, beſter Herr Graf! ich liebe Sie.

Er küßte ihre Hand feurig; Sie erlauben alſo, fuhr er fort, daß ich bei Ihren Eltern um Sie anhalte? — Meines Vaters Einwilligung habe ich.

„Meine Eltern überlassen mir die Wahl ganz. Ich wähle Sie zu meinem Gatten; aber ich muß Ihnen meine Bedingnisse dabei sagen: Wir kennen uns Beide erst seit gestern; Sie können noch unmöglich wissen, ob ich so ganz Ihrer Liebe würdig bin? auch binden mich sonst noch wichtige Ursachen, noch eine Zeitlang bei meinen Eltern zu bleiben."

Der Graf blickte sie sehr zärtlich an. Ja, mein Fräulein! dieß Alles ist billig. Wie sehr mir auch Ihr herrlicher Charakter bekannt ist, so kennen Sie mich doch noch nicht. Heirathen darf ich ohnehin noch nicht, und während der Zeit gehe ich nach Göttingen, da zu studiren. Wollen Sie aber, mein Fräulein! mir Ihr Herz schenken, im Falle Sie mich Ihrer würdig finden werden?

„Dieser edle Zug Ihres Herzens, mein Herr Graf! sichert mir schon eine schöne Seele. — Ja, ich bin dann — dann — ewig die Ihrige." —

Der Graf fiel ihr um den Hals, und beide umschlangen sich wieder mit stummer Empfindung.

Nun, fing endlich der Graf an: Auch ich, mein Engel! bin ewig der Ihrige, wenn Sie finden werden, daß ich Ihrer Liebe würdig bin. Darauf schwuren sich beide ewige Treue.

Rosine wünschte ihnen Glück; erinnerte sich dabei ihres Florentins und ihrer Verbindung mit ihm im englischen Garten; sie fing an, sehr zu weinen, und ihre Sehnsucht nach Florentin war so stark, daß Phylippine sie kaum trösten konnte.

Graf Wilhelm trat mit einer sehr bedeutenden Miene zu ihr: Liebste Rosine, fing er an: Florentin ist höchst glücklich, seyen Sie dessen nur versichert; mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.

Rosine und das Fräulein sahen den Grafen starr

an. — Ja, sagte er; ich schwöre Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, den ich verehre, er ist glücklich.

Rosine sank zu Boden. O Gott! rief sie: Dir dank' ich! — Dir dank ich! — Warum kommt er aber nicht?

„Das wird er Ihnen schreiben."

Warum schreibt er aber nicht?

„Weil er auf Gelegenheit warten muß und keine Posten so oft abgehen. Fragen Sie mich nun nicht weiter."

Rosine hing sich dem Fräulein an den Hals, weinte Freudenthränen und Philippine weinte mit ihr.

Nun spazierten sie mit einander nach Hause. Graf Wilhelm ging zu seinem Vater und erzählte ihm die Geschichte dieses Morgens von Wort zu Wort. Günther freute sich sehr und segnete seinen Sohn mit Thränen.

Die Frau von Beulenburg nahm nicht sobald die Ankunft ihrer Tochter und Rosinen wahr, als sie zu ihnen ging und mit ungewöhnlicher Neugierde fragte: wo sie so früh gewesen seyen? Philippine verhehlte ihr ebenfalls nichts und erzählte alles von Wort zu Wort. Die Frau von Beulenburg war ganz entzückt, lief zu ihrem Gemahle und entdeckte ihm ebenfalls die ganze Unterredung.

Nun blieb Alles still und ruhig bis zum Mittagessen. Rosine und das Fräulein beschlossen, sich heute mit Geschmacke zu kleiden; Eine half der Andern. Ueber dem Ankleiden fing Rosine zu lachen an.

„Was lachest du, Mädchen?"

Ich muß lachen, wenn ich an diesen Morgen denke, wie Ziererei und Natur so spaßhaft nebeneinander standen.

„Wie meynst du das?"

Bedenken Sie doch nur, mein Fräulein! als Ihr Herz und das Herz des Grafen ſchon wie zwei Thautropfen in Eins gefloſſen, Ein Herz und Eine Seele waren; da wurden erſt noch Bedinge geſetzt, ob die zwei Tropfen, und unter welcher Geſtalt, wie und wann ſie zuſammenfließen ſollen?

„Das habe ich, wahrlich! auch gedacht; du haſt recht, mein Kind! ſo gehet es, wenn man Plane macht. Meine Eltern wollten es ſo, und es kann doch ſeinen Nutzen haben.“

Daran zweifle ich nicht; es war mir nur lächerlich.

Die guten Mädchen vertrieben ſich die Zeit mit allerhand freundſchaftlichen Scherzen, bis man zur Tafel ging.

Nach derſelben fragte Graf Wilhelm die Eltern des Fräuleins feierlich um ihre Einwilligung, die ſie ihm auch mit wahrer Freude und vielem Segen ertheilten. Nun war alſo die Sache vollendet und Alle voller Vergnügen. Graf Günther trat darauf zu Roſine. Meine Freundin! fing er an: ich habe mehr Urſache, Ihnen gewogen zu ſeyn, als Sie noch zur Zeit wiſſen. Mir iſt Ihr edler Charakter bekannt, Sie ſind die Geſellſchafterin meiner zukünftigen Schwiegertochter, haben ihr Leben mit Vergnügen erfüllt, und dieſen Morgen zur Vereinigung zweier glücklicher Herzen das Ihrige beigetragen. Ich will ſie glücklich machen: Florentin von Fahlendorn ſoll, ſobald er kommt, mein geheimer Rath ſeyn, und Sie bleiben die Geſellſchafterin meiner Schwiegertochter.

Die ganze Geſellſchaft ſtand im Kreiſe umher, und Alle wurden tief über die Rede des Grafen gerührt. Roſine konnte kein Wort hervorbringen: ſie ſank, aber Günther ergriff ſie. Nur keine Worte! Ich

halte mein Verſprechen, ſo wahr ich Graf von Eichenborn bin!

Nun trat auch Wilhelm herzu. Er hatte ſeinem geliebten Fräulein nach der Einwilligung ihrer Eltern einen koſtbaren brillantenen Ring an den Finger geſteckt; nun brachte er einen andern, wohl nicht ſo koſtbaren, doch aber ſehr ſchönen Ring, und ſteckte ihn Roſinen an den Finger. Meine Freundin! ſagte er: hiemit vermähle ich Sie meiner Philippine und mir zu einer ewigen und unzertrennlichen Freundſchaft. Sie wollte abermal danken; aber Graf Wilhelm ließ ſie nicht zu Worte kommen. — Das Fräulein nahm ſo warmen Antheil an dem Glücke ihrer Freundin und freute ſich ſo ſehr über immerwährende Geſellſchaft, daß ſie beiden Grafen auf das zärtlichſte für Roſinen dankte.

Beulenburg und ſeiner Gemahlin war es ein unauflösbares Räthſel, wo doch die ſonderbare Gnade der beiden Grafen gegen Roſine herrühren möchte? Viele meiner Leſer werden auch ſchon über Unwahrſcheinlichkeit gemurrt haben; ſie müſſen aber nebſt Beulenburg Geduld haben, ſo werden ſie das Geheimniß zu ſeiner Zeit erfahren.

Die Grafen hielten ſich nun noch ein paar Tage zu Beulenburg auf, und alles wurde nun feſtgeſtellt: Graf Wilhelm ſollte mit ſeinem Vater nach Eichenborn gehen, welches Schloß vier Stunden von Beulenburg lag; von da ſollte er nach einigen Tagen nach Göttingen reiſen. Wilhelm freute ſich außerordentlich, als er hörte, daß ſein zukünftiger Schwager Karl und deſſen vortrefflicher Hofmeiſter Rheinwald dort ſeyen. Graf Günther bat Beulenburg, an Herrn Rheinwald zu ſchreiben; er ſelbſt aber ſchrieb auch an ihn und

ernannte ihn ebenfalls zum Hofmeister seines Sohnes. Und da er hörte, was Beulenburg ihm jährlich am Gehalte zahlte, so legte er ihm eben so viel zu.

Nachdem dieß Alles in Ordnung gebracht, reiseten die Grafen ab. Alles schwamm in Thränen, und nun war die Reihe an Philippinen, am meisten zu trauern, und Rosine mußte nun zur Wiedervergeltung ihre Trösterin seyn.

Zu Eichenborn fand Graf Günther seinen Bruder in den elendesten Umständen. Wie ein Todtengerippe saß er im Bette und heulte vor unendlichen Schmerzen. Der Stein, das Podagra, Hämorrhoidalumstände und ein marterndes Gewissen ließ ihm keine Stunde Ruhe, und das bange und lange Leiden hatten ihn ganz mürbe gemacht. Durch einen Freund hatte er erfahren, wo sein Bruder sich aufhielt, er kannte dessen herrliche Talente, und glaubte, sich eher mit dem allmächtigen Richter aussöhnen zu können, wenn er seinen Unterthanen einen würdigen Landesvater noch vor seinem Ende geben würde; er schrieb daher an seinen Bruder, und dieser hielt es nunmehr für seine größte Pflicht, diesem Rufe zu folgen.

So wie Graf Günther in das Krankenzimmer trat, reckte Graf Erich beide Hände nach ihm aus und weinte laut wie ein Kind. — Günther fing ebenfalls an zu weinen, wankte auf ihn zu und schloß ihn in die Arme. — Graf Wilhelm kam nun auch, und Erich freute sich so sehr er konnte über diesen Erben. Sie sind mein Sohn, Herr Vetter! sagte er: und legte ihm seine dürre Hand auf das Haupt. Die große Freude hatte den Kranken so erschöpft, daß er kein Wort mehr reden konnte.

Graf Günther schrieb nun an seine Gemahlin, eine geborne Gräfin aus dem Hause Egmund in

Holland, die mit ihren übrigen Kindern bei ihren Freunden im Haag zurückgeblieben war. Er berichtete ihr die Verlobung ihres Sohnes, die schlechten Umstände seines Bruders, und ersuchte sie, sobald als möglich zu kommen.

Bald darauf stand der kranke Graf Erich in einer solchen Leibes- und Gemüthsverfassung, daß er zu einer geheimen Unterredung mit seinem Bruder und dessen Sohne sich fähig und heiter fand; und nachdem alle andere Anwesende sich entfernt hatten, fing er an zu reden: „Ich habe zuweilen Stunden der Ruhe, wo meine unsägliche Schmerzen leidlich sind; diese muß ich in Acht nehmen, wenn ich reden will. Jetzt befinde ich mich etwas ruhig; da ich aber den Augenblick meines Todes nicht weiß, so muß ich Ihnen Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe.

„Herr Bruder! mein ganzes Leben ist eine Kette von Sünden: ich habe mein Amt gar nicht verwaltet, wie ich sollte; böse Rathgeber haben mich zu Grunde gerichtet; meine Unterthanen habe ich unglücklich gemacht; sie schreien um Rache und freuen sich auf meinen Tod. Meinem Hofprediger gab ich über unsere fünfzehn Kirchspiele die Superintendentenstelle; er war der Mann, der mir nicht durch die Finger sah, sondern sogar mit mir schmauſete, mit auf die Jagd ging und die Bauern bedrücken half. Jetzt tröstet mich der schlechte Mann mit allerhand elenden Vorstellungen des Lebens und der unendlichen Barmherzigkeit Gottes; aber das Alles hilft nichts; er darf mir nicht mehr vor das Gesicht kommen. —

„Letzthin hörte ich von einem berühmten und würdigen Gottesgelehrten, Namens Stahlmann, aus unserm Flecken Birkenstein. Ich konnte vor großer Herzensangst nicht bleiben; Niemand konnte mir

auch Rath und Troſt geben. Ich ließ daher dieſen Mann zu mir kommen, ſtellte ihm meinen betrübten Zuſtand vor, und klagte ihm, daß ich meine Sünden nicht überſchauen könnte, ob es wohl möglich ſey, daß ich noch ſelig werden könnte? Er antwortete: es ſey wohl möglich, aber ſehr ſchwer. Das gab mir ſchon Troſt. Ach! ſagte ich; Herr Stahlmann! wenn es nur möglich iſt, laſſen Sie es immer ſchwer ſeyn! ſagen Sie nur, was ich thun muß? Niemals habe ich eine ſo wichtige und durchdringende Ermahnung gehört, als er an mich that; ſie enthielt verſchiedene Hauptpunkte. Zuerſt bewies er mir, daß das Verdienſt des Erlöſers Niemand zu gut komme, als der ſeine Gebote nach beſtem Vermögen gehalten hätte: nun beginge aber der beſte Chriſt Fehler, bald aus Trägheit, bald aus Nachläßigkeit und Schwachheit; dieſe aber könne er durch die Reſtitution wieder gut machen; und eben dieß ſey auch das einzige Mittel für den größten Sünder. Wenn nun ein Menſch den feſten Willen zur Reſtitution hätte, die Umſtände aber ihre Ausführung hinderten, ſo könne man doch noch hoffen, die Barmherzigkeit Gottes in Chriſto werde ihn nicht verdammen. Dieß alles bewies er mir ſo bündig aus der Bibel und aus der Vernunft, daß ich feſt davon überzeugt wurde. Ich bezeugte, daß ich zu aller Reſtituion willig und bereit ſey, und wenn meinen Unterthanen mit meinem Leben gedient wäre, ſo wollte ich es hingeben. — Nein, antwortete Herr Stahlmann: aber ich will Ew. Excellenz einen andern Rath geben. — Freilich werden Dero Unterthanen ſämmtlich um Rache gen Himmel ſchreien; und das Schreien der Bedrängten hört Gott; aber dieſem Schreien wollen wir bald ein Ende machen und zugleich bewirken, daß das

ganze Land noch für Sie beten ſoll. — Ich erſtaunte darüber, und fragte ihn: wie das zugehen ſollte? — Stahlmann lächelte und antwortete: wenn es nur Ew. Excellenz nicht zu hart ankommt, ſo weiß ich ganz gewiß, daß das ganze Land aus Liebe für ſeinen Vater Erich weinen wird. — Ich verſetzte, nichts könne mir ſo ſchwer auferlegt werden, womit ich nicht dieſe Freude erkaufen wollte. Hierauf fuhr Stahlmann fort: Nöthig — zur Seligkeit nöthig iſt es, daß Ew. Excellenz ſich mit allen Dero Unterthanen ganz verſöhnen, und dadurch wird alle ihre Liebe wieder gewonnen, wenn Sie allen Dero Verſöhnung anbieten. Daher rathe ich, daß Ew. Excellenz einen ſchriftlichen Aufſatz an Ihre Unterthanen entwerfen laſſen, worin Sie reumüthig alle Fehler und den Druck bekennen, den Sie während Dero Regierung begangen haben, und für ſolche Beleidigungen Alle und Jede um Vergebung bitten. Ich bat Stahlmann, einen ſolchen Aufſatz zu machen. Er that es, las mir ihn vor, und ich war ganz damit zufrieden. Nun rieth er mir, von allen Kanzeln bekannt zu machen, daß ich meinen Unterthanen meine letzte Willensmeinung erklären und für alle Beleidigungen um Vergebung bitten wolle; zugleich ſollten alle Pfarrer ihre Zuhörer zur Liebe und Vergebung für ihren kranken Herrn ermahnen, und ſie verſichern, daß meine Anordnung und die Regierung meines Nachfolgers Alles wieder gut machen ſolle. — Dieſer Rath erleichterte mein Herz über die Maßen, und ich willigte in Alles mit Freuden. — Stahlmann führte die Sache ſchleunig aus. Die Wirkung dieſes Schrittes war gewaltig und ganz ohne Beiſpiel. Alle hatten geweint, Alle flammten von Liebe zu mir, alle Gemeinden ſchickten ihre Abgeord-

neten an mich, welche nicht Worte genug finden konnten, mir zu danken; und nun fand ich, was es heiße, von seinem Volke geliebt zu werden. Ich grämte mich fast zu Tode, daß ich mich so vielen wilden Vergnügen aufgeopfert, und diese Seligkeit, geliebt zu werden, nicht gekannt hatte.

„Nun brachte Stahlmann den Hauptpoſten: Jetzt müssen Ew. Excellenz, sagte er, auf eine vollkommene Restitution denken; das Vergangene läßt sich nicht ändern; aber alle Fehler müssen in Zukunft ganz vermieden und eine ganz vollkommene Landesregierung durch Dero Veranstaltung errichtet werden. — Ich antwortete: wenn mein Bruder noch der rechtschaffene Mann ist, der er war, so wird mir die Sache gar nicht schwer fallen. Ich habe ihm geschrieben, und hoffe, er wird kommen, dieweil ich noch am Leben bin. — Ich will einen Restitutionsplan in Form eines Testamentes aufsetzen, und meinen Bruder so lange bitten, bis er ihn unterschreibt. — Sie müssen ihn lesen, Herr Bruder! und Sie und der Herr Vetter müssen ihn beschwören und heilig zu halten versprechen.“ —

Jetzt schellte der kranke Graf, um den Secretär rufen zu lassen. Dieser mußte das Testament holen; es war versiegelt und an Graf Günther von Eichenborn, oder dessen rechtmäßige Erben addressirt. — — Ich theile hier einen kurzen Auszug dieser sonderbaren Verordnung mit:

1) Da während meiner Regierung durch allzugroße Hegung des Wildpretes den Unterthanen ein unersetzlicher Schade geschehen, so verordne ich hiemit, daß von nun an bis zu ewigen Zeiten in der Grafschaft Eichenborn kein Wildpret mehr geheget werden soll; sondern daß meine Nachfolger mit Fleiß

auf die Vertilgung deſſelben darauf bedacht ſeyn ſollen. Damit aber die Unterthanen durch Freilaſſung der Jagd ihr Gewerbe nicht verſäumen, ſo bleibt ihnen alles Jagen verboten; ausgenommen, wenn ſie ein Stück Wildpret in ihren Fruchtfeldern finden, ſtehet es ihnen frei, daſſelbe todtzuſchießen.

2) Weil meine Unterthanen durch unerſchwingliche Auflagen erſchöpft worden, ſo ſollen alle Auflagen, welche während meiner Regierung veranſtaltet worden, aufgehoben werden; und meine Nachfolger ſollen nie das Recht haben, von den Unterthanen mehr zu fordern, als die Steuermatrikel der Dörfer von Altersher beſtimmt hat. Wo aber neue Güter angebauet und alte verbeſſert werden, da können meine Erben die Steuern nach Billigkeit erhöhen.

3) Sollen zur Gnade und Wohlthat, wegen ſo langwieriger Landeslaſten, die Unterthanen aller ihrer Frohndienſte auf immer entlaſſen werden.

4) Wenn mir Gott meine Kräfte wieder ſchenkt, oder es mir ſonſt wieder möglich wird, will ich durch das ganze Land eine General-Reform aller Bedienten vornehmen; alle geiſt- und weltliche Stellen an die würdigſten Männer vergeben, und ſolchergeſtalt meine Regierung in den blühendſten Stand zu ſetzen ſuchen, u. ſ. w.

Dieß waren die vornehmſten Punkte der Reſtitutions-Verordnung. Graf Günther lächelte, nachdem er ſie laut geleſen hatte, und fragte ſeinen Sohn: Was dünket dir von dieſer Schrift?

„Mir dünkt, Papa! daß dieß Alles ohnehin die Pflicht eines Regenten ſey.“

Graf Erich ſah ihn ſtarr und mit Verwunderung an.

Wohl, mein Sohn! fuhr Günther fort: aber

du kennſt die Maximen der Regenten nicht; laß dich nur nicht verführen! Noch biſt du auf gutem Wege. — Hierauf wandte er ſich zu ſeinem kranken Bruder. Herr Bruder! fing er an: Wenn Sie ſterben ſollten, ſo will ich dieß nicht nur pünktlich halten, ſondern noch viel mehr zum Beſten des Landes thun. — Graf Erich weinte, bot ſeinem Bruder die Hand und verſetzte: Nehmen Sie ſofort die Regierung an und laſſen Sie ſich huldigen! —

Nein! unterbrach ihn Günther, das geſchieht nicht; aber laſſen Sie mich die Regierung in Ihrem Namen übernehmen; Alles ſoll unter Ihrem Namen und auf Ihren Befehl geſchehen. Und dann wird Ihre Reſtitution vollkommener und Ihre Ehre gerettet.

Erich freute ſich darüber, daß er jauchzte, und Günther verſprach ihm, nichts aus eigener Willkühr zu unternehmen, ſondern ihn in Allem zu Rathe zu ziehen.

Herr Stahlmann beſuchte den kranken Grafen ſehr oft, und an eben dieſem Tage kam er auch. — Günther empfing ihn ſehr gnädig und bewies ihm viele Hochachtung. — Nun ließ er ſich von ſeinem Bruder den Superintendenten näher ſchildern, und hörte, daß er ein unerträglich ſchlechter Mann ſey.

Hat er Vermögen, fragte Günther, um mit Frau und Kinder leben zu können? — Man berichtete ihm, daß er große Kapitalien auf Intereſſen habe. Jetzt war ſein Schluß ſchon gefaßt: er ſollte fort; und Graf Erich gab ſeine volle Beiſtimmung dazu.

Günther ruhte einige Tage aus, und dann wurde beſchloſſen, Graf Wilhelmen nach der Univerſität zu ſchicken. Sein Oheim weinte bei ſeinem Abſchiede und ſegnete ihn. — Auch ſein Vater beurlaubte ihn auf das Zärtlichſte, und nun reiste er mit einigen Bedienten nach Göttingen.

Graf Günther fing nun an zu regieren. Zuerst ließ er den Superintendenten kommen. Stahlmann war auch auf diesen Tag beschieden, und wirklich schon im Schlosse, als der erstere Audienz hatte. — Als jener zur Thüre in Graf Günthers Zimmer hereintrat, schaute ihm der Graf mit Majestät ins Gesicht und fragte: Sind Sie der Vorsteher sämmtlicher Kirchen in der Grafschaft?

„Ja, Ihre Excellenz!"

Waren Sie denn ein Miethling, oder ein guter Hirt?

„Ich habe gesucht, so viel ich konnte, ein guter Hirt zu seyn." (Dieß sagte er ziemlich frech.)

Warum haben Sie denn als Hofprediger Ihr Amt nicht gethan und Ihrem Landesherrn seine Pflichten nicht vorgehalten?

„Ich hoffe doch, daß ich dieß zuweilen gethan habe."

Sie haben's nicht gethan; und wer die erste Pflicht versäumt, versäumt auch die letzte! —

„Ich bitte Ew. Excellenz um Gnade."

Sie sind ein Miethling!

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung."

Haben Sie denn Ihr Amt gethan?

„Ich bitte um Gnade; was ich nicht gethan habe, das will ich hinführo thun."

Dieß soll mich freuen! Indeß sind Sie so lange suspendirt, bis Sie Proben eines Ihrem Stande würdigen Mannes abgelegt haben!

Der Geistliche that einen Fußfall.

Gehen Sie! sagte der Graf: Sie sind suspendirt. — Und hiemit drehte er sich auf dem Fuße herum und ging in sein Kabinet. — Der Geistliche wanderte nach Hause und mußte bald darauf die Pfarrwohnung räumen.

Graf Günther ließ jetzt auch Herrn Stahlmann zu sich kommen. — Herr Stahlmann! fing er an: der Superintendent ist suspendirt und Sie treten in seine Stelle.

„Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigst, mich zu verschonen; ich bin noch Kandidat und diesem Amte nicht gewachsen."

Sie haben als Kandidat Schätze von Erkenntnissen gesammelt, und es ist nur Ihre Schuld, daß Sie noch Kandidat sind; Sie wollten keine Beförderung. Und Ihr Geständniß, daß Sie dem Amte nicht gewachsen seyen, ist ein Beweis, daß Sie das Gewicht der Sache kennen; und wer es kennet, der ist ihm am ersten gewachsen.

„Ach gnädiger Herr! verschonen Sie mich; meine Brust ist zum Predigen zu schwach."

Sie sollen sich einen Kaplan halten.

„Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigst, mir doch zu erlauben, daß ich in meine Ruhe zurücktreten darf."

Wie! — der Stahlmann, der die Pflichten seines Landesherrn kennt, der weiß seine eigenen Pflichten nicht? — Sie sind zu weichlich, Ihre Kräfte zum Dienste Gottes und des Vaterlandes aufzuopfern? Ist nicht Jedermann verbunden, zu kämpfen, wenn ein allgemeiner Feind des Vaterlandes eingebrochen ist? Kurz, Sie sind Superintendent und Hofprediger, und nun kein Wort mehr! —

„Ew. Excellenz haben Recht; antwortete Stahlmann: ich erkenne, daß Mißtrauen in mich selbst und Gemächlichkeit mich an meiner Pflicht hinderten. — Ja, ich folge dem Rufe willig. Gott wird mich stärken! — —"

Das ist Recht! erwiederte der Graf: nun ziehen

Sie unverzüglich hieher; dann wollen wir alsbfort an eine Generalreform, und ich will ihren Handlungen Gewicht geben.

Zu allem diesem hatte Graf Erich seine Einwilligung gegeben. — Graf Günther erkundigte sich nun auch genau, wie die Landesregierung eingerichtet sey. Der Präsident sämmtlicher Collegien hatte Alles verwaltet. Hier aber sowohl, als bei der Kammer, herrschte eine solche Unordnung, daß Günther den Einen hier, den Andern da absetzen und der Sache eine ganz andere Einrichtung geben mußte. Ueberall verfuhr er kurz und kräftig, ungefähr so, wie bei dem Superintendenten.

Durch dergleichen strenge Veranstaltungen geriethen alle Ober- und Unterbeamten in Furcht. Sie fühlten, daß wirksame Gewalt an das Staatsruder gekommen war; die Trägen wurden fleißig, die Betrüger in Furcht gesetzt, und man spürte bald eine allgemeine Veränderung zum Glücke der Grafschaft. Ein Jeder merkte nun freilich, daß Graf Günther die eigentliche Ursache dieser Verbesserungen war; doch geschah alles unter Erichs Namen.

Nach drei Wochen kam auch die Gräfin von Eichenborn mit der jungen Herrschaft zu Beulenburg an. — Fräulein Philippine lernte an ihr eine vortreffliche Schwiegermutter kennen; sie ward mit größter Freundschaft empfangen, und Graf Günther holte sie ab, sobald er von ihrer Ankunft die Nachricht erhalten. —

Einige Wochen nachher starb Graf Erich von Eichenborn, und nun trat sein Bruder die Regierung an. —

Zu Beulenburg kamen bald hierauf Briefe von Florentin an, wodurch das ganze Schloß in Vergnügen, besonders aber Rosine auf den höchsten Gipfel der Freude gesetzt ward. Einige Umstände hielten Florentin noch zu Amsterdam auf, von da er in einigen Wochen zu Beulenburg zu seyn versprach. Seinen Briefen hat er die Fortsetzung seiner amerikanischen Geschichte beigefügt, die ich nun hier mittheilen will.

Die Geschichte

Florentins von Fahlendorn.

Dritter Theil.

(Fortsetzung der amerikaniſchen Geſchichte).

Ich habe in dem erſten Stücke meiner Reiſegeſchichte Molkenblicks und des Licentiaten Hallenborns gedacht. Dieſe Burſche hatten nach und nach in dem friedlichen Pilgersheim ſo viele, vorhin unbekannte Sächelchen und Empfindungen in Uebung gebracht, daß ſehr viele Mädchen und Jünglinge nicht mehr vergnügt waren. Die Mädchen lernten ſich auf eine neue Art verlieben, ſie wurden empfindſamer und weichlicher, und verloren die Kraft, zum Beſten ihrer Familien wirkſam zu ſeyn. Molkenblick lehrte ſie neue Arten des Schmuckes kennen, und lenkte ihre Thätigkeit auf die Auszierung ihres Körpers. Die Jünglinge fingen an, Gedichte zu leſen, bekamen Geſchmack an Mährchen und Romänchen, welche ihnen Molkenblick und Hallenborn täglich machten. Dadurch nahm die Pilgersheimer Jugend eine ganz andere Richtung, ſie verloren alle Luſt zur Arbeit, das ſonſt ſo herrliche Gewerb, auf welchem die ganze Glückſeligkeit des Ortes beruhete, ging träger, und es ſtand ſehr zu vermuthen, daß bei längerer Anweſenheit der beiden gefährlichen Menſchen die Kolonie nach und nach zu Grunde gehen würde. Muzelius ſuchte dieſem Verderben durch allerhand kluge Mittel zu begegnen; allein vergebens. Die beiden Menſchenverderber pflanzten gleich dem jungen Volke eine Ab-

neigung gegen den Pfarrer und die Religion ein, daß daher seine Mühe vergeblich war.

Ich finde mich gedrungen, hier eine kleine Anmerkung zu machen, wozu mir diese Geschichte Anlaß gibt. Es kommt mir so vor, als wenn die Empfindelei und Belletristerei ein Zehrungsfieber für den Staat sey, und daß man auf seinen baldigen Sturz sicher Rechnung machen könne, wenn dieses Uebel allgemein wird. Das häufige Lesen belletristischer Sachen entnervt den Geist und macht ihn zu aller Thätigkeit ungeschickt, es bringt Geniesucht, und mit dieser Bocksprünge im Reiche der Wahrheiten. Auf den hohen Schulen studirt Keiner mehr, ein Jeder hat sein Bibliothekchen der schönen Wissenschaften, er gibt sich einen Anstrich von Genie; ein Genie aber braucht nicht gelehrt zu seyn, gründliche Kenntnisse sind Pedantereien, ein Quintel Genie gilt mehr, als das Alles. Daher sinkt die wahre Gelehrsamkeit, und was ist natürlicher, als daß nach und nach die finsterste Barbarei einreißen müsse. Die jungen Kaufleute lesen Romane, Liebesgeschichten und Gedichte, und verlieren dadurch alle Thätigkeit, da sie statt dessen nützliche Handlungsschriften lesen und sich in ihren Wissenschaften üben sollten. Ueber das Alles führt die überhand nehmende Belletristerei zu einer Ueppigkeit und Verliebelei, die ganz ohne Schranken ist, dadurch leidet der Ehestand, diese Grundsäule der Bevölkerung und der Glückseligkeit, u. s. w. Ich könnte eine ganze Predigt über die Wahrheit dieser Erfahrungen daherschreiben, wenn es meinem Zwecke gemäß wäre; allein ich will lieber fortfahren, zu erzählen.

Herr Pilger bemerkte das Verderben mit äußerster Bekümmerniß, und er fing an, mit Muzelius

und mir zu überlegen, was hiebei zu thun sey. Wir waren alle Drei Eines Sinnes, die beiden Verführer je eher je lieber wegzuschicken, da sie sich aber schon sehr beliebt gemacht und einen großen Anhang hatten, so war die Frage: wie es am bequemsten geschehen könnte, ohne Unruhe anzurichten. — Herr Pilger gab uns ein paar Tage Zeit, während welcher wir uns auf die beste Beantwortung dieser Frage bedenken sollten. Doch die Vorsehung machte sie uns ganz unnöthig; Molkenblick und Hallenborn verschwanden, kein Mensch konnte sagen, wo sie geblieben waren.

Etliche Wochen nachher wandelte Muzelius und mich nochmals die Luft an, nach unserm glücklichen Volke aufs Gebirg zu wallfahrten: wir wollten sehen, ob man uns den Zugang versperret habe oder nicht. Wir beurlaubten uns auf drei bis vier Tage, und wanderten an einem frühen Morgen wieder fort, und zwar gerad den nämlichen Weg, welchen wir das vorigemal gegangen waren; zugleich trug ich eine leichte tannene Leiter, um sie im Nothfalle gebrauchen zu können. Wir kamen wieder an die Felsenwand, stiegen vermittelst unserer Leiter hinauf, und fanden zu unserer größten Freude den Weg noch offen. Als wir uns auch recht besannen, so sahen wir ein, daß das Vermauern dieses Weges höchst unnöthig war: denn keine lebendige Seele entdeckte ihn von selbst; auch wir würden ihn nie bemerkt haben, wenn nicht die zwei Frauenzimmer Anlaß dazu gegeben hätten.

Die Leiter ließen wir im Felsen stehen, und gingen nun auf Herrn Prachts Wohnung zu; der alte Greis freute sich sehr, uns zu sehen. Freunde! sagte er, und drückte uns die Hand: ich habe mich nach Ihnen erkundigen lassen, Sie sind sehr brave, aus-

erwählte Leute, und darum iſt auch Ihr Zugang offen geblieben. Sie können nicht glauben, wie hungrig man nach Menſchen wird, wenn man in einem ſo kleinen Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft lebet.

Dieſe Aufnahme freute uns ungemein; wir wurden in einen ſchönen Saal geführt, wo uns Prachts Töchter und Enkelinnen bedienten. Er ſelber ſetzte ſich zu uns, und nach und nach fanden ſich ſeine Söhne und Schwiegerſöhne auch bei uns ein; es war uns nicht anders zu Muthe, als wenn wir bei dem Patriarchen Jakob und ſeinen zwölf Söhnen geſeſſen hätten. Es wurde uns ein Mittagmahl bereitet: denn es war erſt hoch Mittag, als wir hinkamen. Die Männer ſpeiſeten alle mit, und das Frauenzimmer bediente uns.

Ueber dem Eſſen fragte der alte Pracht: ob wir zween Männer kennten, die ſich Molkenblick und Hallenborn nennten; wir antworteten: ja, ſehr wohl! Sie ſind hier, verſetzte Pracht: unſere Handelsleute in Pilgersheim haben ſie uns zugeführt.

Wir wurden ſehr unruhig bei dieſer Nachricht. Die Geſellſchaft merkte das, ſie ſahen einander an und lächelten: gefällt Ihnen das nicht? fragte der Alte.

„Nein! verſetzte Muzelius: dieſe Menſchen werden bald Unſchuld, Religion und gute Sitten von hier auf ewig verbannen, und an deren Statt Wolluſt, Empfindelei und Verderben einführen.“

Dafür iſt ſchon geſorgt, erwiederte Pracht: ſie werden der Welt nicht mehr ſchaden.

Ich erſchrack über dieſe Rede aufs Höchſte: denn ich glaubte, ſie ſeyen ums Leben gekommen, und in dem Falle würde mir Pracht ein Tyrann geweſen ſeyn. Er bemerkte aber meinen Schrecken. Sorgen Sie nicht, ſagte er zu mir: die Burſche leben und ſollen

leben, so lang als Gott will; aber damit sie Niemand schaden können, so haben wir sie von uns abgezäunt. Wenn Sie Lust haben, so können Sie ihre Beschäftigung sehen und mit ihnen sprechen.

Ich muß gestehen, daß ich außerordentlich neugierig war, das eigentliche Schicksal dieser beiden Leute zu wissen; ich bat daher recht sehr, uns zu ihnen zu führen. Dieß geschah auch gleich nach Tische; zween Männer führten uns nordostwärts gegen das Felsengebirg zu. Hier stand oben auf einer Felsenwand ein Gemäuer, ziemlich groß und viereckigt, hinter dem Hause war ein sehr angenehmer Garten, aber nicht groß, etwa hundert Schritte lang und breit, hinter dem Garten stieg die Felsenwand himmelan: an der Ost-, Süd- und Westseite war ein Absturz von dem Gemäuer herab, sechsunddreißig Schuh hoch, unten auf dem Boden waren, von dem Felsen an bis auf zwanzig Schritte von demselben, lauter spitzige Pfähle, einer zween Schuh weit vom andern in die Erde fest gerammelt, so daß, wenn auch einer von oben herab einen Luftsprung hätte wagen wollen, er sich doch gewiß würde gespießet haben. Hier lag nun eine Leiter auf dem Boden, die sich zwischen zween Pfosten bewegte, nicht weit davon stand eine Erdwinde mit einem Seile, welches an das unterste Ende der Leiter fest gemacht war; drehte man nun die Erdwinde herum, so stieg die Leiter in die Höhe, und legte sich oben an, so daß man hinauf steigen konnte; um mehrerer Sicherheit willen hatte sie auf beiden Seiten eine Lehne. Auf eben die Weise ließ man sie auch wieder nieder. Wir stiegen da hinauf; oben fanden wir rund um das Haus her einen Gang etliche Schritte breit. Das Gebäude war mit einer starken, wohl verriegelten Thüre versehen; diese wurde nun auf

gemacht. Hier fanden wir verschiedene wohl verschlossene Zimmer, und in denselben Geschäftigkeit und Menschenstimmen; wir verwunderten uns darüber, unsere Begleiter berichteten uns aber: daß dieß Haus ein Verbesserungshaus sey, über welches ein sehr würdiger und geschickter Mann die Aufsicht habe: denn auch ihr kleiner Staat habe Verbrecher. Ich war außerordentlich begierig, die Einrichtung dieses Zuchthauses kennen zu lernen; man weigerte sich auch nicht, uns Alles zu zeigen.

Erstlich wurden wir eine Treppe hinauf auf einen langen Gang geführt; an der ostsüdlichen Ecke war ein großes Zimmer, aber keine Thür in dasselbe, sondern nur ein großes, mit einer Thür verschlossenes Loch: dieses wurde uns aufgemacht. Wir schaueten hinein und fanden, daß das Zimmer bis auf den Boden herab durch beide Stockwerke ging; wenn man also hinein wollte, so mußte man mit einer Leiter hinab steigen; diese lag auch der Länge nach über den Gang hin. Das Zimmer hatte einen Ofen, einen Abtritt und ein Bett; die Speisen und übrige Nothwendigkeiten wurden an einem Seile hinabgelassen, und ebenso das, was herauf mußte, wurde heraufgezogen. Hier saßen nun Molkenblick und Hallenborn und schrieben, was sie nur immer schreiben konnten. Ich wußte wahrlich nicht, ob ich weinen oder lachen sollte; ich schaute hinunter und grüßte sie. „Es thut mir leid, meine Herren, sagte ich: daß ich Ihr Schicksal sich so endigen sehe;" keiner antwortete mir aber ein Wort, sie schrieben über Hals und Kopf fort. Ich fragte meine Begleiter, woher es käme, daß sie so fleißig seyen. — Er lächelte und sagte mir: daß sie nicht ehender Etwas zu essen bekämen, bis Jeder vier Bogen voll ordentlich und

leserlich geschrieben hätte; auch wenn man fände, daß ein einziges Wort uncorrigirt falsch stünde, so müßten sie den ganzen Bogen umschreiben, noch eh sie Etwas zu essen bekämen. Ei, was schreiben sie denn? fragte ich.

„Sie müssen Bibeln abschreiben, die wir bis dahin noch nicht hieher haben bekommen können; auch müssen sie zuweilen davon abbrechen und Herrn Prachts Katechismus abschreiben."

Ich gestehe offenherzig, die beiden Leute dauerten mich, und doch konnte ich mich nicht erwehren, herzlich über den Einfall zu lachen, daß Molkenblick und Hallenborn Bibeln abschreiben mußten. Ein Buch, dem sie von jeher so gram gewesen waren, mußte sie nun gegen Willen und Dank ernähren. — Ein bel Esprit verdient sein Brod mit Abschreiben der Bibel — gewiß eine sehr sonderbare Beschäftigung! Doch hütete ich mich, daß die armen Schelmen meines Lachens nicht gewahr wurden, und gewiß, ich bin kein Schadenfroh, wenn ich sie hätte befreien können, ich hätte es gethan; daran war aber nicht zu denken, ihr Schicksal war nicht anders, sie mußten ihr Leben da beschließen, wenn sie nicht durch einen ganz sonderbaren Zufall errettet wurden: denn die Solymaner konnten sie nicht unter sich dulden, und weglassen durfte man sie auch nicht, um nicht verrathen zu werden.

Ich wollte noch ein und anderes mit meinen armen Landsleuten reden, aber sie gaben mir keine Antwort; ich befahl sie also Gott, vergoß noch bei dem Abschiede ein paar Thränen des Mitleides und ging weg.

Jetzt fragten wir unsere Begleiter, wie es zugegangen, daß sie so bald eingesetzt worden.

Als sie hieher kamen, fing der Eine an, der mir

unter Beiden der Anſehnlichſte ſchien, waren ſie ganz entzückt; ſogleich beſchloſſen ſie, bei uns zu leben und zu ſterben. Herr Pracht, meiner Frau Großvater, beobachtete ſie genau, und bei der erſten Gelegenheit bemerkte er ihren ſchädlichen Hang zum weiblichen Geſchlechte. Darauf wollte er ihnen eine Arbeit anweiſen, ſie antworteten aber: ſie ſeyen ſtudirte Leute, und alſo des Arbeitens nicht gewohnt. Nun war die Frage: was ſie denn ſtudirt hätten? — Sie antworteten: daß Einer die Medizin, der Andere die Rechtsgelehrtheit ſtudirt habe; dieſe Wiſſenſchaften aber liebten ſie nicht, ſondern ihre Lieblingswiſſenſchaft ſey, die Menſchen zu erziehen und auszubilden. Herr Pracht ſchüttelte den Kopf; ei! ſagte er: Sie ſind Erzieher der Menſchen, das heißt: Sie wollen den Menſchen Erkenntniſſe und gute Sitten beibringen. Jetzt muß ich erſt einmal unterſuchen, ob Sie Erkenntniſſe haben, um ſie Andern mittheilen zu können; hernach müſſen Sie erſt durch ihren Lebenswandel beweiſen, daß Sie ſelber gut geſittet ſind. Nun gab ſich Herr Pracht aus Examiniren; die Religion iſt ja die vornehmſte und nöthigſte Erkenntniß, und darin waren beide Menſchen ſchlechter gegründet, als unſere Kinder. Herr Pracht begann gar zu zweifeln: ob ſie auch wohl an Gott glaubten, er unterſagte ihnen daher ſchlechterdings, ſich mit Lehren abzugeben; er erlaubte ihnen indeſſen einige Tage ſich umzuſehen und derweile in ſeinem Hauſe zu ſpeiſen. Dieß geſchah, um ihre Aufführung beobachten zu können. Da zeigte es ſich nun bald, daß ſie ſehr gottloſe Leute waren. Sie geſellten ſich zu unſern Mädchen und Jünglingen, ſangen ihnen ſchändliche Lieder vor, und fingen an, unverſchämt zu werden. Herr Pracht hatte ein ſcharfes Aug auf ſie, und

als es ihn genug zu seyn däuchte, stellte er eine Wache vor ihr Zimmer und trat zu ihnen hinein. Meine Herren, fing er an: Sie bringen gottlose Sachen hieher unter ein unschuldiges Volk, ich will Ihre Gründe hören, die Sie bewegen, jungen Leuten solche Lieder vorzulesen, oder gar vorzusingen. —

Molkenblick lächelte und sagte: der Trieb der Liebe ist allen Menschen tief eingepflanzet, er ist gleichsam der Mittelpunkt, um welchen sich seine Thätigkeit beweget, die ihn belebt. Dieser Trieb ist von Natur roh und thierisch, er muß verfeinert und geistiger gemacht werden, dadurch wird der Genuß erhabener.

Herr Pracht versetzte: Wahrlich! ein sehr seltsamer Grundsatz! — Das, was Sie Liebe nennen, ist der Genuß des Vergnügens, der mit der Fortpflanzung unsers Geschlechtes verpaart ist, nicht so?

Verzeihen Sie, Herr Pracht! antwortete Molkenblick: eben dieser Genuß muß verfeinert, veredelt, erhöhet werden, und das geschieht durch Gedichte, die eine höhere, reinere Liebe gegen das andere Geschlecht athmen.

Herr Pracht: das ist also Platonismus, und wenn Sie ein Männlein und Fräulein bis an die höchste Sphäre der hohen geistigen platonischen Liebe geführt haben und man untersuchet die Sache genau: so ist es abermal nichts anders, als Paarungstrieb in einem Galakleide, der um so gefährlicher ist, je mehr er verfeinert ist. Ihr Teufel in Menschengestalt! welcher Schwindelgeist hat euch gelehret, die menschliche Natur so zu verderben? — Lehrt den Jüngling und das Mädchen sich züchtig aufführen; lehrt sie eine nützliche Beschäftigung, womit sie sich nähren können; lehrt sie den Werth der Menschheit kennen; lehrt sie

die beste Religion, die will nicht nur das andere Geschlecht, sondern alle Menschen geliebt haben; und wenn sie ausgewachsen sind: so laßt sie sich heirathen, führt sie ohne Umschweif durch eine von Gott und Menschen sanctionirte Verbindung, ohne solche Ueberspannungen zum Genusse der ehlichen Freuden. Das ist Erziehung, und damit ihr erst selber erzogen werdet, so will ich euch zuvor in die Schule schicken. — Wache herein! — Zween Männer kamen und führten sie an den Ort, wo sie jetzt sind."

Das war wahrlich ein kurzer Prozeß, den Pracht mit den beiden Schöngeistern machte!

Darauf wurden uns noch andere Gefangene gezeigt; wenn ich nun nach den Lastern fragte, die sie begangen hatten, so hörte ich mit Erstaunen: der Eine hatte geflucht, der Andere einen gescholten, der Dritte hatte aus Muthwillen eine Pflanze verdorben, u. s. w. Ein Mörder war da, dieser war der Erste, und bis dahin auch der Letzte, er hatte im Zorne seinen Nachbar erschlagen. Ich wunderte mich, daß dieser Verruchte nicht am Leben gestraft worden.

Einer unserer Begleiter lächelte und sagte: Herr Pracht hat uns erzählet, daß man in andern Ländern die Mörder hinrichte, er hält das aber nicht für recht, sondern er hat das Gesetz gemacht: daß der Mörder der Familie des Erschlagenen zu eigen gehören soll. Wenn er Frau und Kinder hat, so müssen sich diese so gut nähren, als sie können; er selbst aber muß vom Regenten in Verwahrung genommen, mit dem schlechtesten Essen und Trinken, mit Brod und Wasser ernähret werden; dabei muß er so viel arbeiten, als nur in seinen Kräften stehet, um der Familie des Erschlagenen ihren Schaden so viel möglich zu ersetzen. Für seine Frau und Kinder und für die ganze Welt muß er bürgerlich todt seyn.

Muzelius sah mich an und sagte: das ist ein sehr sonderbares Gesetz, darüber müssen wir Herrn Pracht selber sprechen. Wir thaten das auch, sobald wir zu ihm kamen; er redete sehr gründlich von der Sache, aber er überzeugte uns eben so wenig, als wir ihn überzeugen konnten, so wie es bei allen dergleichen Disputationen zu gehen pflegt.

Da wir nun den andern Tag noch bleiben konnten, so ersuchten wir Herrn Pracht, uns seine Geschichte mitzutheilen; er war dazu willig und holte uns ein geschriebenes Buch. Wir begaben uns in unser Schlafzimmer und lasen es den ersten Abend, den zweiten Morgen und den zweiten Abend ganz durch. Ich theile hier einen kurzen Auszug aus Herrn Prachts Geschichte mit, die wirklich sehr merkwürdig ist.

Herr Pracht ist eines Predigers Sohn aus Sachsen; er war von Jugend auf ein sehr fähiger und edler Jüngling, der in allem Betrachte seinen Eltern Freude machte. Sie schickten ihn auf die hohe Schule und ließen ihn Theologie studiren, er erwarb sich Liebe und Zutrauen, wo er sich nur zeigte, und wurde ein rechtschaffener Gelehrter; zugleich aber hatte er sich noch mit andern Wissenschaften nebenher bekannt gemacht. Kurz, er war einer von den geschicktesten jungen Leuten und besaß zugleich eine nicht geringe Schönheit.

Diese seine großen Gaben wurden an dem gräflich M*** Hof bekannt, er wurde bei der jungen Herrschaft als Hofmeister berufen; er folgte diesem Rufe und betrug sich so wohl, daß man aufs Höchste mit ihm zufrieden war.

Die älteste Comtesse war ein Frauenzimmer von sechzehn Jahren, als Pracht an den Hof kam; er

war auch noch in der besten Blüthe, etwa vier und zwanzig Jahr alt. Diese mußte er ebenfalls in Sprachen, in der Religion und andern Wissenschaften unterrichten. Sie war eine von den gutherzigsten, weichsten Seelen, die jedem Triebe offen stehen und wenig Behutsamkeit auf ihre Schritte und Tritte verwenden. Sie verliebte sich in den Hofmeister, hielt aber doch ihre Liebe so geheim, daß sie kein Mensch merkte. Selbst Pracht ahnte diese Liebe nicht einmal; an seiner Seite aber schlich sich ebenfalls eine geheime Neigung gegen sie ein. Da er nun die Unmöglichkeit der Ehe mit ihr und zugleich den gänzlichen Verlust aller seiner Wohlfahrt einsah, wenn er das Geringste von dieser Neigung merken ließ, so hielt er sich sehr ernst und trocken gegen die Gräfin; und dieses Verhalten war auch wohl die Ursache, daß die Gräfin das Herz nicht hatte, sich ihm zu entdecken.

Diese Leidenschaft glühte in beider Herzen vier Jahre lang. Die Gräfin erreichte ihre vollkommen jungfräulichen Jahre unter beständiger Liebe. Dieses geheime Feuer wirkte auf den Wachsthum und die völlige Ausbildung ihres Körpers, so daß sie das reizendste Frauenzimmer ihrer Gegend war.

So sehr sich auch Pracht waffnete und zu waffnen glaubte, so sehr betrog er sich; denn das Feuer der Liebe hatte nach und nach sein Herz so weich gemacht, daß der erste Pfeil, den die Gräfin auf ihn abdrücken würde, bis in die innerste Tiefe seines Herzens dringen mußte. Zu diesem fatalen Punkte mußte es auch endlich kommen. Der Graf wollte nun Pracht befördern; er empfahl ihn einem gewissen großen Fürsten zum Hofprediger. Der Fürst verlangte ihn bald; der Ruf wurde Pracht angetragen, er wollte und sollte sich freuen und konnte doch nicht. Dieß wun-

derte ihn mächtig; er prüfte sich und fand zu seinem größten Schrecken seine Liebe gegen die Gräfin so groß, daß ihm jede Trennung von ihr schrecklich, wie der Tod auf einem Gerichtsplatze, vorkam. Was war nun zu machen? — Er verzweifelte an jeder Ueberwindung, und doch drohte ihm Vernunft und Religion unvermeidliches äußerstes Unglück und den schwersten Fluch, wenn er seine Liebe nicht unterdrückte und überwand.

Nun prüfte er sich in der Stille, ob er schuldig oder unschuldig sey? — Er prüfte sich streng und unparteiisch, und fand — sich schuldig — Wie? fragte er sich: ich schuldig? — Ja! sagte sein Gewissen; er hörte diese strafende Stimme weiter und fand: daß er noch schönere Frauenzimmer gesehen als die Gräfin, die noch reizender waren, und doch hatten sie keine schädliche Wirkung auf ihn gethan. Die Ursache war: er hat gegen ihre Reize auf der Hut gestanden, jeden ersten Funken durch Vernunft und Religion erstickt. Aber an der Gräfin hatte er oft seine Augen geweidet, sich einen stillen, geistigen, platonischen Genuß erlaubt, dadurch war die Glut in seinem Herzen so stark geworden, daß sie alle Ströme der Vernunft und Religion nicht mehr ersäufen konnten. Er fand also, daß seine ganze Aufführung nur Heuchelei gewesen war; er hatte innerlich diese Liebe genährt und sich selbst verfehlt, äußerlich aber die Larve der Verstellung angezogen, dadurch der Gräfin Gelegenheit gegeben, ihr Herz auch noch mehr zu verstricken; doch von diesem Umstand wußte er noch nichts. Er hätte also seinen Abschied nehmen sollen damals, als die Liebe noch mit ein paar Augen voller Thränen hätte ausgelöscht werden können.

In diesen Umständen flehte und betete Pracht

feurig zu Gott, bat um gnädige Strafe und väterliche Leitung seiner Schicksale; getröstet setzte er seine Geschäfte fort. Die Gräfin schien bei Prachts Beförderung gleichgültig; in einsamen Augenblicken aber schoß sie so feurige Strahlen aus ihren schönen Augen auf den Hofmeister, daß er in ihrem Lichte tief ins Herz seiner Geliebten schaute und fand, daß ihr Umstand dem seinigen gleich war; auch seinen Augen konnte er nicht gebieten, ihn nicht zu verrathen. Kurz, ganz ohne Worte zogen sich beide Herzen wie zwei Magnete an und vereinigten sich in ein unauflösliches Eins.

Jetzt fand Pracht, daß die Gräfin für ihn geschaffen war und er für sie; jetzt stürzte er hohe Geburt und jedes Verhältniß, das ihn von ihr trennte, zu Boden; und jetzt dachte er auf nichts anders, als sie zu entführen und zu heirathen. Alle Gründe der Vernunft und der Religion waren für ihn falsch: im Gegentheile fand er Vernunfts- und Religionsgründe genug, die ihm die Entführnng und Heirath der Gräfin als eine schöne und edle That anpriesen. So gehts! die Leidenschaften blenden die Vernunft dergestalt, daß das schwärzeste Unrecht gar zu einer Tugend wird. O wie selig ist der, der den Vorschriften der Religion platterdings folgt, ohne zu grübeln.

Indessen merkten die Eltern der Gräfin nichts; ihr Zutrauen auf den Hofmeister war so groß, daß sie gewiß ihre Comtesse mit ihm hätten durch die Welt reisen lassen. Dieß Zutrauen gab Anlaß genug, daß sich beide Verliebte allein unterreden konnten. Als nun die Liebe in beider Herzen auf diesen Punkt gekommen war, wurde die erste Gelegenheit ergriffen; ein einsamer Spaziergang in den Garten wurde von Herrn Pracht veranstaltet. Das war mehr geschehen und Niemand merkte darauf.

Beide wandelten ihren Gang ſittſam fort und ſprachen gleichgültig. Es war Sommer, der Himmel mit Wolken überzogen, und aus Südweſten ſtieg ein nachtſchwarzes Gewitter empor; die ganze Natur feierte und es feierte jeder Wind. Beide führte ein geheimer Zug hinten in dunkle Lauben und endlich in ein Sommerhäuschen, welches einſam im Winkel des Gartens ſtand; hier ſetzten ſie ſich auf einen Sopha und ſchauten durch ein Fenſter über eine ſchöne Wieſe hinunter gegen einen dunkeln Wald, auf deſſen Höhe das Gewitter heraufzog. Sie ſchauten hin und ſeufzten.

Pracht. Gräfin! wie ſchauervoll-prächtig iſt die Natur im Gewitter! — Er faßte ihre Hand und glaubte, der Sopha bewege ſich unter ihm gegen die Gräfin hin, er fühlte, daß er feſt an ihr ſaß. Ihre Hände waren zuſammengewachſen.

Gräfin. Bei dieſer Majeſtät fühlt man, daß man Menſch iſt. Ob ſie dem Hofmeiſter die Hand ſtärker drückte, wähnte ſie nur, er aber fühlte es deutlich.

Pracht. Gewiß! fühlt man, daß man Menſch iſt; der größte König iſt nicht ſicherer vor dem Blitze, als der geringſte Bettler.

Gräfin (tief ſeufzend). Der größte König und geringſte Bettler ſind ſich alſo gleich. Auch rührt der Blitz der Liebe Einen wie den Andern.

Pracht (feurig und gerührt). Gott! Sie reden aus Erfahrung? —

Gräfin. Haben Sie denn noch nichts von der Art erfahren?

Pracht. Ja, ſchon zu ſehr. Sie haben alſo Erfahrung von der Macht der Liebe, ich habe ſie auch.

Gräfin. Wo ſtieg das Gewitter der Liebe auf, deſſen Blitz Ihr Herz rührte?

Pracht. Die Beantwortung dieſer Frage iſt gefährlich.

Gräfin. Woher droht Ihnen Gefahr?

Pracht. Von Ihnen, meine Gräfin!

Gräfin (mit einem feurigen Blick). Ich erlaube Ihnen, zu antworten und stehe Ihnen für alle Gefahr.

Pracht. Wohlan dann, meine theuerste Gräfin! aus Ihrem Herzen stieg das Gewitter empor, dessen Blitz mich so mächtig rührte.

Gräfin. Pracht und Mina und Du seyen forthin unsere Namen, ewige Liebe unser Leben! Sie küßte ihn, schloß ihn in ihre Arme. Pracht und Mina hauchte sie in seine Seele ein.

Pracht. Mina, welche Wonne!

Gräfin. Pracht, welche Seligkeit!

Dieß Entzücken dauerte eine Viertelstunde in Einer Umarmung fort; nun rissen sie sich los. Wir müssen fort! rief die Gräfin! morgen nehme ich meine Schatulle und Juwelen und gehe nach Amsterdam, bei dem hochdeutschen Pfarrer kannst du mich unter dem Namen Maria von Treuenburg ausfragen und finden, gib dich für meinen Bruder aus und heiße Theodor von Treuenburg, und folge mir in acht Tagen nach. Wir gehen in die neue Welt, dort sind wir sicher, wir können uns von meinem Gelde ein großes Gut kaufen, ich bin die arbeitsamste Bäuerin, sobald als es nöthig ist. Ich schwur ihr Treue und sie mir; nun spazirten wir wieder ins Schloß.

Gegend Abend hielt die Gräfin um Erlaubniß an, ihre Tante, die Freifrau von S***, zu besuchen. Sie nahm Extrapost und gab vor, daß sie den Kutscher wegen einer Grobheit dadurch bestrafen wolle. Ihr Kammermädchen ließ sie gleichfalls zurück; ihr Kabinet aber schloß sie zu und nahm den Schlüssel mit. Das Alles ging ganz ruhig und ohne den geringsten Verdacht zu. Nun war sie fort. Pracht

packte indeſſen auch ſeinen Bündel, und unter dem Vorwande, einen Freund zu beſuchen, nahm er auch Extrapoſt und ging nach Holland. Dort traf er ſeine Gräfin an; mit ihr ging er, nebſt noch anderen Koloniſten, nach Surinam. Die Fahrt war glücklich, bis die Reiſe beinahe vollendet war. Sie wurden auf die Morgenſeite des Maronyfluſſes verſchlagen. Sie ſtiegen daſelbſt aus und pflanzten ſich auch daſelbſt in einem ſchönen Thale an. Herr Pracht, welcher bei fünfzehn tauſend Gulden aus der Schatulle der Gräfin und aus ihren Juwelen gezogen hatte, wurde Herr von der Kolonie. Er kopulirte ſich ſelber mit ihr, und ſo lebten ſie vergnügt zuſammen.

Doch war dieſe Kolonie ſehr unruhig und vieler Gefahr unterworfen. Denn ſo oft die Karaiben mit den Holländern brachen, war Prachts Kolonie ihren Beleidigungen am meiſten ausgeſetzt. Es wurden dann Soldaten dahin gelegt, die nur ein klein wenig beſſer hausten als die Karaiben ſelber.

Pracht ging indeſſen oft ins Gebirge ſpazieren, und bei dieſer Gelegenheit entdeckte er das Paradies, welches er jetzt bewohnt. Er ſagte niemand etwas von dieſer Entdeckung, wanderte aber fleißig dahin und unterſuchte Alles genau. Nun fand er zu ſeiner größten Freude, daß dieß Thal auf allen Seiten ganz unzugänglich ſey, ausgenommen da, wo er herein kam, und dann durch die enge Spalte, welche noch jetzt zur Communikation mit der übrigen Welt dient. Beide Oerter aber konnte er auch gar leicht unzugänglich machen, ſobald er nur wollte. Dieſe ſchöne Entdeckung erzählte er ſeiner Mina, die ſich eben ſo ſehr darüber freute, denn dort waren ſie völlig frei und niemand in der Welt mehr unterworfen.

Nun überlegte Pracht, wie er ſich am füglichſten

in Geheim entfernen könnte. In seiner Kolonie waren drei Männer mit ihm von einem Alter und von einer Denkungsart; auch hatten sie sehr brave, liebe Frauen. Diese Männer wollte er mitnehmen, um doch nicht ohne alle menschliche Gesellschaft zu leben, und durch eine zahlreichere Nachkommenschaft die schöne Einöde bald volkreicher zu machen. Er lud sie daher an einem schönen Tage zu sich ein, ließ sich von ihnen die strengste Verschwiegenheit angeloben und hieß sie mit sich gehen. Er führte sie durch mancherlei Krümmungen auf steilen und schmalen Wegen längs steilen Abstürzen vorbei, und nach ein Paar Stunden kamen sie ins Thal. Die drei Männer waren ganz entzückt. Nun trug ihnen Pracht sein Vorhaben vor und unterrichtete sie von der Beschaffenheit des Thales, daß es unzugänglich und also ganz unüberwindlich sey, und daß sein Wille sey, ganz still dahin zu ziehen. Würden sie sich nun entschließen, mit ihm zu gehen, so würde er sich freuen, sie wollten sich dann ganz von aller Welt entfernt halten und für sich eine eigene Welt ausmachen. Das Grünen und Blühen aller Gewächse in diesem Paradiese war so reizend, dazu der Gedanke, ganz frei in der Welt zu leben, so schön, daß ihnen Allen Zeit und Weile zu lang wurde, bis sie da und eingerichtet waren.

Nach und nach brachten sie in allem Geheim alles Nöthige bei nächtlichem Mondscheine dahin und verloren sich auf einmal alle Vier mit ihren Weibern und Kindern. Sobald sie im Thale angelangt waren, machten sie den Weg, welchen sie gekommen waren, dadurch unzugänglich, daß sie nahe am Ausgange ins Thal einen Felsen sprengten und damit den Paß verschütteten.

Pracht und seine Mina zeugten allein so viele

Kinder als die andern Drei zusammen, sie verheiratheten sich durch einander, und jetzt war der alte Pracht noch der einzige von den Alten, seine drei Kameraden waren gestorben und ungefähr auch um die nämliche Zeit seine Mina.

Wir brachten unsere Zeit sehr vergnügt in Solyma zu. Den dritten Tag nahmen wir wieder Abschied von unsern Freunden, wobei wir ernstlich an unsern Eid erinnert wurden, und gingen wieder mit unserer Himmelsleiter nach Pilgersheim zurück. Wir wurden gefragt, was wir im Gebirge gemacht oder gefunden hätten? Die Antwort war gleichgültig und unverdächtig, und so wurden wir weiter nicht ausgeforscht.

Einige Tage hernach kam der Lieutenant Hallenborn mit einem Detaschement Truppen nach Pilgersheim, denn die Regierung zu Surinam hatte für gut befunden, diese schöne Kolonie gegen die feindlichen Einfälle der Franzosen zu decken. Uns allen war der Lieutenant sehr zuwider; ich hatte einen natürlichen Abscheu vor ihm, und Herr Pilger faßte aus meiner Beschreibung der Hallenbornischen Familie auch kein gutes Vorurtheil von ihm, welches noch mehr bestärkt wurde, als er ihn sah. Doch begegneten wir ihm alle freundlich und verehrten in ihm den Schutz unserer Obrigkeit. Herr Pilger nahm ihn sogar in sein Haus und an seinen Tisch. Er begegnete uns allen höflich, auch mir, wenn Jemand dabei war; sobald er aber mit mir allein war, gab er mir verächtliche und tödtende Blicke. Das alles war mir nun ganz gleichgültig und beleidigte mich nicht. Indessen wurden uns doch diese Gäste

binnen ein paar Wochen ganz unerträglich, und wir würden bei der Regierung um ihre Abrufung angehalten haben, wenn sie nicht von selbst erfolgt wäre. Dieses ging folgendergestalt zu:

Hallenborn mochte etwa vierzehn Tage bei uns gewesen seyn, als an einem Abend der junge Herr Pilger von Surinam zurück kam und einen sehr merkwürdigen Mann mitbrachte, in seiner Kleidung war er nachläßig und einem holländischen oder friesischen Viehhändler sehr ähnlich. So wie dieser Mann zur Thüre herein trat, flog ihm Herr Pilger um den Hals und hieß ihn seinen besten Freund. So in die Arme geschlungen, verschloßen sie sich ins Kabinet. Ich war mächtig neugierig, wer das seyn möchte; hoffte aber, es werde sich über der Tafel aufklären. Der fremde Herr kam gegen mir über zu sitzen; er hatte einen scharfen raschen Blick, den er oft auf mich warf. Kaum hatte er angefangen zu essen, als er den Löffel niederlegte, die Hände auf beide Knie stützte, mich anschaute und fragte: wer sind Sie? — Diese gerade Frage machte mich etwas betroffen. Ich antwortete:

„Ein Deutscher!"

So hör' ich; er aß wieder. Hallenborn lachte laut. —

Er (zu Hallenborn). Was lachen Sie?

Hallenborn. Je nun, ich lache!

Er. Jetzt ist die Frage: ob Sie meiner lachen, oder des jungen Herrn da? Wie meinen Sie?

Darüber bin ich keine Rechenschaft schuldig.

Er. Sie sind ja der Lieutenant Hallenborn? Wie?

Hallenborn. Wenn Ihnen was daran liegt, ja!

Er. Wollen sehen! Hier zog er ein Packet aus

der Tasche, wies ihm das Siegel und die Aufschrift. Kennen Sie das? fragte er.

Hallenborn erstarb, so daß er sich nicht rühren konnte. Herr Pilger! fuhr der Fremde fort: Sie sind das Haupt der Kolonie, und es ist Ihre Pflicht, den Verräther gefangen zu nehmen. Hallenborn wollte entlaufen, aber der Weg wurde ihm versperrt und die Unteroffiziere von seinem Detaschement herzugerufen. Während der Zeit erbrach Herr Pilger das Packet und fand erschreckliche Sachen. Hallenborn, fing er an: du bist ein Teufel! mehr sag' ich nicht.

Indessen traten Wachtmeister, Sergeante und Korporal herein. Herr Pilger kündigte ihnen an: daß ihr Lieutenant Briefe nach Surinam an einen verrätherischen Kaufmann geschrieben, der mit einem gewissen französischen Kaper in unerlaubtem Briefwechsel stünde: daß er in diesem Briefe den Kaufmann ersucht habe, den Kaper zu benachrichtigen, er solle einen gewissen Tag den Marony heraufkommen, so wolle er zu ihm übergehen und die Kolonie Pilgersheim in seine Hände liefern, sie wollten sich dann in die Beute theilen, und er wolle französische Dienste nehmen. Jetzt, Herr Wachtmeister, fuhr Herr Pilger fort: der Lieutenant ist mein Gefangener, und Sie versehen indessen das Commando, bis auf weitere Ordre; halten Sie gute Ordnung. Die Unteroffiziere erstaunten und gingen ab. Herr Pilger aber gab seinen Leuten Befehl, den Bösewicht wegzuführen und wohl zu verwahren. Der Degen wurde ihm abgenommen, die Uniform ausgezogen, und so brachte man ihn weg.

Herr Pilger war nun neugierig, wie der Fremde, welcher Herr v. Fink heißt, zu dem Briefe gekom-

men war. Der junge Herr Pilger erzählte die Sache folgendergestalt:

Zu Surinam hörte ich ein heimlich Gerücht, als sollte ein dortiger gewisser Kaufmann mit den Franzosen in verdächtigem Briefwechsel stehen und daß man scharf auf ihn Acht gebe; auf einmal wurde er eingezogen und in Ketten und Banden geschlossen. Des nämlichen Tages reisten wir ab, und heut, als wir noch eine Meile von hier entfernt waren, begegnete uns ein Pilgersheimer, den ich wohl kannte. Ich fragte: wohin er wolle? er eilte aber fort; ich ergriff ihn, denn es verdroß mich, daß er mir nicht antwortete; wo willst du hin? fragte ich; er antwortete: nach Surinam.

Was hast du da zu schaffen?

„Ich darf's nicht sagen."

Wer schickt dich denn?

„Der Lieutenant Hallenborn."

Dieß kam dem Herrn von Fink verdächtig vor. Laß den Brief sehen, sagte er: der Bote zitterte und gab den Brief heraus. Herr von Fink zeigte mir die Aufschrift, und ich erschrack. Wir nahmen also den Boten mit zurück, hießen ihn still nach Hause gehen und sich diesen Abend nicht sehen zu lassen. Der Brief war an den arretirten Kaufmann gerichtet. Wenn Hallenborn beim Anblicke desselben ruhig geblieben wäre, so hätte er ihn wieder bekommen, und man hätte ihm das Schicksal seines Correspondenten erzählt. Des Herrn von Fink Betragen und kluge List aber hat ihn überrascht.

Woher kamen Sie aber gleich auf Verdacht, als der Bote sagte: er sey vom Lieutenant Hallenborn geschickt? fragte Herr Pilger seinen Freund.

„Wie ich auf den Verdacht kam? — Ein Officier

ſchickt Soldaten und keine Bauern — Eins! — und für's Zweite: Ich hatte zu Surinam ſo ein Gemümmel gehört; auch Hallenborn war verdächtig, meinen Sie nicht? man konnt's nur noch nicht beweiſen; er war hier auf der Probe."

Nun wurde noch ein und anderes von der Materie geſprochen. Fink aber eilte davon ab, ſchaute mich wieder ein paarmal an und ſagte:

„Sie ſind alſo ein Deutſcher?"

(Zu Herrn Pilger). Doch wohl der junge Menſch nicht, von dem man in Surinam ſo Vieles ſpricht. Wie meinen Sie?

Ja, der iſt's, antwortete Herr Pilger.

Nun ſprang der Herr von Fink auf, um den Tiſch herum, ich riß mich auch auf, er ſchloß mich in die Arme; Gott ſey Dank! rief er mit Thränen, daß Sie ein Deutſcher ſind. Er küßte mich und ging wieder an ſeinen Ort.

Dieſer Zug zog mein ganzes Herz in Fink's Bruſt hinein. Beim erſten Anblicke kam mir der Mann auffallend vor; bei der Handlung mit Hallenborn flößte er mir Ehrfurcht ein, und nun Liebe. —

Das iſt doch, weiß Gott! ein Mann, dachte ich, den ich ganz nachahmen möchte.

Kaum ſaß Fink wieder, als er wieder Blicke auf mich warf.

„Wo ſind Sie denn her? Deutſchland iſt groß."

Von Beulenburg.

„Wie! — Was — von Beulenburg? — und heißen —?"

Florentin von Fahlendorn.

„Und haben ein Mädchen, die heißt —?"

Roſine.

Starr guckte mich der Herr von Fink an, und ich ihn nicht weniger. Der Mann kannte Rosine, wußte von mir; — das Alles konnte ich nicht begreifen!

Gütiger Gott! sagte Fink: Nun ja! das ist so ein Fund — so ein Fund, wie ich ihn gern habe. Nicht wahr, Herr Pilger?

Herr Pilger lächelte und antwortete: ich kann das noch nicht ganz beurtheilen, weil ich nicht alles weiß. —

„Sie haben Recht, Freund! — Sie haben Recht! ein andermal will ich Ihnen Alles erzählen; aber Ihnen, mein Florentin, soll's Rosine selbst sagen!" Ich seufzte, die Thränen standen mir in den Augen und ich antwortete: O, daß mir Gott bald die Gnade schenkte! „Bravo! mein Sohn! (er hatte auch nasse Augen) Rosine ist ein Engel — Wie! — und Sie verdienen sie; wie meinen Sie? — Sie gehen mit mir — ich liefere Sie Ihrer Rosine in die Arme — bin's, weiß Gott! schuldig, und ich will mich freuen, wie der gute Hirte mit seinem Schäfchen auf der Schulter; nicht wahr?"

Ich mußte fast laut weinen, ich konnte kein Wort sagen; Sie sind ein Mann Gottes, der mir eine Welt voll Wollust ins Herz geußt!

Hiemit standen die beiden edeln Männer auf und verschlossen sich wieder ins Kabinet. Fink mußte wichtige Nachrichten für Pilgern mitgebracht haben: denn er saß den ganzen Abend in tiefen Gedanken.

Ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, mein Gemüth war voller Bewegung und güldener Bilder. Beulenburger Freuden gaukelten wieder vor meinen Augen umher.

Des andern Morgens früh ließ mich Herr Pilger in sein Kabinet kommen, ergriff mich an der Hand und sagte sehr bedeutend: Sie sind ein edler Jüngling, zu großen und edlen Handlungen bestimmt und geboren. Herr von Fink wird in ein paar Tagen nach Pensylvanien wieder abreisen, dort hält er sich nur einige Wochen auf, dann geht er über England nach Holland, und so fort nach Haus. Sie sollen mit ihm reisen, um auch wieder zu den Ihrigen zu kommen, er wird Sie mit allem Nöthigen versorgen, und zu Eichenborn werden Sie erfahren, was ich für Ihre wichtige Dienste thue. Indessen habe ich Herrn von Fink tausend Dukaten eingehändigt, die ich Ihnen zum Präsent mache; ich wollte sie Ihnen selbst geben, allein Fink sagte: das sey so ein schönes Kapitälchen auf die Zukunft, Ihre Rosine habe auch eins von zweitausend Gulden, damit lasse sich noch etwas anfangen; er wolle indessen Verwalter und Vormünder der jungen Leute seyn. —

Ich wußte nicht, was ich vor Rührung, Dank und gewaltiger Empfindung beginnen sollte. Gern hätte ich mich Herrn Pilger an den Hals gehängt, aber das lidte meine Ehrfurcht nicht, er war immer etwas feierlich und entfernt geblieben. Ein Strom von Thränen stürzte aus meinen Augen, ich stammelte: „Großer, würdiger Mann! Gott wird Sie segnen, ich bedaure nichts mehr, als daß ich Ihnen nicht mehr dienen kann!"

Sie wissen noch nicht, antwortete er: ob ich nicht einen sehr wichtigen Mann in Europa nöthig haben werde, der dort meine Stelle vertritt, und dieser Mann werden Sie seyn. Sie werden lebens-

lang in Connexion mit mir bleiben, dafür sorgen Sie nicht.

Voller Wonne und Vergnügen verschloß ich mich auf mein Zimmer und dankte Gott.

*) Ich weiß es zum Voraus, daß viele meiner Leser bei Florentins und Rosinens Geschichte gar nicht begreifen können, woher diesen beiden Leuten so viele Gunst und Gnade wiederfahren konnte, man findet doch nichts sonderliches Erhabenes und Großes, das sie gethan hätten. Man mag's nehmen wie man will, es ist übertrieben, daß Lorenz und Martha den Bettelbuben gleich für ihr Kind aufnehmen; übertrieben, daß es Beulenburg thut; übertrieben, daß Fink Rosinen so hoch ehret; übertrieben, daß sie die Gräfin von Eichenborn als eine Freundin betrachten; übertrieben, was Herr Pilger an Florentin thut. Hört, ihr guten Leute! Alle, die ihr so denkt: ich schreibe Wahrheiten, schreibe meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen; und damit ihr mir nicht blos auf mein Wort glauben sollt, will ich euch meinen geheimen Gang beschreiben, den ich gehe, wenn ich beobachte. Ich gehe nie die Landstraße, wo Jeder spaziert, geht, fährt und reitet; was da geschieht, das weiß ein Jeder, und wer dennoch was erzählen will, der muß lügen, muß seine Erzählungen mit ganz erschrecklichen Liebesgeschichten, übermenschlichen, überspannten Riesenthaten seiner Helden, und einen so verwickelten und überraschenden Geschichtsplan überzuckern, daß einem der Magen davon weh thut. Die allgemeine Viehstraße geh' ich auch nicht, die mögen Hirten, Schäfer und dergleichen mit ihren Mädchen immer

*) Hier redet der Verfasser.

fortwandeln und mit ihren Flöten oder Dudelsäcken dabei liedeln.

Seht! ich mach' das Ding anders; da geh' ich so in die wilde Natur hinein, und beschreibe mir so ganz plan, was ich so sehe und höre, thue nichts davon und nichts dazu. Das Ding bekommt dann freilich den modischen hohen Geschmack nicht; aber weil ich sehe, daß eben dieser hohe Geschmack eine auszehrende Seuche unter's Volk bringt: so lieb ich eben diese gesunde Speise; wer sie nicht mag, der kann sie ja stehen lassen.

Da meine Sachen so gar nicht nach der Mode sind: so findet Mancher Vieles unglaublich (jetzt komm' ich zu meinem Zwecke); Mode ist aber nicht Natur. Ich kenne einen Florentin, merken Sie Alle auf, meine Leser! das Wesentliche meiner Geschichte ist ganz wahr. Ich kenne Florentin selber; er war der ärmste Bettelknabe; er genoß alle die Wohlthaten, die ich in dieser Geschichte erzähle; er genoß sie, blos weil er ein edler Knabe war und Jedermann gefiel; er wurde alles das, was Sie finden werden, das Florentin wird. Er lebt noch, der große würdige deutsche Greis, wenn er nicht binnen zwei Jahren gestorben ist; meine Geschichte ist also ganz Wahrheit, plane schlichte Natur.

Da ich doch nun einmal am Raisonniren bin: so muß ich noch einer Sache gedenken, in welcher ich in meinen poetischen Geschichten von der Mode abgehe. Man durchgehe einmal die mehrsten deutschen Romane! — Müßte man nicht unter jedes Titelblatt sehen; nach Fielding; versteht sich: in eigentlichen Romanen. Seitdem man Fieldings unnachahmliche Charakterschilderung zum höchsten Ziele des Romanendichters gemacht hat, seitdem findet man

überall wahre Western, Rebhühner, Blifils, Allwerthe u. s. w.; nur sind die Charakter immer etwas anders eingekleidet, damit man die Nachahmung nicht merken soll. Ei! ist denn in meinem Morgenthau er selbst nicht Allwerth, Haberklee nicht Western, Pöll nicht Rebhuhn? u. s. w. Aber des Dinges bin ich müde, laßt uns, ihr edeln deutschen Brüder! ein Jeder in seinem Theile, die um uns lebenden Menschen beobachten. Freilich finden wir dann selten Shakespears und Fieldings starke Charaktere; aber eben weil sie selten sind, sollen wir sie nicht gewöhnlich machen. Die kleinsten Nüancen alltäglicher Charaktere auszuzeichnen, das ist die Kunst. Freilich fällt diese Feinheit nicht Jedem in's Aug; aber darum muß man sich auch nicht für Kenner und Richter einer Sache halten, bis man die Methode eines Meisters kennt, um ihn nach seiner Methode beurtheilen zu können. — Z. B. wer meine Arbeit beurtheilen will, der muß erst Stillings eigenen Charakter kennen. Hernach muß man wissen, daß seine Erfahrungen, Beobachtungen der Gänge der Vorsehung mit den Menschen sind. Dieser Erfahrungen hat er eine Menge im Vorrathe. Deßgleichen hat er eine ganze Menge alltäglicher, meist guter Charaktere gesammelt, die er nach ihren kleinsten Nüancen zu unterscheiden weiß; diese vertheilt er in seine Werke und läßt sie handeln. Hier muß man also die feinsten Züge bemerken, und darauf Acht haben, wenn nicht Alles schwach und einerlei scheinen soll.

Endlich hat er auch seine eigene Manier im Erzählen, die Vielen gefällt, Vielen auch nicht. Wo er sich daselbst gleich bleibt, da ist er nicht zu tadeln; sobald er aber seine Manier verläßt, da muß

es ihm mißlingen, so wie Morgenthau nicht ganz gerathen ist.

Nun, guter Stilling, höre auf, dein Kollegium zu lesen, und laß Florentin wieder erzählen*).

Ich rüstete mich nach und nach zu meiner Abreise, welche Muzelius herzlich bedauerte. Er lebte mit seiner Zarima außerordentlich vergnügt. Sie wurde eine der edelsten Weiber, voller Größe der Seele und voller Menschenliebe. Doch aber mißte er nicht gern einen Freund, der ihm theuer und werth war. Meinen Reisegefährten, Herrn Schmid, hatte ich wegen Entfernung seiner Wohnung nie besuchen können, doch hatten wir uns je zuweilen geschrieben; ich nahm also schriftlich Abschied von ihm, ich konnte aber keine Antwort von ihm bekommen: denn dazu war die Zeit zu kurz.

Rothbeck war noch immer Knecht bei Herrn Pilger. Er war ein treuer guter Mensch. Wir hatten in seine Heimath geschrieben, aber gar keine Antwort erhalten, so daß der gute Mann noch immer wegen seiner Frau und Kinder ein sehr schweres Herz hatte. Ich beschloß, ihn mit nach Europa zu nehmen, und weil ich seine Treue kannte, auch er mir sonderlich zugethan war, so gedachte ich ihn zu behalten und ihm in meinem Vaterlande zu Brod zu helfen; lebten seine Frau und Kinder noch, so konnte er sie zu sich nehmen. Ich sprach Herrn Pilger darum an, der erlaubte mir's gern. Darauf entdeckte ich dem guten Manne mein Vorhaben, er hüpfte und sprang; allein doch war er bang, man möchte ihn in Europa verfolgen. Herr Pilger, Herr v. Fink und ich, wir redeten ihm das aus und versprachen

*) Bis hieher der Verfasser.

ihm volle Sicherheit, wenn es anders wahr sey, daß er den Jäger unversehens todt geschossen. Dieß betheuerte Rothbeck heilig, und wir kannten allzusehr sein gutes Herz, als daß wir in seine aufrichtige Betheuerungen hätten Zweifel setzen können. Der Tag unserer Abreise brach endlich an; mit tausend Thränen nahm ich von dieser friedsamen Einöde und von ihren Bewohnern Abschied, und ging mit Fink und Rothbeck, meinem nunmehrigen Bedienten, auf Surinam.

Hier wünschte ich nun, Hallenborns Schicksal zu erfahren. Leider! erfuhr ich's allzufrüh; er mußte als ein Landesverräther eines schmählichen Todes sterben, er wurde enthauptet und geviertheilt. Ich ging den Tag vor seinem Ende zu ihm; alle seine Leidenschaften waren nun hin, seine Seele erschien in ihrer armen trostlosen Gestalt, ohne Erkenntniß und ohne Stärke, er weinte als ein Kind, ich redete ihm zu. Ach! antwortete er: sagen Sie doch meinen Eltern nichts von mir, sie grämen sich sonst zu todt. Nun fing er an, mir seine Beleidigungen, die er an mir ausgeübt, zu erzählen; ich schauderte, hatte ihn aber gleich Anfangs im Verdacht gehabt. Als er mir die Entführung meiner Rosine erzählte, verlor ich fast meine Standhaftigkeit und Geduld, bis er mich versicherte, daß ihm der Anschlag mißlungen sey. Für dieß Alles bat er mich nun von Herzen um Vergebung. Ich vergab ihm von ganzer Seele und eilte von ihm weg. Seine Hinrichtung geschah in der Stille, so daß, so zu sagen, wenig Menschen etwas davon erfuhren.

Wir hielten uns nur vier Tage in Surinam auf, den fünften setzten wir uns in das englische Kauffahrteischiff, auf welchem der Herr von Fink

gekommen war und welches nun nach Philadelphia abſegelte. Wir hatten gutes Wetter, und unſere Reiſe ging nach Wunſch von ſtatten.

Herr von Fink war immer in ſeiner Kajüte geſchäftig, und ich ſaß auf dem Verdecke, weidete meine Augen an Himmel und Waſſer und am Gewühle der Menſchen, die auf dem Schiffe herumtaumelten und arbeiteten. Zuweilen brach Fink ab, kam herauf und rauchte ſeine Pfeife Knaſter aus einem ſchönen meerſchaumenen Kopf, der gar fein mit Silber beſchlagen war und im ſchönen gelbbraunen Glanze ſpiegelte. Der Hut ſtand immer in drei gleichen Spitzen etwas hinterwärts nach einem Ohre zu; ſein Haar war rundum abgeſchnitten und lag ſchön und etwas gekräuſelt um den vollwangigen Kopf. Er hatte einen ſchieferblauen, perkanen Rock, eine ſchwarzſeidene atlaſſene Weſte mit ſilbernen Knöpfen, und eben ſolche Beinkleider an.

Den zweiten Tag unſerer Seefahrt war unvergleichlich ſchönes Wetter; wir ſtanden Alle des Morgens früh auf, um die Sonne aufgehen zu ſehen. Ich war zuerſt droben, und ſahe den kommenden Morgen wie eine große Halbkugel auf der Waſſerfläche ſtehen, und unter derſelben eben dieſe Halbkugel grün-graulicht in den Wellen zittern. Indem ich ſo da ſtand und ſtaunte, wünſchte mir Herr von Fink einen guten Morgen, und klopfte mich dabei auf die Schulter; rauchen Sie keinen Tabak? fing er an.

„Ich bitte um Vergebung, ich rauche zuweilen, zuweilen auch nicht.“

Haben Sie denn keine Pfeife?

„Nein, gnädiger Herr!“

Laſſen Sie jetzt den gnädigen Herrn weg, das

mögen meine Bedienten ſagen. Meinen Sie nicht? Er ging und holte einen ſchön gerauchten Kopf mit Silber beſchlagen, nebſt einer ſchönen Röhre. Da nehmen Sie das als ein pretium affectionis von mir an, er iſt vier Karolin im Herzen werth. Meinen Sie nicht? Da haben Sie auch eine engliſche Doſe dazu, voll Tabak; wenn ſie leer iſt, ſo ſagen Sie mir's. Nicht ſo?

Ich dankte ihm und ſagte: „wenn ich mich nur durch ein ſo ſchönes Tabaksgeſchirr nicht zu ſehr ins Tabaksrauchen verliebe.“

Wie? — ein Menſch geht ſeinen Gang gerad fort, ſchleppt alles rundum mit ſich, wen er findet, pflanzt hier und dort einen ſchattigen Baum, dem müden Wanderer zur Erquickung gegen den Brand der Sonne. Was ſagen Sie? darf ein ſolcher Mann nicht ein Glöckchen, oder ein ſilbernes Körbchen, oder ſo etwas an ſeiner Uhrkette tragen. Wie meinen Sie? habe ich Recht oder Unrecht, ſolch eine kleine Freude!

„Wohl darf er das; aber das Rauchen macht einen in hübſchen Geſellſchaften unangenehm, das Frauenzimmer beſonders pflegt es als eine Unhöflichkeit anzuſehen, wenn man in ſeiner Gegenwart raucht.“

Gegenwart! — wer wird denn in Gegenwart der Damen rauchen. Da haben Sie doch, weiß Gott! was Elendes geſagt; nicht wahr? — Nun wacker! wir rauchen zuſammen.

Als wir da ſo ſtanden, zuſammenrauchten und nach Oſten guckten, ſtieß mich Fink an: nicht wahr? — wenn man ſo zuſammenraucht, ſich ſo ähnlich da ſteht, mit gleichem Blicke in die Welt ſchaut, wenn's Einem ſo iſt, wie dem Andern, dann fühlt man ſich. Habe ich Recht oder Unrecht?

„Herr von Fink. Wohl fühlt man sich! — wenn der große Riesenmann, der Minister der Gottheit, da in all seinem Vermögen so steht, man auch gern so hoch fliegen möchte, und doch seine Schwingen so schwach fühlt?"

Nu! nu! nu! der große Riesenmann — Minister der Gottheit — Wer ist der? — So was muß ein Mensch dem andern nicht sagen. Wie? — wenn Sie vierzig Jahr alt wären: so wären Sie mein Mann nicht. Gerad zu! — und nicht ins Gesicht gelobt. Sie sind diesen Morgen eine Zierpuppe, und die mag ich hassen, wie den Teufel!

Ich schauerte über die Haut: denn ich fand, ich hatte etwas Affektirtes angenommen, das mir selbst gehässig war, und jetzt hatte ich den Mann gerad vor mir, der mir's abgewöhnen konnte.

„Herr von Fink! sagte ich: vergeben Sie mir alle diese Ziereréien, ich will mir sie abgewöhnen, sie sind mir ohnehin nicht natürlich; ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin?"

Das weiß ich! wenn ein junger Mensch viel gelobt wird, so gefällt er sich, er möchte gern noch immer mehr gelobt werden; das sucht er dann durch gekünsteltes Betragen und hochweise Sprüche zu erzwingen. Daher entstehet Naseweisheit und Affektation, und — und — Verlust der Liebe. Meynen Sie nicht?

„Gott! Sie haben Recht! Sie haben Recht! Sie haben mein ganzes Herz aufgedeckt; wie soll ichs ändern?"

Das ist jetzt noch leicht, Sie beginnen kaum, den Fehler merken zu lassen. Sobald Sie gern was thun oder sagen möchten, das keinen andern Zweck hat, als blos um klug, weise und tugendhaft zu scheinen, Punktum! dann still wie der Tod: nicht so?

„Das ist wahrlich wahr!"

Ja freilich ists wahr; folgen Sie mir! wollen Sie?

„Gewiß werde ich folgen, so viel ich kann."

Schon reden Sie comme il faut, schon nicht mehr affektirt. Laß dich küssen, deutscher Junge!

Dieser Kuß gab mir mehr Muth, Kraft und Stärke, als wenn ich den Grandison gelesen hätte.

Jetzt kam ein Mann aufs Verdeck, dem ichs gleich ansahe, was in seiner Seele vorging, ein heiter lächelndes, mageres, bleiches, sechszigjähriges, aber nur fünfzig Jahr altes Gesicht, zwischen einer altmodischen, großen, braunen Perücke hervorguckend, er hatte ein braunes Kleid an und über demselben einen grauen Mantel.

Ha! guten Morgen, Herr Aktuarius! sagte Herr von Fink, wir haben wieder so schönes Wetter, als wir herfuhren.

Gott sey gelobt und verherrlicht für seine Güte! antwortete der Aktuarius: welche Schönheit hat hier die aufgehende Sonne. Ach! welche Schönheit! — Wie prächtig wird's einmal seyn, wenn einmal der Tag der Herrlichkeit einbrechen und der so verachtete Jesus Christus in den Wolken erscheinen wird.

Geben Sie Acht! unterbrach ihn Herr von Fink, daß Sie nicht Anlaß zu noch mehrerer Verachtung geben!

Es stand ein Trupp Matrosen da herum, die machten schiefe Mäuler, und einer stand gar hinter ihm und machte lächerliche Gebetsmienen. Dieß sah Fink, schnell rief er den Schiffskapitän; Herr Kapitän! fing er an: dieser Kerl da (der spottende Matrose) muß exemplarisch gestraft werden, er hat eine Gotteslästerung begangen und ich verlange im Augenblick Satisfaktion dafür, im Augenblick! Der Kapitän sah et-

was trocken und zauderte! Herr! fuhr Fink fort: Sie wissen, was ich vermag — Satisfaktion fordere ich, ich bin ein Christ, und wer meinen Prinzipal beleidigt, der beleidigt mich, meynen Sie nicht?

Der Kerl wurde an den Mastbaum gebunden und mit einer Tracht Schläge gestraft. Der Aktuarius war ein gutherziger Mann, er wollte ihn mit aller Gewalt losbitten und die Augen standen ihm voll Thränen.

Herr Aktuarius! redete ihn Fink an: indem er ihn an dem Arme zu sich zog, was haben Sie nun mit ihrer frommen Anmerkung ausgerichtet? Wie?

„Ach! das ist eine verdorbene Welt, da darf man nicht einmal mehr von Gott und Religion reden, Gott erbarme sich's!"

So verdorben war die Welt immer, immer war der rohe Haufen der Religion feind, weil sie die Lieblingsneigungen bestreitet, nicht so? — Wehe dem! der diese Feindschaft noch größer macht.

„Ja, aber um Gottes Willen! darf denn ein Christ nicht von seiner Lieblingsmaterie reden? — Soll er denn nicht Gott verherrlichen, wo er kann?"

Nein! sag ich Ihnen: Sie sind ein guter, lieber, braver Mann! — aber ein gefährlicher Mann für die Religion; bei allen Gelegenheiten reden Sie davon, nehmen überall Anlaß dazu, und glauben bald hie, bald da etwas Gutes zu thun und machen mehr Kinder des Teufels, als der frechste Bube; meynen Sie nicht?

„Ei, da mögen Sie zusehen."

Pfui! ist das Menschenliebe? — Herr! Sie sind eigensinnig, im höchsten Grade eigensinnig. Gehen Sie! — ich will Ihnen jetzt die Sache klar aufdecken, damit Sie sehen können, daß ich recht habe: Die Christenheit hat überall ihre ordentlichen Leh-

rer, die erkennt das Volk dafür, diese haben gesetzte Stunden, die Lehren der Religion vorzutragen, allgemein verehrt man diese Anstalten, einige wenige ausgenommen. Diesen muß jedermann, er sey denn in einem oder anderem seltenen Falle, den mündlichen Vortrag, oder das Wort Gottes an die Menschen überlassen.

„Wird aber dadurch was ausgerichtet?"

Wahrhaftig mehr, als Sie Herren ausrichten: Sie werfen sich eigenmächtig zu Gesandten Gottes an die Menschen auf, wollen immer lehren und haben keinen Beruf dazu.

„Ich dächte, jedermann hätte den Beruf, Menschen zu Gott zu führen."

Wie! — wo steht das? Jedermann hat einen Beruf, zu dem ihn die Vorsehung geleitet hat; aber nicht jedermann hat den Beruf, ein mündlicher Lehrer zu seyn. Wie meynen Sie? — nur der hat ihn mit Recht, den die Vorsehung dazu geleitet hat. Nicht so?

„Welchen Segen haben aber doch die Versammlungen erweckter Seelen, wo sie sich unter einander erbauen, immer Einer des Andern Lehrer ist, und wie sehr laufen sie andern im Christenthume vor!"

Herr Aktuarius! hören Sie mich einmal an: wenn ein paar Menschen Eines Sinnes sind, sich kennen und Lust haben, von Religionssachen zu reden, dagegen hab' ich nichts; sobald aber mehrere zusammen kommen, die sich ein Gesetz daraus machen, ohne Anleitung eines öffentlichen Lehrers und unter seiner Direktion gewisse Erbauungsstunden zu halten, die sündigen wahrhaftig doppelt!

„Die sollten sündigen? — Gott erbarme sichs! welch ein Grundsatz?"

Denken Sie von mir, was sie wollen, ich habe recht und wills beweisen. Erstens: Leute, die Privatversammlungen anrichten, zeigen dadurch, daß ihnen die öffentlichen Anstalten nicht gut genug sind.

„Das ist auch leider! sehr oft der Fall."

Hat aber da jeder einzelne Mensch das Recht, diese Anstalten zu reformiren? — In solchen Fällen muß jedermann, der bessere Erkenntniß wünscht, für sich aus den Quellen schöpfen. Zweitens: solche Versammlungen stiften in sich selbst mehr Schaden als Nutzen, da ein jeder in solchen Versammlungen Freiheit zu reden hat, so will auch ein jeder reden; ein jeder will sich gern zeigen, daß er auch etwas erfahren und gelernt hat; dadurch entsteht ein allgemeiner Stolz und Eigendünkel, eine Höhe, von welcher jedes Glied der Versammlung mit Mitleiden auf jeden armen Erdwurm herabsieht, der nicht mit in die Versammlung geht, und oft ist ein solcher besser, als der, der sich von der Höhe herab seiner erbarmt. Nicht wahr? Prüfen Sie das genau, Sie sind ein rechtschaffener Mann: prüfen Sie das genau!

„Sie haben wahrlich recht, es ist etwas daran; doch gibt's in solchen Versammlungen einzelne Leute, die dadurch im Guten befördert werden und bis in den Tod recht fromme Leute bleiben!

Herr Aktuarius! — auch da haben Sie nicht so ganz recht! — viel weniger, als Sie sich einbilden! Die Leute, welche Sie da meynen, sind gewöhnlich eingezogene, stille und von der Welt abgesonderte, auch streng gesittete Leute. Wollen Sie aber wohl glauben, daß diese Menschen sehr kleine, gewiß sehr kleine Helden in den Augen Gottes sind? wer der Menschheit am nützlichsten ist, der ist Gott am liebsten! Ohne die Liebe ist Alles nichts, und was ist

denn Liebe? — Nicht in ein Kämmerchen ſich verſchließen und durch eine erhitzte Einbildungskraft es endlich dahin bringen, daß man glaubt, man ſey in Gott verliebt; damit iſt dieſem heiligen, reinen Weſen gar nicht gedienet! Gerad als wenn mir damit gedienet wäre, wenn ſich mein Bedienter Tag für Tag, vom Morgen bis an den Abend hinſetzte, mich beſtändig anſchaute; ſich verwunderte und alle Kräfte anſtrengte, ſich in mich zu verlieben. Ei! würde ich bald ſagen: geh, du fauler Schlingel! warte deines Berufes, das iſt ein Zeichen, daß du mich liebeſt. Meynen Sie nicht?

„Dieß ſoll man thun und Jenes nicht laſſen!"

Ach —! — Das iſt etwas Anders, dagegen habe ich nichts; aber das Jenes bleibt gemeiniglich das Hauptwerk, und das Dieß unterläßt man; läugnen Sie's nur nicht, daß Dieß erfordert häufigen Umgang mit den Menſchen, und dadurch glaubt man ſich zu beflecken. Meynen Sie nicht? — Aber noch Eins: ſolche Verſammlungen richten auch außer ſich unſäglichen Schaden an. Ein jeder muß gleich denken: nu! die wollen beſſer ſeyn als du, gleich entſtehet heimlicher Neid, Spott, Verfolgungsſucht, Haß u. ſ. w. und dieſe Folgen ſoll ein Chriſt niemalen durch ſeine Handlungen hervorbringen, es ſey denn, daß ihn höhere Pflichten ſo zu handeln treiben; Privatverſammlungen ſind dieſe höhere Pflichten nicht, wie meynen Sie? — Hab' ich Recht oder Unrecht?

„Da ſoll alſo ein Chriſt, der kein Lehrer iſt, gar nichts zur Erbauung und Vermehrung des Reiches Chriſti beitragen?"

Wie! — Verſtehen Sie ihre Religion nicht beſſer? — Er ſoll alle ſeine Kräfte zu dieſem großen Zwecke anſtrengen? — Ich höre, Sie kennen die

Religion noch nicht einmal. — Ich will Ihnen kurz sagen, wie sich ein wahrer Christ betragen muß: sich selbst muß er suchen durch den Weg, den ihm seine Kirche vorschreibt, zu erbauen und seine Erkenntniß zu erweitern; die Erbauung Anderer überläßt er denen, die dazu verordnet sind. Hernach ist die Menschenliebe sein einziges Hauptwerk; seinen ganzen Beruf, er sey nun Bauer oder Handwerksmann, oder Gelehrter, oder Bedienter, oder Kaufmann, muß er nach allen seinen Kräften wahrnehmen, um sich und die Seinigen ehrlich zu ernähren und in Wohlstand zu setzen; zugleich muß er seine Kinder suchen so zu erziehen, daß sie alle ihre Pflichten nicht nur kennen, sondern auch mit Herzensdrang ausüben lernen, weiter geht sein Lehramt nicht; aber nun muß er durch Thaten sprechen. Wo er nur die geringste Gelegenheit findet, etwas Gutes zu stiften, da muß er's nicht unterlassen. Allmosen geben macht's nicht aus, das ist zuweilen schädlicher als nützlich; aber durch wirksame Mittel Frieden stiften, Menschen zu Brod und Nahrung helfen, wem's übel geht Wohlthaten erzeigen, kurz, Alles thun, was der Stifter unserer Religion in seinem Berufe that und an unserer Stelle thun würde, das muß er still und ohne Geräusch thun, und gegen Jeden nachgebend, dienstfertig, geduldig, freundlich und demüthig seyn. Wissen Sie die Folgen von diesem wahren Christenleben? Ein Jeder liebt ihn, schätzt ihn, verehrt ihn, sucht ihn nachzuahmen, kommt der Religion und dem Christenthume näher, als er selbst glaubt. Bei einem solchen Lebenswandel gibt dann der Christ oft weise Winke. Wenn er einem wohl gethan hat, dieser nun voll des zärtlichsten Dankes ist, so sage man: danke mir nicht, ich thue nur meine Pflicht,

aber danke du Dem, der mich zum Werkzeuge, dir zu dienen, bestimmt hat. Das ist schon genug. Solche Worte, zu solcher Zeit, sind oft Saamkörner zur tiefsten Herzensbesserung. Ein andermal sage man: danke mir nicht, ich thue meine Pflicht, denk! Der mich so handeln gelehret hat, starb für mich und dich, das ist Dankens werth. Der böseste Mensch, der zu jeder andern Zeit über diese Erinnerung lacht, lacht jetzt in dem Augenblicke nicht, er ist über die Wohlthat gerührt, die Thatensprache dringt zu mächtig ins Herz, als daß sie unwirksam seyn sollte.

Und mächtiger, als alles, wirkt das Beispiel eines solchen thätigen Christen, rund um ihn her verehren ihn Alle, Alles sieht den herrlichen Mann als ein Muster der Nachfolge an, mit unwiderstehlicher Kraft wirkt ein solches Beispiel zur Verbesserung der Menschen. O wie wahr! wie tief philosophisch richtig ist der Spruch: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure menschenliebende Handlungen sehen, und den Vater im Himmel preisen mögen!“ — Da kommts nicht auf gute Worte, sondern auf gute Werke an. Meynen Sie nicht? Hab ich Recht oder Unrecht?

Der Aktuarius schwieg und sagte kein Wort.

Ich erstaunte über den Strom der Rede, der so leicht über Finks Lippen daher floß, alle Worte, die er sagte, besiegelte mein Herz mit Ja und Amen. Ich konnte auch nicht umhin, diesem großen herrlichen Manne meinen innigen Beifall zuzurufen; da ich aber tief in der Seele des Aktuarius noch den Einwurf las: es heißt doch, der Glaube an den Erlöser mache allein den Christen aus und allein selig; so lächelte ich den Herrn von Fink mit einem bedeutenden Blicke an und machte ihm den Einwurf.

Er verstand mich. So leben, wie ich gesagt habe, ist Glauben, wer nicht so lebt, der mag sagen, was er will, der glaubt auch nicht. Wie! — wenn ich thue, was Christus befiehlt, so viel ich kann, so glaube ich ja an Ihn, sonst respektirte ich ja seine Befehle nicht, und wenn einer tausendmal sagt, er glaube an Ihn, thut aber nicht, was Er befiehlt, der lügt. Nicht wahr?

Indem wir so redeten, stieg die Sonne wie eine große feurige Kugel aus dem Ocean herauf: wer das nicht gesehen hat, der kann sich auch keinen Begriff von diesem unaussprechlich schönen Anblicke machen. Herr von Fink, der Aktuarius und ich, wir empfanden Alles, was Menschen empfinden können, wir drückten uns wechselsweise die Hand, und unsere Herzen riefen zu allen Sternen empor: „Der dieß gemacht hat, ist unser Vater!“

Ich muß gestehen: ich konnte mich gar nicht drein finden, daß mir Fink nichts von meinen Freunden zu Beulenburg erzählen wollte, ungeachtet er vieles genau wußte, z. B. meine ganze Geschichte nach den geringsten Umständen. Er sagte mir nichts mehr, als daß ich versichert seyn könnte, sie seyen vor zwanzig Wochen noch wohl gewesen, und meine Rosine lebe ruhig bei ihrer Herrschaft; ich mußte mich also damit befriedigen. Wenn ich auf die Materie kam, so that er geheimnißvoll und lächelte.

Ob ich gleich Rothbeck zum Bedienten angenommen hatte und er mir und dem Herrn von Fink aufwartete, so half er doch in der übrigen Zeit alle Matrosendienste verrichten; dieses machte ihn bei Fink so beliebt, daß er beschloß, sich seiner mit mir anzunehmen: denn ich hatte ihm des guten Menschen traurige Schicksale erzählt.

Ich will Ihnen eben nicht den Leckerbissen entreißen, sagte Fink einmal zu mir, als wir zusammen auf dem Verdecke saßen und beim Untergange der Sonne aus unsern prächtigen meerschaumenen Köpfen herrlich schmauchten: denn es ist doch, wahrhaftig! ein Leckerbissen, solch einen Rothbeck aus dem tiefsten Unglücke wieder in Glück und Wohlstand zu versetzen. Meynen Sie nicht? Nein! das wär unchristlich, Sie sollens allein ausführen, aber wenn's Ihnen nun zu schwer würde, nun! so darf ich doch Hand mit anschlagen? Nicht wahr?

„Sie sind allzugütig, wollt' ich sagen, aber das wär für Finks Ohr sehr beleidigend gewesen; daher antwortete ich ihm: ich will sehen, ob ich fremder Hülfe bedarf.

Auf dem Wege nach Philadelphia fiel nun weiter nichts Besonders vor, auch hielten wir uns hier nicht lange auf, sondern wir begaben uns ins Land hinein, nach der Kolonie, die dem Herrn von Fink und seinem Bruder gehört; hier fanden wir ein zweites Pilgersheim. Der Bruder war von Fink sehr verschieden, er war ein stiller, trockener, gerader, aber dabei doch ein sehr braver Mann. Wir hielten uns hier einige Wochen auf; der Herr von Fink übertrug seinem Bruder seinen Antheil an der Kolonie, und ließ sich eine Summe Geldes dafür bezahlen, die er in Wechselbriefen auf London empfing. In dieser Kolonie wohnte ein steinalter Mann, gebürtig aus dem Nassauischen, dessen Lebensgeschichte sehr sonderbar ist*).

Diese aufeinander folgende sehr sonderbare Schick-

*) Diese Geschichte lasse ich hier aus, weil sie oben erzählt worden.

sale eines Bauers, Unglücksfälle, die ihn bis in sein Alter verfolgten, werden ihm nun herrlich vergolten: er hatte eine Anzahl recht gesunder hoffnungsvoller Enkel, die jungen Leute verehren ihren Vater, er lebt im größten Ueberflusse, hat Segen überall, und erwartet nun gelassen sein seliges Ende.

Auf eine sonderbare Art rührend war der Abschied, den die Gebrüder Fink von einander auf die Ewigkeit nahmen. Conrad von Fink fuhr mit uns nach Philadelphia, unterwegs saßen sie neben einander und redeten kein Wort. Jeder rauchte seine Pfeife Taback für sich allein.

Man hätte glauben sollen, sie seyen kaltsinnig gegen einander geworden. Des Abends über Tisch im Gasthofe sprachen sie abermal weiter nichts, als einzelne Sylben, des Morgens bei dem Frühstücke auch nicht. Aber nun hieß es: zu Schiff! — Conrad stahl sich bei Seite, er wollte so ohne Abschied heimlich fortschlupfen, aber seine Füße waren schwer wie Blei; ich glaubte, ich müßte in Thränen zerfließen, als ich sahe, wie die großen edlen deutschen Männer von einander scheiden wollten und nicht konnten: wie Jeder mit den Thränen rang. Conrad schlich sich fort, seinen Wagen hatte er in einer Gasse um die Ecke herum stehen, um heimlich entwischen zu können, er konnte aber nicht, sondern er stand an der Ecke und kritzelte mit dem Rohrstabe auf der Erde. Peter aber stand in der Stube am Fenster und machte Züge in den Schweiß der Glasscheiben mit der Spitze seines kleinen Fingers.

Indessen, Conrads Sachen waren lang gepackt, der Kutscher saß auf dem Bocke und drehte an der Peitschenschnur, und unsere Sachen waren lang auf dem Schiffe, wir mußten fort. Herr von Fink, sing

ich mit naſſen Augen und zitternden Lippen an, kommen Sie! Sie ſind ein Mann, den eine Thräne des Abſchiedes zieret, ſagen Sie ihrem Herrn Bruder einen guten Morgen, geben Sie ihm die Hand, der Morgen iſt nicht lang mehr hin, wo wir uns Alle werden wiederſehen, ohne jemals eine Trennung zu befürchten.

Schleunig ging Peter vom Fenſter zur Thür hinaus zu ſeinem Bruder, ſie umarmten ſich, ſchluchzten und — ſagten nichts! Peter riß ſich los und ging, Conrad auch; nach zwanzig Schritten kehrte Peter wieder um, Conrad hatte den Fuß ſchon am Kutſchenſchlage, er kehrte auch wieder um.

Peter reichte ihm die Hand, Adjeu Bruder! ſagte er, mir kommt die Erde ſo vor, wie ein Ball in der Hand Gottes, du ſitzeſt auf Einer Seite, ich auf der Andern, wir ſind doch Alle in der Hand Gottes, meyneſt du nicht?

„Ja Bruder! aber es iſt doch ſo ein Ding, ſich ſein Leben nicht wieder zu ſehen!“

Wir ſind ſchon ziemlich alte Burſche, Bruder, laß ſeyn! Männer, wie ich und du, müſſen Thaten thun, die Freunde aufs Vaterland machen. Wie? — Geh Bruder! thu, was dir befohlen iſt, ich wills auch thun. — Nun die Hand, Bruder! auf gutes Wiederſehen!

„Topp! Hier meine Hand! — ich bin ſtark, geh in Gottes Namen, ſelig ſehen wir uns wieder.

Conrad ſprang in den Wagen und Peter ſchritt mit ſchnellen Schritten zum Schiffe. —

Nun ging's den Delaware herab auf den Ocean, und nun richteten wir unſern Lauf nach Europa. Auf dieſer Reiſe fiel nichts Merkwürdiges vor,

außer daß wir ungefähr in der Mitte derselben einen fürchterlichen Sturm hatten, dieß war mir noch zu erfahren übrig, ich hatte das Angenehme der Seereisen im Ueberflusse genossen, nun sollte ich auch das Bittere kosten.

Ich kann sagen, daß ein Mensch, der den ersten Sturm zur See erlebt, ganz unaussprechliche Empfindungen hat. Furchtbare Majestät! — Gänzlicher Mangel eines sichern Zufluchtsortes — nie empfundene Bewegungen des Hauses, das man bewohnt, mit welchem man bald glaubt einen Berg hinauf zu fliegen, bald scheint's wieder, als wenn man mit ihm in den Abgrund hinunter falle; alles dieses zusammen thut sehr seltsame Wirkungen aufs Herz und auf die Einbildungskraft. Wenn nun noch fürchterliches Donnern und Blitzen dazu kommt, so ist das Schauspiel noch entsetzlicher. Wir hatten das Alles zusammen; mir ist in meinem Leben so nicht zu Muthe gewesen, es kam mir gerad so vor, als wenn ich mit einem Trupp Riesen spielte, die mich zum Spaß umher schleuderten, und von denen ich nicht wüßte, ob sie mir über den Spaß den Hals brechen könnten. Zuweilen hatte ich Muth, und dann war's mir, als wenn ein General im Felde stehet und sich freuet, für seinen König zu sterben.

Der Herr von Fink blieb ganz unveränderlich, nur daß er nicht rauchte, das war aber wegen der Bewegung des Schiffes nicht möglich, und mein Rothbeck half wacker arbeiten.

Nach ungefähr sechs Stunden hörte der Sturm auf, das Meer ward allmählig wieder still, und wir hatten gar keinen Schaden gelitten. Der übrige Theil der Reise war ruhig und schön, wir brachten sechs Wochen damit zu, und liefen nach Verlauf derselben glücklich in den Hafen von Portsmouth ein.

Die Freude, welche ich bei dem Anblicke der englischen Küste empfand, ist unbeschreiblich. Wir fuhren von Portsmouth nach London. In einigen Tagen hatte auch hier Fink seine Angelegenheiten berichtiget; wir reisten also nun auf Amsterdam; wenn wir hier fertig sind, so werde ich mit fliegender Eile nach Beulenburg gehen. Mein Herz zittert vor Wonne, wenn ich an diese frohe Zeit gedenke.

Ich habe auch für meinen guten Rothbeck nach seiner Heimath geschrieben, um zu erfahren, wie es mit den Seinigen steht.

Rosine schwamm in Vergnügen; Stunden däuchten ihr Tage, Tage däuchten ihr Jahre zu seyn. Sie fing verschiedene Arbeiten an, wobei sie gedachte, wenn die fertig ist, dann ist er hier, und immer wurde ihr die Arbeit unter der Hand langweilig, sie legte sie fort und fing wieder eine andere an, aber auch diese blieb liegen; spazieren gehen, spielen und andere zeitkürzende Dinge nahm die Fräulein mit ihr vor, denn diese hatte ebenfalls ewige Langweile.

Als vierzehn Tage nach Empfang des Briefes verflossen waren, kam den Mädchen der Gedanke ein, wie, wenn wir ihm entgegen gingen? Aber da wußte man nun nicht, welchen Weg er nehmen würde. Beulenburg schwieg zu dem Allen ganz still und ließ die guten Kinder machen, indessen dachte er auch das Seinige.

Florentin konnte ebenfalls in Amsterdam die Zeit nicht umbringen, und doch ging sie endlich vorüber. Fink wurde mit seinen Geschäften fertig, und nun reisten sie mit Extrapost ab; er war Willens, über Beulenburg und Eichenborn nach Hause

zu reisen, und also Florentin bis an Ort und Stelle zu begleiten. Rothbeck erhielt die Nachricht, daß seine Frau mit ihren Kindern nach Friesland gezogen sey, wo sie, wie es hieß, noch lebte. Florentin gab also Rothbeck Geld und seine Addresse, mit dem Bedeuten, wenn seine Frau in guten Umständen sey, so daß er sich mit ihr würde ernähren können, so sey ihm das Geld geschenkt und er könne bleiben; fände er aber das Gegentheil, so könne er nur getrost mit seiner Familie zu ihm kommen, er wolle dann für seine Ernährung Sorge tragen.

Endlich kann dann der frohe Augenblick, der Florentins ganze Seele mit lauter Wonne erfüllte. Nachmittags um 5 Uhr fuhr der gelbröckige Schwager unten im Thale um eine Bergecke herum, und damit fiel Florentin dort oben das schöne Beulenburger Schloß in die Augen, eine süße Betäubung überfiel ihn. Thränen rollten seine Wangen herab und feuriger Dank stieg aus seinem Herzen himmelan. Fink weidete sich an der Freude seines Freundes. Nun! sagte er, die Welt hat auch ihre Himmelsfreuden, was auch Murrköpfe dagegen einwenden mögen. — Nicht wahr, hab' ich Recht oder Unrecht?

„O wie gut ist Gott! antwortete Florentin: durch Leiden und Proben übt Er uns, macht uns geschmeidig, wir erlangen dadurch Kenntnisse, lernen einsehen, daß Er unser Vater ist, der uns wohl will, und welche Freude bereitet Er uns nicht zwischen unsern Leiden? — Wie manche hab' ich nicht in Amerika genossen? Und jetzt am Ende meiner schweren Probe, welche Seligkeit schenkt Er mir? O! wer mit der Welt nicht zufrieden ist, der suche nur die Quelle

seiner Unzufriedenheit in sich selbst. Jedes Leiden, das wir uns nicht durch Bosheit und Unart selbst bereiten: denn in diesem Falle ist's Strafe, kann uns Hoffnung auf den Genuß reiner und hoher Freude machen, denn zu dem Zwecke verhängt es der gute Gott über uns."

Nun, nun! Sie predigen ja ordentlich. Die Freude macht Sie beredt, das Alles haben Sie also in Amerika aus Erfahrung gelernt, und das allein ist der Reise werth. Wie meinen Sie?

„Gewiß, gewiß! O was hab' ich gelernt? — Der Jüngling ohne Erfahrung, ohne durch Leiden geübt zu seyn, fliegt in seinem Jugendfeuer, möchte Alles um sich her zertrümmern, was nicht nach *seinem* Kopfe geht, und sein Kopf weiß doch noch *nichts*; er stößt überall an, hat in seiner Meinung immer Recht und doch in der That immer Unrecht; daher ist's ewige unaussprechliche Liebe, wenn Gott einen Menschen von Jugend auf unterm Kreuze hält, ihn durch Leiden erzieht; allemal wird man finden, daß die größten Männer von Jugend auf viel gelitten haben, und daß Leute, welche durch sonderbare Proben geführt werden, große Männer zu werden bestimmt sind."

Abermal getroffen! — herrlich, herrlich! soll ich noch was hinzufügen? Wie? — Ein solcher Mann, der mit der Faust gelernt hat, Mensch zu seyn, ist's hernach auch ganz; wenn er einen Leidenden sieht, so weiß er, wie's *dem* zu Muthe ist, und dann hebt er ihm das Leiden ab oder erleichtert's ihm; da strömt dann aus der Seele des Getrösteten Wollust in den Mann über, er genießt die Freude mit, und der Friede, seine Pflicht, eine Gott ähnliche That gethan zu haben, ist wahre Seligkeit. Hab' ich Recht oder Unrecht?

Beulenburg wollte an ſeiner Seite auch Genuß von Florentins Ankunft haben, zugleich befürchtete er von der allzugroßen Gemüthsbewegung beider Liebenden ſchädliche Folgen; daher machte er Anſtalten, daß die Bewillkommnung durch gewiſſe Stufen aufſteigen mußte. Zu dem Ende hatte er auf der letzten Poſtſtation beider Wege, welche die Reiſende kommen konnten, den Poſtmeiſtern insgeheim Ordre gegeben, alsbald einen Eilboten abzuſchicken, wenn die Beiden anlangen würden. Daher wußte er nun von ungefähr die Stunde ihrer Ankunft. Er ſchlug alſo Nachmittags um fünf Uhr einen Spaziergang nach der Solitude vor, und beorderte die Fräulein und Roſine, vorauszugehen; im Vorbeigange gab er der Fräulein einen Wink, Roſinen auf Florentins Ankunft vorzubereiten und ihr zu ſagen, daß man ſtarke Vermuthung habe, er werde dieſen Abend kommen. Die beiden Frauenzimmer gingen alſo voraus. Unterwegs fing Philippine an: Wie wär's, Mädchen! wenn dein Florentin dieſen Abend käme? — Roſine guckte ſie ſtarr an, wurde erſt blaß, ſtockte, und darauf blühend roth im Geſichte. Sie wiſſen was, mein Fräulein! antwortete ſie.

Ja, mein Engel, fuhr jene fort: ich weiß was, wir vermuthen ihn dieſen Abend mit dem Herrn von Fink.

Sie vermuthen, verſetzte Roſine: Ach! ſo iſt es doch noch nicht gewiß; Gott! wie lang dauert das.

Ja, es iſt gewiß, erwiederte Philippine: Papa ſorgt für deine Geſundheit, eine plötzliche Ueberraſchung könnte dir ſchädlich ſeyn; wir gehen nach der Solitude, um ſie dort zu erwarten.

Roſine ſtutzte und fing an: O mein engliſches

Fräulein! meine Seelenfreundin! so sind dann meine Prüfungen überstanden. Sie schwankte hin und her wie eine Trunkene und konnte kaum gehen. Als sie zusammen ins englische Wäldchen auf den Platz kamen, wo sie sich ehemals so feierlich verbunden hatten, setzte sie sich auf den Rasen nieder; hier will ich den Freund meines Herzens erwarten, auf dieser Stelle ihn zuerst umarmen; damals, als reine Liebe in meinen Augen glänzte, schien mir dieser Strauch da, jener dort und dieser Baum — wie im Goldglanze zu stehen und nichts als Liebe auszuduften; jetzt ist's mir wieder so, Alles ist ein Paradies um mich her, diese Zeit über war hier Alles todt, kam ich in der Abenddämmerung oder mit der scheidenden Sonne hieher, so mußte ich weinen; aber jetzt däucht mir, jedes Grashälmchen freue sich mit mir und jede Blume blühe schöner.

Die Fräulein weinte bei diesen Ausflüssen eines liebevollen, unschuldigen Herzens, sie empfand mit ihr; o Rosine! antwortete sie: auch die Liebe ist ein Geschenk Gottes, ein süßes Leiden, wie glücklich sind wir, daß wir Jünglinge —

Jetzt kam der Herr von Beulenburg und seine Gemahlin, sie lächelten; Rosine stieg schwer und schwankend von der Erde auf. Meine Freundin! fing Beulenburg an, sie sind angekommen und werden gleich hier seyn; sie fing an zu zittern und zu weinen, seine Gemahlin und Philippine faßten sie an beiden Armen zwischen sich; damit trat der edle Mann, der Herr von Fink, hervor, er lächelte: willkommen, mein Mädchen! fing er an. O mein Freu — mein gnädiger Herr! stammelte sie; sagen Sie nur mein Freund! antwortete er, ich bin's. In solchen Augenblicken der Seligkeit ist man zu

sehr Mensch, um kriechen zu können; er küßte sie auf beide Wangen.

Nun strebte auch Florentin herzu, aber er taumelte; Beulenburg und Fink ergriffen ihn und hielten ihn unter den Armen, so wie die Frauenzimmer Rosinen hielten. Ach, Florentin! — Ach, Rosine! lispelte von beiderseitigen Lippen, der liebekranke Geist und diese Worte schwebten auf den sanften ätherischen Wellen der reinen Luft, von Ohr zu Ohr hinüber gefallen, auf das Zittern dieser beiden Thautropfen, die jetzt zusammenflossen, und die er im Ofen der Leiden hoch geläutert hatte. So glänzt die Sonne am Frühlingsmorgen auf das mit Perlen besäete Blumenfeld; mitten im Kelche der Lilie schmelzen zwei Thautropfen zusammen; die Sonne zieht sie in Dünste empor, sie verlieren sich im Jubel der Natur, am Abend kommen sie im gnädigen Regen wieder herab und tränken die lechzende Lilie, welcher sie sich am Morgen entschwungen hatten.

So wie sich nun die Geister erholten, so bekamen die Körper Festigkeit, sie standen allmälig fest, und nun rückten sie zusammen zur süßen, stillen Umarmung.

Jetzt gehen wir! sagte Fink, der indessen das Frauenzimmer bieder und deutsch bewillkommt hatte. Die Beiden haben nun keine Menschen mehr nöthig; Alle gingen also fort. Beulenburg, seine Gemahlin und Tochter erkannten beim ersten Anblicke in ihm den großen, erhabenen Mann, so wie sie ihn schon im Voraus aus Rosinens und Florentins Erzählungen bewundert hatten. Er war alsofort frei und vertraulich, wie ein Mann, der die Welt kennt, und allemal seiner Worte gewiß ist.

Florentin und Rosinen konnten des Umarmens und Küssens nicht satt werden, sie wandelten

mit umſchlungenen Armen hinten nach und ſtrömten in einander über. Der ganze Abend wurde in vertraulichen Geſprächen und Bewillkommen zugebracht.

So wird's uns ſeyn, Bruder! rechtſchaffener Mann! der du mit mir hier Thränen ſäeſt; wir lieben die Menſchen als unſere Brüder, wollen jedermann wohl, thun jedermann Gutes, wo wir können, möchten gern die ganze Welt glücklich machen, möchten gern der Gottheit gefallen und ihr ähnlich werden, und doch trifft uns manches bitteres Leiden; der Eine verkennt uns, der Andere tadelt uns bitter, der Dritte verfolgt uns, der Vierte beneidet uns, das thut uns dann leid, da alle Vier unſere Brüder ſind, wir ſie auch gern als Brüder behandeln möchten, und doch wird's uns ſo verdankt; dann drückt uns das Heimweh — dann ſagen wir Einer zum Andern: ſo wird's uns einmal ſeyn, Bruder! wenn wir nach Haus kommen, ſo wie's jetzt Florentin war — und noch unendlich beſſer wird's uns ſeyn, weil ewig keine Trennung mehr zu befürchten iſt, und dann unſer Leben Florentins Glückſeligkeit unendlich übertreffen wird. Dann wird mir Dortchen in aller ihrer Herrlichkeit entgegen eilen; kommſt du, mein Sohn! wird ſie ſagen: haſt du nun ausgelitten? — Sie wird mich an ihre nunmehro ewig jungfräuliche Bruſt drücken und mich mit Küſſen des Himmels entzücken; dann tritt männlich der hohe Greis einher, Eberhard Stilling kommt, auch Er ſchüttelt mir die Hand: biſt du nun da, mein Liebling! Johann und Wilhelm, mein Vater, die längeren Zeugen meines Lebens, empfangen mich und jauchzen in holder Freude. Aber du, Chriſtine! Mädchen meiner Jugend! treue Gefährtin auf dem ſauren, aber doch aufwärts gehenden Wege! Du wirſt

vermuthlich vor mir hinüber schlummern, vor mir sterben, dich werden meine verklärten Augen dann unter den Millionen seliger Seelen aufsuchen, du wirst auf mich zueilen, wie ein Sonnenstrahl zwischen fliegenden Wolken über das Blumenfeld hereilet, und dann werden wir unaussprechlich glücklich — das in der Vollkommenheit seyn — was Florentin und Rosine an diesem Abend waren!

Des andern Morgens in aller Frühe schickte nun Florentin einen Boten zu Lorenz und Niklas, seinen Vätern, diese kamen des folgenden Tages mit ihren Weibern, sogar der alte Ruprecht Kehl blieb nicht zurück: sie Alle hatten ihre besten Kleider angezogen und kamen mit hochzeitlicher Freude. Als sie im Schloß anlangten, wurden sie bei Beulenburg gemeldet: dieser wollte gern die Bewillkommnung unbemerkt mit ansehen, daher bestimmte er ein Zimmer dazu, wo er und seine Gemahlin und Fink hinter einer spanischen Wand stehen und alles sehen und hören konnten. Florentin und Rosine begaben sich nun auf dieß Zimmer und ein Bedienter führte die Freunde herein.

Florentin war während seiner Abwesenheit etwas braun und männlich geworden, Ernst und eine seltene Majestät leuchteten aus seinem Gesichte hervor, er war einem jungen Prinzen ähnlich, der schon einige Feldzüge gemacht hat, und Rosine glänzte im Glanze der Liebe und Freude wie ein Engel.

So wie die guten Leute ins Zimmer traten, standen sie im Kreise herum, lächelten und sagten nichts. Florentin und Rosine standen auch und lächelten, sie hatten unter sich abgeredet, zu warten, wer der Erste auf sie zufliegen würde.

Nu! Nu! fing Lorenz an: geht, Weiber! macht den Anfang; seyd furchtsame Närrinnen! ihr seht ja wohl, daß er lächelt! Martha flog auf Florentin und er in die Arme, nun auch Clara auf Rosinen. Sie hingen sich eine Weile in den Armen und weinten, Niklas schluchzte und Lorenz wischte die Augen, der alte Ruprecht stand mit bebenden Knieen.

Hört einmal auf, sagte Lorenz und wechselt nun! hier sind mehr Leute, denen die Zeit lang wird!

Nun ging Martha zu Rosinen, und Clara zu Florentin; als sie fertig waren, sagte Lorenz: nun, Vater, geht ihr allein; kaum war das Wort geredet, als Florentin zu ihm lief, ihn in seine Arme drückte; der gute Alte fing an zu weinen wie ein Kind. Nun kam auch Lorenz; gegen diesen hatte Florentin eine außerordentliche liebevolle Ehrfurcht, er konnte sich keinen größern Mann denken, als seinen Pflegvater, in seinen Augen war er mehr, als alle würdige Männer, die er kannte: denn daß Beulenburg, Fink und Pilger vortrefflichere Männer waren, als Lorenz, war gar kein Wunder, sie waren's durch Erziehung und Reichthum, aber Lorenz war ohne diese Mittel in seiner kleinen Sphäre ein noch größerer Mann geworden. Florentin hing an seinem Halse und weinte, während der Zeit bewillkommte Niklas seine Tochter. Lorenz sprach mit Florentin kein Wort; darauf bewillkommte Lorenz Rosinen, und Niklas Florentin. Jetzt waren nun den guten Leuten die Herzen so voll, daß sie nicht wußten, wovon sie zu reden anfangen sollten. Ei, du lieber Gott! ei, Herr Jesus! und dergleichen Ausflüsse tönten auf allen Seiten, Niklas fing hundertmal zu reden an und allemal blieb er stecken. — —

Hört! sagte Lorenz: das hilft alles nichts, wenn der Text zu groß ist, dann wird die Predigt zu lang; wir gehen ins Wirthshaus, bestellen eine Mahlzeit — und da müßt ihr Beide mit uns essen, da kann man sich dann mit guter Weile freuen. Unter diesen Worten trat Beulenburg herein, und mit ihm der Herr von Fink. Beiden war der Auftritt Seelenweide gewesen, auch die Frau von Beulenburg trat herzu. Nein! fing Beulenburg an, ihr sollt nicht im Wirthshaus essen, Freunde! ihr sollt den Mittag hier bleiben, ihr könnt denn doch zusammen allein seyn; Florentin muß euch heute traktiren. Seine Gemahlin nahte sich den Weibern und redete freundlich und herablassend mit ihnen.

Fink beobachtete nur Lorenzen, Florentin sagte ihm gleich, daß er sein Pflegvater sey, nun wußte er die ganze Geschichte. Er ging zu ihm, redete ihn an und sagte:

Freund! jetzt reuet es ihn nicht, daß er Florentin so liebreich aufnahm? Wie?

Wer ist der Herr? fragte Lorenz Florentin; dieser sagte es ihm.

„Es würde mich auch nicht gereuet haben, Ihr Gnaden! wenn er verdorben wäre.“

Ha, das ist recht! aber jetzt hat er doch Freude, meint er nicht?

„Freude! — Ihr Gnaden! was man nur Freude heißen kann. Aber ich möchte gern mit beiden gnädigen Herrn ein Wort reden. Sie haben (zu Fink) unserer Rosine Wohlthaten erzeigt, die wir nie verdanken können. —

Auch mir, fiel Florentin ein, mehr als zu vergelten ist.

„Nun ja! desto größer ist mein Vertrauen zu Ihro

Gnaden! — Nun, der Herr von Beulenburg und die gnädige Frau haben sich der beiden guten Kinder so angenommen, daß unser Verstand stillsteht. Allein wenn A gesagt ist, muß man auch B sagen, die Beiden müssen sich heirathen, sie sind vornehm, und ihren Stand müssen sie behalten können: wir sind doch noch immer Väter, wir werden ihnen Alles vererben, aber das haben sie doch nicht, wir wollen also einmal hören, was die gnädige Herren aus den paar Leuten machen wollen?"

Beulenburg hatte seine Freude an dem Manne und Finken wallte das Herz; der Erste lächelte und antwortete: traut ihr uns denn die Versorgung der guten Leute nicht zu?

„Nu ja, Ihro Gnaden! daran zweifle ich nicht, meinem Herzen ist doch Florentin noch immer der Nächste, und es wird mir doch erlaubt seyn, zu fragen?"

Ja wohl! sagte Beulenburg; nun hört dann: Rosine hat von diesem würdigen Herrn von Fink zweitausend Gulden zum Präsent bekommen.

„Das weiß ich, Ihr Gnaden!"

Und Herr Pilger in Amerika hat ihm beim Abschiede auch fünftausend Gulden geschenkt.

„Das sind also siebentausend Gulden — das ist mehr als Dankens werth: Schuldner bleiben wir immer, aber mit siebentausend Gulden kann man noch kein Herr seyn oder bleiben.

Und Ihro Excellenz der Herr Graf von Eichenborn werden ihn zu Dero geheimen Rath machen.

„Nun das ist ein Anders; jetzt habe ich nichts mehr zu sagen."

Florentin wußte diesen Umstand noch nicht, er wendete sich erstaunt zu Beulenburg, wie komm

ich zu einem so hohen Vertrauen bei dem Grafen? rief er. Das weiß Niemand von uns, versetzte jener; der Graf kennt Sie, und doch war er gegen uns geheimnißvoll. Ja! sagte Rosine: beide Herrn Grafen, Vater und Sohn, waren gar gnädig gegen mich, sie haben mir versprochen, daß du geheimer Rath werden sollst, und ich hab' es in all' meiner Freude vergessen, dir zu sagen.

Jetzt ging Florentin ein helles Licht über seine Bestimmung auf, und in seinem Herzen glühte feuriger Dank gegen Gott, der ihn so zweckmäßig geleitet hatte.

Lorenz war noch nicht fertig. Florentin! fing er an, der Graf und die beiden Herren da haben so viel bei dir gethan, ich muß auch noch was thun, geh! schreib mir ein Briefchen, und besiegle es mit deinem Pettschaft, und Ihro Gnaden der Herr von Beulenburg müssen's auch unterschreiben, daß du mich zu deinem Bevollmächtigten macheſt, für dich zu handeln, wie ich will, wann's nur zu deinem Besten ist.

Das soll geschehen! antwortete Florentin: weiter wollte er ihn nicht fragen, wie oder wozu? denn er wußte, daß er es ihm doch nicht sagen würde. Beulenburg aber, der ihn nicht so genau kannte, fragte: was hat er damit vor?

„Ihr Gnaden! antwortete er: nehmen Sie mir nicht ungnädig, wenn ich einmal gesagt habe, was ich thun will, so hab' ich keine Freude mehr, es zu thun, man hat halt so seine Schwachheiten."

Bravo! rief Fink: das ist bei Gott ein Mann! Hört, deutscher Mann! von Hermanns Blut, wollt ihr bei mir sterben? Wie! wie meint ihr?

„Nein, Ihr Gnaden! Ich habe mit meiner Frau

ein Gut ererbt und ihr dagegen etwas Geld mitgebracht, unser Herr Gott hat mich gesegnet, ich habe Ueberfluß, wir haben keine Kinder, den da hat mir unser Herr Gott aus den Wolken fallen lassen: er ist unser Kind und macht uns Freude, ich will nahe bei ihm leben und sterben. Was soll ich da in ein fremd Land gehen? Gott hat mir ein Theilchen Erde beschieden, das baue ich, da ist mein Platz, da muß ich bleiben, bis mich Gott abruft. Ich habe Freud daran, daß unser Herr Gott noch brave Männer in der Welt hat, sie sind alle meine Brüder, sie mögen Großhans oder Kleinhans heißen; dort drüben ist Einer wie der Andere, dort, Ihro Gnaden! dort drück' ich Ihnen die Hand und sag': Bruder! jetzt ist uns wohl! jetzt muß ich noch Ihro Gnaden sagen, und thu's von Herzen gern, weil es eine Ordnung ist, die Gott so haben will."

Fink konnte sich nicht enthalten, den Mann zu umarmen; Bruder! fing er an, du bist, weiß Gott, schon hier — nun ich mag dich nicht stolz machen, was? — Da hast du eine Tabakspfeife, Bruder! — Zum Andenken von deinem Bruder Fink.

„Ihro Gnaden! den Brudernamen kann ich nicht ertragen, hier schickt sich das noch nicht, aber aufschreiben will ich's, damit ich's nicht vergesse, in der Ewigkeit Sie am ersten zu umarmen, den Pfeifenkopf nehm' ich (er griff in die Tasche), und da es hier doch nicht auf Geld und Geldes Werth ankommt, so geb' ich Ihnen auch meine Pfeife."

Es war eine Röhre mit einer Scheibe, etwa einen halben Schuh lang, stark mit Silber beschlagen, und vorn steckte ein Stumpf von einer irdenen Tabackspfeife, dessen Kopf unten her rund und schön gleich und schwarz geraucht war, so wie die Hülse einer Eichel.

Das war also eine Lorenzopfeife, die Fink bekam, so wie Yorick eine Lorenzodose.

Fink nahm die Pfeife gern. Ha! sagte er: wenn hinführo mein Herz beim Anblicke eines Elenden kalt bleibt, dann will ich die Lorenzopfeife füllen, anstecken und mein Herz dabei wärmen, wie!

Lorenz wischte die Augen, sah Fink an, und sagte: Sie sind ein braver Mann, gnädiger Herr! Sonntags Vormittags geh ich in die Kirche, und Nachmittags rauch ich aus Ihrer Pfeife, des Werktags guck ich nur des Morgens so hin, wenn ich gebetet habe, wie sie da am Nagel hängt.

Fink wischte auch die Augen, und ein jeder that's.

Des Mittags speisten Beulenburg, seine Gemahlin, Fink und die Fräulein allein zusammen, ihr ganz Gespräch war Lorenz und gute Menschen.

Florentin und Rosine und ihre Freunde speisten auch Alle zusammen und konnten sich nicht so viel sagen, als sie wohl wollten. Florentin gab ihnen nun seine Geschichte ganz mit, die sie bei müssigen Stunden lesen konnten. Nach dem Essen reisten sie wieder ab.

Des folgenden Morgens wurde beschlossen, daß die ganze Gesellschaft heute nach Eichenborn fahren und dort den Herrschaften eine Visite machen sollte. Florentin und Rosine fuhren mit, Alle waren nun voller Erwartung, wie sich das Geheimniß aufklären würde; der Graf kannte Florentin, gestand, daß er ihn kannte, und daß er ihn befördern wolle. Fink schwieg immer still, wenn davon geredet wurde. Kurz! man kam zu Eichenborn an, Alle wurden auf Ein Zimmer geführt, und nun

trat Graf Günther und die Gräfin, seine Gemahlin, mit ihren Kindern herein, Alle machten der Herrschaft ihr Kompliment, Fink lief auf ihn zu, küßte und herzte sich mit ihm, und Florentin stand und starrte. — Er sah — und sah Herrn Pilger und seine ganze Familie — Nun ja — das war nicht anders, er mochte gucken und starren wie er wollte. Herr Pilger, der amerikanische Herr Pilger war Graf Günther von Eichenborn.

Der Graf freute sich im Herzen über diese Ueberraschung, ging auf ihn zu; wie nun, mein Freund! bewillkommen Sie mich denn nicht? so bewillkomme ich Sie. Der Graf drückte ihn in die Arme und sagte: Gottlob! daß Sie hier sind. Florentin fand keine Worte, aber Thränen der Freude. Darf ich sagen, wer Sie sind? fragte Florentin. Ja wohl! versetzte der Graf. Nun fing Florentin an: So sehen Sie denn hier den großen würdigen Herrn Pilger, der in Amerika mein Beschützer, mein Versorger, mein Vater und mein Freund war. Beulenburg, seine Gemahlin, die Fräulein und Rosine erstaunten, und jetzt begriffen sie Alles, sie begriffen nun, warum der Graf seine Zuflucht zu ihnen genommen, wie der junge Graf so zuversichtlich alsofort die Fräulein habe zu seiner Braut erwählen können, warum Graf Günther Florentin kannte, und warum er ihn belohnen wolle; endlich auch, warum er gegen Rosinen so gnädig war. Das ganze Räthsel war nun entwickelt.

Florentin war vor Empfindung fast außer sich. Gott! fing er nun in Gegenwart der ganzen Gesellschaft an; Gott! wie heilig sind deine Wege! Ich sollte ein Mann werden, der in deiner Hand etwas Nützliches auszurichten vermöchte, und da mußte ich

nach Amerika geführt werden, um dem Manne zu dienen, der mich dereinst zu diesem Werkzeuge machen konnte. Gott! die ganze Geschichte eines Menschen, der sein Vertrauen auf dich setzt, ist lauter Thatensprache aus deinem Munde. Ich kann vor Verwunderung über die Vorsehung Gottes und ihre unaussprechliche weise Wege nicht zu mir selbst kommen, ein Jeder bedenke es. Und alle diese Wege sind mit Leiden verknüpft, damit sie auch zugleich bessern können! Ich kann nicht mehr reden, sondern nur staunen.

Sie haben recht! redete Fink ein, vergessen Sie das in Ihrem Leben nicht, was Gott an Ihnen gethan hat; so wird Ihnen das ein Sporn seyn, auch andern Leuten Gutes zu thun. Nicht so! hab ich Recht oder Unrecht?

Stahlmann wurde des Mittags auch an die Tafel geladen; hier gab's wiederum zärtliche Auftritte, jetzt erklärten sich Stahlmann und Florentin recht gegen einander; Florentin konnte dem braven Manne nicht genug danken: denn er war doch die erste Kraft, die ihm zu seinem Laufe den Stoß gegeben hatte.

Die ganze Gesellschaft blieb nun einige Tage beisammen, und während der Zeit wurde noch Vieles verabredet: Florentin erfuhr von seiner Rosine die Geschichte mit Columbin und dem Herrn von Fink, woher er begriff, daß Fink Etwas von ihr wußte. Der Graf bestätigte ihm das Versprechen, daß er geheimer Rath werden sollte, weil der Graf selbst in allen Collegien präsidiren wollte, zu dem Ende aber sollte er noch zwei Jahre nach Göttingen gehen, um sich mit dem jungen Grafen und Karl von Beulenburg noch in allerhand dazu

nöthigen Wissenschaften zu üben; die Kosten versprach ihm der Graf zu schenken. Florentin entschloß sich dazu mit größter Freude, und er zerfloß fast in Dank gegen seine Wohlthäter. Rosine selbst freute sich über die Maßen: denn sie waren Beide noch erst im dreiundzwanzigsten Jahre, und diese Trennung schien ihr gegen die amerikanische wie nichts zu seyn. Folglich wurde nun Alles berichtiget und so beschlossen.

Ganz unerwartet erschien nun wieder Vater Lorenz, er war etwa vier Tage abwesend gewesen, und Niemand wußte wohin.

Die ganze Gesellschaft saß im Saale und spielte, als er sich melden ließ; ein Jeder war sehr neugierig, was er wollte, Fink, Beulenburg und Florentin aber freuten sich auf diese Audienz; denn der Graf kannte ihn noch nicht, außer was ihm Florentin in Amerika von ihm erzählt hatte. Als er daher hörte, daß er gern mit ihm sprechen wollte, und zugleich die ganze Gesellschaft wünschte, daß er in den Saal geführt werden möchte, so gab er Befehl, ihn herein zu bringen.

Lorenz trat herein, ganz ohne Furcht, sich bücken hatte er nicht gelernt, aber mit Anstand den Hut abzunehmen und dahinzustehen wie ein Mann, das war seine Sache. Den Grafen hatte er schon gesehen: denn er war zu dem Ende einmal nach Eichenborn in die Kirche gegangen. So wie er herein kam, trat er ein paar Schritte vorwärts, der Graf stand auf und ging auf ihn zu. „Ihr Excellenz! fing Lorenz an, ich hab Florentin erzogen, und ich seh ihn an als mein Kind.“

Das weiß ich, mein Freund!

Nun weiter:

„Nun hab ich gehört, daß ihn Ihr Excellenz zum

geheimen Rath machen wollen, das freut mich, er ist treu und redlich, und weiß, wie's einem armen Menschen zu Muth ist, da wirds dem Lande wohlgehen, und Ihre Excellenz werden Glück haben."

Wohl, mein Freund!

„Da hab ich nun so ein Ding gethan, wenn's Ihre Excellenz nur nicht zur Ungnad nehmen wollten. Es ist aber nichts Unrechts, und Ihre Excellenz können doch thun, was Ihnen beliebt. Sehen Sie! Florentin stammt aus der Familie der Herrn von Fahlendorn her; freilich haben seine Voreltern aus dem Adel geheirathet, aber nach meinem geringen Verstande thut das doch zur Erbschaft nichts. Das Rittergut wurde nach und nach verschuldet, und Ihrer Excellenz Herr Großvater löste es ein, da mußten nun Florentins Eltern davon weichen und sich ärmlich behelfen. Als ich den armen Buben aufgenommen hatte, da wollt ich doch gern wissen, wo er her sey. —

Das alles hab ich von Florentin selber gehört, und wirklich, die Sache ist mir ganz wieder aus den Gedanken gekommen.

„Nun gut, Ihre Excellenz! als nun Florentin vor einigen Tagen gekommen war, ließ ich mir eine Vollmacht von ihm geben, und da ging ich erst hin, wo seine Mutter gestorben ist: da hörte ich nun erst gewiß, daß sie Helene von Fahlendorn geheißen habe; darauf ging ich nach dem Orte, wo Florentin getauft worden, da fand ich nun den Pfarrer todt, aber er hatte sein Versprechen gehalten, alle Briefschaften der Fahlendorne und eine Lebensbeschreibung von Florentins Vater hab ich bekommen und mitgebracht; so wie ich sehe, hat Florentin noch ein Rittergut, wenn er die Schulden bezahlt,

und da bitt ich nun Ihre Excellenz! helfen Sie doch, daß der gute Junge sein väterliches Erbe wieder bekommt."

Alle Anwesenden bewunderten die Thätigkeit des guten Mannes; er hatte auch in dieser Sache gethan, was er vermochte, und was er nicht vermochte, das bat er den Grafen zu vollenden.

Der Graf empfand tief in seiner Seele das Unrecht, welches seine Voreltern der Fahlendornischen Familie gethan hatten, indem sie ein Gut, welches gewiß noch einmal so viel werth, und zugleich einer solchen Verbesserung fähig war, daß es noch dreimal so viel werth werden konnte, auf solche Weise an sich gezogen hatten. Daher beschloß er im Augenblick, das geschehene Unrecht wieder zu ersetzen.

Wenn Florentin, fing er an: sich als den rechtmäßigen Erben legitimirt, so soll er sogleich in den Besitz des väterlichen Erbes eingesetzt werden.

„Gott segne Ihre Excellenz dafür! erwiederte Lorenz. Daß er der rechte Erbe ist, das kann ich beweisen und ist erwiesen; darüber ist gar keine Frage mehr; allein er kann doch das Kapital nicht ablegen, da wollt' ich nun Ihre Excellenz flehentlich gebeten haben, Geduld mit ihm zu haben, daß ers so nach und nach abtragen kann."

Dafür sorgt nicht, mein Freund! Seht, ich will euch sagen, was ich thun will: wenn er der rechte Erbe ist, woran ich nicht zweifle, so will ich Alles berechnen, was das Gut Fahlendorn während der Zeit, die wir es besessen haben, nach Abzug aller Unkosten ausgetragen hat, dieß machte dann den Gewinn aus, den wir davon genossen, von diesem Gewinne zieh ich ferner die Interessen von dem Kapital ab, das wir darauf geschossen haben, was dann während

der ganzen Zeit übrig geblieben ist, das gehört Florentin.

Lorenz erstaunte über diese sonderbare Gerechtigkeit, die Thränen drangen ihm in die Augen. Das ist zu viel, sagte er, Ihr Excellenz! das ist zu viel! ich danke aber so sehr ich danken kann; wenn unter einem solchen Herrn unser Land nicht glücklich wird, dann fehlt's an den Unterthanen. Gott segne Ihre Excellenz in Ewigkeit! Nun, Dessen vergeß ich mein Lebtag nicht!

Florentin hatte die ganze Rede mit angehört; mit thränenden Augen trat er nun auch herzu, küßte dem Grafen die Hand, und dankte ihm für diese sonderbare Gnade. Auch Beulenburg und Fink sahen sich an, und bewunderten den Eifer des Grafen, alle ehemalige Ungerechtigkeiten seines Hauses auszulöschen.

Lorenz wollte nun abtreten, allein der Graf befahl ihm noch zu bleiben. Nun, mein Freund! sagte er ferner zu ihm, habt ihr auch unter der vorigen Regierung viel gelitten?

„Nicht so viel, Ihr Excellenz als unsere Nachbarn."

Wie kam das denn?

„Das will ich Ihrer Excellenz sagen: in unserm Dorfe ist von Alters her so eine besondere Harmonie unter uns gewesen; da ist kein Streit unter den Nachbarn, ich wüßte die Zeit nicht, daß sich nur Zween gezankt, geschweige noch geprozeßt hätten; da haben wir also einmal kein Geld verprozessel. Und darnach, das Wild that uns auch keinen sonderlichen Schaden."

Woher kam das denn?

Lorenz lächelte: Ha, wenn ich's Ihrer Excellenz sagen dürfte, es ist eben nicht erlaubt.

Nun sagt's nur kühn und frei.

„Wir haben all unser Gewehr, da luden wir dann so das bloße Pulver in die Flinten und einen Stopfer davor, gingen des Nachts herum streichen, und schossen aufs Wild, dieß ging um, so daß alle Nacht ein Paar von uns die ganze Feldmark durchstrichen, wir hatten dann auch Hunde bei uns.“

Was sagte aber der Jäger dazu?

„Der Jäger bekam so seine hübschen Präsente, dann hörte und sah er nicht. Seyn Ihr Excellenz! das kam Alles von der guten Einigkeit her, die wir unter uns haben, wenn sich die Bauern einig sind, so können sie viel ausstehen.

Woher glaubt ihr, daß diese Einigkeit kommt?

„Die kommt bei uns von der guten Schule her, die wir haben. Unsere Alten haben Vieles bei der Dorfschule gestiftet, nun suchen wir uns immer den besten Schulmeister aus, weil wir ihn bezahlen können, und da sehen wir nicht so sehr darauf, ob er viel weiß, sondern ob er viel thut, ob er ein frommer und vernünftiger Mann ist, der gut lesen, schreiben und rechnen kann. Solche Männer haben wir immer gehabt, und dadurch haben unsere Leute Erkenntniß und Liebe gegen einander bekommen.“

Aber, mein Freund! der Graf hatte euch verboten, auf das Wild zu schießen: es war doch Unrecht, daß ihr's thatet.

„Ihr Excellenz halten mir's zu Gnad: daß der hochselige Graf unrecht mit dem Wild that, das haben Ihre Excellenz dadurch bewiesen, weil Sie es wegschießen lassen; und wenn ein Landesherr unrechte Sachen befiehlt, die den Bauern ruiniren, so sündiget er nicht, wenn er sich heimlich so viel zu retten sucht, als er kann, wenn er nur nicht öffent-

lich ungehorſam wird und ſeinem Herrn keinen Schaden zufügt. Doch muß der Bauer erſt ein paarmal ſupplíziren, eh er ſich ſelber hilft.“

Das iſt eine ſonderbare Bauernpolitik. Nun ich hoffe, ihr ſollt ſolche heimliche Mittel nicht mehr nöthig haben; aber lebt der Jäger noch, der die Präſente ſo nahm?

„Wenn er noch lebte, Ihr Excellenz! ſo hätte ich ihn nicht verrathen.“

Aber mir dünkt doch, es ſey eure Pflicht, es dem Herrn anzuzeigen, wenn ihr merkt, daß ein Bedienter untreu iſt?

„Ja, Ihr Excellenz! wenn er untreu iſt, aber das war der ſelige Jäger nicht, er war dem Lande treu, und auch ſeinem Herrn dadurch, daß er den Bauern half, daß ſie ihre Früchte behielten und alſo die herrſchaftlichen Gelder beſſer bezahlen konnten, als andere.

Wie geht's euch denn jetzt?

„Wie's uns geht? Ihr Excellenz! daß wir alle Tage Gott für Ihr Excellenz danken, daß er Sie uns gegeben hat. O, wenn Gott unſer Gebet erhört, ſo werden Ihre Excellenz ſehr alt!

Dem Grafen drangen die Thränen in die Augen. Aber ſagt mir, fuhr er fort: was dünkt euch, wäre noch wohl in euren Gegenden etwas zu verbeſſern?

„Hauptſächliches wüßt ich nichts, aber doch ſind noch viele Kleinigkeiten in Unordnung, die geändert werden müßten, und viele Kleinigkeiten machen zuſammen ein Großes.“

Sagt mir einmal, zum Exempel, eins und anders.

„Wenn es Ihre Excellenz erlauben, ſo will ich zu Haus die Gemeinde zuſammen berufen, da wollen wir dann ſo Alles zuſammenſuchen, was wir gern geändert hätten, oder was wir glauben, das unſers

Herrn Nutzen ſey, der Schulmeiſter ſoll uns das ſo ordentlich aufſchreiben, das bring ich dann her.“

Der Vorſchlag gefällt mir, geht nun in Gottes Namen nach Haus.

„Nun, Bruder Lorenz! rief Fink, habt ihr auch ſchon aus der Pfeife geraucht? Wie?“

Einmal! antwortete er: es that auch ſeine gute Wirkung.

„Wie, was that's! wie war das?“

Eine arme Nachbarsfrau wollte einen Thaler Geld gelehnt haben, um Schatzung damit zu bezahlen; nun war ſie mir noch ſo vieles ſchuldig, ich ſchlugs ihr ganz trocken ab; ſie ging fort und ſeufzte. Die Pfeife hing dort am Nagel. Ich durfte nicht aufſehen, ſo ſchämte ich mich vor der Pfeife; endlich ging ich mit niedergeſchlagenen Augen, krappelte an der Wand, bis ich ſie fand, ſtopfte ſie, ſteckte ſie an, nahm einen Thaler, ging und brachte ihn der Frau.

„Nun ja, das war eine gute Wirkung, meint ihr nicht?“

Das war ſo ein Zug aus Lorenzens Seele. Der Graf begann den Mann lieb zu gewinnen. Das iſt brav, fing er an: es thut mir leid, daß es Leute gibt, welchen es ſauer wird, mir die Schatzung zu bezahlen, wie gern ſchenkte ich's ihnen!

„Das geht nicht an, Ihre Excellenz! die Schatzung iſt ſo ein Treiber, der die Unterthanen fleißig macht, wenn ſie nur nicht zu hoch iſt, und darüber können wir nicht klagen.“

Nun geht in Gottes Namen und raucht oft aus eurer Pfeife!

„Das will ich thun, Ihre Excellenz! ſo oft ich an Ihre Excellenz denke.“

Dem Grafen ſtunden die Thränen in den Augen;

Lorenz ging, Florentin begleitete ihn, und empfing von ihm alle Dokumente seines Hauses.

Des folgenden Tages wurden diese Briefschaften durchgangen, und man fand nicht nur, daß Florentin der wahre Erbe sey, sondern daß noch viele Vorzüge auf dem Gute hafteten, die so nach und nach abgekommen waren; der Graf versprach Alles wieder in den alten Stand zu stellen. Nun war aber die Wiedererneuerung des Adels nöthig, wenn diese Vorzüge ordentlich und ruhig genossen werden sollten, daher erbot sich Beulenburg, diese Adelserneuerung zu besorgen. Florentins Urgroßvater war der letzte ritterbürtige Freiherr von Fahlendorn gewesen, sein Großvater hatte zuerst eine Frau Bürgerstandes geheirathet.

Beulenburg schrieb an seinen Anwald nach Wien, und übertrug ihm die ganze Sache. Florentin und Rosine waren bei all diesen Auftritten voller Thränen des Dankes und der Empfindung.

Darauf nahm der Graf die Berechnung vor. Das Gut war für zwanzig tausend Gulden eingezogen worden; nun war eine Oel-, Mahl- und Brettmühle in einem Gebäude dabei, welche jährlich allein acht hundert Gulden abgeworfen hatte; der Pacht verschiedener Grundstücke hatte sechshundert Gulden eingetragen, aus den Wäldern waren, ein Jahr ins andere gerechnet, für zweihundert Gulden, nach Abzug aller Unkosten, an Kohlen gebrannt worden, da kam also ein jährlicher Ertrag von sechzehn hundert Gulden heraus, welche das Haus Eichenborn genossen hatte.

Das ist entsetzlich! rief der Graf aus, und die gute Familie hat während der Zeit das Elend gebauet.

Ihro Excellenz! fing Florentin an, belieben nur

nicht weiter zu rechnen, ich mag nichts weiter ſehen und hören.

Sie müſſen mich machen laſſen! verſetzte der Graf: Herr Stahlmann hat mich anders unterrichtet, wenn ich Glück haben und ruhig ſterben will, ſo muß ich reſtituiren; nun rechnete er fort: die landesübliche Intereſſen von zwanzig tauſend Gulden betrugen jährlich tauſend Gulden, mithin bleibt ein jährlicher Ueberſchuß von ſechshundert Gulden. Nun, ſagte der Graf, dieſe ſechshundert Gulden gehörten unſtreitig der Familie von Fahlendorn: denn es iſt ja nichts weiter auf das Gut verwendet, nichts gebaut, nichts verbeſſert worden, ausgenommen die beſtändige Reparatur, und dieſe iſt im jährlichen Aufwande abgezogen worden. Nun haben wir das Gut vierzig Jahr beſeſſen, folglich kommen dem Herrn Florentin von Fahlendorn zu gut vierundzwanzigtauſend Gulden. Sehen Sie! da iſt nicht nur das Gut bezahlt, ſondern ſie bekommen noch viertauſend Gulden heraus.

Das iſt eine ſehr ſonderbare Rechnung, gnädigſter Herr! erwiederte Florentin: mein Herz leidet nicht, daß ich ſie annehme.

„Sie müſſen ſie annehmen.“

Nun ſo will ich dann mit dankbarſter Seele die zwanzig tauſend Gulden annehmen, aber die übrigen viertauſend — ich ſchwöre —

„Halt! Sie ſchwören nicht!“

So ſollen ſie die Armen haben.

„Sie können damit machen, was Sie wollen.“

Nun, ich hatte in meiner Kindheit den Gedanken, in dem Häuschen, wo mein guter Vater ſtarb, arme Kinder zu erziehen, die viertauſend Gulden ſollen dazu beſtimmt werden. Aber nun proteſtire ich feierlich

gegen weitere Geſchenke; was ich und meine Roſine jetzt durch die ganz unverdiente Güte unſerer Freunde beſitzen, das iſt hinlänglich für mich zum ſtudiren, und hernach auch die Haushaltung damit anzufangen. Hierüber entſtand einiger Wortwechſel, allein Florentin beharrte ſteif darauf. Der Graf ſtand alſo davon ab, ihn ſtudiren zu laſſen.

Nun! fuhr der Graf fort, jetzt werden Sie auch mein geheimer Rath nicht: denn Sie haben mit Ihrem Gut genug zu thun, Sie brauchen alſo auch nicht zu ſtudiren!

Florentin ſtand auf, ſahe ernſt umher; ſeine ganze Seele erhob ſich; meine gnädigen Herren! fing er an: ich muß von allen Seiten Wohlthaten genießen, ohne Eine erwiedern zu können, jetzt beſchwöre ich Sie vor dem allgegenwärtigen Gott, mir Eine Bitte zu gewähren; Roſine hilf mir anhalten. Wenn die Bitte nicht übertrieben iſt, antwortete der Graf.

Nein! erwiederte Florentin, ſie iſt ruhig überlegt, Gott und Menſchen gefällig, mir nicht läſtig, ſondern angenehm, eine Pflicht für mich, deren Erfüllung mir das Leben verſüßen wird, eine Erfüllung, die mich allein glücklich machen kann. Gewähren Sie mir dieſe Bitte! Roſine half auch bitten, ohne daß ſie wußte, warum.

Der Graf und die übrigen Herren wurden alſo bewogen, ihm die Erhörung ſeiner Bitte zu verſprechen.

Nun faltete Florentin die Hände vor der Bruſt, ſchaute in die Höhe und ſprach: ich gelobe dir hier, du Allgegenwärtiger! daß ich dem gräflichen Hauſe von Eichenborn lebenslang mit eben der Treue und Liebe zugethan ſeyn will, als wenn ich ein Sohn aus dieſem Hauſe wäre.

Und nun, gnädigster Herr! ich bin, so lang ich lebe, Ihr geheimer Rath, und zwar ganz unentgeldlich, ich schwöre hier, Ihr Excellenz, nie einen Heller weder als Gehalt noch als Präsent anzunehmen, und jetzt geh ich zu dem Ende fort, um zu studiren. Von diesem Entschlusse bringt mich kein Mensch mehr ab, bis Sie mich meines Amtes unfähig oder unwürdig erkennen.

Diese Großmuth rührte einen Jeden. Wahrlich! fing Fink an: wenn man das Ding beim Licht besieht, so ist das eine große, edle That. Wie! — ein Mann, der nun ein vortreffliches Rittergut besitzt, der hat keine Wohlthaten mehr nöthig; es ist an ihm, solche auszutheilen — Wie! hab' ich Recht oder Unrecht? —

Beulenburg schwieg und dachte, und der Graf stand in Gedanken. Kurz! ihm wurde seine Bitte bewilligt.

Nun! Eins müssen wir noch thun, sagte Fink: wir Alle haben so unsere besondere Freude an dem Herrn von Fahlendorn und seiner Geliebten, weiß der Himmel, wo es so eigentlich herkommen mag — Nun ja! unser Herr Gott hat sie beide mit einem Blicke der Liebe gezeichnet, so daß sie einem gleich ins Herz kriechen, meynen Sie nicht? — Sie, Beulenburg! haben nun die Sachen wegen des Adels übernommen, die Unkosten wollen wir Ihnen also überlassen, das werden Sie sich doch nun nicht nehmen lassen. Wie! — aber können wir auch Etwas dabei thun, Herr Graf! wie meynen Sie? wir wollen einen Bericht an den Kaiser aufsetzen, diesen wollen wir alle Drei unterschreiben, und darin Ihro Kaiserl. Majestät die ganz sonderbaren Verdienste dieses Paars nach allen Umständen und nach der

Wahrheit vorstellen, damit sie recht nach Würden wieder in ihren alten Adel eingesetzt werden mögen.

Herzlich gern! antwortete der Graf: dazu ist Stoff genug da.

Beulenburg erwiederte: das ist herrlich!

Florentin und Rosine schauten demüthig nieder und weinten im Selbstbewußtseyn ihrer Unwürdigkeit.

Nachdem das alles nunmehro abgethan war, fing Rosine an: Ich bitte mir die Erlaubniß aus, etwas vorzutragen! — Ein jeder erlaubte es ihr mit Freuden.

Mein Geliebter, fuhr sie fort, geht nun nach der Universität, und da hab' ich einen herzlichen Wunsch, ich bitte, mir ihn zu gewähren.

Lassen Sie hören! sagte der Graf.

„Uebertragen Sie mir alsofort die Verwaltung unseres Gutes, ich will es in Besitz nehmen und Alles einrichten, damit es schon in Ordnung ist, wenn mein Bräutigam wieder kommt."

Aber sind Sie der Sache gewachsen?

„Ich werde Freunde finden, die mich unterrichten."

Ja, versetzte Beulenburg: daran soll's nicht fehlen.

Nun! sagte Florentin: das ist ein herrlicher Gedanke.

Fräulein Philippine protestirte: ich soll also meine Tage einsam zubringen; nein! das geschieht nicht.

Nein! erwiederte Rosine: Fahlendorn liegt zwei Stunden von Beulenburg und zwei Stunden von hier. Ich will uns dort eine ländliche Wohnung einrichten, wir bleiben unzertrennt beisammen; bald sind wir zu Fahlendorn im Frühling, wenn alles grünt und blüht, und im Herbst, wenn die

Schnitter in die Ernte jauchzen, und bald zu Beulenburg; dadurch verkürzen wir uns die Zeit, bis unsere Geliebten wieder kommen.

Die Fräulein fiel ihr um den Hals und küßte sie; jetzt, mein Kind! versetzte sie: wirst du bald Frau von Fahlendorn und ich Gräfin von Eichenborn, wir wollen jetzt hier in Gegenwart unserer Herren und Freunde den süßen Schwesternamen erwählen, uns mit Du begrüßen und auf unser ganzes Leben aller anderer Verhältnisse vergessen.

Rosine nahm mit Demuth dieß Liebeserbieten an, und es wurde mit Herzen und Küssen besiegelt.

So endigte sich dieser merkwürdige Besuch zu Eichenborn. Fink sagte: er habe sich nun einmal wieder auf ein Jahr gestärkt; er reiste nun wieder auf seine Güter, kam aber hernach alle Jahr, um sich aufs neue zu stärken, und dann mußte auch allemal Lorenz herbei, um, wie er sich ausdrückte, den Pfeifenbund mit ihm zu erneuern. Beulenburg zog auch mit seiner Familie wieder nach Haus, Florentin und Rosine aber blieben noch zu Eichenborn; der Graf ließ sie noch vor Florentins Abreise in ihr Gut immittiren und ihnen einen wichtigen und bündigen Verzichts-Contrakt einhändigen, welcher ihnen das Eigenthum dieses Guts auf ewig sicherte. Zugleich zahlte er ihnen die viertausend Gulden aus. Florentin beschloß, dieß Geld gleich zu verwenden, und von seinen siebentausend Gulden, die er noch nicht baar hatte, viertausend zu dem Vermächtnisse für arme Kinder auszusetzen. Der Graf übernahm, ihm die siebentausend Gulden aus der Amsterdamer Bank in kurzem zu verschaffen und das Geld an Rosine auszuzahlen; hierauf nahm

auch unser glückliches Paar Abschied von der hochgräflichen Familie: Florentin bat, nichts nach Göttingen vorauszuschreiben, sondern ihm die Briefe mitzugeben, weil er die dortigen Freunde gern überraschen wolle, und darauf reisten sie auch nach Beulenburg zurück.

Für diejenigen Leser, welche alles gern bis auf den Nagel bestimmt haben wollen, hab' ich hier noch eine Anmerkung zu machen; sie werden wünschen, zu wissen, wie Graf Günther nach Amerika gekommen sey? warum er bei seiner Ankunft aus Amerika zu Beulenburg nicht gleich gesagt habe, daß er der Herr Pilger sey, und daß Florentin bei ihm gewesen? oder auch, warum er, als Florentin in Amerika von ihm wegzog, demselben nicht entdeckt habe, daß er Graf Günther von Eichenborn sey?

Ich kann sagen, es schmerzt mich allemal in der Seele, wenn ich sitze und so eine Geschichte male, und man fordert von mir, daß ich jedes Blättchen an den Bäumen, jedes Fältchen im Gewande so ganz rein herauszirkeln soll, ich wünschte so mit Einem Pinselzuge ganze Wasserfälle und Felsengruppen und Bäume hinklecksen zu können, aber das will mir noch nicht recht gelingen: gut! daß ich kein Romanendichter von Profession bin.

Also euch Herren mit der Lorgnette oder mit dem Mikroskop! Graf Erich haßte seinen Bruder Günther tödtlich, und dieß rührte aus den höchst verschiedenen Charaktern beider Herren her. Günther nahm also holländische Dienste, heirathete in Holland, und da er glaubte, sein Bruder würde Erben bekommen, auch keine anderen, als verdrießliche Neuigkeiten aus seinem Vaterlande hörte, so zog er in der Stille nach Amerika, legte nebst seiner Gemahlin

Stand und Titel ab und nannte sich Pilger. Nun war er fest entschlossen, niemals wieder nach Deutschland zu gehen, sondern ewig mit seinen Nachkommen bei der schönen Kolonie zu bleiben und sich nach und nach eine neue Grafschaft dort zu erwerben, nur wollte er nicht Graf, sondern nur Herr seyn. Als aber Graf Erich in seinen letzten Tagen seine Gesinnung änderte, keine Erben hatte und seinen Bruder herbeiwünschte, von dem er nicht wußte, wo er war, so meldete sich der Herr von Fink: dieser lebte ehemals in Holland mit Graf Günther in vertraulicher Freundschaft; er besuchte Erichen in seiner Krankheit und entdeckte ihm, daß er seines Bruders Aufenthalt wisse. Erich freute sich darüber und bat, alsofort an ihn zu schreiben, daß er kommen und sein väterliches Erbe in Besitz nehmen möchte.

Fink schrieb alsofort nach Amerika, und kurz darauf reiste er selber hin, so wie meine Geschichte oben gemeldet hat. Daß aber Pilger oder Günther so geheimnißvoll war, das erforderte auf allen Seiten die Politik, und vielleicht wollte er sich auch die Freude machen, Florentin, den er aus der Maßen liebte, zu überraschen. Bei seiner Abreise aus Amerika übertrug er dem Herrn Pfarrer Muzelius die ganze Kolonie zum Erbe und Eigenthum mit dem Beding, daß er nun aus dem geistlichen in den weltlichen Stand übertreten mußte; an seine Stelle wurde Herr Pfarrer Schmid berufen. Die Kolonie schlug Herr Pilger auf fünfzigtausend Gulden an, welche Herr Muzelius, ohne Interessen davon zu bezahlen, jährlich mit fünftausend Gulden nach und nach abtragen mußte; dieses fiel ihm gar nicht schwer, weil die Präsidentenkasse, ohne die Kolonie zu drücken, bei dem Abzuge des Herrn Pil-

gers jährlich achttausend Gulden einnehmen konnte. Jetzt werde ich wohl, so viel ich mich besinne, alles berichtiget haben.

Florentin und Rosine schafften sich jetzt ein Karriolchen an, und zwei Pferde zum Reiten und zum Fahren. Als dieses bewerkstelligt war, setzten sie sich zusammen an einem schönen frühen Morgen ein und fuhren nach Fahlendorn. Die Empfindungen, welche sie auf diesem Wege hatten, lassen sich nicht aussprechen. Als sie dorthin kamen, kehrten sie bei dem Jäger ein, welcher ein gräflicher Bedienter war, und jetzt im Begriffe stand, abzuziehen: denn Florentin fand keinen Jäger nöthig. Dieses Haus beschloß Rosine alsofort ein wenig repariren zu lassen, um darin wohnen zu können. Das Back- und Brauhaus war noch im alten Zustande, Beide wallfahrteten nach dem einsamen Kämmerchen, dem Kampfplatz ihrer armen Eltern, und weinten noch einmal um sie. Auch dieß Häuschen beschloß Rosine alsofort auszubauen, und so viel ordentliche Zimmer darin einzurichten, als möglich war; sobald dieß geschehen, wollte sie den Anfang mit einigen armen Kindern machen und sie erziehen lassen.

Florentin ließ sie reden, freute sich im Herzen über ihren thätigen Geist und ungemein geschickten ökonomischen Verstand, der nun erst sich zu entwickeln anfing. Bis daher haben meine Leser Rosinens große Seele noch nicht recht bemerken können; aber jetzt werden sie erst nach und nach erstaunen, um so mehr, da ich heilig versichere, daß Alles, was ich schreibe, Wahrheit ist. Sie bat ihren Geliebten, sie nur machen zu lassen, und ihr die Freude eigener Erfindung und eigenen Fleißes zu gönnen. Er versprach ihr das; da er sie aber selbst in die-

sem ihrem Hauptfache noch nicht kannte, so trauete er der Sache doch nicht ganz; daher bat er Beulenburg in Geheim, ein stillschweigendes Aug' auf sie zu haben und sie zurecht zu weisen, wenn sie etwa schädliche Fehler machen würde: dieß wurde ihm mit Freuden zugesagt.

Des Abends fuhren sie wieder zurück nach Beulenburg, und nun fanden sie Rothbeck mit Frau und Kindern; Freude glühte aus allen Gesichtern dieser guten Familie, auch Florentin freute sich, daß er da war. Nun! sagte er zu Rosine: mein Kind! ich kehre mich jetzt an nichts mehr, du bist Herr von Fahlendorn, was willst du mit dem Manne machen? Das will ich hören, versetzte sie: ich will ihn aus dem Wirthshause rufen lassen. Das geschah; er kam, stand und hielt seinen Hut ab. Rothbeck! fing Florentin an, dieß Frauenzimmer ist seine künftige Herrschaft; denn sie ist meine Braut, ich muß ein paar Jahre wegreisen, liebe und ehre er sie und sey er ihr treu. Rothbeck trat herzu und küßte ihr die Hand. Gnädiges Fräulein! fing er an: Rosine wurde roth, hielt das Schnupftuch vor die Augen, halt! sagte sie, das bin ich nicht. Florentin versetzte: nimm den Titel von deinen Leuten an, mein Kind! unser Herz weiß von Gnaden, gnädigen Herren und Fräulein nichts, aber die Ordnung erfordert's, daß wir uns bald so nennen lassen; gnädiges Fräulein ist ein Ton, ein Laut, der weiter nichts bedeutet, als adeliche Jungfer, und das, bist du ja bald.

Rothbeck fuhr fort: gnädiges Fräulein! sag' ich nun einmal, ich will sehn, wer mir's wehren will; Engel aus dem Himmel! wollt ich noch lieber sagen: denn solch ein Weibsbild hab' ich doch noch

in meinem Leben nicht gesehen, ich thue, was Sie haben wollen, und wenn Sie auch mein Blut forderten. Das will ich nicht, mein Freund Rothbeck! antwortete Rosine: nur eure Liebe und Treue, wie es einem braven Unterthan zukommt; könnt ihr Branntwein brennen?

„Ich bin ein Westphälinger, gnädiges Fräulein!"

Das heißt so viel, als: ja, ich kann's. Könnt ihr Bier brauen?

„Das kann ich aus dem Follement."

Auch Brod backen?

„Ha, Pumpernickel wohl! aber kein fein Brod."

Nun, das lernt sich bald! Jetzt will ich euch sagen, was ihr thun sollt; wir haben ein großes adeliches Rittergut mit einer Mühle, auf demselben nahe bei der Mühle steht ein großes schönes Haus, in welchem bis daher ein Jäger gewohnt hat, dieß wird reparirt, und das Haus sollt ihr bewohnen; oben auf werd' ich mir ein paar Zimmer zurichten lassen, um einen Aufenthalt zu haben, wenn ich hin komme. Bei dem Hause geht eine gangbare Landstraße vorbei, die besonders stark von Fuhrleuten befahren wird, da könnt ihr herbergen und Wirthschaft treiben, Branntwein und Bier haben dort noch überdas guten Abgang, auch ist das Geräthe zum Brauen alles da. Der Jäger hatte dabei acht Morgen Ackerland, eben so viel Wiesen und einen halben Morgen an Garten, auch das bekommt ihr dabei. Gefällt euch das?

„Außerordentlich, gnädiges Fräulein! außerordentlich! Aber wie soll es denn gehen? Was soll ich denn jährlich geben?"

Hört, Rothbeck! ich weiß, daß ihr ein rechtschaffener Mann seyd, was ihr braucht, will ich euch

einmal ein Jahr vorſchießen, ihr ſollt dieß Jahr für mich Knecht ſeyn; je mehr ihr mir nun einbringt, deſto größer ſoll euer Lohn ſeyn, die Wirthſchaft geht alſo ganz für mich, erwerbt ihr nun viel, ſo bekommt ihr auch viel.

„Das gilt, gnädiges Fräulein! das gilt!“

Florentin erſtaunte über dieſen Akkord von einem Mädchen; er ließ Rothbeck nach Hauſe gehen, fiel ihr um den Hals. Mein Engel! ſagte er: wo haſt du das alles gelernt?

„Höre, mein Lieber! ich will dir etwas entdecken: du weißt, von Jugend auf hat man mir viel Verſtand und ein edles Herz zugetraut, ich hab' mich wirklich oft beſonnen, wo ich denn doch den großen Verſtand ſitzen hätte, und konnte nichts Beſonderes finden, ſo daß ich oft dachte: die Leute verrechnen ſich gewaltig an dir, und doch war's mir oft ſo klar, wenn ich etwas hörte, das andere Leute nicht wohl begreifen konnten, ich ahnete ſo etwas in meinem Gemüthe und wußte nicht, was es war. Als ich nun zu Eichenborn hörte, daß wir unſer väterliches Gut wieder bekämen, da ſtrahlte mir ein Licht aus dem Innerſten meines Herzens heraus, ich fühlte, wie es mir durch alle meine Sinnen drang, als wenn ich neu geboren wäre, und in dieſem Licht begriff ich alſofort, was auf einem ſolchen Gute getrieben und wie es regiert und behandelt werden müßte; Alles, was ich gehört und geleſen habe, das dieſe Sache betrifft, das fällt mir jetzt immer zu rechter Zeit ein, ſo daß ich mich zum Höchſten verwundern muß. Erkläre mir doch dieſe Sache!

Das iſt ſchwer, verſetzte Florentin: aber doch begreif' ich dich recht wohl, mir ging's eben ſo, als ich hörte, daß ich geheimer Rath werden ſollte. Hör!

ich will dir die Sache erklären, so gut ich kann; alle Seelen, wenn sie auf die Welt kommen, sind wie ein Baum, wenn er noch in seinem Saamkorn ist, jede Fähigkeit liegt unentwickelt in der Seele. So wie nun der Mensch zu leben anfängt, so entwickeln sich die Fähigkeiten, so wie es die Erziehung und die Lebensumstände und Vorfälle mit sich bringen. Alles, was in einer solchen Seele liegt, wird selten im ganzen Leben entwickelt, ob es noch in der Ewigkeit geschehen wird, das laß ich dahin gestellt seyn. Oft bleibt sogar die Hauptfähigkeit, in welcher eine solche Seele recht geglänzt haben würde, die ganze Lebenszeit durch verschlossen. Und das geschieht, wenn ein Mensch dem Willen Gottes nicht entspricht, so daß er die Menschen mit seiner Kraft würde unglücklich gemacht haben, oder, wenn die Vorsehung in ihrer Allwissenheit voraus sieht, daß ein solcher Mensch, ohne die Entwickelung einer solchen Hauptkraft, glücklicher ist, als mit derselben, so vermeidete sie in seiner Führung alle Umstände, die diese Entwickelung befördern können. Zuweilen aber, wenn ein Mensch alle Warnungen und Erinnerungen aus dem Sinne schlägt und gar keine Zucht und Vermahnung annimmt, so verhängt Gott eine solche Entwickelung, der Mensch wird seiner Hauptkraft mächtig, und solche Leute werden gemeiniglich große Böswichter, wodurch Gott die Welt straft.

Wenn aber ein Mensch von Jugend auf an den Umgang mit Gott, an's Beten und an einen frommen und wohlthätigen Wandel gewöhnt wird; wenn er Gott seine Schicksale ganz überläßt und sich von Ihm leiten läßt, so führt ihn Gott durch allerhand schwere Wege, die so wunderweise eingerichtet sind, daß gerad Dasjenige, was uns dermaleins bei dem

Gebrauche unserer Hauptkraft schaden würde, durch allerhand Leiden weggefegt wird, wie wir es auch zum Preise Gottes erfahren haben. Ein solcher Mensch nun, der so gleichsam an der Hand Gottes fortgeht, gibt genau Acht auf sich selbst, weil er immer befürchtet, er möchte fehlen, und so wieder die Ruthe bekommen, wie er oft an sich erfahren hat. Dieß Achtgeben nun ist die Ursache, daß er allerhand Unbegreifliches in seiner Seele bemerkt und Etwas ahnet. Endlich, wenn die Vorsehung ihren Zweck erreicht hat, so treten die Umstände zur Hauptentwicklung ein; kommen diese nun auf Einmal, so gehen oft unbegreifliche Dinge in der Seele vor, wie es dir auch gegangen ist. Enthusiastische Leute reden dann bei der Gelegenheit von wunderbarer, unmittelbarer, göttlicher Erleuchtung; das ist auch wohl wahr, göttliche Erleuchtung ist es immer, Gott hat den Grund dazu gelegt, Gott hat sie veranstaltet; aber daher entsteht allemal der Fehler: wenn wirklich gute Leute von großer Seelenanlage einen enthusiastischen Gang nehmen und ihre Neigung auf Verbesserung in der Religion fällt, so sehen sie eine solche Entwickelung ihrer Hauptkraft als ein Licht von Gott an, das sie zum Lehrer, zum unfehlbaren Lehrer der Menschen autorisirt, und dann ist das Verderben da; so sind wohl die mehresten Ketzereien entstanden. Eben darum, weil man dieß göttliche Licht für ganz unfehlbar hält, das nie irren könne. Begreifst du mich, mein Engel?

„Das hab' ich ganz, und von Wort zu Wort begriffen."

Weißt du denn auch nun, was deine Bestimmung ist. Ich bin zur Staatswirthschaft berufen, Gott hat der schönen großen Grafschaft Eichenborn einen

vortrefflichen Landesvater gegeben. Ein Mann ist aber zu schwach, die Regierung eines solchen Landes allein zu verwalten, ich soll also sein Gehülfe seyn, und so mit meinem Pfunde wuchern, bis unser Herr kommt und mit seinen Knechten Rechnung hält. Du hast nun ein großes Genie zu einer großen landwirthschaftlichen Haushaltung, dazu bist du bestimmt, das ist dein Pfund, womit du wuchern sollst, dort sollst du ein Häufchen gesegneter Leute um dich her sammeln, ihrer Aller Mutter seyn und sie allesammt glücklich machen. Ach, mein Kind! vergiß dieses großen Zieles nie!

Rosine sank auf ihre Kniee nieder, Florentin mit ihr; nun fing sie an: Laßt uns hier ein feierlich Gelübde thun, daß ein Jeder in seinem Theile, du in dem deinen und ich in dem meinen, ganz für seine Bestimmung leben will. Sie schwuren das dem Allgegenwärtigen, und der himmlische Vater strömte in vollem Segen Kräfte dazu aus der Fülle seiner Erbarmungen in ihre Seelen herab; nun standen sie auf und gingen an ihren Ort.

Eine solche Entwickelung, wie hier bei Rosine vorging, findet man häufig in der Geschichte, man denke nur an Karl XII. vor seiner Thronbesteigung; Rosinens größte Lust war nun das Lesen landwirthschaftlicher Bücher, auch die Fräulein wurde ganz von ihr angesteckt, sie las mit ihr, half ihr einrichten, fuhr mit ihr nach Fahlendorn, kleidete sich ländlich mit ihr und wurde mit ihr eine vollkommene Landwirthin.

Florentin freute sich aus der Maßen über Rosinen; jetzt erkannte er erst, was er an ihr hatte; vorher war sie sein liebes, gutes Mädchen, deren Herz ihn verdiente; aber jetzt wurde sie seine Ge-

hülfin, die sein Glück machte. Ruhig machte er sich nun reisefertig, nahm zwei tausend Gulden in Wechseln mit sich und ging auf Göttingen. Rosine weinte bei seinem Abschiede, das war natürlich; aber ihr großer Geist schwang sich über das Alles empor. Während dem Umarmen und Küssen sagte sie ihm: glaub' mir! du bist mir lieber als die ganze Welt, nie hab' ich dich so brünstig geliebt, als jetzt; aber ich bin über deinen Abschied nicht traurig, laß uns in der Liebe nicht mehr tändeln, deine Bestimmung ruft dich ab. Du bist mein in aller Welt; ich bin dein, jetzt geh' in Gottes Namen! Ein Strom von Thränen stürzte die blühenden Wangen herab, sie war ein Mensch, und noch mehr, sie war ein Mädchen. Wollust durchdrang seine Seele; er weinte wie ein Mann, und ging.

Zu Eichenborn nahm er auch Abschied von dem Grafen, der ihm Briefe nach Göttingen mitgab, deren er auch eine gute Partie von Beulenburg mitgenommen hatte.

Nach Florentins Abschied brachte nun Rosine Rothbeck mit seiner Familie nach Fahlendorn, sie nahm ein Bett mit dahin und etwas nöthigen Hausrathes, um einige Tage da bleiben zu können, die Fräulein konnte sie nicht verlassen, sie ging mit. Du wirst aber dort schlechte Aufwartung finden, meine Liebe! sagte Rosine. Das ist mir eine göttliche Freude! versetzte sie, so bei dir zu seyn und dich arbeiten zu sehen, wenn ich einmal Gräfin bin, so muß mir mein Gemahl neben Fahlendorn ein Landgut geben, damit ich auch so eine Beschäftigung habe, wie du hast, das ist etwas unaussprechlich Angenehmes. —

Rothbeck richtete sich bald ein, er bestellte seine Aecker, wässerte seine Wiesen, und Rosine schaffte ihm ein Paar Stück sehr schöner trächtiger Kühe. Wenn sie dann hinkam, so gab ihr Gretchen, Rothbecks Frau, Milch und Milchspeisen und dergleichen ländliche Kost zu essen, wobei sie herrlich vergnügt war.

Das Hauptstück, welches Rosine alsofort in Gang brachte, war die Mühle, die Pächter mußten Rübsaamen erziehen, so viel sie konnten, sie ließ dieses Saamens eine Menge zusammenkaufen und Oel daraus schlagen; dieß legte sie in einen Keller, und Rothbeck mußte es verkaufen und berechnen. Die Brettmühle wurde in den besten Gang gesetzt, dann ging sie selbst durch den Wald, wo sie einen alten Baum fand, der oben anfing, dürr zu werden, oder der sonst junges Gehölze hinderte, den ließ sie hauen, nach der Mühle fahren und zu Brettern und Dielen schneiden; diese legte sie dann in ein verschlossenes Magazin, und davon wurde täglich verkauft, den obern Abraum ließ sie mit anderm krappigtem Gehölze, das nicht zu Werkholz gebraucht werden konnte, verkohlen. Ueberall, wo Bäume abgehauen wurden oder wo lichte Plätze waren, da mußten die Stöcke ausgerottet und alsofort junge wuchsige Bäume hingepflanzt werden. Da hatte sie dann den Gebrauch, daß sie, wenn das Loch gehackt war, selbst den Baum hineinsetzte, und ihn so lang aufrecht hielt, bis er mit der Erde verschüttet war. Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher Thätigkeit sie die Sache betrieb. Sie hatte immer Taglöhner in Arbeit, ihre beständige Gegenwart, ihr freundlicher Ernst und ihre Herablassung trieb die Leute so an, daß sie über Vermögen arbeiteten, aber sie wurden auch ordentlich und prompt

bezahlt, obgleich Rosine auch in diesem Stücke eine Haushälterin war.

Nun mußte Rothbeck einen Bäckerknecht dingen, Korn, Waizen und Gerste einkaufen; dieß wurde auf der Mahlmühle gemahlen; nun ging's an's Brodbacken; schwarz und weiß Brod wurde verfertigt, und zwar in außerordentlicher Güte, und doch in ordentlichem Preise, denn das Brandholz gab Rosine her, und zwar kein anderes, als Windfälle und dürres abgestandenes Holz, lebendiges Gehölze durfte Niemand zum Brennen gebrauchen, und da sie ihre eigene Mühle hatte, mithin ihr auch das Mahlen nichts kostete, so konnte sie ihr Gebäcke wohlfeiler geben als Andere, zudem hatte sie den herrlichen Grundsatz, mit geringem Gewinne viel umzuschlagen.

Es ist unglaublich, welch einen Zulauf der gute Rothbeck hatte, und wenn's ihm sauer wurde, so sagte seine Gebieterin: muthig, mein Freund! ihr arbeitet für euch.

Dieß waren die ersten Einrichtungen auf dem Fahlendorner Rittergute, Rosine traf so weise Anstalten, daß sie gleich zum Geldgewinn kam, ohne viel vorzuschießen, und doch machte sie bei allem dem beträchtliche Verbesserungen.

Dieß alles geschah so im Laufe des ersten halben Jahres. Lorenz und Niklas hörten von ihren Thaten; denn das ganze Land war voll von ihr, sie gingen also hin, um doch zu sehen, was sie machte. Beulenburg hatte erst vor ein paar Tagen einen prächtigen Adelsbrief für sie und ihren Florentin bekommen, so daß sie nun in allem Ernste ein adeliches Fräulein war. Lorenz und Niklas waren nach Beulenburg gegangen, um sie dort zu besuchen, als sie aber hörten, daß sie zu Fahlendorn

ſey, ſo folgten ſie ihr dahin nach. Sie fanden ſie im Walde; ſie hatte ein rundes Hütchen auf, ihre ſchöne kaſtanienbraune Haare hatte ſie hinten zuſammengebunden und in einer nachläßigen Flechte unter den Hut geſteckt. Uebrigens trug ſie ein grünes Amazonenkleid von ſchönem Tuch, und in der Hand hatte ſie einen ſtarken braunen Stab, oben mit einem kleinen, ſtählernen, wohlgeſchliffenen Beil, das auf der andern Seite eine Hacke war, mit dieſem Inſtrument konnte ſie allerhand anfangen, indem der Stab eine Art, eine Hacke, eine Elle, Fuß- und Eichmaß zugleich war.

Als ſie die beiden Väter ſo fanden da bei den Holzhauern ſtehen und kommandiren, ſtanden ſie ſtill und guckten ſich Einer den Andern an.

Nun das hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, fing Lorenz an: ſo etwas iſt noch nie erhört. Ja! ſagte Niklas: der Schulmeiſter hat doch recht gehabt, daß etwas in dem Mädchen ſtecke.

Sobald ſie Roſine ſahe, eilte ſie auf ſie zu und ging mit ihnen nach Hauſe. Hier empfing ſie nun von ihren Vätern Glückwünſche zu ihrer neuen Würde und Ermahnungen, nur in der Demuth zu bleiben. Die Nacht über blieben ſie noch da, und des andern Morgens gingen ſie höchſt vergnügt und zufrieden wieder fort.

Daß Roſine nun adelich geworden war, gab in ihrem Dorfe ſonderbare Empfindungen, ihre Mutter weinte blutige Thränen darüber; jetzt hab' ich mein Kind verloren, ſagte ſie, ich darf ſie als gnädige Frau gar nicht mehr anſehen, und wenn ſie einmal Kinder hat, ſo ſcheue ich mich, ſie anzufaſſen. Niklas ließ bei ſeiner Frauen Betrübniß auch den Kopf hängen, als wenn ihm ihre Gründe ziemlich einleuchteten, in

dieſer Noth nahmen ſie, wie ſie gewohnt waren, ihre Zuflucht zu Nachbar Lorenz; ſo ſelten er ſonſt auch lachte, ſo lachte er doch jetzt recht herzlich. O ihr einfältigen Leute! fing er an: ſeyd ihr denn närriſch? ſeht, wenn ſich unſer Florentin und Roſine einmal haben, ſo gehen wir oft nach Eichenborn hin und beſuchen ſie, der gnädige Herr und die gnädige Frau gehen uns auf der Welt nichts an, wir leben mit ihnen, wie mit unſern Kindern, ohne Furcht und Scheu, ſo, als wenn ſie in unſerem Dorfe wohnten. — Um Gottes Willen! was ſeyd ihr für Leute!

„Ja, wenn wir das ſo dürften, ich fürchte, ſie ſchämen ſich unſer!“

Dürfen! — — Schämen! — Wenn ſie ſo dächten, ſo wären ſie wahrhaftig ſo weit nicht gekommen; ich weiß, wenn Fräulein Roſine wüßte, was ihr jetzt da ſagt, ſie betrübte ſich herzlich und weinte. Indem ſie ſo da ſaßen und vertraulich ſprachen, rollte ein Karriolchen mit zwei Pferden beſpannt die Straße herab und hielt vor dem Hauſe ſtill. Roſine ſprang heraus, die Fräulein Philippine mit ihr, und zum Hauſe herein, ſchon ſtrömte das ganze Dorf vor dem Hauſe zuſammen. Martha und Clara wollten fliehen, und wußten nicht wohin. Lorenz rief ärgerlich: ihr ſeyd närriſche Weiber, damit hüpften die beiden zur Stube herein. Lorenz war eben im Begriff, herauszugehen, um ſie zu empfangen, daher lief ihm Roſine in die Arme, er umſchlang ſie mit den Armen, meine goldene Tochter! — Einen Kuß, meines Herzens, Vater! lächelte ſie ihm in's Geſichte, er küßte ſie und weinte; darauf küßte ſie ihre Mutter, ihren Vater und Martha. Die Fräulein war auch ſo vertraulich und herablaſſend, als

wenn sie ins Haus gehört hätte; nun bekam Clara Muth, und Lorenz erzählte Alles mit platten Worten, was vorgegangen war. Nun weinte Rosine und versicherte alle mit tausend Thränen, daß ihr nie der Gedanke in's Herz kommen würde, ihre Eltern gering zu schätzen.

Die Hauptursache aber, warum Rosine gekommen war, betraf den Schulmeister des Dorfes, der alte war todt, aber sie hatten jetzt wieder einen wackern Mann, Namens Maaßheim, der im Unterrichten der Kinder wenig seines Gleichen hatte, er war unverheirathet, zugleich war er ein sehr geschickter Strumpfweber, diesen Mann wollte Rosine nach Fahlendorn haben: denn sie dachte nun an ihr Waisenhaus, das sie errichten wollte, der Plan, den sie dazu ausgedacht hatte, war herrlich: die Fahlendorner Pächter hatten Schaafheerden, sie verkauften die Wolle hin und wieder; nun dachte Rosine: wenn sie den Schulmeister dahin zöge, so könnte er den Kindern Unterricht geben, sie erziehen und zugleich beschäftigen: denn sie könnten Wolle für ihn spinnen, welche er zu Strümpfen verwebte, nach und nach könnte er sich aus den Knaben Lehrbursche und Gesellen erziehen und so eine ordentliche Manufaktur damit treiben; ja ihr Plan ging noch weiter, sie gedachte durch das Waisenhaus nach und nach eine vollständige Wollenmanufaktur zu Fahlendorn zu errichten. Der Schulmeister wurde gerufen, der Plan gefiel ihm vortrefflich, und alsofort nahm er den Ruf an, Waisenvater zu werden und zu bleiben, das kam so recht mit seinen frommen Gesinnungen überein; seine Belohnung ließ er auf Rosine ankommen: denn er wußte wohl, daß sie sein Bestes suchen würde. Der Gemeinde wurde dieser Vorfall bekannt gemacht,

ſie holten ſich einen andern Schulmeiſter, und nach vierzehn Tagen reiste Maaßheim nach Fahlendorn ab.

So wie Roſine in Lorenzens Haus getreten war, ſtand das ganze Dorf vor der Thür; nachdem ſie nun das Nöthigſte veranſtaltet hatte, ging ſie heraus, trat unter das Volk, und nun ſchloßen ſie alle einen Kreis um ſie, die Jünglinge, ihre Schulkameraden, ſtanden da, ihnen lächelte Freude aus dem Geſichte, ſie hielten ihre Kappen in den gefalteten Händen, und wollten reden und wußten nicht was, ſie ging aber von Einem zum Andern, drückte Jedem die Hand und ſagte etwas Verbindliches, das war nun Allen Seelenfreude. Die Weiber, mit ihren Kindern auf dem Arme, zeigten ihren Kindern die ſchöne Jungfer; ſie trat hinzu, nahm die Kinder Eins nach dem Andern auf den Arm, küßte und ſegnete ſie. Das ganze Dorf jauchzte über Niklaſens Glück, und nur der ſchwärzeſte Neid konnte es ihm mißgönnen.

Nachdem Roſine ihr Geſchäft ausgerichtet hatte, ſo zog ſie des andern Tages wieder fort, und Jedermann bedauerte, daß er nicht ewig in ihrer Geſellſchaft leben konnte.

In Fahlendorn fing ſie nun an, obigen Plan mit dem Waiſenhauſe auszuführen. Sie hatte ſchon von Anfang das bekannte Backhaus ausbauen laſſen, ſie fand aber bald, daß es auch nur für zehn Kinder zu klein war, daher ſetzte ſie einen langen Bau daran, der nun jetzt ſchon, als ſie den Schulmeiſter annahm, bald fertig war.

Während der Zeit, daß ſich Maaßheim einrichtete, trug ſich ein ſehr ſonderbarer Vorfall zu: Roſine war gerade zu Beulenburg: denn hier war doch immer noch ihre eigentliche Heimath. An einem Abend im Dunkeln kam ein unbekannter Mann nach

Beulenburg, dieser brachte einen Brief an Rosine folgenden Inhalts:

Hochwohlgeborne, gnädige Fräulein!

„Ich bin eine sehr unglückselige Person, durch Gottes Verhängniß in die entsetzlichsten Umstände gerathen, ich hab Alles verdient, was mir Gott zugeschickt, Sie wissen, daß ich's verdient habe, wenn Sie sich der Hallenbornin, der armen Charlotte zu erinnern belieben. Eine tiefe Reue über meine begangene schwere Sünde hat mein Herz so gebeugt, daß meine Augen von beständigem Weinen roth sind. Ich hab seit der Zeit herumgeirrt und gebettelt; endlich gerieth ich zu einem sehr frommen Mann, der sich meiner erbarmte, bei diesem hab ich einige Wochen als die elendeste Dienstmagd mich aufgehalten: denn er ist selber sehr arm und hat viele Kinder, denen die Mutter gestorben ist. Diesem Manne hab ich endlich alle meine Umstände entdeckt, und er hat mir Rath und Trost für mein schwer verwundetes Gewissen gegeben, jetzt glaube ich Gnade bei Gott zu finden, weil doch keine Sünde so groß ist, die nicht vergeben werden kann. Nun ist meine sehnliche Bitte an Sie, gnädiges Fräulein! bitten Sie doch bei dem gnädigen Herrn von Beulenburg um mein Leben, er wird mir's schenken, und wenn er mir's schenkt, so ersuche ich Sie um Gottes Willen, mich zur Waisenmutter zu Fahlendorn zu machen: denn ich hab gehört, daß Sie dort ein Waisenhaus anlegen wollen. Ich hab mich so verändert, daß mich Niemand mehr kennen wird, auch werde ich mich nie anders als eine gemeine Handwerksfrau kleiden. Sie sind aber so gnädig, Sie und der Herr von Beulenburg, und nehmen es mit sich ins Grab, daß ich es bin, ich will mich für eine fremde Person ausgeben, und ebenfalls niemals Jemand meine Geburt

und Herkommen entdecken. Ob ich nun mein Amt treu ausrichten werde, das werden Sie erfahren: denn ich bin jetzt ein ganz anderer Mensch geworden, ein beständiges Bußgebet ist mein ganzes Leben, und es ist ein Trieb in mir, weil ich mich an einem Kinde versündiget habe, so muß ich dafür andere Kinder zur Ehre Gottes erziehen. Sie werden sehen, gnädige Fräulein! daß es Sie nie reuen wird, wenn Sie mich zur Waisenmutter annehmen werden. Ich empfehle mich zu Dero Gnaden, und bin

Dero

unterthänigste Dienerin

Charlotte Hallenbornin,

jetzt Maria Magdalena Sünderin.

N. S. Ich bitte herzlich, ja meinen rechten Namen nicht auf den Brief zu setzen, sondern den letztern, denn auch der Bote kennt mich nicht, weiß auch nicht, wo ich bin.

Dieser Brief brachte seltsame Empfindungen in Rosinens Herzen hervor, sie weinte vor Mitleiden und war schon fest in ihrer Seele entschlossen, diese arme Sünderin aufzunehmen, wenn es Beulenburg erlauben würde. Ihre Eltern waren vor einiger Zeit kurz nach einander gestorben, ihre reiche Nachlassenschaft aber hatte Beulenburg in Verwahrung genommen, wenn etwa der Licentiat aus Amerika noch einmal zurückkommen würde.

Sie eilte mit diesem Briefe zu Beulenburg, reichte ihm denselben, und so wie sie merkte, daß er mit dem Lesen zu Ende kam, that sie einen Fußfall und bat um das Leben der Sünderin, sie bediente sich dabei des Ausdruckes: selig sind die Barmherzigen: denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Beulenburg hub sie auf; ja, meine edle Freundin! aber wie heißt der eben so wichtige Spruch vor-

her? — er heißt: selig sind die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit! u. s. w.

„Das ist wahr! sagte Rosine; aber erlauben Sie mir, die Einwendung zu machen: jetzt kann die Sünderin noch viel Gutes in der Welt ausrichten, das wird aber durch ihren Tod gehindert. Hier ist kein Bluträcher, wie Sie oftmals sagten, der bei dem Mord um Rache schreit. Gott ist der Bluträcher ermordeter neugeborner Kinder, wenn die Mutter selbst diese Unthat begeht; aber in diesem Falle scheint Gott selbst eine Ausnahme zu machen; er schützt sie ja augenscheinlich vor dem Schwerte des Scharfrichters."

Das sind auch meine Gedanke, ich schenke ihr das Leben, unter den Bedingen, die sie sich selbst vorgeschrieben hat.

Die Beiden verbanden sich nun, ihr Geheimniß bis nach ihrem Tod sorgfältig zu verschweigen, um sie sowohl als das Waisenhaus gegen üble Nachreden zu schützen. Rosine schrieb mit warmer Freude folgenden Brief, den sie des andern Morgens mit dem Boten an sie abschickte.

Liebe arme Sünderin!

„Das Leben ist ihr geschenkt, und ihre ganze Bitte ist erhört. Komm Sie also, sobald Sie kann, und trete Sie ihr Amt neben einem sehr würdigen Mann an, den ich zum Waisenvater bestimmt habe. Wenn Sie nun ihre Pflicht getreu erfüllt, so wird ihr Gott gnädig seyn, und ihr ihre Sünden vergeben, und ich werde lebenslang seyn

Ihre

von Herzen geneigte Freundin Rosine.

Die Sünderin empfing und las diesen Brief mit tausend Thränen des Danks; sie kam nach Fahlendorn, als Rosine eben da war, sie sah ganz verändert aus und war ganz zerlumpt. Rosine

lieh ihr Geld, sie kleidete sich in einen schwarzen Bürgerhabit, und war so ganz unkenntlich. Die schwarze Trauerkleidung trug sie, so lang sie lebte. Ihre Erbschaft erstreckte sich auf vierzig tausend Gulden; dieß Geld vermachte sie ganz ohne einigen Vorbehalt an das Waisenhaus, mit dem Beding, daß es niemals jemand wissen sollte. Auch verlangte sie, daß die andere Hälfte des Vermögens so lang ins Waisenhaus verwendet werden sollte, bis ihr Bruder wieder käme. Der kam aber nie wieder, und so wurden die Güter der Eltern, die durch eine äußerst schlechte Erziehung ihre Kinder unglücklich gemacht hatten, zum Mittel, wodurch tausend elternlose Kinder desto besser erzogen werden konnten.

Durch eine so ansehnliche Stiftung von vier und achtzig tausend Gulden kam dieß Waisenhaus früh in den größten Flor. Besonders da Rosine Alles mit den weisesten Einrichtungen und Verordnungen leitete. Die Kinder wurden erst nebst dem herrlichsten Unterrichte in der Religion und der besten Erziehung zu den Wollarbeiten angeführt, Knaben und Mädchen mußten krempeln, kardetschen, kämmen und spinnen. Es wurden brave Meister im Tuch- und Zeugmacherhandwerk dahin gezogen, welche die Wolle verarbeiteten, die Knaben und Mädchen erwuchsen im Waisenhause, lernten ein Handwerk und eine Haushaltung führen, gemeiniglich heiratheten sie sich untereinander, dann wurde ihnen zu Fahlendorn ein Haus gebaut, aus der Stiftung bekamen sie ein Paar hundert Gulden zum Anfange, und so entstand eine hübsche, blühende Stadt an dem Orte, wo vormals eine Wüstenei war.

Unsere wahrhaft große Rosine war die einzige Ursache aller dieser Glückseligkeit und das auserwählte Werkzeug, wodurch Gott Alles ausrichtete.

Maaßheim und die Sünderin arbeiteten lange mit größter Treue zusammen, sie waren beide recht in ihrem Fach, und freuten sich sehr, daß sie gewürdiget waren, zum Besten der Menschen das Ihrige beizutragen. Die Sünderin erlangte auch, sobald sie in diesem ihrem ordentlichen Berufe war, ihre Gemüthsruhe wieder, doch behielt sie lebenslang ein zerknirschtes und gebeugtes Herz, sie verrichtete alle, auch die allergeringsten und eckelhaftesten Arbeiten bei den Kindern mit unaussprechlicher Geduld, so daß sich Rosine sehr glücklich schätzte, eine solche würdige Person zu diesem Amte bekommen zu haben. Maaßheim, der etliche dreißig Jahr alt seyn mochte, hatte diese seine Mitgehülfin noch keine zwei Jahre beobachtet und ihre vortreffliche Seele bewundert, als es ihm einfiel, sie zu heirathen. Die Sünderin war zum Heirathen geboren und aufgelegt, und da dieser Trieb durch eine ordentliche Erziehung gar nicht geleitet wurde, so artete er ins Wilde aus, woher dann all ihr Unglück entstanden war.

So gern aber auch das gute Frauenzimmer den braven, würdigen Mann geheirathet hätte, so drückte sie doch ihr schreckliches Geheimniß dergestalt, daß sie es nicht wagen durfte; daher bat sie sich Bedenkzeit aus, als er ihr den ersten Antrag that und eilte zu Rosinen; dieser entdeckte sie die Sache; Rosine nahm Alles auf sich, tröstete sie und versprach ihr, zu helfen; alsofort ließ sie Maaßheim rufen.

Hören Sie, Herr Maaßheim! fing sie an: Sie sind ein vernünftiger Mann, der Gott fürchtet, Recht und Gerechtigkeit liebt; ich muß Sie jetzt einmal zu meinem geheimen Rathe machen. Sie müssen mir aber Ihr Urtheil so ganz aufrichtig aus dem Herzen sagen.

„Das will ich gewiß thun, gnädige Fräulein!

Nun, so hören Sie! ich hatte ehemals eine gute Bekanntin, welche durch Leichtsinn und üble Erziehung zu Fall kam, so daß sie schwanger wurde; eben ihr Leichtsinn, ihr Mangel an Erkenntniß und der Stolz verleitete sie, ihre Schwangerschaft zu verheimlichen und ihr Kind nach der Geburt umzubringen.

„Erlauben Sie, gnädige Fräulein! das wird die Hallenbornin gewesen seyn."

Ja, die war's, haben Sie sie gekannt?

„Gekannt hab' ich Sie nicht, aber viel von ihr gehört."

Nun weiter! diese Hallenbornin lebt jetzt in der Einsamkeit und ist durch eine schwere und langwierige Reue eine vortreffliche Person geworden. Sie befindet sich in guten Umständen, so daß sie niemand kennt, und niemand, so lang sie lebt, ihre Schande erfahren wird. Jetzt findet sich ein braver Jüngling, der sich in sie verliebt, sie möchte ihn gern heirathen, allein ihr schweres Geheimniß drückte sie, sie fragt mich um Rath, und ich weiß wahrlich nicht, was ich ihr rathen soll; was dünkt Ihnen von der Sache?

„Sie muß ihrem Liebhaber einen Eid abnehmen, daß er sie nicht verrathen will, und dann muß sie sich ihm entdecken.

Das ist auch schwer, es ist noch die Frage, ob ein junger Mensch das Geheimniß, ungeachtet des Eides, verschweigt, und ob er sie hernach nicht öffentlich blamiren und verabscheuen würde.

„So viel Menschenkenntniß muß sie doch haben, daß sie einen solchen schlechten Menschen aus dem Umgange beurtheilen kann; wenn sie so etwas nur von ihm vermuthen kann, so ist er ihrer bei allem dem unwürdig."

Gut, Herr Maaßheim! Aber dünkt es Ihnen nicht ein harter Angang für einen Jüngling zu seyn, eine solche Person zu heirathen?

Wenn die Welt das Geheimniß nicht erfährt, und die Person in der That wirklich gründlich gebessert ist, so weiß ich mir keine glücklichere Heirath zu denken. Was dünkt Ihnen? Gnädige Fräulein, wird eine solche arme gebeugte Sünd — Hilf Gott! welch ein Licht geht mir da auf?" —

Rosine lächelte.

„Unsere Sünderin ist doch wohl nicht die Hallenbornin und ich der Jüngling?

Sie haben's errathen, wackerer Mann! jetzt weiß ich Ihre Gesinnung.

„Ja, die wissen Sie ganz, mein Gott! ich rechne mir's für's größte Glück, eine solche unglückselige Person glücklich zu machen. Aber doch wünsch ich, daß das schreckliche Geheimniß verschwiegen bleibe, es könnte für uns und unsere Kinder — doch auch das ist einerlei!"

Ja es ist wirklich einerlei, doch soll's verschwiegen bleiben bis nach Ihrem beiderseitigen Tode, die liebe Sünderin hat ihre Blutschuld vor der Welt dadurch ausgelöscht, daß sie ihr ganzes Vermögen ans Waisenhaus vermacht hat, dieß wird sie bei der Nachwelt, dem Allem ungeachtet, als eine vortreffliche Person bekannt machen. Dieß mußten Sie auch noch wissen; jetzt frage ich Sie: können Sie sie herzlich lieben und heirathen?

„Ja freilich! und das mit Freuden; sie ist jetzt einem bösen, wilden Stamme gleich, auf welchem die edelsten Früchte gepfropft sind, wer wollte nicht einen solchen Baum haben?"

Rosinen gingen die Augen über; brav! brav! sagte sie und klingelte; ihr Mädchen kam; geh, ruf die Waisenmutter! sagte sie. Die Sünderin kam, furchtsam und blöde stand sie an der Thür und weinte. Herbei, meine Liebe! sagte Rosine mit Thränen;

sie nahm ihr schneeweißes Schnupftuch und trocknete der armen Magdalene ihre Thränen ab; darauf faßte sie Maaßheims und ihre Hand, schlug sie in einander und sagte: Gott segne Euch tausendfältig! Ihr seyd Eheleute.

Ja! versetzte Maaßheim, ich weiß Alles, und sie ist mir jetzt um so viel lieber, da sie aus einer großen Sünderin eine wahre Christin —

Und, fiel Rosine ein: eine Maaßheimin geworden ist.

Das gute Frauenzimmer sank in Ohnmacht hin, eine solche Wollust war längst allen ihren Hoffnungen entflohen, und nun erschien ihr der höchste Gipfel ihres Glücks auf Einmal.

Beide lebten hernach in einer beglückten Ehe und sahen Kinder und Kindeskinder im Segen blühen.

Welche Glückseligkeiten Rosine um sich her verbreitete und was für herrliche Dinge sie alle ausführte, das übergehe ich um der Kürze willen; alle edle Thaten, auch die kleinsten, werden im Buche des Lebens eingeschrieben, und dermaleins werden wir erst in vollem Glanze Rosinen schimmern sehen, wohl uns, wenn wir uns eben so, wie sie, auf eine gesegnete Ernte in der Ewigkeit freuen können! —

Ich eile zum Schlusse dieser Geschichte.

Unsre drei edeln Jünglinge mit ihrem herrlichen Rheinwald lebten zu G.öttingen im süßesten Umgange. Sie empfingen von Zeit zu Zeit die besten Nachrichten von Haus, und ihre große Bestimmung stand ihnen immer so lebhaft vor Augen, daß sie nicht so fleißig in Erlernung ihrer Wissenschaften seyn konnten, als sie wohl gern wollten, um nur dereinst würdige Diener des Staates werden zu können.

Philippinen und Rosinen wurde indessen auch die Zeit nicht sonderlich lang, denn die Letztere lebte

ganz ihrer Bestimmung, ihr Rittergut Fahlendorn zum Garten Gottes zu machen: Philippine war überall ihre unzertrennliche Gefährtin, daher flohen ihr auch die Tage wie Stunden vorüber.

Im letzten halben Jahre vor Florentins Ankunft von der Universität unternahm Rosine noch ein großes Werk; sie fand ihre Kasse mit vier tausend Gulden baaren reinen Ertrages vermehret, seitdem sie Fahlendorn verwaltet hatte, zudem war das Waisenhaus schon dem Anfange nach in gutem Gange, es war hinlänglich groß genug und so eingerichtet, daß man noch so viel daran bauen konnte, als man wollte, und überdas alles mit großen Kapitalien versehen und gestiftet. Da nun Rosine fand, daß sie künftig alle Jahr vier tausend Gulden wenigstens würde einnehmen können, auch dann, wann gar keine Verbesserungen weiter vorgenommen würden, auch überdas noch fünf tausend Gulden von voriger Zeit vorräthig waren, so beschloß sie, dieses letztere Geld einmal ganz zum Bauen zu verwenden, denn es war ihr noch immer verdrießlich, das Schloß ihrer Voreltern in Ruinen zu sehen.

Dieß Unternehmen widerrieth ihr der bedächtliche Herr von Beulenburg sehr ernsthaft; sie wurde traurig, sich in ihrem Triebe gehemmt zu sehen, daher machte sie so triftige Einwendungen und so bündige Berechnungen, daß Beulenburg nachgab, dazu aber verleitete ihn vorzüglich der Plan, den sie gemacht hatte: sie wollte jetzt nur die fünf tausend Gulden verbauen, und hernach alle Jahr nur zwei tausend Gulden darauf verwenden, bis das Schloß fertig seyn würde.

Als sie nun Erlaubniß hatte, so zog sie wieder nach Fahlendorn hin, nahm Werk- und Arbeitsleute an, und ließ erst die Ruinen alle abtragen, den

Platz reinigen, die brauchbaren Steine beiseit legen und andere dazu brechen, sie beschrieb einen geschickten Baumeister, dieser mußte kommen, den Platz besichtigen, und ihr einen Riß zu einem kleinen, aber bequem eingerichteten Schlößchen entwerfen. Der alte Platz auf einem etwas erhabenen und geräumigen Hügel, wo auch noch ein schöner Garten Raum hatte, gefiel ihr am besten, sie träumte sich schon das Schloß schön weiß dahin, sich, ihren geliebten Florentin und eine blühende Familie in dasselbe hinein, und in diesem süßen Traume enthielt sie sich kaum, daß sie nicht half Steine brechen. Zehen Jahre baute sie an dem Fahlendorner Schloß, sie brachte es fertig, ohne ihrer Kasse zu schaden, als welche zu dieser Zeit neben dem schönen Bau schon zwanzig tausend Gulden gewonnen hatte.

Gegen den Herbst, in welchem die jungen Herren wieder kamen, war der Platz schon gereinigt, der Grund gelegt, und die Mauern stiegen hie und da einzeln in die Höhe. Mitten in diesen Geschäften langten die Briefe von Göttingen an, in welchen die Ankunft der jungen Herren angekündigt wurde; sie bestimmten den Tag ihrer Abreise, ihren Weg über Frankfurt, und daß sie mit der Post reisen würden. Plötzlich geriethen Philippine und Rosine auf den Einfall, sie zu Frankfurt zu überraschen, und plötzlich wurde der Einfall ausgeführt; sie nahmen Post, und in vier Tagen waren sie im Posthause zu Frankfurt.

Des folgenden Tages kamen die Herren alle vier an. Die Freude ist mit keiner Feder zu beschreiben, welche bei dieser unvermutheten Zusammenkunft entstand, man kann sie sich leicht vorstellen, besonders wenn man einmal in einer ähnlichen Verfassung gewesen ist. Sie zogen nun allzusammen in zwei Kut-

schen nach Eichenborn, wohin sich auch der Herr von Beulenburg und seine Gemahlin verfügten, an den Herrn von Fink wurde auch geschrieben, um der gedoppelten Hochzeit beizuwohnen, die nun ohne ferneren Verzug veranstaltet werden sollte.

Jetzt war nun alles vollendet, die Zeit war da, welche unsere beiden Liebenden auf immer verbinden sollte. Rheinwald war auch aus der Maßen vergnügt, um einmal wieder zu seinem alten ruhigen Aufenthalt zu gelangen.

Herr Peter von Fink erschien fünf Tage nach der Ankunft unserer Herren auch zu Eichenborn, er lebte recht auf und war außerordentlich lustig. Nun kam auch der längsterwünschte Hochzeittag herbei. Herr Stahlmann verband Graf Wilhelm mit Fräulein Philippinen und den Herrn von Fahlendorn mit seiner von Jugend auf einzig geliebten Gattin; verschiedene Tage wurden in christlicher Freude und Wohlleben vollbracht, so daß die Hochzeit drei Tage zu Eichenborn und drei Tage zu Beulenburg dauerte.

Während dieser Zeit konnten Graf Günther und Beulenburg nicht genug von Rosinen reden, man stellte sie immer als ein unerhörtes Beispiel auf, sagte: sie sey werth, eine Fürstin zu seyn, u. s. w. Sie hörte das alles stillschweigend, auch oft mit Schamröthe an, und anstatt daß Philippine nur den mindesten Neid hätte blicken lassen, stimmte sie als die Augenzeugin ihrer edlen Thaten in ihr Lob mit ein. Fink schaute sie oft mit starren Augen an: Nun, bei Gott, sagte er, das muß ich alles sehen, sehen muß ich Alles! daß sie ein edles Mädchen war, das wußt ich schon lang; daß aber noch so ein Geist in ihr stecke, das fiel mir nicht bei, sehen muß ich's! Nicht so?

Die nunmehrige Frau von Fahlendorn hatte während dieser ganzen Zeit des Wohllebens immer heimliche Geschäfte, die sie betrieb, Niemand konnte recht dahinter kommen, was es eigentlich bedeute, alle Stunden kamen Boten von Fahlendorn und gingen wieder ab, denen sie allemal in Geheim Bescheid gab und Bestellungen machte. Niemand ahnete aber ganz, was sie vorhatte. Als nun die ganze Gesellschaft den dritten Tag zu Beulenburg zu Mittag gespeist hatte, trat Rosine hervor und lud die ganze Gesellschaft nach Fahlendorn ein. Alle sahen sie an, denn sie wußten, daß dort keine Gelegenheit war, eine solche große und ansehnliche Gesellschaft zu bewirthen; Florentin erschrack selbst über diese Einladung und sah sie starr an: denn sie hatte ihm die zwei Jahre über sehr wenig von ihren Anstalten geschrieben, auch hatte sie Beulenburg und die Fräulein gebeten, nicht viel davon zu schreiben, weil sie gern die Freude haben wollte, ihn damit zu überraschen. Auf der Hochzeit war nun freilich ihr Lob gewaltig ausposaunt worden, so daß Florentin Vieles, aber doch noch lange nicht Alles wußte. Gleich bei seiner Ankunft wollte er dahin, aber Rosine hielt ihn immer zurück, übrigens verhehlte sie ihm auch ihr ganzes Vorhaben.

Die Gesellschaft versprach indessen der Einladung zu folgen. Sie dankte für diese Güte, und bat, des Morgens früh mit Sonnenaufgang da zu seyn: denn weil sie keine Gelegenheit hätte, so viele Herrschaften über Nacht da zu behalten, so würden sie am Abend wieder zurückfahren müssen.

So wie sie das gesagt hatte, bat sie Florentin, nun mit ihr dahin zu fahren, weil sie Beide ihre werthen Gäste morgen früh dort empfangen müßten.

Florentin brannte vor Verlangen, mit seiner

Roſine einmal aus allem Geräuſche zu ſeyn, und beſonders ihre Anſtalten zu Fahlendorn zu ſehen. Der Weg kam ihnen Beiden nicht anders vor, als wenn er mit Roſen beſtreut wäre; kurz! ſie waren nun über allen Begriff glücklich!

Als ſie über den Hügel fuhren und nun Fahlendorn nahe vor ihnen lag, und Florentin das Singen der Kinder, das Schnurren der Spinnräder, das Rappeln des Wollenweberſtuhls (denn einer war ſchon da), das wechſelſeitige Knarren zweier Strumpfweberſtühle, das Rauchen des Brauhauſes, das Pflügen auf allen Aeckern zur Winterſaat, das emſige Hin- und Herlaufen froher und rothköpfiger Arbeitsleute, das Gekippe der Bau- und Mauerleute auf dem Schloſſe ſahe und hörte, ſo befahl er dem Kutſcher, ſtill zu halten; das Herz erſtarb ihm vor Empfindung und Wonne, Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen, er ſchaute ſeine Gemahlin an, ſtaunte — und ſagte kein Wort. Sie lächelte ihn an, er guckte, ſahe, hörte, und Alles war keine Täuſchung, es war klare Wahrheit.

Fahr, Kutſcher! rief er. Vor dem Hauſe ſtiegen ſie ab; Roſine führte ihn auf ihre artigen Zimmer, er konnte nichts anders thun, als weinen und ſtaunen; alles, alles, rief er, muß ich nun nach einander ſehen. Das ſollſt du, mein Schatz, antwortete ſie: griff ihn an der Hand, und führte ihn ins Waiſenhaus, wo jetzt ſchon achtzig Kinder verſorgt waren. Die Reinlichkeit und gute Einrichtung machte ihn ganz entzückt, beſonders auch als er ſahe, wie die Kinder um ihre große Mutter ſich verſammelten und ſie ihnen liebkoſete; Florentin konnte nicht anders, als weinen. So beſah er alles nach einander, und endlich auch das Schloß.

Als er mit ſeinem Sehen und Bewundern fertig

war, führte sie ihn wieder auf die Zimmer. Nun, wie gefällt dir alles? fing sie an. Er antwortete: das geht über allen Begriff, das ist erstaunlich! Aber, aber! mein Kind! wie geht das zu, woher ist der überschwengliche Aufwand gekommen? Du hast doch wohl keine Schulden gemacht? Bedenke, wovon wir sonst leben wollen!

Aufwand! versetzte sie: Schulden! — das wär ja ganz abscheulich! (sie holte die Bücher) siehe hier, mein Liebster! hier ist die Einnahme und dort die Ausgabe. — Die Mühle war vorhin verpachtet, der Graf bekam nur Pacht, ich aber treibe sie selbst, und noch dazu mit doppeltem Nutzen, indem ich zugleich meine eigene Frucht mahle, Brod daraus backe, Bier braue, Branntwein brenne, und das alles auf meine Rechnung, doch aber auch mit solchen Klauseln verbunden, daß mich meine Leute nicht betrügen können, weil ihr Nutzen immer mit dem meinigen verbunden ist, und sie sich also selbst zugleich betrügen würden. Was das Waisenhaus betraf, da erzählte sie ihm nun die ganze Geschichte der Charlotte Hallenbornin, und wie sie zu ihrem jetzigen Stande gekommen sey.

Florentin erstaunte über alles, was er sah und hörte, und er wußte nicht, was er ihr all für Liebkosungen erzeigen sollte. Du bist ein vortreffliches Weib! sagte er: wenn deine Geschichte beschrieben würde, so würde der Schriftsteller Lügen beschuldigt werden, weil Jeder sagen müßte, er habe die Sache übertrieben, und doch seh' ich's mit meinen eigenen Augen; ja, wenn du Lebenslang dabei aufgewachsen wärest, wenn du noch jemalen von deinem großen Genie etwas hättest blicken lassen, so wunderte ich mich nicht; doch es ist, Gott Lob und Dank! alles wahr, und ich täusche mich nicht.

Vergnügter sind wohl nie ein Paar junge Eheleute gewesen, als es Florentin und Rosine diesen Abend waren. Da saßen sie nun auf ihrem väterlichen Erbe gleich im Anfange ihres Ehestandes im vollen Segen, sie saßen auf ihrem Eigenthume, und das ist süß für den rechtschaffenen Mann, wenn er sich lange bei fremden Leuten versucht hat.

Die Frau von Fahlendorn bewirthete diesen Abend ihren Gemahl mit ländlicher Speise und mit ihrem vortrefflichen Bier, und er versicherte, daß es ihm noch niemals in seinem Leben so gut geschmeckt habe.

Rosine hatte nun auch Florentin von dem morgenden Feste unterrichtet, er war ganz über die Erfindung und Einrichtung entzückt.

Sie standen des Morgens früh auf; es war ein schöner Oktobertag, der gleichsam zu diesem Feste schien geschaffen zu seyn. Rosine kleidete sich in schneeweiße Kanefas, mit rosenrothen Bändern geziert; auf dem Kopfe hatte sie einen weißen, rundum abgeschlagenen Hut mit einem Bande von eben der Farbe und weißen Federbusch, auch hatte sie rothe Schuhe an. Vor die Brust steckte sie einen Blumenstrauß von wilden Herbstblumen.

Für ihren Florentin hatte sie ebenfalls von Kanefas ein kurz Kamisölchen und Hosen machen lassen, dazu zog er weiße seidene Strümpfe an, und nun gürtete sie ihm eine Schürze vom feinsten weißen Leinen um; er setzte eben einen solchen Hut mit einem weißen Federbusch und rothem Band auf, wie seine Rosine.

Nun wurde alles in Ordnung gebracht. Um sieben Uhr erschienen die Kutschen, alsofort erschallten auf dem gegenüber stehenden Hügel hinter dem Schlosse

im Walde Waldhörner, Zinken und Klarinetten; jetzt hielten die Kutschen still, um die Musik zu hören; nun zog ein herrlicher Zug Waisenkinder, vierzig Paar, alle in aschgrauer Uniform und sehr zierlich gekleidet, die Straße herauf; alle diese Kleider bestanden aus ihrer eigenen Arbeit, alles war zu Fahlendorn gesponnen und gewebt worden. Vor ihnen her gingen wiederum Musikanten, mit Violinen und Hautboien; unter diese Musik sangen die Kinder Arien so rührend, daß einem das Herz zerschmelzen mußte; hinter denselben kam nun auch Herr Maaßheim mit seiner Liebsten, beide bürgerlich und schwarz gekleidet; wenn die Kinder eine Strophe gesungen hatten, so tönte die Musik jenseit im Walde wieder, und wenn eine schwieg, dann erschallte die andere.

Hier stiegen die Herrschaften alle aus; die Morgenstrahlen der Sonne stiegen den Berg herab, auf das aus dem Ruin aufsteigende Schloß fielen die ersten Sonnenblicke, Alles war voller Leben, und die Musik mit dem Gesange versorgter Waisen verpaart; alles Das machte den tiefsten Eindruck auf die Ankommenden. Fink konnte vor Empfindung nicht bleiben; er machte Sprünge, gab bald Einem Kinde, bald dem Andern einen Kuß. Diese rangirten sich nun den Herrschaften auf beiden Seiten; Maaßheim und seine Gattin empfingen und bewillkommten sämmtliche Herrschaften Namens des Waisenhauses, und baten, ihnen zu folgen, wo sie sie hinführen würden.

Sie gingen also mitten im Kreise der Kinder durch Fahlendorn durch, lenkten sich nun linksum unter dem Schlosse weg, die Musik dauerte noch immer fort; so wie sie um den Hügel aufwärts stiegen, erblickten sie nordwärts einen schönen grünen Rasen,

um welchen in der Runde ein Wald in die Höhe stieg. Auf diesem Platz war ein großes Zelt lang und viereckigt aufgeschlagen, rund um dasselbe her waren noch verschiedene andere kleinere aufgerichtet. Hin und wieder stieg ein Rauch aus diesen Zelten in die Höhe. Alle diese Zelte waren von weißem Leinen und hatten oben rosenrothe seidene Fahnen; alles war im feinsten und doch einfachen und ungekünstelten Geschmacke eingerichtet; und was das Vornehmste war, Rosine war viel zu ökonomisch gesinnt, als daß sie einen solchen Aufwand für nichts und wieder nichts hätte machen sollen. Alle Tücher, welche gebraucht wurden, waren aus dem Waisenhause, und alles war so eingerichtet, daß es, ohne etwas zerschnitten zu haben, wieder konnte gebraucht werden.

Aus diesem Zeltendorf trat nun Florentin mit seiner Rosine hervor, und mit ihnen fast ihr ganzes Geburtsdorf. Rosine hatte Florentins Pflegeeltern, ihre Eltern und alle Nachbarn mit ihren Kindern eingeladen; die Alten waren aber, außer Lorenz und seiner Frau, und Niklasen und seiner Frau, nicht gekommen; aber alle Schulkameraden Florentins sowohl als Rosinens, Jünglinge und Mädchen, waren in ihren besten Kleidern da; alle lachten vor Freude.

Von diesem ländlichen Aufzuge, das neue Ehepaar vorn an der Spitze, wurde nun die Herrschaft von Florentin empfangen und bewillkommt. „Gnädigste Herren! gnädigste Frauen! sprach er: Herren und Freunde! Ich und meine Rosine erinnern uns an diesem unserm festlichen Tage unserer ehemaligen Jugendjahre, wo wir in unschuldiger Freude mit diesen unsern Gespielen und Gespielinnen manche frohe Stunde verlebten. Euer Excellenzen, Gnaden,

Herren und Freunde sämmtlich, haben uns Beide aus dem Staube erhoben und uns unzählbare Wohlthaten erwiesen. Ich war ein Bettelknabe, und besitze durch Dero Güte mein väterlich Erbe wieder, besitze eine Gattin, die meine Seele liebt und die mir Wonne macht. Diesen Tag der Freude geruhen Sie sämmtlich mit mir zu feiern und an unsern ländlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Anjetzo vermögen wir noch keine stärkeren Beweise unseres gerührtesten Danks, aber unser ganzes Leben ist nächst Gott Ihnen sämmtlich gewidmet!"

Alle dankten ihm mit gerührter Seele und versicherten, daß Ihnen dieses Fest ganz unerwartet seye und die höchste Freude verursache. Kein einziger von Allen war auch ausgeblieben. Graf Günther und seine Gemahlin, Graf Wilhelm und seine Gemahlin, der Herr von Beulenburg und seine Gemahlin, Karl von Beulenburg und die Gräfin Eleonore von Eichenborn, Günthers älteste Tochter, welche Karl von Beulenburg hernach geheirathet hat, Herr Stahlmann, Herr Rheinwald und Herr Heilmann, Alle waren gekommen.

Nachdem Florentin obige Rede geendiget hatte, sagte Graf Günther: Jetzt wollen wir heute einmal recht vertraulich zusammen seyn und uns lustig machen.

Florentin und Rosine führten nun die Herrschaften alle in das große Zelt, wo ein Tisch mit Chokolade, Kaffee, Thee, warmen gewürzten Bier, gekochter und mit weiß Brod gebrockter Milch, Rahmsuppen und dergleichen häufig besetzt war. Florentin und Rosine standen nun in ihren Schürzen und dienten selbst; Rosine hatte, nach Bauern-Manier, ihre schneeweiße Arme bis über die Ellenbogen entblößt, und ihre Grübchen in Backen und

Kinn vergingen vor lauter Heiterkeit dieſen Tag nicht Einmal.

Die junge Gräfin Wilhelmine und die jungen Herren bedauerten, daß ſie nicht auch bäuriſch gekleidet waren, ſie hätten ſonſt auch mit Freuden aufgewartet.

Nachdem nun die Herrſchaften gefrühſtückt hatten, ſo wurden die Dorfleute Alle hereingerufen. Dieſen hatte Roſine geſagt, daß ſie nur nicht blöde und ſchüchtern, ſondern recht luſtig, nur mit Anſtand, ſeyn ſollten, weil die Herrſchaft ihre Freude daran hätte. Das ließen ſich die Leute nun nicht zweimal ſagen; ſchnippiſch und ſchalkhaft ſchlüpfte jeder Jüngling mit ſeiner Doris hinein, und unter den luſtigſten Einfällen ſchmausten ſie zuſammen, ſo daß die Herrſchaften bis zum Bauchweh lachten. Florentin wartete den jungen Leuten auf; aber an einem Ende des Tiſches ſaßen Lorenz und Niklas, Martha und Klara ruhig, und Roſine wartete ihnen auf. Klara konnte ſich nicht ſatt an ihrer Tochter ſehen; faſt immer weinte ſie. Graf Günther ſah das; er trat zu ihr und fragte: was weint ihr, gute Frau? Ach Gott! antwortete ſie: ich weiß nicht, wie ich's Gott verdanken ſoll, daß Er mir ein ſolches Kind gegeben hat! Da habt ihr wohl recht, ſagte der Graf, ein ſolches Glück haben wenige Fürſten. Roſine ſchlug die Augen nieder, und man ſah's ihr an, daß ſich ihr Herz tief vor Gott demüthigte.

Als das Frühſtück vorbei war, kam Fink zu Lorenz. He, Bruder! fing er an: jetzt müßte man nun auch einmal Eins rauchen; — haſt d' auch deine Pfeife bei dir? Wie?

„Hab' ſie bei mir! (er zog ſie heraus) Haben Sie denn auch die Ihrige?"

Potz Blut! ſollt ich nicht! (er zog ſie ebenfalls

heraus.) Sie ſtopften, gingen zuſammen den Raſen umher ſpazieren und rauchten, daß der Dampf himmelan ſtieg. Als ſie mit den Pfeifen weggingen, rief ihnen Roſine nach: Ja rauchen Sie nun, gleich wird ein Fall kommen, wo ein wenig Begeiſterung des guten Herzens nöthig ſeyn mag. Beide guckten ſie an.

Ueber eine kleine Weile kam Roſine mit einem ſchönen nettgekleideten Mädchen, und Florentin ebenfalls mit einem nettgekleideten braven Jüngling. Ein Jeder ſchaute auf, was da werden ſollte; Alle liefen zuſammen. Hier! fing Roſine an, ſind zwei Waiſenkinder, die kein Vermögen haben, ſich aber lieben. Dort unten habe ich ihnen ein hübſches Gütchen angewieſen, auf dem ſie ſich nähren können; ich werde ihnen auch Vorſchuß thun, daß ſie ſich aufhelfen können. Hier, Herr Superintendent Stahlmann! iſt ein Losſchein von beiden, vom Paſtor Loci. Ich bitte alſo, in jenes Zelt mit ihnen zu treten und ſie zu kopuliren.

Alles klatſchte in die Hände. Fink trat herbei, griff die Braut an der Hand. Bruder Lorenz! rief er: du den Bräutigam! Lorenz kam und führte ihn. Nun ging der Zug zu einem kleinen Zeltchen; mitten in demſelben ſtand ein weißbedeckter Tiſch, an dieſem kopulirte ſie Stahlmann. Nun wünſchte den jungen Leuten ein jeder Glück, und Roſine nahm einen Beutel, fing am Grafen an und ſagte: Gnädigſter Herr! ein Almoſen für die Neuverlobten. Der Graf warf willig einige Goldſtücke hinein; das that ein Jeder, und als man endlich nachzählte, ſo waren über fünfhundert Gulden darinnen; Lorenz warf auch ein Stück Geld hinein, ging aber noch beſonders zu dem Bräutigam: Hör' du! komm der Tage einen, ich ſchenke dir eine ſchöne,

trächtige, junge Kuh zum Anfange. Und ich, ſagte Niklas, einen ſchönen Ochſen zum Pflügen. Wie vergnügt das arme junge Paar war, das läßt ſich leicht denken.

So wie den Morgen war gefrühſtückt worden, ſo wurde auch des Mittags geſpeist. In der Zwiſchenzeit machten die Bauern allerhand Tänze und Spiele; auch hatten die Waiſenkinder heute Feſttag; Roſine gab ihnen Allen eine Mahlzeit. — Nach Tiſch beſahen die Herrſchaften alle Anſtalten. Sie bewunderten Alles, und gewannen Roſinen ſo lieb, wie eine Schweſter. Alle ſchwuren ſich eine ewige brüderliche Freundſchaft. In dieſes Bruderband waren Florentin und Roſine mit eingeſchloſſen; und nun ſchieden ſie von einander; Fink ging mit nach Beulenburg; die gräfliche Familie, wozu nun auch Philippine gehörte, ging nach Eichenborn. Florentin und Roſine aber blieben noch einige Tage zu Fahlendorn, um ſich in der Einſamkeit zu erquicken. Darauf zogen ſie auch nach Eichenborn, allwo ihnen der Graf eine ſchöne Wohnung im Schloſſe anwies, wo ſie mit einem Bedienten, einer Kammerjungfer und einer Magd ihre Haushaltung anfingen. Philippinens und Roſinens vereinigte Herzen wurden alſo auf Lebenslang nicht getrennt. Nun trat auch Florentin von Fahlendorn ſein Amt an. Er war das der ganzen Grafſchaft vollkommen, was ſeine Gemahlin dem Fahlendorner Gut war. Greiſe und Kinder jauchzten, wo er vorbeiging; jeder Schritt war Segen für's Land, und Graf Günther liebte ihn wie ſeinen Bruder. Noch einen Band würde ich ſchreiben müſſen, wenn ich alles erzählen wollte, was der Herr von Fahlendorn ſeinem Vaterlande für Wohlthaten erwieſen hat. Ich mag den eigentlichen Namen des großen Greiſen nicht nennen, damit ich ihn nicht ſchamroth mache.

Um dieſe Zeit, nachdem Florentins Hochzeit vorüber war, kamen Briefe aus Amerika, in welchen Muzelius ſchrieb, daß der alte Pracht geſtorben und daß nach ſeinem Tode Solyma ganz in Unordnung gerathen ſey, weil ſich ſeine Söhne nicht mehr vertragen konnten. Dieſe verborgene Kolonie ſey nunmehr öffentlich bekannt worden; eine große Partie habe ſich nach Pilgersheim gezogen, der andere Theil ſtehe aber noch unter dem Sohn des alten Prachts, doch unter der Regierung zu Surinam. Hallenborn ſey im Gefängniß geſtorben, Molkenblick aber ſo verbeſſert worden, daß er jetzt ein rechtſchaffener Mann ſey, in Pilgersheim geheirathet habe und bei dem Comtoir in Dienſt ſtehe.

Roſine von Fahlendorn ſetzt die Verwaltung ihres Guts eifrig fort. Das war ihr Geſchäft: ſie fuhr wöchentlich einmal oder auch wohl zweimal dahin, und wenn ihr Gemahl Zeit hatte, ſo fuhr er mit.

Herr Rheinwald wollte ſich von ſeinen Freunden nicht trennen, ob ihm gleich die anſehnlichſten Beförderungen angeboten wurden; er verlangte nur Amtmann zu Beulenburg zu werden, und das gewährte ihm Beulenburg mit größter Freude. —

Nun ſchließe ich dieſes Werk, welches blos in einzelnen Stunden ausgearbeitet worden; daher ich auch meine Leſer um Nachſicht bitten muß. Es enthält ein Muſter, wie die allerhöchſte Vorſicht die Menſchen zu ihrer wichtigen Beſtimmung zu leiten pflegt.

Jüngling! Mädchen! der du dieſes lieſeſt, wirf dein Anliegen auf Gott, bete ihn an, ſey reines Herzens und führe ein wohlthätiges Leben, ſo wirſt du gewiß in deinem Theil, mehr oder weniger, Florentin oder Roſine werden. —

Die Geschichte

des

Herrn von Morgenthau.

Erster Theil.

In den unbewohntesten Gegenden des Herzogthums Hochbergen, gegen das Gebirge zu, ist ein angenehmes Thal, welches sich von Morgen gegen Abend auf zwei Stunden in die Länge, von Mittag gegen Mitternacht aber auf eine halbe Stunde in die Breite erstreckt. Die Mittagsseite ist steil und waldigt; die Mitternachtseite aber erhebt sich allmählig mit vielen buschigten Hügeln, bis sie endlich ein ziemlich hohes Gebirge ausmacht. Vom Morgen her rinnen eine Menge klarer Bäche aus unzugänglichen Klippen und Bergen herunter, die sich oben vereinigen und einen kleinen Fluß formiren, welcher still und majestätisch durch's Thal hinfließt, endlich aber zwischen steilen Bergen herabrauscht und zu seinem Ziele forteilt.

Dieses Thal war ziemlich einsam, indem nur hier und da Jemand wohnte, ehe der Herr von Morgenthau seinen Sitz daselbst aufrichtete; man sah nichts als wilde ungekünstelte Natur; da war eine immerwährende Stille, ausgenommen, wann Vögel und andere Thiere, ein jedes nach seiner Art, mit ihren Tönen das Murmeln des Baches belebten.

Ungefähr in der Mitte des Thals erstreckt sich einer von den Hügeln der Mitternachtseite bis an den Fluß, so daß er gleichsam eine Zunge ausmacht. Vorn auf die Spitze desselben baute der Herr von Morgenthau nach der neuesten Bauart einen prächtigen Palast, der zur Sicherheit mit einem Wall, Mauer, Zugbrücke und Pforte versehen war. Die Aussicht ist hier herrlich und ziemlich romantisch.

Etwa zwei Stunden mitternachtwärts im Gebirge liegt Korndorf, woselbst eine reformirte Kirche steht, zu welcher die ganze Gegend eingepfarrt ist. Der Prediger daselbst, Herr Steilmann, war alt, und nicht mehr im Stande, durch sein Kirchspiel herumzureisen; deßwegen ließ er sich seinen Sohn, der Kandidat war, adjungiren, welches auch gar keinen Widerspruch fand, indem der alte Prediger sehr beliebt war und ein gutes Gerücht hatte.

Der Herr von Morgenthau war allen Menschen der ganzen Gegend ein Räthsel; er hatte sich erst vor ein paar Jahren daselbst sehen lassen und ein Schloß gebaut; im Uebrigen aber Niemand etwas von seiner Geschichte gesagt. Die Rede ging von ihm, er sey aus England herübergekommen und sein Zweck sey: eine Pflanzstadt in dem Thal anzulegen. Er hatte sich einige Meilen von da in einer Stadt mit einem Paar alten Bedienten aufgehalten, bis er nun vor vier Wochen auf seinem neuen Schlosse, Morgenthau genannt, so zu sagen, seinen Einzug gehalten, und eine ziemlich starke Hofhaltung eingerichtet hatte. Alsofort schickte er auch seinen Hofmeister nach Korndorf, und ließ sich mit den Seinigen in dasiges Register der reformirten Gemeinde einschreiben.

Die Bedienten und andere Hausleute dieses Herrn besuchten auch die Korndorfer Kirche fleißig, nur er selbst war in den ersten vier Sonntagen noch nicht daselbst erschienen. Deßwegen rief einsmals der alte Herr Steilmann seinen Sohn, den Kandidaten, zu sich und sagte: „Geh doch einmal hin, Thimotheus! nach dem Herrn, der da im Bergthal wohnt, ich möchte doch gern wissen, was der Mann glaubt. Die vornehmen Leute haben heut zu Tag wunderliche

Meinungen; Gott weiß, wie einem rechtschaffenen Prediger dabei zu Muth ist! Ja recht sagt der Apostel: daß in den letzten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden; sie fangen schon an, mein Sohn! Wir haben Wachsamkeit und Gebet nöthig, und überall vorsichtig genug zu seyn! Geh' hin und sag' ihm: Der alte Steilmann, dein Vater, lasse ihm seine unterthänige Empfehlung und Gruß vermelden, und ihm zu seiner neuen Wohnung Glück wünschen. Dabei versichere ihn: daß ich beständig zu Gott für ihn beten werde, so lange mein Herz schlägt, damit sein Wandel unter uns selige Frucht bringen möge, sowohl für ihn selber, als auch für Alle, die mit ihm handeln und wandeln."

Des andern Morgens begab sich der junge Steilmann früh auf den Weg und kam gegen neun Uhr zu Morgenthau an. Er zog die Schelle an der Pforte, und bald darauf kam ein Bedienter, der ihm aufmachte; er wurde die Treppe hinauf in ein schönes Zimmer gewiesen und bei dem Herrn angemeldet. Kurz hernach kam ein langer, ernsthafter und ansehnlicher Mann, in einem feinen zitzenen Schlafrock, einer gepuderten Beutelperücke, weißen baumwollenen Strümpfen und rothen Pantoffeln, zum Vorschein. Sein Angesicht war länglich, aber völlig, seine Augen groß und lebhaft, seine Stirne hoch gewölbt, seine Nase etwas erhoben und wohl gebildet; die obere Lippe war etwas eingezogen, die untere aber dick und zierlich gerundet, sein Ansehen war ruhig und ernst, und seine Miene schien bedachtsam, aber unternehmend zu seyn. Steilmann wurde von Ehrfurcht durchdrungen. Der Herr von Morgenthau setzte sich auf ein Kanapee und ließ den Kandidaten ein paar Schritte von sich gegen ihm über sitzen.

Nach einer kurzen Pauſe fing Steilmann an, ſeine Beſtellung abzulegen. Sobald er ausgeredet hatte, befahl ihm Morgenthau, näher zu ſitzen, und antwortete:

„Ihr Herr Vater wünſcht mir viel Gutes: ich danke ihm und Ihnen von Herzen; über das zweifle ich nicht, Gott wird ſeinen Wunſch erhören. Haben Sie Ihre Mutter noch und haben Sie Geſchwiſter?“

Ja, gnädiger Herr! ich habe meine Mutter noch und auch noch eine Schweſter: Sie empfehlen ſich auch Ihro Gnaden unterthänig.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr! Sie ſind doch Kandidat?“

Ja, und meinem Vater adjungirt.

„Wohl, aber leben Sie auch vergnügt zuſammen?“

O ja, gnädiger Herr! wir lieben uns Alle herzlich, wir werden durchgehends geliebt, und haben nicht allein unſer reichliches Auskommen, ſondern auch noch etwas übrig für den dürftigen Nebenmenſchen.

„Das iſt irdiſche Seligkeit, ein Vorgeſchmack des Himmels. Aber was deucht Ihnen, Herr Kandidat! iſt noch wohl ein Zuſtand in dieſer Welt glücklicher als dieſer?“

Blos dieſer iſt nicht glücklich, wenn das wahre Chriſtenthum dabei fehlt; das macht nur allein glücklich. —

Morgenthau lächelte und verſetzte: „Sagen Sie das aus Achtung für Ihr Amt, oder aus wahrer Ueberzeugung?“

Wenn ich nicht von der Wahrheit dieſes Satzes überzeugt geweſen wäre, ſo hätte ich nie Theologie ſtudirt; denn mir ſtand frei, zu wählen.

Morgenthau dräute ernſt mit dem Finger und

erwiederte: „Herr Candidat! die Ueberzeugung durch die Erfahrung iſt gleich einem ächten Diamant; die Ueberzeugung durch Meynungen aber ein wohl polirtes Eis, das bei der kleinſten Wärme in Waſſer zerfließt.“

Hier ſchwieg der junge Steilmann; er dachte nach und wunderte ſich; er hätte noch gern weiter geforſcht, was Morgenthau wohl von der Bibel halten möchte; allein das Anſehen und die gewichtvolle Sprache dieſes Herrn hatte ihm einen ſolchen Schrecken eingeſagt, daß er nicht weiter fragen konnte. Morgenthau redete nun nicht weiter: daher empfahl ſich der Kandidat und ging wieder fort.

Sobald er allein war, überlegte er alles, was er geſehen und gehört hatte. Das hohe Anſehen des Herrn von Morgenthau, das kurze Geſpräch, ſeine zurückhaltende Denkungsart, und wiederum die bedenkliche Rede, alles wurde in ſeiner Seele beleuchtet, geprüft, gewogen, und endlich in das vortheilhafteſte Licht geſetzt, obgleich der gute Steilmann wohl einſah, daß er ſeinem Vater, in Abſicht auf das Chriſtenthum, noch keine genügende Antwort mitbringen würde.

In dieſen Gedanken vertieft und mit Wohlgefallen über den Herrn von Morgenthau angefüllt, war er eine ſtarke halbe Stunde vom Schloß in einem Gebüſche angekommen, als er einen Steinwurf vor ſich hin ein paar Manns- und Weibsperſonen ſahe, welche heftig gegen einander keiften und zankten. Er kam näher, und ſiehe! eine todte Bettelfrau lag zwiſchen ihnen, bei ihr ſaßen zwei faſt nackte Kinder, welche erbärmlich weinten.

Nun kam der Kandidat zu ihnen. Da er nun ihr zukünftiger Prediger werden ſollte, ſo wurden ſie ſtil-

ler; die Bauern nahmen ihre Mützen ab. Er trat zu der todten Frau, besah sie hin und her, ohne sich zu erinnern, daß er sie je gesehen habe; er faßte die beiden Kinder an der Hand, bückte sich zu ihnen, trocknete sie mit seinem Schnupftuch ab und tröstete sie freundlich. Die Thränen flossen ihm die Wangen herunter. Die Weiber fingen an, menschlich zu werden und zu weinen; auch die beiden Bauern drehten sich um, gingen Einer nach dem Andern da herum und kauten ein Stücklein Holz, oder pflückten Blätter ab. —

Nachdem sich nun Steilmann wieder erholt hatte, fragte er die Bauern, warum sie so gezankt hätten. Peter erzählte: daß Nachbar Jacob hätte behaupten wollen, die todte Frau läge auf Peters Grund, und das sey doch ewig nicht wahr; nun wären sie eben im Begriffe gewesen, die Gränze zu untersuchen. Der Kandidat fragte: wozu sollte das denn dienen? Ja, versetzte Peter: der, auf dessen Boden sie liegt, muß sie aus seinem Hause begraben lassen. Steilmann verwunderte sich und sagte: „Ihr seyd unerträglich harte Menschen! Gott wird auch hart gegen euch seyn: Ist diese Frau nicht eure Schwester? Ihr seyd nicht werth, beweint zu werden, wenn ihr sterbet!

Nun gab er den Weibern ein Stück Geld und ersuchte sie, bei der Leiche und den Kindern zu bleiben, bis er wieder kommen werde. Indessen berathschlagte er sich mit sich selber. Jetzt hätteſt du Gelegenheit, den Herrn von Morgenthau auf die Probe zu setzen, dachte er, allein die Furcht, ihn zu beleidigen, machte ihn wieder wankend. Doch, schloß er, wer noch nach dem Tode an seinem Nebenmenschen Liebespflichten ausübt, der muß doch wohl ein Christ seyn.

Die Gründe, woraus Steilmann dieſen Schluß herleitete, fallen mir nicht auf: ich weiß nicht, wie er dazu kam. Genug, er glaubte das nun ſo. Doch die Hoffnung, den Mann zu entdecken, machte ihn dreiſt. Er lief wieder zurück nach dem Schloß, ließ ſich anmelden und kam noch vor, ehe der Herr an die Tafel ging. Was iſt die Urſache, fragte dieſer, daß Sie wieder kommen? Steilmann erzählte ihm den Vorfall umſtändlich. Alſofort befahl Morgenthau, vier Pferde zu ſatteln, zog ein graues Reitkleid an und nahm zwei Reitknechte mit ſich; auf das vierte Pferd mußte der Kandidat ſitzen. Dieſer ritt vor, dann der Herr, und hernach die zwei Knechte. Die Wärme und Theilnahme, womit Steilmann von dieſem Vorfall ſprach, ſetzte ihn tief in die Gunſt des Herrn von Morgenthau, ob er ihn ſchon nichts davon gewahr werden ließ.

Endlich erzählte auch der Kandidat die Geſchichte mit den zwei Bauern und ihren Zank; aber in einem ſolchen Ton, der dahin abzielte, das Lächerliche darin zu zeigen, und alſo ziemlich ſpöttiſch. Hierauf antwortete Morgenthau gar nichts; ſeufzte auch nicht, gerade als wenn nichts wäre geſprochen worden. Steilmann war betroffen: er fühlte, daß er's verſehen hatte. Um nun alles wieder gut zu machen, ſo fing er an, ernſthaft vom Verderben der Menſchen zu reden. Da aber auch dieſes ohne Wirkung war, ſo ſaß er vollends im Feuer und ſchwieg ganz ſtille.

Nach einer kleinen Weile fing der Herr von Morgenthau an zu erzählen und ſagte: „Es war ein reicher Mann, der hatte viele Söhne und Töchter; dieſe Kinder gewöhnten ſich, beſtändig untereinander zu zanken und ſich bei dem Vater zu verklagen. Der

Vater ſah das mit Leidweſen. An einem Neujahrstag früh, als ſie ihm alle, der Reihe nach, Glück wünſchten, ließ er ſie vor ſich kommen und ſprach zu ihnen: Kinder! ich habe lange mit Betrübniß geſehen, daß ihr euch nicht lieb habt; ich befehle euch aber heut ernſtlich an: wofern ihr euch dieſes Jahr nicht liebreich unter einander begegnet, ſo werde ich heut über's Jahr alle Diejenigen unter euch, die mit Worten oder Werken die Liebe verletzt haben, wegjagen und nimmermehr wieder für meine Kinder annehmen."

„Nun trug es ſich aber zu, daß Eins von den Kindern gefährlich fiel, ſo daß es ohnmächtig wurde. Zwei Brüder kamen herzu und zankten ſich, wer unter Beiden den Ohnmächtigen ins Haus tragen ſollte. Der Dritte beſtrafte ſie über dieſe Liebloſigkeit; ging aber indeſſen hin und lachte über die Brüder und ſpottete über ſie. Was meynen Sie, was wird der Vater den folgenden Neujahrstag gethan haben?"

Der Kandidat erwiederte mit zerknirſchtem Herzen: Er wird alle Drei verſtoßen haben, wenn ſie nicht Abbitte gethan, Beſſerung verſprochen und gehalten haben. Morgenthau antwortete: So gehe hin und thue desgleichen! Steilmann entſetzte ſich, bekannte ſeinen Fehler, und bat um Vergebung; bei ſich ſelbſten aber dachte er: der Mann iſt entſetzlich ſtreng und gewiß ein Chriſt!!!

Man kam indeſſen zur Leiche hin. Die zwei Kinder waren ſtill und ſaßen den Weibern auf dem Schooß. Nun ſtiegen die Reitenden ab und banden die Pferde an das Geſträuche. Morgenthau betrachtete die Frau genau: unter den Zügen des Todes und des Kummers ſchimmerten noch immer Ruinen der Artigkeit und einer gefälligen Sittſamkeit hervor. Er ſeufzte

tief, wendete sich zu Steilmann und sagte: was würden Sie thun, wenn Sie Morgenthau wären? Der Kandidat antwortete mit glänzenden Augen: „Ich würde sie in schönes Nesseltuch einkleiden, in einen Nußbaumsarg legen, und am Abend im Mondschein nach Korndorf auf den Kirchhof tragen lassen — ich würde in Trauerkleidern hinter der Leiche hergehen und an jeder Hand eins ihrer Kinder führen. Dort sollte mir der junge Steilmann eine Rede am Grabe halten, vom Weizenkorn, wie es faulen, aufkeimen, Blüthe und Früchte tragen muß. Dann gingen wir zusammen in den Schatten der Weiden am Bach und feierten eine stille Stunde.“ Mit einem Engelblick drückte Morgenthau dem Kandidaten die Hand und sagte: Sie sind ein schöner Mensch, und werth, es ganz zu seyn. Darauf gab er einer Frau Geld, hinzugehen, einen Fuhrmann mit Stroh und weißen Tüchern zu bestellen.

Während der Zeit, daß man den Fuhrmann erwartete, nahm Morgenthau die beiden Kinder an der Hand, setzte sich mit Steilmann auf den Rasen und ließ sie neben sich sitzen. Es waren zwei Knaben; einer von ungefähr sechs, der andere aber von vier Jahren. Er fragte den Aeltesten: wie heißest du?

„Ich heiße Reymund von Haberklee, und mein Bruder heißt: Walther von Haberklee.“

Mit feurigem Blick fragte Morgenthau: wie heißt dein Vater?

„Mein Papa heißt auch Reymund von Haberklee. Mein Papa ist weit fort im Krieg; mein Großpapa hat ihn fortgejagt.“

„Gott! rief Steilmann, davon habe ich gehört! Ist diese Frau denn deine Mama?“

„Ja, das ist meine Mama. Ach Gott, Mama ist todt! Ich habe nun keine Mama mehr: sie ist bei Gott im Himmel; wenn ich fromm bin, so werde ich auch hinkommen.“

Ich auch, sagte Walther.

Morgenthau und Steilmann waren bis zu Thränen gerührt. Letzterer fragte ferner: warum hat denn dein Großpapa deinen Papa weggejagt?

„Großpapa hatte die Mama nicht lieb: Papa aber doch.“

Ja, sagte Walther, Großpapa ist ein böser Mann; ich mag ihn nicht leiden.

„Das mußt du nicht sagen, Walther! das will Mama nicht haben.“

Mama hört nicht. Guck! sie schläft! Großpapa ist ein garstiger Mann!

„Schweig, Walther! Mama ist todt. Du kommst sonst in die Hölle.“

Kinder, seyd ihr hungrig? fragte Morgenthau?

Ja, recht sehr hungrig! antworteten beide Knaben.

Steilmann wurde unruhig und fühlte in beide Taschen. Morgenthau lächelte ihn an, und gab der Frau, die noch da war, Geld, ein paar Butterbrod zu holen.

Der Kandidat fing nun an zu erzählen, was er von der Geschichte wußte: allein da er sah, daß Morgenthau gar nicht darauf merkte, sondern gleichsam in Gedanken vertieft war, so hörte er bald auf, und legte sich gleichfalls aufs Denken.

Endlich kam der Fuhrmann an. Die todte Frau wurde aufgeladen und die Kinder zu ihr. Reymund kroch ihr unter dem Arm her und legte seinen Kopf auf ihre Brust. Nicht doch! rief Walther, Mama ist krank! Nein, versetzte Reymund:

Mama iſt todt! ihr Leben iſt fort; ihr Leben iſt im Himmel, bei Gott im Himmel! Nun legte ſich Walther auf der andern Seite, auch unter dem Arm her, auf die Bruſt ſeiner Mutter. Morgenthau wiſchte ſich die Augen und kehrte ſich von dieſem Trauerſpiel ab; Steilmann desgleichen. Die Frau kam mit dem Butterbrod und gab es den Knaben: ſie aßen es auf der Bruſt ihrer Mutter.

Nun wollte der Kandidat ſich beurlauben und nach Hauſe gehen; der Herr von Morgenthau aber erſuchte ihn, das Pferd mitzunehmen und morgen früh wieder zu kommen. Nach einigen Entſchuldigungen, worauf ſich Morgenthau aber weder bückte noch antwortete, ſondern nur auf ſein Pferd ſtieg, fortritt und ſagte: bis morgen, Herr Kandidat! klomm Steilmann auch hinauf und trabte fort.

Wenn ein Menſch je in Gedanken geritten hat, ſo that es jetzt der Kandidat Steilmann.

Sein Herz war weich und gerührt, folglich geſchickt, alle, auch die geringſten Vorſtellungen, zu empfinden. Liebe und Hochachtung verklärten alle Stellungen des Herrn von Morgenthau. Er ſah ihn im Kanapee ſitzen, er ſah ihn gehen und ſtehen, reiten, ſprechen und handeln; Alles war ihm neu. Solch einen würdigen Menſchen habe ich noch nie geſehen, dacht' er! möcht' er dich nur auch recht lieb haben! Nun ließ er auch ſeine eigene Handlungen, ſein ganzes Betragen durch die Muſterung gehen. Es gab ihm allemal einen Stich ins Herz, wenn ihm einfiel, wo er gefehlt hatte; und dann nahm er ſich feſt vor, nie wieder ſolche Uebereilungen zu begehen.

In dieſen Gedanken kam er, ohne es ſelbſt wahrzunehmen, nach Korndorf, er beſann ſich, und ritt vor das Pfarrhaus; band ſein Pferd an und ging in die Stube.

Der alte Paſtor ſaß im Armſeſſel, der mit braunem Leder überzogen und mit Kuhhaaren ausgefüllt war. Er hatte eisgraue Haare, ein ſchwarzes, ſammtnes Barretchen auf dem Kopf und einen Schlafrock von braunem Damaſt an. Er ſtopfte ſich juſt ſeine pechſchwarz gerauchte lange Pfeife.

Biſt du wieder da, Timotheus! ſagte er: Nun, zieh geſchwind deinen Schlafrock an und ſetze dich her; du kannſt deinen Thee trinken und eine Pfeife dabei rauchen.

Der Kandidat that's, und kam wieder. Johannette, die Tochter des Predigers, kam mit ihrem Nähzeug und ſetzte ſich auch hin.

Nun erzählte der Kandidat Alles mit den kleinſten Umſtänden, und mit einer ſolchen Wärme und Theilnahme, als wenn ihm ein Königreich daran gelegen wäre, den Herrn von Morgenthau recht vortheilhaft zu ſchildern. Nachdem er ſeine Erzählung geendiget hatte, klopfte der alte Vater an ſeinem Pantoffel die Aſche aus der Pfeife und ſagte: das iſt ein ganz vortrefflicher Menſch!

Der Kandidat erwiederte: Papa, ich halt' auch dafür, daß er ein Chriſt iſt!

„Woraus ſchließ'ſt du das?"

Hören Sie, Papa! wer die Gebote Chriſti hält, der iſt ein wahrer Chriſt, dieß thut der Herr von Morgenthau. Ergo, iſt er auch ein wahrer Chriſt.

„Probetur minor! —"

Das will ich aus meiner Erfahrung thun. Er iſt wachſam und bedachtſam in allen ſeinen Reden; er richtet nicht, damit er nicht wieder gerichtet werde; und endlich, er liebt Gott und ſeinen Nächſten.

„Deine Erfahrungen ſind noch nicht hinlänglich, zu beweiſen, daß der Herr von Morgenthau die

Gebote Chriſti hält. Alles, was du da herzählest, ſind zwar Gebote Chriſti: allein es gibt deren noch mehr; und zwar ſolche, die den Grund enthalten, woraus ſolche Werke fließen müſſen. Höre, Timotheus! ich will dich etwas fragen: Thut der Herr von Morgenthau das Alles, um ſich die ſüßeſte Wolluſt, das hohe Vergnügen des Menſchenfreundes zu verſchaffen, und alſo aus Eigenliebe; oder thut er's auch zugleich und vornämlich aus Dankbarkeit gegen den, der ſich für ihn in den Tod gegeben und ihn von Fluch und Verdammniß erlöſet hat? da antworte drauf!"

Darüber kann ich nun noch nicht urtheilen.

Wohlan! ſo kann ich den Schluß machen: Morgenthau iſt ein vortrefflicher Menſch, hoffentlich auch ein Chriſt, allein wir wiſſen's doch noch nicht!

Der Kandidat lächelte und verſetzte, wir wollen das Beſte hoffen; ich will den großen Mann näher beobachten.

Johannette ſchloß das Geſpräch, indem ſie hinzufügte: wenn er's noch nicht iſt, ſo wird er's gewiß. Einen ſolchen auserwählten Mann kann unſer Herr Gott auch brauchen, und Er wird ihn eben ſo gut aufzuſuchen wiſſen, als der König von Preußen die langen, wohlgewachſenen Mannsleute.

Der alte Paſtor ſowohl als auch der Kandidat mußten über dieſen Einfall herzlich lachen. Sie waren dergleichen an dem Mädchen gewohnt, und ſie liebten ſie über die Maßen.

Timotheus freute ſich indeſſen von Herzen über dieſe Bekanntſchaft, und wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo hätte er wohl vielleicht ein Auge zugethan, wenn er auch etwas vom Gegentheil an Morgenthau würde bemerkt haben.

Nun überlegten sie zusammen, was morgen etwa in den Weg kommen könnte, und da sie nichts fanden, so bereitete sich der Kandidat wieder auf seinen Besuch; dem Knecht aber empfahl er das Pferd aufs beste.

Die Jungfer Johannette Steilmann folgte ihrem Bruder auf seine Studirstube und fragte:

„Nun, erzähl mir doch einmal, Herzensbruder! hat der Herr von Morgenthau auch Frauenzimmer bei sich?

Ich habe vernommen, daß er noch nicht verheirathet ist; doch habe ich ein betagtes, wohlgekleidetes Frauenzimmer bemerkt, welches die Stelle der Haushälterin vertritt und verschiedene Mägde unter sich hat. Eben so habe ich einen Hofmeister und viele Bediente wahrgenommen.

„Wie alt ist der Herr wohl?"

Etwa dreißig Jahre.

„Ist er schön von Ansehen?"

Wenn ich je einen Menschen gesehen habe, der majestätisch-schön ist, so ist es Morgenthau. Du mußt ihn sehen, Herzensschwester!

„Macht er auch Staat?"

Keinen Flitterstaat: Alles ist solid, nicht glänzend, aber nach dem besten Geschmack: seine Kleidermode ist deutsch und edel.

Also ist er ein Mann nach meinem Herzen. Ich kann die parfümirten Herren mit ausländischen Fräcken nicht leiden. Ein ehrliches deutsches Mädchen sollte sich schämen, mit solchen französirten Herrchen zu tändeln. Als ich noch in Hanau war, da kamen sie oft auf der Promenade angezogen, Einer hatte einen russischen Frack, der Andere einen englischen, der Dritte einen französischen an: der hatte die Haare

hoch und rund frisirt: dem Andern standen sie wie Eselsohren in die Höhe; der Dritte roch nach Lavendel, der Vierte nach Rosmarin, der Fünfte nach Moschus — ein ehrlicher Menschengeruch: ein vollständiges Kleid oder ganz Negligee, und dann entweder offene Freundschaft mit Zucht und Ehrbarkeit, oder Liebe ohne Tändelei, wie's sich geziemet, das mag ich leiden. Ich bin wohl nur eine Predigerstochter; aber mir sollte ein Kavalier kommen, der französirt aussähe! — lieber einen deutschen Bauernknaben, der sein Brod verdienen kann!"

Steilmann hemmte diese Oration mit einem Kuß und sagte: Halt! Du Plaudermäulchen! Du thust dir was rechts zu gut auf deinen deutschen Adel.

„Das thue ich und ich habe Recht dazu; ich weiß nicht warum, aber ich fühl's, daß es so recht ist."

Noch einen Kuß, deutsches Mädchen! Gott erhalte dich dabei! sey nun auch eine Christin, so bist du wahrlich von hohem Adel!

Nun gingen beide wieder herab zu ihren Eltern, und da wurde noch ein Langes und Breites von dem Vorfall mit der armen Frau und ihren Kindern gesprochen. Es wurde dabei empfunden, bedauert, alles kurz und quer beleuchtet, und hiemit der Abend beschlossen.

Morgenthau war inzwischen mit seiner Leiche und den Kindern zu Hause angekommen. Er befahl alsofort, dieselbe zu waschen, zu reinigen, sie ehrbar und bürgerlich anzukleiden und hinzulegen; die Kinder aber wurden ebenfalls gereinigt, Schneider und Näherinnen bestellt, um Kleider zu verfertigen.

Des andern Morgens früh meldete sich ein übelgekleideter Mensch an der Pforte, welcher ungestümm begehrte, eingelassen zu werden. Der Thürhüter holte

Ordre, wie er ſich zu verhalten hätte, und ihm wurde Befehl ertheilt, dem Menſchen aufzumachen. Man ſetzte ihm unten im Vorhaus einen Stuhl und ließ ihn ſitzen. Darauf fragte man ihn, was er wolle? Er antwortete aber nicht ein einziges Wort, ſondern er ſaß in ſtummem Schmerz und ſah ſtarr vor ſich hin. Der Hofmeiſter Wieſenthal, ein vierzigjähriger, ſtiller und frommer Mann, beobachtete ihn genau. Er glaubte, ihn mehr geſehen zu haben; wußte ſich aber gar nicht zu erinnern, wo und wann. Er trat zu ihm, faßte ihn an der Hand und fragte ihn ganz gütig, wer er wäre? Der arme Menſch aber antwortete: er müſſe den Herrn ſelber ſprechen. Wieſenthal lief die Treppe herauf und meldete das. Der Herr kam herunter, ſtand vor ihn hin und ſah ihn mitleidig an. Der Fremde blickte zu ihm hinauf, erhob ſich wie ein Trunkener, ſank vor ihm auf die Knie und ſprach: Ew. Gnaden ſind wie ein Engel Gottes! Ich bin voll Kummers — dem Tode nahe — ich halt es nicht länger aus — damit ſank er ohnmächtig darnieder. Man wuſch ihn mit Eſſig und brachte ihn wieder zurecht. Wer ſeyd Ihr? fragte Morgenthau. Er erwiederte: ich bin der unglückliche Mann von der Frau, die Sie geſtern hieher gebracht haben.

„So ſind Sie Reymund von Haberklee?"

Ja, gnädiger Herr!

„Morgenthau fuhr fort: Hören Sie, mein Herr! faſſen Sie ſich; ſeyn Sie muthig, Ihren Kummer zu ertragen! Sie ſollen hier bei mir wohnen mit ihren Kindern; ich werde für ihren beſtändigen Unterhalt ſorgen und Sie vor aller Verfolgung ſchützen. Ihre Gattin ſoll hier nah bei uns ſchlafen, Sie können ihr eine Grabſtelle ſuchen, wo Sie wol-

len; da wollen wir zuweilen hin wallfahrten, und da ſollen Sie mir viel Gutes von ihr erzählen. Denken Sie, daß es nicht lange mehr hin iſt, ſo werden Sie ſie wieder finden und ewig mit ihr vereinigt ſeyn. Kommen Sie nur, ich will Sie anſtändig kleiden!"

Nun nahm er ihn an der Hand, führte ihn die Treppe hinauf und befahl ſeiner Haushälterin, ihn mit genugſamer Wäſche von ſeiner eigenen zu verſehen; gab ihm auch etliche vollſtändige Kleider und weis ihm zwei Zimmer an, die ſchon meublirt und mit allem Nöthigen verſehen waren.

Reymund fühlte nun Wonne der Wehmuth in all ihrer Stärke; er ſchluchzte, weinte und verhüllte ſein Angeſicht in ein Tuch; er wollte ſich weder umkleiden, noch etwas Anders beginnen, ehe und bevor er ſeine Eliſe, wie er ſie nannte, geſehen hätte. Sein Verſtand war bis dahin gleichſam verrückt geweſen; aber der Lichtſtrahl des Troſtes, welchen Morgenthau in ſein Herz goß, war wie thauende Morgenröthe nach einer Gewitternacht. Es wurde dämmernd in ſeiner Seele, und da er bis dahin wie betäubt unter den Schlägen des Kummers gelegen hatte, ſo fing er nunmehr an, mit demſelben zu ringen. Morgenthau faßte ihn an der Hand und führte ihn in ein einſames Zimmer, deſſen Fenſter verhüllt waren, ſo daß nur ein dunkler Schimmer übrig blieb, der eben zureichte, die Gegenſtände zu unterſcheiden. In der Mitte deſſelben ſtand ein langer Tiſch und auf demſelben lag Eliſe auf einem Strohſack, in weiße Leinwand gekleidet und mit einem weißen Tuch zugedeckt. Reymund wankte hinzu, aber ſeine Kräfte verließen ihn, er ſank wieder ohnmächtig nieder. Nachdem man ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte, deckte man die Leiche auf: er fiel über ſie her, küßte

ſie und ſank wieder hin. Morgenthau ging von dieſem Trauerſpiel weg; befahl aber dem Hofmeiſter, genau auf ihn Acht zu geben und ihn nach Vermögen zu tröſten und zu verpflegen.

Der junge Steilmann kam indeſſen wieder. Ihm ward's wohl in ſeiner Seele, ſobald er ins Haus trat; — man meldete ihn, und Morgenthau ließ ihn hierauf in ſein Zimmer kommen. Nachdem er nun ſeine Komplimente abgelegt hatte, erzählte ihm Morgenthau, daß der Mann der Verſtorbenen dieſen Morgen angekommen und in Kummer verſunken wäre. Der Kandidat glaubte, daß es nöthig wäre, den Mann nach allem Vermögen zu tröſten. Morgenthau fragte: Können Sie das, Herr Kandidat? Steilmann zuckte die Schultern. Jener fuhr fort: das iſt Troſt für ihn, wenn wir vertraulich mit ihm ſind und an ſeinen Schmerzen Theil nehmen. Ich habe ihm Freiheit gegeben, ſeine Gattin hier in der Nähe zu beerdigen, wo es ihm gefällt. Steilmann erwiederte, das iſt unvergleichlich! da muß man Roſen herumpflanzen und dahin wallfahrten.

Morgenthau lächelte und ſagte: lieber babyloniſche Weiden, Herr Kandidat! wo wir unſre Harfen hinhängen, wenn uns nicht wohl iſt. — Steilmann konnte faſt die Thränen nicht zurückdrücken, und Morgenthau konnte ſich kaum enthalten, daß er ihn nicht küßte, als er das ſah. Indeſſen ſchaute er ernſt vor ſich hin, ſchwieg eine Weile und ſagte: Ich habe Sie geſtern erſucht, heute wieder zu mir zu kommen, und das zu keinem andern Ende, als nur mir Geſellſchaft zu leiſten. Ich ſehe Leiden ohne Zahl und wenig des Genuſſes ruhiger, wahrer Freuden; das drückt mich und macht mein Leben ernſt und ver-

ſchloſſen. Ach, mein Freund! wer kann ſeine Brüder leiden ſehen, ohne zu ſchmelzen? — Iſts nicht ohne das ſchon genug, daß die Vorſehung Liebende trennt, Krankheiten und Schmerzen auflegt und Reiche arm macht? — ſo fordert's unſre Verbeſſerung; aber daß der Vater den Sohn auf immer unglücklich macht, daß Obrigkeiten der Unſchuld das Blut ausſaugen und daß Menſchen gegen Menſchen ſich waffnen müſſen, das iſt erſchrecklich! — Mein Herz ſchwellt auf: ich bedarf einen Freund, in den es überfließen kann, und das ſollen Sie ſeyn; denn ich erkenne Sie als einen Mann, der es werth iſt.

Steilmann zerſchmolz ganz: er trat mit Thränen hin und küßte ſeinem vortrefflichen Freund die Hand, aber dieſer umarmte und küßte ihn herzlich und fuhr fort: ich bin Willens, Gegenſtände des Elends, Menſchen, deren Fuß in der Welt keine Ruhe finden kann, hier um mich her zu ſammeln und dieſes Thal damit zu bevölkern; ich will ſie unterſtützen und auf alle nur mögliche Weiſe erquicken; es fehlt mir am Vermögen nicht, um es auszuführen. Zu dieſem Zweck werde ich Sie mit brauchen: wir wollen zuweilen umherſtreifen und ſolche Menſchen aufſuchen, und dieſes ſoll die Jagd ſeyn, womit wir uns beluſtigen werden.

„Das iſt eine Gattung Jagd, die auch dem Theologen Friede und Freude bringt, ſagte Steilmann mit Thränen in den Augen; ich widme mich Ew. Gnaden zu dieſem Geſchäfte lebenslang!"

Eins bitte ich von Ihnen, fuhr Morgenthau fort, laſſen Sie ſich ihre Offenherzigkeit nicht verleiten, Sachen ohne Noth zu erzählen, deren Ausführung im Dunkeln geſchehen muß; ein Menſch ſoll im Stillen handeln; es iſt genug, daß die Wirkungen

hernach unter den Leuten Geräuſch machen. Wir müſſen auch in dieſem Stück thun, wie unſer groſſes Muſter Chriſtus gethan hat, damit wir nicht in dieſem Leben unſern Lohn dahin nehmen mögen.

Mit dieſen Worten ſtand Morgenthau auf und ging ein wenig beiſeit. Der Kandidat glaubte von der Erde emporgehoben zu werden. Der Herr von Morgenthau iſt wahrlich ein Chriſt! ſagte er zu ſich ſelbſt; er fand ſich beruhigt und zufrieden und dankte Gott herzlich, daß er ihm einen ſolchen Mann zum Freund geſchenkt hatte; er war jetzt mit der ganzen Welt zufrieden und glaubte im Paradies zu ſeyn.

Morgenthau hatte ſich während der Zeit angezogen und kam nun wieder. Der Hofmeiſter trat herein und meldete, daß Reymund den Herrn gern ſprechen wolle. Laßt ihn herein kommen! ſagte Morgenthau. Ueber ein Kleines kam er; ſeine Miene war ruhiger und ſein Herz hatte mehr Luft bekommen. Wie geht's Ihnen, fragte der Herr von Morgenthau. Er antwortete: meine Betrübniß iſt jetzt natürlich, ich ſpüre kein Ungeſtümm in meinem Gemüth; ich bin entſchloſſen, ſtandhaft zu ſeyn. Sie ſind der Mann, Herr von Morgenthau! der ſolchen Balſam über mein verwundetes Herz ausgegoſſen hat; laßt uns Morgen Abend meine Eliſe beerdigen; ich will heut ausgehen und ihr eine Schlafſtelle ſuchen. Thun Sie das, antwortete Morgenthau: Sie haben Freiheit, Alles zu veranſtalten, und mir zu ſagen, wie Sie es haben wollen. Reymund neigte ſich und ging wieder fort.

Indem ſich Morgenthau mit Steilmann über einen Spaziergang unterredete, den ſie beide allein den Nachmittag unternehmen wollten, kam ein Bote von Korndorf mit folgendem Brief an:

Herzensbruder!

„Nun das kann ich dir versichern! Alle, die keinen Teufel glauben, hätten diesen Morgen bei uns seyn müssen! Ich habe einen Menschen gesehen, der ganz gewiß von ihm besessen war, und das war der alte Herr von Haberklee. Du warst wohl so ein Halbstündchen fort, da kam er mit zwei Jägern ins Dorf gesprengt. Er stieg im Stiefel ab, und bald hörten wir, daß er sich genau nach seinem Sohn erkundigte: er ließ alle Bauern allhier vor sich kommen und fragte sie aus, ob sie ihn nicht gesehen hätten. Endlich fand sich einer, welcher ihm die Zeitung brachte, daß er diesen Morgen früh, als er Holz im Busch habe holen wollen, einen Menschen in zerrissenen Kleidern, so und so gestaltet, gesehen, welcher seinen Weg nach dem Bergthale genommen habe. Der Alte sprang auf, hüpfte vor Freuden. Soll mich der T... holen! rief er, das ist er! da wird sein Luder auch nicht weit seyn! Wie ein Wetter fort, Jungens! Ich will den neugebackenen Edelmann da ein wenig necken, daß er die Pest kriegen soll! Warum hält er solche Vagabunden auf! Damit sahen wir ihn durch die Straße hin galoppiren. Allein zu unserer Herzensfreude verlor sein Pferd ein Hufeisen. Wie der Mann nicht fluchte! — während der Zeit schreib und schicke ich dir dieses; er muß doch erst sein Pferd beschlagen lassen, und so kann sich der gnädige Herr darnach richten. Hör! der Bauer muß Kirchenbuße thun, der den jungen Haberklee verrathen hat, Papa soll ihn, will's Gott! vom Nachtmahl abweisen, den Suppenverdiener! Wir grüßen dich. Mache unser unterthäniges Kompliment an den gnädigen Herrn. Ich bin, wie du weißt,

Dein lieb Schwesterchen

Johannette Steilmann.

Der Kandidat las diesen Brief und gab ihn hernach Morgenthau. Dieser las, lächelte und sagte: das ist ein herrliches Mädchen! Liest sie auch stark? Außerordentlich, versetzte Steilmann! Sie verwendet alles auf Bücher, wenig aber auf Staat, und zwar wählt sie immer die besten und schönsten; aber was gibt das mit unserm ungebetenen Gast? Das ist ein edles Mädchen! fuhr Morgenthau fort. Nun ließ er Reymund rufen und erzählte ihm diese Neuigkeit: dieser versetzte: Lassen Sie mich hier bei Ihnen bleiben; in Ihrer Gegenwart bin ich standhaft genug, ihm unter die Augen zu schauen. Morgenthau sah an seinem drohenden Blick, daß er Rache kochte; deßwegen drang er in ihn, sich zu entfernen; allein Reymund versprach, nichts zu beginnen, das die kindliche Ehrfurcht beleidigen würde, nur bestand er darauf, da bleiben zu dürfen. Kaum war diese Sache geschlichtet, als man schon den alten Haberklee auf dem Platz poltern hörte. Morgenthau machte die Thür des Zimmers auf und ging die Treppe herunter.

„Sein Diener, Herr!" rief der Alte.

Treten Sie die Treppe hinauf in das Zimmer, welches offen steht! sagte Morgenthau. Haberklee wanderte hinauf und ins Zimmer. Hör er, Freund Schwarzrock! rief er, tret er ein wenig ab, ich habe mit dem da zu reden. — Steilmann antwortete: wenn es der Herr des Zimmers befiehlt, eher nicht. Morgenthau versetzte: der Herr Kandidat ist mein Freund; er hat Freiheit, hier zu bleiben.

Nun trat der alte Haberklee vor seinen Sohn hin, stützte beide Hände in die Seite und sagte: was machst du hier? Dieser stand vor ihm. Vater! sprach er mit Nachdruck, es ist mit mir aufs Höchste gekommen!

Hier von dieſer Stelle appellire ich feierlich an das Gericht Deſſen, der recht richtet; nun machen Sie, was Ihnen beliebt, ich bin Ihr Sohn! Der Vater drehte ſich auf den Ferſen um, ging auf und ab und ſchwieg; man ſah es ihm an, daß ihm dieſer Pfeil ins Herz gedrungen war. Nun wandte er ſich mit einem Seitenblick an Morgenthau und ſagte: Er iſt mir ein ſchöner Kerl, daß er ehrlicher Leute Kinder in ihrer Liederlichkeit unterſtützt! Doch gleich und gleich geſellt ſich; Haſen und Kaninchen gränzen nah an einander! Steilmann glühte vor Zorn; er vergaß ſeinen Stand, ſeine Schwäche und Alles; ſeine Fauſt war geballt und hoch aufgehoben, dem Graukopf eins hinter die Ohren zu verſetzen; allein Morgenthau ſtieß ihn zurück aufs Kanapee: indem zog der Alte mit Brüllen ſein Waidmeſſer und zuckte es auf den Kandidaten; Morgenthau aber riß es ihm mit Einem Griff aus der Hand, trat ihm ernſt unter's Geſicht und ſagte: Herr von Haberklee, Sie ſind einem Vieh ähnlicher als einem Menſchen, und mir nicht würdig genug, daß ich Sie zurechtweiſe: richten Sie derowegen in der Ordnung aus, was Sie hier zu thun haben, damit ich nicht gezwungen werde, Sie durch meine Knechte hinausführen zu laſſen. Nun ging der Alte wieder auf und ab und ſchwieg eine Weile ſtill; endlich kehrte er ſich wieder zu ſeinem Sohn und fragte: wo haſt du deine Metze? Reymund antwortete: meine liebe Frau iſt todt; ſie liegt hier im Hauſe und wird morgen begraben. Nun war der Vater außer ſich; er ſprang wie ein Wahnſinniger im Zimmer herum. Bei Gott! rief er, ſie iſt todt! das iſt ja eine Seelenfreude! Ja, redete Morgenthau drein, ſo wie ſich Satan freut, wenn ihm eine In-

trigue gelingt, ein Königreich umzukehren. — Vater! sagte Reymund, es regnet Feuer in meine Seele, ich halt's nicht aus. Der Alte fuhr fort, indem er auf einem Bein herumsprang, das ist doch bei meiner Seele ein Gaudium! Nun kann ich dich nach meinem Sinn verheirathen; die beiden Bauernknaben will ich wohl nach Standesgebühr versorgen.

Nein! lächelte Reymund bitter, ich bin Ihr gehorsamer Sohn, erkenne auch alle Pflichten, die ich Ihnen schuldig bin; ich werde auch nie dagegen sündigen, nie gegen Ihren Willen heirathen: aber diejenige, die Sie mir zugedacht haben, nehm' ich nie; davor will ich lieber sterben, und eben so wenig werde ich meine Kinder von mir thun; ich will sie pflichtmäßig erziehen. Ich mache ja keinen Anspruch auf Ihr Vermögen, ich verlange keine Erbschaft, ich gebe Ihnen mein Wort in Gegenwart dieser Herren, daß ich auf alles Verzicht thue, sogar auf Ihren Namen, wenn Sie wollen. Mein Halbbruder mag Erbe seyn, vergessen Sie mich! Mit diesen Worten trat Reymund ab, ging zu seiner Leiche und weinte. Der alte Haberklee sprang ihm nach; allein er fand die Thür verriegelt. Nun kam er wieder. Der vertrufelte Kerl! was der mich schiert! sagte er mit Schnauben.

Morgenthau stand indessen und sah durchs Fenster. Steilmann stützte im Kanapee die Hand unter den Backen und war mürrisch. Der Junker ergriff Morgenthau am Arm, zog ihn herum und sprach: Herr, schaff' er meinen Sohn aus seinem Hause! Er stieß ihn zurück und erwiederte: hier hat Niemand zu befehlen, Herr von Haberklee! als nur Gott, der Kaiser, der Herzog und Morgenthau. Nun gehen Sie nach Hause, damit man

Ihnen nicht unfreundlich den Weg weiſe. Ha! verſetzte der Alte: Du biſt mir zu klein, mich mit dir zu ſchlagen, ich will dich Mores lehren. Damit ſchnaubte er fort und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Steilmann ſprang auf; der Zorn trieb ihm die Thränen aus den Augen. Morgenthau aber ſpazierte auf und ab, ohne die mindeſten Anzeigen eines Verdruſſes oder Zorns von ſich zu geben.

Ew. Gnaden erniedrigen ſich allzuſehr! fing Steilmann an: ich hätte den abgeſchmackten Mann prügeln mögen! Hierauf antwortete Morgenthau kein Wort; Steilmann aber begann zu fühlen, daß er ein elender, ſein großer Freund aber ein vortrefflicher Menſch wäre; er verwünſchte ſein auffahrendes Temperament, und ſchon fing er an, ſich zu entſchuldigen. Der Herr von Morgenthau aber ſah ihn freundlich an und ſagte: Sie verfahren menſchlich, und ſchon fühlen Sie, wofür es gut iſt.

Nun wurde wieder vom Spaziergang geredet, und der wurde auf den Nachmittag beſchloſſen.

Nach dem Mittagsmahl gingen ſie Beide zu Reymund, der von ſeiner Leiche nicht weichen wollte, ſondern man mußte ihm Speiſe und Trank hinbringen, wovon er aber wenig zu ſich nahm. Morgenthau fragte ihn: ob er nicht Luſt hätte, einen Spaziergang mit zu machen. Nein, gnädiger Herr! erwiederte er: ich will gegen Abend herumgehen und meiner Eliſe eine Ruheſtätte ſuchen. Steilmann erbot ſich, ihm ſo lange Geſellſchaft zu leiſten, bis der Herr Zeit hätte, den Spaziergang vorzunehmen. Denn Morgenthau verſchloß ſich allemal zwei Stunden nach dem Eſſen in ſein Cabinet; was er da machte, war Jedermann ein Geheimniß; wenigſtens ſchlief er nicht, denn es war keine Ruheſtätte da.

Unſere beiden jungen Herren, Reymund und Steilmann, ſaßen eine Weile, ohne ein Wort zu ſprechen, bis endlich der Erſte das Stillſchweigen brach und fragte: Was denken Sie doch von meinem Vater? Letzterer antwortete: Ich danke Gott, daß er mein Vater nicht iſt, und wenn er auch ein König wäre. Sie haben Recht! verſetzte Reymund: allein Sie werden erſt noch erſtaunen, wenn Sie hören werden, wie er dieß arme Kind gedrückt hat. Doch ſie hat überwunden! Hier weinte er laut, und fuhr wieder fort: ob ich Sie gleich Ihrem Herzen nach noch nicht kenne, ſo weiß ich doch, daß Sie der Candidat Steilmann und Morgenthau's Freund ſind; dieſes leiſtet mir Bürgſchaft für die Güte Ihres Herzens. Laſſen Sie mich derowegen meine Klagen in Ihren Schooß ſchütten und ihnen meine Geſchichte erzählen: es bringt Erleichterung, wenn man einmal allen Kummer von der Bruſt wegreden kann.

Steilmann antwortete: Sie können mir kein größeres Vergnügen machen, als dieſes; Reymund fing an: „Mein Vater war Wittwer und hatte mich nur allein mit meiner ſeligen Mutter gezeugt. Dieſe vortreffliche Frau ſorgte für meine Erziehung; ſie hielt mir einen Hofmeiſter, der Geſchicklichkeit genug hatte, Alles in mein Herz zu drücken, was nützlich und anſtändig war; nur darin iſt er die Urſache meines Elends geweſen, daß er meine Empfindſamkeit überall, wo nur Gelegenheit dazu war, anfachte, anſtatt daß er ſie nur auf ſolche Gegenſtände hätte richten ſollen, wo ſie mir Feſtigkeit und Adel in meine Geſinnungen zu bringen fähig geweſen wäre. Allein das fehlte; mithin wurde ich weich gegen alles Schöne und Rührende, auch wenn's zu meinem Fall oder

Verderben diente. Er hätte bedenken sollen, daß nur das wahre Schöne und Gute Gegenstände für das menschliche Herz sind; ich konnte also den ersten starken Versuchungen nicht widerstehen. Mein Hofmeister war platonisch in der Liebe gesinnt; er flößte mir auch diese Denkungsart ein: wie weit er es aber in derselben gebracht, weiß ich nicht; mein Fleisch und Blut wenigstens fing bei mannbaren Jahren an, sehr dagegen zu protestiren. Kurz, meine Mama starb, als ich zwanzig Jahr alt war, und mein Hofmeister bekam eine Beförderung am Hofe."

„Anderthalb Jahre nach meiner Mutter Tode heirathete mein Vater zum zweitenmal. Meine Stiefmutter ist ein gutes Weib, die ihr Geld und ihren Adel zu verwahren weiß, hernach aber nur ißt, trinkt, spazieren fährt, und es damit gut seyn läßt. Sie liebte mich ziemlich; wenigstens, ich hatte keinen Verdruß mit ihr. Ich brachte meine Zeit mit den schönen Wissenschaften zu, und es war an dem, daß ich mich nach der Universität begeben sollte, um die Rechtsgelehrsamkeit und Staatswissenschaft zu studiren, wozu mein Vater auf Zureden meiner seligen Mutter und meines Hofmeisters schon lange seine Einwilligung gegeben hatte, als ein unvermutheter Vorfall diesen Vorsatz auf Einmal unterbrach. Meine Stiefmutter bekam eine verwaiste arme Predigerstochter, die die Stelle einer Kammerjungfer bei ihr vertreten sollte."

„Wenn jemals Sympathie zwischen zweien Gemüthern geherrscht hat, so that sie's zwischen mir und diesem Mädchen. Ihre Gestalt, ihr Betragen, mit einem Wort: ihr ganzes Daseyn war vollkommen, und machte in meinen Augen ein Gut aus, ohne dessen Besitz ich nie hätte glücklich seyn können. Jetzt

fing ich an, die Thorheiten der Menschen zu verfluchen, durch die sie verleitet worden sind, die moralisch- und physischen Vorzüge von den Standesvorzügen zu trennen. Ich stellte mir immer vor: wo findet doch der geübteste Philosoph gegründete Ursache, adeliche und unadeliche Menschen von einander zu unterscheiden? nirgends anders als im verborgenen Herzen derselben; und endlich wurde der Eckel vor dieser eingebildeten Hoheit so groß, daß ich den Titel: gnädiger Herr! nicht mehr ausstehen konnte. Kurz, ich entschloß mich, heimlich mit meinem Mädchen, welches gegen mich eben so gesinnt war, wie ich gegen sie, durchzugehen. Wir versprachen uns zusammen und bestimmten den Zeitpunkt, wann wir diesen wichtigen Schritt beginnen wollten."

„Ich beschloß, nichts aus unserm Hause mitzunehmen, als ein paar Lieblingsbücher, die nöthigste Wäsche und ein gutes Kleid, weil ich glaubte einen Diebstahl zu begehen, wenn ich mir Mehreres zueignete. Den Abend vor unserm Aufbruch schrieb ich einen Brief an meinen Vater, den ich auf dem Tisch liegen ließ, und worin ich auf alles Verzicht that, auf Titel, Rang, Güter und Vorzüge, und ihn bat, mich ganz zu vergessen, so, als wenn ich nie gewesen wäre. Und darauf gingen wir, des Morgens um zwei Uhr, Jedes mit seinem Pack auf dem Rücken, vermittelst einer Gelegenheit die wir uns schon lange ausgedacht und bereitet hatten, fort."

„Ich habe mir oft mit Grausen das Wüthen meines Vaters vorgestellt, mit welchem er meinen Brief wird gelesen haben; besonders da er mit meiner Stiefmutter eine Heirath verabredet hatte, die zwischen mir und ihrer Nichte, die eine Erbin eines großen Vermögens, aber weiter nichts ist, zu seiner Zeit vollzogen werden sollte."

„Wir beiden armen Leute gingen durch wüſte Oerter über Berg und Thal fort; wir waren ſo vergnügt, als wenn wir die ganze Welt beſeſſen hätten: kurz, wir gelangten nach einer mühſamen Reiſe von ſechs Tagen in Regensburg an. Ich hatte mir dieſe ziemlich große Stadt gewählt, um beſſer unbekannt zu bleiben. Hier ließ ich mich mit Eliſen trauen, fing an, in dem Franzöſiſchen und andern Wiſſenſchaften zu informiren, meine Frau aber legte ſich aufs feine Nähen und Sticken. Wir erwarben unſer Brod reichlich, und wir waren ſo zufrieden, daß uns nichts auf der Welt zu wünſchen mehr übrig war. O! wie oft fühlte ich damals, ja, ich fühlte es lebhaft, daß alle Glücksgüter nur relatives Vergnügen bringen! Wenn ein Herz nur mit einem wirklichen Gegenſtand erfüllt iſt, ſo bedarf es weiter nichts, als die Nothdurft. Wir lebten ſo ſechs Jahr in Einem fort: ich hatte, um nicht erkannt zu werden, einen andern Namen angenommen."

„Durch welchen Weg mein Vater meinen Aufenthalt ausgekundſchaftet hat, weiß ich nicht; genug, ich wurde einſtmals des Morgens früh erſucht, eine Stunde weit vor der Stadt zu einem gewiſſen Herrn zu kommen, welcher ſeine Kinder gern im Franzöſiſchen unterrichtet haben wollte; ich argwohnte nichts und ging hin: aber wie ward mir, als ich beim Eintritt in die Stube meinen Vater und einen Werbofficier mit ein paar Rekruten antraf! Faſt wäre ich in Ohnmacht gefallen, wenn nicht die Sorge für mein, meiner Frau und Kinder Schickſal, Lebenskraft in alle meine Nerven gegoſſen hätte. Mein Vater griff mich wie raſend an, und tractirte mich mit ſeiner Reitpeitſche unmenſchlich, und nun fragte er mich: ob ich kurz und gut meine Hure verlaſſen und das

Fräulein von H... heirathen wollte oder nicht? Nein! antwortete ich mit festem Muth; niemals werde ich meiner besten Frau untreu werden, es geh mir auch darüber, wie Gott will! Alsofort gab er sein Wort an den Werbofficier und ersuchte ihn, mich anzuschreiben und täglich brav abzuschmieren. Dieser aber war barmherziger als mein Vater, und versicherte mich, daß ich's gut bei ihm haben sollte, und darin hielt er auch ehrlich Wort."

„Die Wirthin dieses Hauses hatte dieses ganze Trauerspiel mit angesehen, und just zu meinem Glück war ich und meine Frau zuweilen im Sommer da gewesen, um ein Glas Bier zu trinken und ein Butterbrod mit Schweizer-Käs dazu zu essen, wo wir freundlich allerhand mit ihr discurirt hatten. In aller Geheim schickt sie hin in die Stadt und benachrichtigt meine Frau von Allem, was mit mir vorgegangen war. Nun reiste mein Vater mit Freuden fort; mein Offizier aber blieb bis den andern Morgen mit uns da."

„Meine Frau hatte indessen das Nöthige eingepackt und kam des Abends mit unsern beiden Knaben und ihrem Bündel auf dem Rücken bei uns an. Ich muß sagen, daß der Offizier sich kaum enthalten konnte, daß ihm nicht die Augen übergingen. Wahrhaftig! fing er an, wenn nicht unser Hauptmann von den Sachen unterrichtet wäre, ich ließ ihn wieder laufen; er mag aber seine Frau mitnehmen, ich will ihm wohl da durchhelfen. Vor Freuden war ich außer mir selbst, und nun war mir meine Veränderung nicht mehr schwer; auch meine Frau hätte dem Offizier zu Füßen fallen können. Wir küßten uns und unsre Kinder, und nahmen uns vor, alles Elend mit Geduld zu ertragen."

„Wir kamen zum Regiment; allein die Versuchungen, welche meine Frau in Ansehung ihrer Tugend auszustehen hatte, waren fast unüberwindlich, und dieses Einzige machte es uns unmöglich, es länger auszuhalten. Wir besprachen uns darüber, und beschlossen, zu desertiren; ich schrieb deßwegen einen Brief an den Herrn von Morgenthau und meldete ihm alle meine jetzigen Umstände, bat ihn aber auch zugleich, mich in seinen Schutz zu nehmen; er hat ihn auch vor einigen Tagen wirklich erhalten."

Hier unterbrach ihn Steilmann und fragte: kannten Sie denn diesen Herrn? Er ist ja erst vor Kurzem hieher gezogen, und kein Mensch weiß, wo er her ist.

Reymund antwortete und fuhr fort: „Eben der Werboffizier, der mich aufgenommen hatte, war einige Tage bei ihm auf der Reise gewesen. Er wußte nicht genug von diesem fremden Herrn zu rühmen, wie vortrefflich er sich in allen Umständen betragen, und besonders, wie edelmüthig er nothleidende Menschen behandelt habe. Hernach hörten wir, daß eben dieser Herr ein prächtiges Haus an diesem einsamen Ort errichtet habe, und Willens sey, dieses Thal anzubauen. Ich hatte in meinem Briefe an ihn auch gebeten: wenn meine Frau mit ihren Kindern eher ankommen sollte, als ich, daß er sie dann doch gnädig ansehen und sich ihrer erbarmen möchte. Auch dieses gelang uns. Meine Frau vertauschte ihre und der Kinder Kleider gegen alte Lumpen; zwei Tage hernach fand ich auch Gelegenheit, durchzugehen, und verwechselte ebenfalls meine Uniform gegen Bettlerskleider. Ich nahm meinen Weg gegen das Bergthal zu, wohin auch meine Frau vorausgegangen war. Wir hatten Beide kein Geld, und waren Willens, zu betteln bis an den Ort unserer Ruhe."

„Niemals werde ich den Abend vergessen! (Hier weinte Reymund wiederum bitterlich.) Es war vor zwei Tagen, als ich ungefähr den halben Weg bis hieher zurückgelegt hatte, so kam ich einen Hügel herunter gegangen; eine Viertelstunde weit vor mir lag ein Dorf am Fuß eines Berges: zwischen mir und dem Dorf rauschte ein klarer Bach zwischen Erlen und Weiden längs einer schönen Wiese hin; der Schatten des Hügels stieg jenseits des Dorfes den Wald hinauf. Auf einmal ging mir ein Schauer durch meine Glieder, so daß ich zusammenfuhr; ich sah mich um, besann mich, das Herz klopfte mir, und ein Flor der schwärzesten Melancholie war über die ganze Scene der Natur gezogen. Das Sehnen nach meiner Frau war unbeschreiblich; ich verdoppelte meine Schritte, und wähnte, sie möchte wohl in jenem Dorfe seyn. Ich kam mit der Dämmerung hin, trat in ein Haus hinein, und fragte die Frau: ob sie mich wohl diese Nacht in ihrer Scheuer wollte schlafen lassen? Sie antwortete: Wir haben keine Scheuer; aber unser Nachbar gegenüber hat eine, allwo auch verwichene Nacht eine arme Frau geschlafen hat. Dieß fuhr mir durch's Herz; ich ging in das Haus und fragte; man sagte mir's freundlich zu. Die Bauernfrau war im Gespräch mit einer Nachbarin: nun denken Sie, wie mir ward!"

„Ja, Margarethe! weiß Gott im Himmel! ich hab geweint wie ein Kind, fuhr sie fort; sie herzte und küßte die zwei Knaben und weinte sie naß; dann legte sie sich auf die Knie und betete, daß einem hätte das Herz bersten sollen. Sie war dann recht krank, das kann ich sagen; wir glaubten, sie würde die Nacht sterben; wir haben keinen Doctor hier, sonst hätte ich ihn wahrhaftig für mein Geld geholt: ja, weiß Gott! das hätt' ich gethan!"

„Was fehlt doch wohl der armen Frau! fragte Margaretha. Die Erstere fuhr fort: das mag unser Herr Gott wissen! Genug, sie war recht krank. Nun gut! um Mitternacht kam der älteste Junge und pochte an unsre Thür: ich hört's, sprang auf und ging in die Scheuer. Ich hatte ihr ein Bett hin auf's Stroh gelegt, da lag die gute Frau wie todt, doch als ich kam, wurde sie wieder wach. Hört, liebe Frau! sagte sie: ich habe einen Mann, der heißt Reymund von Haberklee; ich wollte ihm gern ein Paar Zeilen schreiben, ehe ich sterbe; wollt ihr mir wohl ein wenig Dinte und Papier geben? Ich machte, daß ich's bekam. Sie schrieb auf einem Kissen, faltete den Brief und stach ihn mit einer Stecknadel zu: außen drauf hat sie vielleicht ihres Mannes Namen geschrieben. Sie gab mir den Brief, und bat mich, ich möchte ihn doch durch einen Expressen in's Bergthal zu dem adelichen Herrn tragen lassen, der da wohnte, der würde Alles bezahlen. Gut! sie bat mich um etwas Flierenmuß, das gab ich ihr auch. Darauf schlief sie ruhig ein, und diesen Morgen, wie ich kam, nach ihr zu sehen, da war sie fort; das kann ich nun nicht begreifen, wo sie hingestoben und geflogen ist."

„Sie können denken, Herr Kandidat! wie mir dabei zu Muthe war; ich weinte und heulte überlaut: die Weiber weinten mit, ich gab mich zu erkennen und empfing den Brief. Da ist er, lesen Sie ihn. Steilmann eröffnete ihn und las:

Herzenskind!

„Die Sonne ist Deiner Elise vielleicht zum letzten Mal untergegangen. Mein Leben ist lauter Jammer gewesen; Du warst meine einzige Freude auf der Welt. Meine Tage sind eine Kette von Elend,

aber das letzte Glied verliert ſich in einen dunklen Nebel und heftet ſich an ewige Freudentage. Mein Herz wünſcht an Deiner Bruſt den letzten Schlag zu thun. — Doch, des Herrn Wille geſchehe! Dieß Wort habe ich geküßt, das thue Du auch!"

„Ich habe immer Ohnmacht mit Froſt und Hitze; aber ich fühle Herzensſtöße, die ich nicht aushalten werde, ach! möchte ich meinen letzten Odem in Deine Bruſt aushauchen! Ich liege hier in einer Scheuer auf dem Stroh. Ich gehe in die Ewigkeit, wie mein Heiland aus der Ewigkeit in die Welt kam, das tröſtet mich in meiner Todesſtunde. Halt Dich feſt! Ich übergebe Dich und meine Kinder dem ewig liebenden Vater, und ſo bin ich zufrieden."

„Nun, liebſter Reymund, fahre wohl! ich küſſe Dich im Geiſte; nochmals fahre wohl, auserwählter Geliebteſter meines Lebens! und vergiß nicht

Deine

bald ſelige
Eliſe."

Steilmann gab mit hellen Thränen den Brief zurück und ſagte: Jetzt ſehe ich erſt ein, was Sie verloren haben. Reymund verhüllte ſich, ſchluchzte und fuhr fort: Ich taumelte umher in dem Hauſe; ein dunkler Strahl von Hoffnung war mir noch übrig, ob ſie ſich wieder erholen möchte. Indeſſen hörte ich von den Weibern, daß mein Vater, deſſen Jagd ſich, wie ich mich nunmehr erinnerte, bis hieher erſtreckte, die vorige Nacht in dieſem Dorf geſchlafen hätte. Nun hatten wir während der Zeit, daß ich beim Regiment war, unſere Namen nicht mehr verläugnet, ſogar meine Frau hatte ihn in dieſer Herberge genannt; ich war daher in tauſend Aengſten, verrathen zu werden. Ich ging deßwegen alſofort

außerhalb des Dorfes in einen Wald, kletterte auf einen äſtigen düſtern Baum und begab mich daſelbſt, ſo gut ich konnte, zur Ruhe."

„Da ſaß ich elender, verlaſſener Menſch, hatte Nachtgedanken wie Young; in Weſten glänzte noch ein tragiſcher Abendſchimmer, und um mich war's finſter; mir war's, als wenn ich hundert Welträume weit außerhalb der ſchönen Schöpfung im Chaos geſehen hätte; mir fiel ein:

Ewiges Dunkel — ewige Nacht!
Ewiger Kummer — ohne Raſt!
Endliches Dunkel — endlicher Braſt!
Was zwiſchen mir und Höll' noch Unterſchied macht,
Iſt einer Hand nur breit.

„Ich kann nicht ſagen, daß ich geſchlafen hätte; ich taumelte ſo die Nacht durch, bis die Morgenröthe anbrach: ich ſuchte eine Quelle friſchen Waſſers, ward erquickt und wanderte gegen das Bergthal zu.

„Im nächſten Dorfe erkundigte ich mich nach meiner Frau, und hatte das Glück, einen Mann anzutreffen, der ſie geſehen und geſprochen hatte. Ihre Offenherzigkeit hatte ſie verleitet, ihm Alles zu erzählen. Sie hatte des Morgens früh vernommen, daß ihr Schwiegervater in demſelben Dorf ſey; da ſie nun ihren Namen nicht verſchwiegen hatte, ſo wurde ihr todtangſt, und kroch an einem Stocke, ſo gut ſie konnte, mit ihren Knaben fort. Außerhalb des Dorfes gab ſie einem Fuhrmann, der ihres Weges auf das nächſte Dorf fuhr, ihren Bündel zum Lohn, daß er ſie dahin nehmen möchte. Als ſie daſelbſt ankam, ſo ging ſie in das Haus eben deſſelben Mannes, der mir dieſes erzählte, bat ihn mit tauſend Thränen, ihr doch zum nächſten Dorfe fortzuhelfen, und entdeckte ihm darauf alle ihre Umſtände unter

dem Gelübde der Verschwiegenheit, und bat sich ein wenig Stroh aus, auf welches sie ihren kranken Körper ausstrecken und ruhen könnte."

„Wie mir der Mann versicherte, so hatte er sie in ein Bett gelegt, mit ein wenig Wein gelabt, den Knaben zu Essen gegeben, und darauf hatte er sie mit seinem eigenen Pferde, zwei Stunden weit gegen das Bergthal zu, nach einem Dorfe fahren lassen."

„Ich glaube wohl, daß der Mann wirklich verschwiegen genug war, denn er glaubte meiner ersten Aussage nicht, daß ich der Frau ihr Mann sey; sondern ich mußte ihm wirklich Kennzeichen angeben, ehe er mir traute und mir meiner Frau Geheimniß verrieth. Er gab mir auch zu essen, und ich wanderte nun wieder ziemlich vergnügt fort, denn ich hoffte, sie wieder zu sehen, und glaubte, sie könnte wohl wieder besser werden."

„Solchergestalt reiste ich vorgestern und gestern fort. Auf jedem Dorfe hörte ich, daß sie schwach und krank da gewesen und nach hiesigem Landesbrauch von einem Ort zum andern fortgefahren worden sey."

„Gestern Abend kam ich in Korndorf an, fand auch bald bei einem Bauern Herberge. Aber, gerechter Gott! wie erschrack ich, als ich hörte, daß man zwischen hier und dem Bergthal eine arme Frau todt gefunden habe und daß ihres Predigers Sohn und der Herr von Morgenthau dieselbe von der Stelle nach dem Schloß dieses Herrn hingebracht hätten! Ich sank hin und besann mich nicht ehe wieder, bis ich mich auf einem Bette befand, wo der Hausvater und eine Magd bei mir standen und mich mit Essig wuschen. Ich gestand alsobald, daß ich der Mann dieser Frau sey; ich erkundigte mich näher,

und hörte, daß sie zwei Knaben bei sich gehabt habe. Ich konnte nun gar nicht mehr zweifeln, und ich wünschte mir den Tod von Herzen. Auf der Kammer, wo ich lag, war noch ein Bett. Um zehn Uhr kam der Knecht ins Haus und hatte noch einen Jäger bei sich; dieser hatte ein wenig zu viel getrunken; sowie sie sich auszogen und verschiedene Scherzreden führten, fiel auch ihr Gespräch unter anderem auf die Ursache, warum der Jäger da sey. Mit Schrecken vernahm ich, daß mein Vater auf dem nächsten Dorfe logire, daß er den vorigen Tag meine Flucht entdeckt habe, mich verfolge und Willens sey, mich todt oder lebendig zu fangen. Zudem hörte ich, daß der Jäger mich wohl kenne, und deßwegen vorausgeschickt sey, um mich auszuspioniren. Ich wußte nicht, wie mir war. Das Oellicht wurde indem ausgeblasen; und so war ich sicher, schlief aber aus zweierlei Ursachen gar nicht. Des Morgens sehr früh, als der Jäger noch schnarchte, machte ich mich fort hieher. Sehen Sie, Herr Kandidat! das ist meine Geschichte."

Steilmann seufzte tief, seine Augen waren roth von Thränen. Er stand auf, deckte nun Elise noch einmal auf, betrachtete sie ganz genau, weinte und rief: „Selige Elise! du bist gewiß eine von Denen, die aus großer Trübsal kommen und ihre Kleider im Blute des Lammes hell gewaschen haben! — Zeugte mir es doch mein Geist, daß du eine edle Seele gewesen seyest, als ich dich zum Erstenmale sahe."

Reymund fiel ihm um den Hals und schwur ihm eine ewige Freundschaft, und so auch der Kandidat ihm. Ja, sagte Reymund, sie war eine stille duldende Seele, offen und männlich; ihre Treue

war unüberwindlich, nie hat sie gemurrt, und ihre Liebe gegen mich war ohne Beispiel. Das kann ich sagen, ich freue mich jetzt bei all meinem Kummer; ich bin ruhig wie Einer, der ein Lieblingskleinod quittiren muß, aber dem es doch von seinem Vater aufbehalten wird, bis er es besser zu benützen weiß. Sehen Sie! so ist jetzt mein Gemüth beschaffen, und darum kann ich nicht trauern, wie man in Romanen zu trauern pflegt, sondern wie ein Christ, der Hoffnung auf die Zukunft hat.

Nach ein und andern Reden kam ein Bediente, der den Kandidaten zum Spaziergang abrief; er ging und fand den Herrn von Morgenthau an der Thüre auf ihn warten. Beim Fortgehen sagte Steilmann, da hat mir der junge Haberklee seine Geschichte erzählt.

„Sagen Sie ihm doch, er möchte mir sie umständlich aufschreiben."

Ich werd's ihm sagen. Gott! welch Elend haben die Leute ertragen, und welch ein Gericht wird den Vater treffen!

„Meinen Sie denn, der junge Haberklee habe wohl gethan, daß er die Kammerjungfer heirathete?"

An und vor sich selbst kann ich keine Sünde darin finden.

„Ich will einmal den Fall setzen: ein Bauer hätte eine große Heerde Schaafe: nun machte er unter denselben eine Ordnung: er sonderte diejenigen, welche Hörner haben, von den andern ab in einen besondern Stall, die schwarzgrauen ebenfalls, so auch die fleckigten, und wiederum die weißen. Nun befiehlt er seinen Leuten, diese Ordnung zu beobachten. Es ist wahr, es scheint unnöthig, und sogar widernatürlich, besonders, wenn er den gehörnten, oder einer

andern Gattung besseres Futter zulegt; was würden Sie aber von einem Hirtenknaben sagen, wenn er hinginge und diese Ordnung zerstörte? würd' er nicht gegen seinen Herrn sündigen? Die Menschen haben unter sich einen Unterschied gemacht: es ist gut, wenn wir ihn beobachten."

Ew. Gnaden haben ganz recht; allein es gibt doch besondere Fälle, in welchen ein wenig Nachsicht nöthig wäre.

„Und diese Fälle sind doch gemeiniglich so beschaffen, daß man im ersten Anfange mit ein klein wenig Kämpfen und Behutsamkeit das ganze Uebel hätte verhüten können."

Ach, was ist der Mensch und was seine heiligsten Vorsätze!

Morgenthau sah ihn an, lächelte und sagte: „Graben Sie das nur in Metall mit großen Buchstaben und befestigen Sie es auf Ihrer Kanzel an einen Ort, wo Sie es während der Predigt immer vor Augen haben: und alle moralischen Prediger möchten es gleichfalls thun."

Steilmann antwortete: Ew. Gnaden halten also nichts von den gesetzlichen Predigten, und doch ist die Heiligung ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Christenthums. Die Verbesserung des Menschen ist, so zu sagen, der Zweck aller göttlichen Anstalten.

„Wohl, mein Freund! der Weg der Heiligung geht durch Erfahrungen. Erst das Gefühl der Fehltritte und ihrer Folgen lenkt den Willen, nicht aber die Ueberzeugung des Verstandes."

Vortrefflich, gnädiger Herr! allein erlauben Sie mir nur noch dieses, auf diese Weise wäre das Predigeramt unnütz?

„Gar nicht! Erkenntniß muß vor dem Gefühl hergehen, nur das wollte ich sagen: oft steht der strenge Moralist und donnert gegen die Sünden, die er entweder selbst schon begangen, oder es hat ihm nur an Versuchung gefehlt, sonst würde er sie doch begangen haben. Darum mitleidig, liebend und überzeugend muß der Predigerton seyn.“

Steilmann versetzte: das ist eine Wahrheit, die gar keinen Widerspruch leidet: ich wünsche und bitte mir täglich von Gott diese Gnade aus, um ein solcher Prediger zu werden. — Der gute Kandidat hätte sich jetzt gern tiefer mit Morgenthau in ein Religions-Gespräch eingelassen; allein er fürchtete, ihn zu beleidigen, und vielleicht wäre auch seine Bemühung fruchtlos gewesen.

Sie gingen indessen gegen einen Buchenwald zu. Man sah unter dem einförmigen Grün der Aeste die Stämme im Dunkeln stehen. Hinter demselben war eine Heide mit niedrigem Gesträuche, alsdann ein kleines Thal mit einem schnell fortrauschenden Bach. Unten am Ende, wo dieser Bach ins große Thal eintritt, war eine einsame Bauernwohnung. Hierin beschloß Morgenthau seinen Spazierweg zu nehmen. Als sie in der Mitte des Waldes angekommen waren, sahen sie zur Seite eine Strecke fort einen Knaben und ein Mädchen gehen; der Knabe mochte etwa sechszehn, das Mädchen aber achtzehn Jahr alt seyn; sie suchten dürres Holz zusammen, um es nach Hause zu tragen. Morgenthau sagte zu seinem Gefährten: das sind Bauernkinder; wir wollen zu ihnen gehen, da ist allemal Etwas zu lernen. Sie gingen. Das Rauschen im Laub machte die beiden jungen Leute aufmerksam, sie sahen sich um und entdeckten die Herren und wie sie auf sie zugingen. Alsbald

hörten sie auf, Holz zu lesen und stunden neben einander. Der Knabe hielt seinen Hut in der Hand, und das Mädchen faltete beide Hände vor der Brust.

Morgenthau fragte sie: wo sie her wären? Sie antworteten: von dem nächsten Hofe. (Das war derjenige, wo die Spazierenden hin wollten.) Ja, sagte der Junge: wir sind Bruder und Schwester; wir sind nicht gebürtig daher, wir wohnen jetzt da statt Knecht und Magd.

„Habt ihr denn keine Eltern mehr?"

Nein, sagte der Junge, aber wir brauchen auch keine Eltern. Schweig doch, Pöll! redete das Mädchen ein: Du mußt nicht so sprechen! Doch, so sprech ich, versetzte Pöll: wenn die Küchlein allein gehen picken, und wenn die Henne nicht mehr glückt, so schlachtet man sie. Das Mädchen wurde feuerroth im Gesicht und fing an zu weinen. Pöll sah sie mit Naf' und Mund an und sagte: Trinchen, nun wein' doch nicht!

Morgenthau lächelte Steilmann an und versetzte: das ist ein schönes Schauspiel. Nun fragte er auch das Mädchen: was weinst Du, mein Kind?

Ach, antwortete sie: Pöll macht nichts aus meiner seligen Mutter! Unsern Vater haben wir Beide nicht gekannt; immer redet er so, als wenn's ihm gleich viel um sie wäre, und sie war doch gewiß eine recht brave Frau.

Du verstehst nichts, Trinchen! versetzte Pöll: ich hatte einmal ein weißes Schaf, du weißt noch wohl, wie lang, rund und dick es war und was für ein schönes Köpfchen es hatte, gelb wie eine Citrone und schwarze Ringel um die Augen, es leckte mir das Salz aus den Händen und lief w[illegible]nach wie ein Hund. Du weißt, Trine, wie [illegible]eb ich das

Schaf hatte! aber ich hatte keinen guten Stall, und unser Heu war sauer; ich weinte oft, wenn ich das arme Thier die Hälmchen herausmausen sah: den Sommer war's gut, dann hütete ich's, aber des Winters! — Nu! mein Großvater kam im Herbst, ging hin, nahm das Schaf am Band und führte es fort; ich folgte ihm nach bis vor das Thor, da küßte ich's noch einmal auf den weichen Mund und kehrte um. Ja! dacht ich, es ist doch gut, daß das arme Thier fort ist, nun kommt's in einen warmen guten Stall, kriegt süßes Heu satt, und nun weinte ich nicht mehr.

Morgenthau und Steilmann sahen sich mit nassen Augen und mit Entzücken an. Ersterer fragte den Knaben ferner: Glaubst du denn, mein Sohn! daß deine Mutter im Himmel ist?

Ja, sagte er, das glaub ich so gewiß, als es Tag ist! Sie las uns Sonntags Nachmittags aus der Bibel vor, und dann erklärte sie uns, was sie las; sie betete immer fleißig, und auf ihrem Todbette sprach sie sehr viel Gutes. Morgenthau fuhr fort: Habt ihr es dann jetzt gut, Kinder? Ho! sagte Pöll, ein Rind, das noch keine Milch gibt, kriegt knapp zu beißen; man muß eben zufrieden seyn, bis es besser wird. Ja, sagte Trinchen, meine Mutter hat uns oft getröstet; wenn wir nicht recht satt zu essen hatten, dann sagte sie:

Heißts gleich öfters, wir vertrinken,
Nun hört alle Hoffnung auf:
Wenn das Schifflein will versinken,
Dann wacht erst der Retter auf.
Hilfe kommt noch stets zurechte,
Wenn es uns am schlimmsten geht,
Und wenn kommen dunkle Nächte,
Jesus Licht am nächsten steht.
Bricht gleich ein ein Wetterregen,
Muß sich doch der Sturm bald legen.

Nun, Kinder! sagte Morgenthau, leset ihr euer Holz wacker und geht dann hübsch nach Hause! Sie thaten das und freuten sich über die Maßen.

Sehen Sie diese Kinder! versetzte Morgenthau im Weggehen zu Steilmann, wie sie ihre Pflicht treibt! Ach, antwortete dieser, die theure Religion! Könnte man doch Kinder, und so rein und unschuldig werden, wie diese! Morgenthau schwieg still. Nun spazierten sie gegen den Hof zu.

Als sie nah hinzu kamen, hörten sie die Frau des Hauses gewaltig gegen ihren Mann keifen, daß er ihr die nackten armen Kinder auf den Hals geladen habe, da sie selbsten ihre Last hätten. Da bleiben sie aus! rief sie: sie werden irgendwo liegen und schlafen; und besonders das Mädchen sollst du mir aus dem Hause schaffen! Ich hab' es gesehen, daß unser Caspar oft heimlich ihm in die Ohren flüstert, und sie ihm wieder, dann gehen sie und führen sich am Arm. Ich kenne das Stückchen; ich glaub, sie meynen, ich wär so dumm. Hat sich wohl! ich bin vom vorigen Jahr nicht! Ich will es lieber sagen, daß ihm die Schuhlappen entfallen! Hum! sagte Jakob, ihr Mann; Du warst doch auch eben so reich nicht! doch davon wollen wir nun kein Aufhebens machen: ich bin so in etwas gut reformirt; was Gott beschlossen hat, das geschieht! Unsere beiden Spazierenden standen an der Ecke des Hauses; sie hörten das Alles und gingen hinein.

Jakob hatte den Herrn von Morgenthau wohl eh' gesehen, desgleichen auch seine Frau; sie erschracken. Der Mann schlug mit einem Bein hinten aus, bückte sich wie ein hölzerner Brettschneider und rief: Guten Tag, Herr Genaden! Guten Tag, Herr Kandidat! Er lief und holte ein paar hölzerne

Stühle: sie setzten sich. Die Frau aber mußte gehen, eine Schüssel fette Milch holen und Weißbrod darein brocken, das aßen sie. Während dem kamen die Kinder; die Gegenwart der beiden Herren stopfte der Frau das Maul, aber ihr Blick war ein aufsteigendes Gewitter, das mit Blitz und Donner droht. Morgenthau fragte den Bauer: ob er die beiden Kinder wohl missen wollte? er hätte Lust, sie in seinen Dienst zu nehmen. Nein, Herr Genaden! rief die Frau, das geht so nicht! Wir haben sie gekleidet, das müssen sie uns erst abverdienen. Steilmann konnte das nicht verdauen. Mir däucht, sagte er zu der Frau, ihr beobachtet die Regel schlecht, daß die Frau dem Mann gehorchen und er ihr Herr seyn soll; es kommt euch zu, zu schweigen, bis euer Mann gesprochen hat!

Das wäre mir, bei Gott! was Schönes! erwiederte sie, so wären wir lange am Bettelstab; hat sich wohl!

Aber wenn ich euch dann bezahle, was euch die Kinder gekostet haben, fuhr Morgenthau fort, ist das auch nicht genug?

„Ja, Herr Genaden! das ist was anders!"

Mit Einem Wort, sie wurden bald des Kaufs einig: Morgenthau befahl den Kindern, ihr Bündel zu packen und mit ihm fortzugehen. Pöll wußte vor Freuden nicht, was er begann; er machte Bocksprünge und sang. Mit Trinchen ging die Sache ziemlich langweilig. Nun kam auch Caspar im leinenen Kittel herangestiegen. Er war ein Mensch von ungefähr vierundzwanzig Jahren, wacker und munter gebildet, und er pfiff sein Stückchen munter daher. Er erfuhr aber bald, was vorgegangen war, und nun hatte das Pfeifen ein Ende; er wurde weiß, wie eine

Wand, ſetzte ſich hin und die Thränen drangen ihm in die Augen. Pöll kam herabgehüpft und ſagte: Da droben ſitzt Trinchen auch und heult. Kann's wohl denken! ha, ha, Caſpar! Du haſt auch Waſſer in den Augen!

Ich fing einmal ein Vogelneſt,
Das Weibchen mit dazu;
Das Männchen flog mir um den Kopf,
Das Männchen das biſt du!

Morgenthau und Steilmann bewunderten den Knaben über die Maßen. Die Bauernfrau lachte in ihre Fauſt, als ſie das Alles ſah und hörte; ſie freute ſich über die Trennung der beiden Liebenden von Herzen. Allein ſie ſchoß weit dem Ziel vorbei.

Morgenthau rief Caſparn und Trinchen zu ſich und ſprach zu ihnen: Sagt mir ungeſcheut, liebt ihr euch von Herzen? Sie ſahen ſich an. Die Mutter wollte einreden, allein Morgenthau blickte ſie an, daß ſie zitterte. Endlich geſtanden die Beiden frei, daß ſie ſich liebten. Nun gut, Kinder! fuhr er fort, ſo muß ich auch mit den Eltern reden. Hört, Jakob und Ihr, Frau; ich bin Trinchens Vater. — Habt ihr noch etwas gegen die Heirath einzuwenden? Nein, antworteten ſie einhellig, gar nichts!

„Habt ihr noch mehr Kinder?"

Ja, noch ſechs; noch einen Sohn von zwanzig Jahren, eine Tochter von achtzehn, und ſo fort herunter.

„Nun ſo will ich ihnen Land und Sand genug geben, und Geld dazu, um ſich helfen zu können. Trinchen bleib nur ſo lange hier, bis nach eurer Hochzeit, und dann kommt zu mir. Pöll geht mit: er ſoll Dir aber dieſer Tage einiges Geld zu deiner Ausſtattung bringen.

Steilmann hüllte ſein Angeſicht in ein Schnupf-

tuch und ging beiſeit. Jakob wanderte auch durch die Küche hin und ſchneuzte ſich; die Frau aber war ſtill und freudig.

Nun, Kinder! ſagte Morgenthau, geht an einen einſamen Ort, umarmt und küßt euch ſatt! Sie wußten Beide nicht, was ſie ſagen ſollten, ſie waren voll Dank und konnten ihn nicht an Mann bringen. Sie ſtanden und ſahen Morgenthau an, hatten Thränen in den Augen; bald war Caſpar Willens, etwas zu beginnen, bald Trinchen. Morgenthau aber lächelte ſie an und erwartete, was ſie anfangen würden. Endlich brach Caſpar los; er trat hinzu, faßte Morgenthau's rechte Hand mit beiden Händen; nun kam auch Trinchen und faßte ſo ſeine linke. Sie weinten Beide, aber ſagen konnten ſie nichts. Darauf gingen ſie aus dem Hauſe; Hand in Hand wandelten ſie den Hof hinauf in's freie Feld.

Pöll ſtand indeſſen wie ein Stock und ſah das Alles mit Erſtaunen an. Nun, ſagte er endlich, wird doch wohl Trinchen nicht mehr um meine Mutter weinen. Und ich weine nicht; aber wenn der Herr da ſtürbe, dann weinte ich.

„Wie! fragte Morgenthau, gönnſt du mir den Himmel nicht?"

Ihr habt den Himmel ja ſchon auf Erden.

„Wie meynſt du das?"

Ha! das meyn' ich nun ſo, wenn der Hund an der Kette lange nichts zu freſſen gekriegt hat, ſo heult er; wenn ich das nun höre, ſo lauf ich geſchwind und bring ihm was. Wie er dann mit dem Schwanze wedelt, an mich aufſpringt! Das freut mich, und ich hab' meine Herzensluſt daran: ich ſehe dann ſo lange, bis er aufgefreſſen hat, um mich daran zu ergötzen,

daß es dem armen Thier so gut geschmeckt. Nun meyn ich, ob's Euch auch so ging.

Morgenthau schwieg.

Nun nahmen die beiden Spazierenden und Pöll Abschied von dem Bauern und seiner Frau und gingen fort. Sobald sie außer dem Hofe waren, fragte Pöll: Herr! muß ich vor oder hinten gehen? Morgenthau antwortete: Was dünkt dich, Pöll! welches schickt sich wohl am besten? Das kommt drauf an, versetzte Pöll; der Schlächter Franz, wenn er bei uns Kälber holte, so hatt' er einen großen Hund, der mußte immer hinten gehen. Aber der Niedernbrucher-Bauer, wenn er kam, Heu oder Haber bei uns zu kaufen, so hatt' er ein klein Pudelhündchen, das lief immer vor und lief den Weg zweimal.

Steilmann lachte herzlich, Morgenthau lächelte nur und sprach: Nun, so sey du dann, was du willst, der Große oder der Kleine!

„So will ich am Tage hinten gehen, des Nachts aber vor!"

Aber wie in der Dämmerung?

„Ho! so geh ich halt zur Seiten!"

Hör, Pöll, Du sollst mein Kammerdiener werden.

„Was ist das?"

Das werd' ich dir schon sagen.

Sobald sie wieder auf dem Schlosse ankamen, sagte Steilmann zu Morgenthau: es ist kaum sieben Uhr, Ew. Gnaden lassen mich jetzt nach Hause gehen, ich weiß nicht, was vorfallen kann; morgen Nachmittag werde ich die Gnade haben, wiederum meine Aufwartung zu machen und Elisens Begräbniß beizuwohnen. Thun Sie das, antwortete Morgenthau. Nun ging der Kandidat, um von Reymund Abschied zu nehmen, und darauf wan-

derte er unter vielen angenehmen Gedanken und Vorstellungen nach Korndorf hin.

Als er um neun Uhr daselbst anlangte, war sein Vater schon schlafen gegangen, seine Mutter saß noch und strickte; Johannette aber las in einem Buche; doch dieses that sie nun zu, legte es beiseit, sprang auf und holte ihrem Bruder etwas zu essen. Neugierig fragten jetzt Beide nach der Geschichte des Tages: er erzählte ihnen alles mit den kleinsten Umständen und mit wahrer Herzenswärme.

Die Mutter freute sich herzlich über diese Bekanntschaft ihres Sohnes. Ei! sprach sie zu ihm: nöthige doch den Herrn einmal zu uns! Er wird Dich doch gern einmal predigen hören, und dann kann er den Mittag hier bleiben und mit uns vorlieb nehmen. Ich habe da das Säugkalb, das will ich noch vierzehn Tage an der Milch lassen, so kann ich einen guten Braten machen, von dem Fleisch eine Brühe kochen, gut Gemüß habe ich, dabei kann man einen Schinken kochen, und von den eingemachten Amarellen trägt man etwas bei dem Braten auf. Und dann mußt du für den Nachmittag eine Torte und Gebackenes machen, Nette!

Das kann alles geschehen, Mama! versetzte Johannette: Ich glaube aber, der Herr von Morgenthau ist einer von denen, die des Abends nicht mehr wissen, was sie des Mittags gegessen haben.

Wahrlich! fiel der Kandidat ein, ich glaube, er denkt an nichts weniger als an die Wahl der Speisen.

Das kann seyn! antwortete die Frau Pastorin; allein wir müssen doch das Unsrige thun.

Die Kinder bejahten das von Herzen.

Nun gingen sie alle schlafen. Johannette hatte ihre Kammer hinten gegen den Hof zu auf dem Eck

des Hauſes; die Eltern aber und der Kandidat nach vornen. Als ſie hinauf kam und anfangen wollte, ſich auszukleiden, ſo trat ſie noch erſt ans Fenſter, und weil der Mond ſo hell ſchien, ſo machte ſie es auf und ſchaute über Berg und Thal hin. Vor ſich hatte ſie ihren Baumhof, dahinter eine ſchöne Wieſe, dann ſtiegen Felder allmälig den Berg hinauf; dann folgte ein ſchöner Buchenwald, über welchen der Mond ſchon ziemlich hoch ſtand; die Luft war heiter und alles in der Welt ſtille, nur hörte man ferne in der Wieſe das helle Knarren eines Inſekts. Das edle Mädchen ſtand eine Weile und genoß Seelenfrieden. Nun ging aber der Weg zu ihrem Hauſe rechter Hand von den Wieſen aus dem Dorfe herauf längs einem Zaun vor ihrer Hausthür vorbei. Sie glaubte, Fußtritte zu vernehmen, ſchaute hin und ſiehe, zwei Mannsperſonen kamen herauf. Sie hörte, daß Einer ſagte, da wohnt der Paſtor! und darauf kehrte er um. Johannette vermuthete Beſuch, ſie ſchlüpfte ſtill die Treppen hinunter, um niemand zu wecken, und ſobald geklopft wurde, machte ſie mit vorhergegangener nöthiger Behutſamkeit die Thüre auf. Ein wohlgebildeter Herr mit einem violetten Kleide, mit ſilbernen Knöpfen und Knopflöchern trat herein. Sie verwunderte ſich; der Herr war ihr ganz unbekannt. Er machte ihr eine zierliche Verbeugung und fragte ſie: ob ſie die Jungfer Steilmann wäre?

„Zu dienen, mein Herr! wen habe ich denn die Ehre, ſo ſpät zu empfangen?“

Warum fragen Sie nach meinem Namen?

„Das ſagte auch einmals ein Engel, den wir vielleicht ohne unſer Wiſſen beherbergen ſollen.“

Der Fremde erſtaunte über dieſes Mädchen. Sie

hatte eine edle Gestalt, nur das weiche, tändelnde Schöne nicht, was die Wollust reizt; aber eine vortreffliche Bildung, die Verstand und einen edeln Geist verräth, war über ihre ganze Natur verbreitet; dabei hatte sie sich durch eine auserlesene Lektüre gebildet, womit sie aber niemals prangte.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

Mit einer kleinen Unterhaltung von einer Stunde, und dann geh' ich wieder, wo ich hergekommen bin; Sie sind, wie ich merke, allein. Haben Sie einen Garten am Hause?

„Ja!"

So laßt uns dahin gehen und ein wenig am Mondschein unter dem freien Himmel spazieren.

„Verzeihen Sie, mein Herr! es ist spät in der Nacht; soll ich niemand von unsern Leuten wecken?"

Bei Leibe nicht! aber hören Sie, liebe Jungfer! ich bin ernst und gar nicht gefährlich; mir ist's ein Gräuel, dem Frauenzimmer ein Versucher zu seyn; ich gehe gern mit ihnen um, wie mit Menschen meines Geschlechts, unterhalte mich mit ihnen von nützlichen Sachen, dadurch suche ich alle Zurückhaltung zu verbannen. Es ist ein verdorbener Geschmack, der heutzutag zwischen beiderlei Geschlechtern herrscht. Wer Willens ist, zu heirathen, der sage seinen Zweck frei; wer es aber nicht Willens ist, der spreche, wie Mensch mit Mensch sprechen soll. Jetzt fällt ihre Schwierigkeit weg, mit mir in den Garten zu gehen. Doch sie hat hierin ihren freien Willen.

„Ich bitte um Vergebung! der Ton, womit Sie so recht meines Herzens Gedanken ausdrücken, benimmt mir alle Schwierigkeit, kommen Sie!"

Damit ergriff sie ihn an der Hand, die ihr die nächste war, und führte ihn hinten heraus in den

Garten. Die beiden einmal gefaßten Hände verließen sich nicht; sie gingen eine Weile zwischen den Gemüßbeeten auf und ab; Blumen waren da wenig; hinten am Ende des Ganges war eine Laube von Hainbuchen ins Viereck gesetzt und in einander geflochten.

Ich wandle in Eden umher! sagte der Fremde: alle Menschen schlafen — Gott, Sie und ich — allein in der Welt — Gott, was empfinde ich hier! — da säuselt ein Lüftchen aus Osten herüber — Wohlgefallen des Menschenvaters, der mich jetzt neu geschaffen hat. — (Er sank auf die Knie.) Allgegenwärtiger, wie wohl ist mir! — Er sprach nichts mehr, sondern schwieg in sich versunken, Gott still feiernd. Johannetten ging's durch Mark und Bein, sie sank zitternd neben ihn hin; nie war ihr so gewesen. Nach einer Weile stand er wieder auf. Er sah seine Begleiterin auf den Knien liegen; er ließ sie und wandelte still vor sich hin; sie stand auch wieder auf, trat zu ihm und sagte: Was ist das? — mein Herr! — so ein innig Wohlseyn — einer süßen Ohnmacht nahe — ich fühle einen reinen, zarten Trieb, Ihre Freundin zu seyn; nehmen Sie mir diesen Ausdruck nicht übel, ich fühle weiter nichts, als was ich sage.

Und wenn Sie mehr fühlte! versetzte der Fremde: Was übelnehmen! Ein solch Gefühl vereinigt den Seraph mit dem beseelten Staub, daß sie in einander fließen, warum wir nicht, die wir Schwester und Bruder sind? Warum einen heiligen Trieb verschweigen, der Vater Adam bei seinem ersten Erwachen der ganzen Menschheit eingegossen ward!

„Recht, mein Herr! so habe ich's gern; allein Umstände verbieten oft, zu lieben, aber darum nicht, Freund zu seyn."

So lieben Sie vielleicht?

„Nein! noch zur Zeit — bis — dahin — bin ich davon frei geblieben.“

Bis dahin — Engel! und ich auch bis dahin! — nun unſere Herzen ſympathiſiren. Umſtände verbieten uns die Liebe auch nicht. Davor bin ich Bürge.

„Meine ganze Seele bebt — ich kenne Sie nicht!“ — Gott, verlaſſen Sie mich für dießmal; aber kommen Sie bald wieder!“

Ich ſinke in Eden, in ſüßen Schlummer, und doppelt werde ich erwachen.

„Sagen Sie mir Ihren Namen; ich beſchwöre Sie bei dem ſanften Mondlicht!“

Ich heiße Adam — das ſey genug! Hören Sie, vortreffliches Mädchen! Sagen Sie keinem Menſchen in der Welt etwas von dieſem Vorfall; fragen Sie Niemand um mich; dieſe Stunde ſey Ihnen ein heiliges Geheimniß. In ein paar Tagen ſollen Sie wiſſen, wer ich bin. Ich liebe Sie; vor Stand, Vermögen, ehrbare Familie, ja vor die froheſte Einwilligung Ihrer Eltern bin ich Bürge! Lieben Sie mich, ſo ſchenken Sie mir Mund, Hand und Herz!

„Meine Sinne ſchwinden — Sie ſind ein erſchrecklicher Menſch! — wer kann ſolche Scenen ertragen! — Wir ſind mehr als Freunde. (Sie weinte.) Ich bin ein deutſches Mädchen — ohne Verſtellung — nehmen Sie den erſten Kuß von unentweihten Lippen! Hier iſt meine Hand — und zugleich mein Herz! — (Sie trat ein wenig zurück.) Sind Sie aber ein Verräther — ſo wird der Allgegenwärtige meine Unſchuld rächen — ich bin ein ſchwaches Mädchen.“ (Sie weinte fort.)

Der Fremde faltete die Hände und ſagte: Du Allwiſſender kennſt mich; ſey Du mir Bürge! —

Johannette fiel ihm um den Hals und versetzte: dieser Bürge ist mir gültig.

Nun spazierten sie zusammen ins Haus; der Fremde nahm Abschied und versicherte, daß sie in ein paar Tagen mehr von ihm hören würde; dann sollen Sie mich kennen lernen, sagte er: Wir werden unsere Liebe vollziehen und uns freuen.

Johannette war außer sich und sie wankte zu Bette. Sie wollte über ihren Zustand nachdenken, allein das war unmöglich; sie wollte sich Vorwürfe machen, allein sie fühlte eine unwiderstehliche Gewalt, die sie nicht überwinden konnte; mit Einem Wort: ihr Zustand war unaussprechlich. Des Morgens war sie ruhiger, und nun lag ihre ganze Situation offen vor ihrer Seele; sie wollte zittern und konnte nicht: sie war an Händen und Füßen gefesselt. In dieser Gemüthsbeschaffenheit stand sie auf, betete feurig zu Gott, zog sich an und ging herab. Nun kam auch der alte Steilmann mit seinem dicken Rohrstab und seiner langen, schwarzen Pfeife, sang bei sich ein Morgenlied und setzte sich in seinen Stuhl. Der Kandidat kam auch. Die Mutter brachte heiße Milch und Zucker, Johannette aber hatte die Theekanne; nun setzten sie sich, um gemeinschaftlich zu trinken.

„Nun, Timotheus! fing der Pastor an, erzähle uns doch, was ihr gestern zu Morgenthau angefangen habt!"

Der Kandidat erzählte mit wahrer Begeisterung die ganze Geschichte; den Vorfall mit dem alten Haberklee, Reymunds Schicksale, den Spaziergang mit seiner Scene, und das alles so vortheilhaft für Morgenthau, daß der Vater darüber lächelte, die Mutter aber zu der Tochter von einer schwarzen

seidenen Weste und Hosen zu reden anfing, welche ihr Sohn nun nothwendig haben müßte. —

Hierauf aber schwieg Johannette ganz still; doch fragte sie ihren Bruder: was gestern Nachmittag der Herr von Morgenthau für ein Kleid getragen hätte?

Er antwortete: einen dunkelbraunen Rock, schwarzes Kamisol und Hosen, und weiße seidene Strümpfe.

„War kein Silber auf dem Rock!"

Nein!

„So! — Trägt er nicht Kleider von andern Farben?"

Doch ja — er hat auch wohl gern grün und blau an.

„So! —"

Nachdem man noch verschiedene Anmerkungen über alle, und besonders über die rührendsten Theile der Erzählung gemacht hatte, so konnte der junge Steilmann wegen des Punkts vom Christenthum nicht länger an sich halten.

Ja, Papa! fing er an: Morgenthau ist gewiß auch ein Christ; ich habe es aus seinem Munde gehört, daß er Christum als unser großes Muster angepriesen hat. Er sagte: wir müssen, wie er, unsre guten Handlungen geheim halten, damit wir nicht in unserm Leben unsern Lohn dahin nehmen möchten.

„Ei, Timotheus! antwortete der Pfarrer mit einigem Unwillen: laßt uns doch den großen, vortrefflichen Mann nicht mehr kritisiren, sondern vielmehr seine Tugenden nachahmen, bis er uns Beweise gibt, daß er kein Christ ist. Aber wahrlich, du bist doch ein schlechtgegründeter Theologe; ich muß dir das sagen, — du hast mehr empfindsame Schriften gelesen, als dogmatische; besinne dich doch einmal!

kann Morgenthau bei dem allem nicht noch ein Arianer, ein Pelagianer, ein Socinianer, ja noch viel mehr seyn? Aber wie gesagt, Schande für uns, wenn wir so was von ihm dächten! ein Christ urtheilt nach der Liebe, und das müssen wir auch thun."

Der junge Steilmann wurde ärgerlich; er schwieg und ging nach seiner Kammer, setzte sich hin und machte Glossen. Er untersuchte sich, woran es doch liegen möchte, daß er eine solche Grundwahrheit, als ihm eben sein Vater vorgehalten, übersehen habe? Denn er hatte sie wirklich lange gewußt, nur war sie ihm bei Morgenthau gar nicht eingefallen. Er fand aber die Ursache davon gar bald. Was man wünscht, glaubt man auch schon zuweilen zu sehen; so ging's ihm. Das Verlangen war so groß, daß er auch die geringsten Spuren in dessen Worten und Handlungen aufschnappte, sie mit einer lebhaften Einbildungskraft auszierte und sich also selber täuschte. Sobald er diese Quelle seines Vergehens ausfindig gemacht hatte, ging er wieder herunter zu seinem Vater, bat ihn um Verzeihung, entschuldigte sich mit der wahren Ursache, aus welcher seine Schwachheit geflossen war, und versprach, fernerhin vorsichtiger zu seyn. Der Vater aber hatte ihn schon bei sich entschuldiget und diese Ursache wohl eingesehen. Nun setzten sie sich wieder zusammen und discurirten, und damit war alles wieder in Richtigkeit.

Der Kandidat verrichtete nun seine Geschäfte und eilte damit, auf daß er gegen fünf bis sechs Uhr wieder bei Morgenthau seyn möchte. Die Frau Pastorin aber setzte sich zu ihrem Mann und sprach mit ihm von der Haushaltung und ihren Kindern. Johannette versah die Küche und war dabei so tiefsinnig, daß man's wohl merkte, sie auch darum be-

fragte; allein man kann leicht denken, daß sie die wahre Ursache nicht sagte, sondern etwas anderes vorgab, worüber wir uns nun eben nicht bekümmern wollen.

Der junge Steilmann kam nun wieder nach Morgenthau hin. Der Herr ging auf der großen Ebene vor seinem Schlosse umher spazieren und überschlug, wie viel Häuser daselbst könnten gebaut und wie der Plan müßte angelegt werden. Steilmann ging auf ihn zu und grüßte ihn von seinen Eltern und von seiner Schwester. Morgenthau war zärtlicher gegen ihn, als sonst. Laßt uns brüderlich zusammen umgehen, mein Freund! sprach er und gab ihm die Hand. Der Kandidat schwamm in Vergnügen.

Wie befinden sich Ihre Eltern?

„Ew. Gnaden aufzuwarten."

Und Ihre Schwester?

„Sie befindet sich wohl; nur heute war sie etwas schwermüthig. Hierbei fuhr ihm etwas durch die Seele; die Frage kam ihm seltsam vor.

Morgenthau schwieg und wandelte gegen das Schloß zu. Steilmann ging hinter ihm her. Beim Eintritt in den Hof fragte Letzterer: was Reymund mache? Morgenthau versetzte, wir wollen zu ihm gehen. Sie gingen hin und fanden ihn schwarz gekleidet; Elise aber lag im Sarge. Die Hofmeisterin und ein paar Mägde waren mit einem und anderem beschäftiget.

Reymund war sehr traurig; er fühlte die gänzliche Trennung von seiner Gattin tief, doch klagte er in der Stille. Morgenthau setzte sich und sah ernst und traurig vor sich hin. Wie haben Sie die Beerdigung eingerichtet, Herr von Haberklee? fragte er.

„Da in dem schönen Buchenwäldchen ist ein grüner Platz, auf welchem allerhand wilde Kräuter wachsen. Uralte Bäume, mit grauem langem Moos bewachsen, stehen rund umher; gerade in der Mitte sollen mir Ihre Knechte das Grab machen; da soll meine Elise ruhen!“

Gut, antwortete Morgenthau, das Wäldchen sey uns heilig! ich will über das Grab einen kleinen achteckigen Tempel bauen, der so viel Raum einschließt, daß Ihre und meine Familie darinnen ruhen kann. Wir wollen ihn den Tempel der Hoffnung nennen, zuweilen hingehen und uns unserer Sterblichkeit erinnern.

Reymund und Steilmann freuten sich darüber. Der Erste fuhr fort: wenn's diesen Abend dunkel wird, so wollen wir sie hintragen. Der Kandidat aber versetzte: und ich will ihr eine kurze Klagrede halten. Damit waren sie Alle zufrieden.

Morgenthau veranstaltete das Nöthige. Steilmann ging indessen allein und dachte nach, was er sagen wollte; doch kein Einfall war ihm schön genug. Ei! dachte er endlich, ich will mich nicht zur Rede vorbereiten, ich will nur meine Empfindungen sprechen lassen. Und darauf ging er spazieren. Der Zeitpunkt rückte heran; die Sonne senkte sich immer mehr und mehr, und ging endlich unter. Die Dämmerung stellte sich ein und näherte sich der Nacht; es war nun an dem, daß Elise zu ihrer Ruhe gebracht werden sollte.

Sobald als man einen Menschen in einiger Entfernung nicht mehr kennen konnte, kamen die Knechte des Herrn von Morgenthau und brachten die Leiche auf den Schultern herausgetragen und gingen mit langsamen Schritten gegen den Wald zu: ein wenig hernach wankte Reymund im Dunkeln da-

her, seine Knaben zur Rechten und Linken; er ging gekrümmt mit gesenktem Haupt; seine Brust war gleich dem Aetna, wenn er ausbrechen will. Zuweilen brach ein seelzagender Seufzer aus, der durch Mark und Bein drang dem, der ihn hörte. Nicht weit hinter ihm kam Morgenthau und Steilmann neben einander gegangen; ein wenig weiter zurück kam ein Trupp von Morgenthau's Hausleuten, welche dem Begräbniß zusehen wollten. Die Leiche kam an den Wald; ein Knecht, der dazu bestellt war, stand daselbst mit einer Fackel und leuchtete durch das Dunkel des Waldes bis zum Grabe. Hier senkte man Elise ein. Bis dahin hatten die Knaben geschwiegen; als sie aber sahen, was da vorging, fingen sie erbärmlich an zu weinen. Reymund taumelte wie ein Trunkener und schluchzte.

Es ist doch erschrecklich! sagte Morgenthau stille zu Steilmann, wie Vieles ist uns noch verborgen! Wer würde sonst solche Auftritte gerecht und gut heißen können, wenn wir nicht gewiß wüßten, daß eine Zeit der Vergeltung zukünftig ist!!!

Nun war der Grabeshügel fertig; man stand in einiger Entfernung umher; Steilmann aber trat hin ans Grab und redete:

„Da ruhst du nun — selige Elise — dein Leben war eine Reihe dunkler Tage; dunkel war dein Ende, dunkel — dein Begräbniß. Das Geheimniß deiner Führung ist unerforschlich, Gottes Wege mit den Menschen unbegreiflich — Assaph hätte beinahe gestrauchelt — beinahe — ich auch. Ein sanftes gutes Kind wird früh seiner Eltern beraubt, hingegeben in die Hände rauher unempfindlicher Menschen — der ganze Himmel, den ein Sterblicher in dieser Welt genießen kann, öffnet sich ihr — Sie liebt nach den Grund-

geſetzen der wahren menſchlichen Natur — wird ſo geliebt — genießt die Freuden der Ehe ganz — aber nur, damit das Elend, das ſie empfinden ſoll, deſto herber ſchmecken möge — das begreife, wer Vernunft hat! — Sie ſtirbt im Jammer, verlaſſen von allen Menſchen, von dem, den ihre Seele liebt! — ſtirbt — unter dem Gewinſel ihrer verlaſſenen Kinder — Gott! — das erſchüttert, ja das erſchüttert felſenharte Herzen. — War es Wunder, wenn der Heide ſeine Götter zürnte, von denen er glaubte, daß ſie, wie Menſchen, Mißgunſt, Neid und Rache kochten! — Allein wir, die wir des Herrn nähern Rath wiſſen, wir dürfen nur hingehen ins Dunkel des Heiligthums und forſchen; wir dürfen nur ſtill hinſinken, den tobenden Schmerz und die ſchwärmenden Gedanken ein wenig ſtillen und den Herrn anbeten — wir dürfen uns nur demüthigen und den leidenden Erlöſer in all ſeinem Jammer anblicken — Er, der Gerechteſte — der Sanfteſte — der Wohlthätigſte — trug ſtill wie ein Lamm alle Schläge der rächenden Gerechtigkeit Gottes! — Er, die Unſchuld ſelbſt, ſchwieg und ſchalt nicht, die ihn ſchalten — Nein, in dem größten Schmerz und der äußerſten Verlaſſung bat er für ſeine Peiniger! — Gott! welch ein unerſteiglicher Gipfel der erhabenſten Liebe! — Bei dieſem Gedanken ſchwindelt der tief leidende Menſch, ſchämt ſich und ſteht beruhigter auf; er wiederholt dieſe Anbetung oft, und ſtillt ſo ſeinen Kummer." —

„Aber noch iſt ihm das Geheimniß nicht enthüllt. Warum mußte der Erzhirte leiden? warum ſeine wahren Anhänger? — Gott, der ewige Vater, wollte es ſo — das ſey uns genug — wir ſollen und können die Tiefen der göttlichen Weisheit nicht erreichen Jeſus Chriſtus ſollte uns mit dem Vater verſöhnen — Wir waren Feinde Gottes, Er, uns ein ver-

zehrend Feuer, wie es die Sonne dem kalten Lappländer im Mohrenlande seyn würde; das sagt uns seine Offenbarung, dabei müssen wir uns beruhigen. Aber Er, der Herzog der Seligkeit, sollte auch durch Leiden vollkommen gemacht werden, Hebr. 2. 10. Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben, Jes. 53. 11. Seht! da liegt der Aufschluß, warum der wahre Christ ein Kreuzträger seyn soll — er muß durch das Feuer vieler Leiden gefegt, geläutert und gereiniget werden. Dieses Leben ist kurz und bald vorübergehend, eine rauhe Tagereise, die uns zu einer seligen Herberge führet; eine Schifffahrt voller Sturm und Ungewitter — welche uns in den glücklichen Hafen unsers Vaterlandes führt, wo wir für unsere Leiden ein Königreich erben sollen; ein Zweikampf, der unser ewiges Glück entscheidet, wenn wir nur Geduld, Treue und Tapferkeit ausüben — schämen müssen wir uns, wenn wir das alles erinnern und noch länger straucheln — Wir müssen über den Abschied unserer Freunde trauern, das ist in der menschlichen Natur gegründet, aber nicht mit Gott hadern — Er meynt's gut mit uns und Er will uns glücklich machen. Was hat dieses Leben für ein Verhältniß gegen das zukünftige? — Gewiß gar keines! — Wer würde einen Tropfen Galle mit dem unermeßlichen Ocean vermischt schmecken können? Uns kommt ein ordentliches Menschenleben lang vor, und doch, der's verlebt hat, dem ist's nur ein Schatten gewesen — Also nur Geduld! — bald, bald kehren wir ein in den Thoren der Ruhe und des Friedens! Wir gelangen an in unserm Vaterlande, wo wir alle unsre verlorne fromme Freunde wieder finden werden. Dann werden wir uns von Herzen schämen, wenn wir je gestrauchelt und mit Gott gerechtet haben; uns wird

es einleuchten, daß Gott lauter Liebe und Seligkeit iſt, ja daß dieſer Zeit Leiden lange der Herrlichkeit nicht werth geweſen, die nun an uns iſt offenbaret worden. Darum laßt uns vor dem Herrn in Demuth unſere Schwäche bekennen, alle unſre Leiden mit Geduld unſerm Erlöſer nachtragen, und uns dabei auf eine ſelige Heimfahrt freuen; dieſes wird uns tröſten in all unſerm Kummer. Haben wir dann mit Thränen geſäet, ſo werden wir auch mit Freuden erndten; wir gingen hin und weinten, aber wir trugen auch edlen Saamen. Nun kommen wir mit Freuden und bringen unſere Garben.

Deine Garbe, ſelige Eliſe! iſt nun ſchon eingerndtet! — Deine Thränen ſind von deinen Wangen getrocknet! — ſchon wandelſt du unter den Chören der Seraphen und vollendeter Geiſter ruhig umher; erinnerſt dich an uns; wünſcheſt, daß wir wüßten, welche nie empfundene Seligkeit ohne Gränzen und ohne Ende für den Streiter und Ueberwinder auf uns warten, und verherrlicheſt Den, der uns ſolche Wohnungen zubereitet hat — Aber dein verweslicher Reſt iſt hier der Mutter-Erde anvertraut: wir haben da ein Weizenkorn geſäet, das den Keim ganzer Ewigkeiten in ſich hat; es wird zu ſeiner Zeit aufblühen, ſo wie jetzt der Mond über den Berg emporſteigt. Du ſeliger Geiſt! wirſt alsdann in deine verklärte Wohnung wieder einkehren, und dann wirſt du wieder ganz Eliſe ſeyn! Ja, das wird gewiß geſchehen und nicht ausbleiben! — Darum getroſt, betrübter Freund! auch uns wird das Loos treffen! es iſt nicht lange mehr hin, ſo ruhen Sie auch hier bei Ihrer Eliſe! Trauern Sie fort; aber ſeyn Sie männlich, wirken Sie noch recht eifrig zur Ehre Gottes und zum Beſten der Menſchheit, ſo lange Ihr Tag währet! Sie werden dann ihr Haupt ruhig nie-

derlegen, und erwachen wie ein herzliebender Bräutigam an seinem Hochzeitmorgen. Neben Ihnen wird Elise stehen — Sie wird dastehen in unverwelklicher Schönheit — Sie anlächeln, und dann werden Sie vereinigt hinaufsteigen, und die Stimme wird Ihnen aus den Perlenthoren entgegenschallen: Kommt herein, ihr Frommen und Getreuen! Ihr seyd über wenig getreu gewesen, ich will euch über viel setzen; gehet ein zu eures Herrn Freude!"

„Nun, selige Ueberwinderin! ruhe hier sanft unter dem stillen Gelispel säuselnder Blätter und unter dem Gesang der Vögel! Kein unheiliger Fuß entweihe diese Stätte! Wenn ein Gräulicher, ein Dieb oder Mörder sich in der Nacht dem Dunkel dieses Waldes nähert, wenn er sich hier im Schatten verbirgt und mit seinen Gesellen mörderischen Rath hält, so gehe ein heiliger Schauer von dieser Stelle aus, der sie erschrecke, daß sie heimzittern, nachdenken und Buße thun über ihre schändlichen Werke!"

„Ruhe sanft, selige Elise! wir verlassen dich und treten wieder auf unsern Posten. Am Tage der Auferstehung dann wollen wir uns willkommen und zwischen den ewigen Hügeln gesellschaftlich hinwallen. Dazu schenke uns Kraft der dreimal Heilige, durch seinen alles belebenden Geist, um seiner Liebe willen; Amen!"

Nun weinte noch ein Jeder ein paar Thränen auf Elisens Grab, und darauf gingen sie zusammen nach Hause.

Des andern Morgens früh tranken Morgenthau und Steilmann den Kaffee zusammen. Letzterer eröffnete dabei das Verlangen seiner Eltern, einen solchen würdigen Freund bei sich zu sehen. Bald, mein Lieber! antwortete der Herr von Morgenthau, werde ich Sie besuchen.

„Aber meine Mutter wüßt' es gern voraus."

Sie wird vermuthlich das Ceremoniel lieben?

Steilmann zuckte die Achseln.

Morgenthau fuhr fort: Um Sie nicht in Verlegenheit zu ſetzen, ſo will ich es ſagen; künftigen Sonntag will ich in die Kirche kommen und Mittag mit Ihnen halten.

Der Kandidat freute ſich recht ſehr darüber, und nach einigen Geſprächen ging er wieder nach Hauſe und überbrachte dieſe fröhliche Botſchaft. Der alte Steilmann war wirklich ſelber froh, mit dem vortrefflichen Manne Bekanntſchaft zu machen.

Die Frau Pfarrerin aber begab ſich nun in ihre Kammer, um mit Johannetten den Plan zur Mittagsmahlzeit, zum Deſſert, zum Ankleiden u. ſ. w. feſt zu beſtimmen; Johannette aber war dazu für jetzt nicht aufgelegt. Ei, liebe Mama! ſagte ſie, machen Sie Alles nach Ihrem Gutfinden, und dann befehlen Sie nur, ſo will ich gehorchen.

„Ich weiß nicht, Nettchen! wie du heute ſo ſtill und gedankenlos biſt! fehlt dir irgend etwas?"

Nein, liebe Mama! mir iſt ein wenig zu wohl geweſen, und darauf folgt gemeiniglich eine kleine Unluſt.

„Ach ja! allzugroße Munterkeit verleitet uns öfters zu Schwachheiten; wenn wir uns hernach beſinnen, ſo züchtiget uns das Gewiſſen. Es iſt recht gut, Kind! wenn man ein zart Gefühl über ſeine Sünden hat."

Ja wohl! doch glaube ich, daß es bei mir noch etwas anderes iſt; es ſoll wohl wieder beſſer werden.

Des andern Tages kam ein Fuhrmann von dem Herrn von Morgenthau bei dem Pfarrhauſe an und brachte ein Ohm vom allerbeſten Rheinwein, nebſt einem Anker der koſtbarſten Weine, in Flaſchen gefüllt und in Körbe gepackt, nebſt folgenden Brief:

Hochehrwürdiger!

„Hiebei überſende ich Ihnen ein kleines Geſchenk; ich bitte, damit vorlieb zu nehmen. Künftigen Sonntag werde ich die Ehre haben, Sie zu beſuchen, und für das Frauenzimmer vermuthlich noch ein angenehmeres mitbringen. Ich grüße Sie alle von Herzen und bin

Ew. Hochehrw.

ergebenſter Diener

Friedrich von Morgenthau."

Der alte Steilmann rief ſeine Frau und zwei Kinder zuſammen und las ihnen dieß Briefchen vor. Während der Zeit, daß der Fuhrmann und der Knecht den Wein abluden und in den Keller brachten, wurde von der Familie in der Stube über das Schreiben Rath gehalten. Man bedachte ſich hin und her, was das doch für ein Präſent für das Frauenzimmer ſeyn möchte, das der Herr von Morgenthau mitbringen würde? Ich kann es nicht ergründen, ſagte der Pfarrer. Ja, verſetzte die Frau Paſtorin, indem ſie eine Priſe Tabak nahm und dabei ſeufzte: ich will wetten, er wird mir und meiner Tochter ein paar koſtbare Juwelen mitbringen.

Ich kenne ihn beſſer, antwortete der Kandidat; ich glaube das nicht; er hat etwas damit im Sinn, das wir gewiß nicht errathen werden. Johannette ſchwieg. Da ſie aber auch rathen ſollte, was ſie glaubte, was es wäre, ſo verſetzte ſie ernſt und bedenklich: Eine diamantene Kette, zwei Herzen von Rubinen damit zuſammen zu binden. Hiemit ging ſie ſchnell zur Thüre hinaus.

Die übrigen Drei ſtanden und ſahen ſich an wie drei marmorne Statüen. Der Kandidat hatte einen Schwarm von Phantaſien, Dämmerndes, ich weiß

nicht, was allerhand dumpfe Ahnungen für seine Seele. Der Pastor sah starr auf die Erde und sagte lang nichts; endlich seufzte er und versetzte: das war ja ein sonderlicher Ausdruck! Der Kandidat antwortete: so ein Ausdruck wie ein Blitz in ein dunkles Zimmer. Hm! that die Mama hinzu, da muß ich noch mehr davon wissen! Sie ging hinaus; allein sie schoß dem Ziel vorbei, sie ward nichts mehr gewahr, als was sie schon wußte. Die beiden Gelehrten in der Stube brachten auch nichts weiter zum Vorschein, als daß man warten müßte, bis sie's selber entdeckte, was sie damit hätte sagen wollen.

Der junge Steilmann fing nun an, auf seine Predigt zu studieren, die er übermorgen halten sollte. Das Frauenzimmer bereitete die Küche auf den Tag, und der alte Steilmann wartete alles ruhig ab.

Morgenthau war indessen auch geschäftig. Ob er gleich den jungen von Haberklee zu seinen Absichten zu brauchen Willens war, so ließ er ihn doch in Ruhe, um erst seine tiefste Trauer abzuwarten. Daher richtete er jetzt sein Augenmerk auf Trinchen und ihren Caspar. Er schickte seinen Pöll hin zu dem Bauern Jacob und ließ ihn zu sich bitten. Er kam.

„Hört, mein Freund! sagte Morgenthau zu ihm; wollt Ihr euern Sohn mit seinem Trinchen diesen Sommer bei Euch behalten? Ich lasse einige Häuser zimmern, künftigen Herbst können sie fertig seyn; dann sollen sie einziehen, und ich werde ihnen Platz anweisen zu Feld, Wiesen, Garten und Gehölze; Kühe und Schaafe sollen sie halten, und zu dem Allem werde ich Rath halten."

Ja, Herr Gnaden! sagte der Bauer, ich bin herzlich damit zufrieden, doch muß ich erst meine Frau fragen, was sie dazu sagt.

„Thut das! erwiederte Morgenthau, und bringt mir dann Bescheid; allein, fuhr er lächelnd fort, sagt mir doch recht aufrichtig und von Herzen: wird Euch auch Euer Leben mit Eurer Frau sauer? mich däucht, sie drückt Euch wohl zuweilen?"

Jacob zuckte die Schultern.

„Ihr habt's im Anfang versehen; Ihr habt vielleicht zu viel mit ihr getändelt, ihr alles gethan, was Ihr an ihren Augen sehen konntet, das sie gerne hatte. Der Mensch ist von Natur eigenwillig; auf eine solche Weise kann man die besten Leute verderben."

Das muß wohl die Ursache seyn; freilich, es wird mir oft sauer; allein will ich Frieden haben, so muß ich halt den untersten Weg gehen.

„Hört! ich will euch einen Rath geben, und wenn ihr dem folgt, so versichere ich Euch, Ihr werdet's gut haben: Ueberleget Eure häuslichen Angelegenheiten ganz genau, und thut dann, was Euch gut dünkt, ohne Eure Frau zu fragen. Wann sie dann mürrisch wird, so schweigt Ihr ganz still, seyd freundlich gegen sie, und wenn's Euch zu arg wird, so geht ihr aus dem Wege, bis sie wieder gut wird. Setzt das einmal ein halb Jahr fort, so wird's besser werden.

Jacob erkannte, daß dieses Mittel anschlagen würde; er schlug auf seine Knie und sagte: das will ich wahrhaftig einmal probiren!

Pöll konnte sich in seine neue Verfassung recht gut schicken, und Morgenthau merkte, daß es blos an ihm selber liegen würde, einen rechtschaffenen Mann aus ihm zu machen. Er hatte eine feurige und lebhafte Einbildungskraft, ein gutes Herz, und dabei Hang und Witz zur Fabel. Eben diesen Tag äußerte sich seine Anlage zu diesen Fähigkeiten auf eine ziemlich vorstechende Art.

Morgenthau hatte einen Kammerdiener, der schon eine ziemliche Zeit bei ihm gewesen, auch ihn auf Reisen bedient hatte; er hieß Weiler. Treue und Aufrichtigkeit war das Wesentliche in seinem Charakter; er hatte viel Belesenheit und Geschicklichkeit; dabei hatte er sich angewöhnt, zu schweigen, und nur im Fall der Noth zu reden. Dieser Mensch nahm sich also Pölls an, sobald er ins Haus kam, und da er seines Herrn Gemüthsart wußte, so suchte er auch diesen jungen Menschen darnach zu bilden.

Wie es aber selten eine Heerde Schaafe gibt, worunter nicht auch ein räudiges seyn sollte, so war auch in Morgenthau's Haushaltung Einer, der Allen Verdruß machte. Es war ein Stallknecht, Namens Falzbein, ein abgefeimter Bube; blos seine Geschicklichkeit, mit Pferden umzugehen, und die Langmuth des Herrn war Schuld daran, daß er nicht schon lange war weggejagt worden. Dieser Mensch suchte Pölln gleich Anfangs zu necken, so wie er auch Weilern nicht schonte, wo er nur dazu kommen konnte, und sonderlich wurde die Zeit des Essens von ihm mit dazu verwendet, um sich auf Kosten Anderer lustig zu machen. Pöll hatte dieses schon gleich Anfangs gemerkt, und auch alsofort beschlossen, ihn zur Erkenntniß zu bringen. Es dauerte auch wirklich nicht länger, als bis an den heutigen Mittag, da hatte Falzbein's Herrlichkeit ein Ende.

Weiler war gewohnt, mit geschlossenen Augen und einer Miene zu beten, die etwas in's Auge fiel: wenn nun vor und nach dem Essen gebetet wurde, so machte Falzbein, der Weilern gegenübersaß, diese Miene auf eine ganz übertriebene Art nach, so daß sich niemand des Lachens erwehren konnte, der nur während dem Gebet aufblickte. Weiler kehrte

sich aber gar nicht daran, eben als wenn es nicht geschähe. Pöll, dem nichts heiliger als das Gebet war, wunderte sich bei sich selber, wie es möglich seyn könne, daß Gott einen so gräulichen Menschen nicht auf frischer That strafte. Nun war der Sache nicht anders ein Ende zu machen, als es so einzurichten, daß der Herr selber diese Gräuel sähe. Das war aber schwer, denn Falzbein saß mit dem Rücken gegen die Thür; und ihn blos mündlich zu verklagen, war von weniger Wirkung: denn einmal, Morgenthau konnte keine Anträger leiden, und dann wär's bei einem bloßen Verweis geblieben, welchen Falzbein an dem Urheber dessen auf's Bitterste würde gerochen haben.

Pöll hatte den ganzen Vormittag darüber meditirt, und es gelang ihm aufs Beste; denn als das Gesinde des Mittags am Tische saß und am Speisen war, fing er an, ich will Euch einen artigen Spaß erzählen: Als meine Mutter noch lebte, hatten wir einstmals Drescher, welche ein Krauthuhn machten. Wir haben unser Lebtag so nicht gelacht, es ist auch nichts lächerlicher in der Welt, als ein Krauthuhn. Nun schwieg er still. Ein jeder fragte: Was ist das, ein Krauthuhn? Sonderlich war Falzbein auf das Stückchen begierig, denn er sammelte dergleichen, um sie bei Gelegenheit brauchen zu können. Pöll versprach den Spaß zu machen, sobald man würde gegessen haben. Als nun das letzte Gericht auf dem Tisch war, lief er heraus, schlich zu seinem Herrn und ersuchte ihn, über eine halbe Viertelstunde herabzukommen und einige Minuten an der Gesindestube zu lauern, mit dem Versprechen, er würde alsdann einen bösen schädlichen Menschen kennen lernen. — Darauf lief er in den Stall und holte einen großen

weiten Fuhrmannskittel, nebst einem Strick, und kam damit in die Stube; nun war ein Jeder begierig. Gegen der Stubenthür über, an der Wand, war ein großer Tisch; derjenige aber, woran gespeist wurde, stand mitten in der Stube, gerade zwischen der Thür und obigem Tische. Weiler saß zwischen den zwei Tischen, mit dem Gesichte gegen die Thür, und war über den guten Pöll sehr verdrießlich, daß er solche Schnurren an den Tisch brachte, indem ihm wohl bewußt war, daß sie zur Zeit schändlich würden gemißbraucht werden. Pöll aber kehrte sich an nichts, er wußte wohl, was er that. Falzbein hatte indessen seine beste Freude, besonders als er sahe, daß es Weilern ärgerte.

Pöll fragte: Nun, wer will sich denn zum Krauthuhn machen lassen? Falzbein ließ sich so etwas nicht nehmen. Ich! rief er. Gut! antwortete Pöll, so mußt du da auf den Tisch an der Wand stehen. Falzbein that das. Nun gab ihm Pöll den Kittel und sagte: „Jetzt stecke die Füße von unten herauf durch den Kittel und durch die Ermel, so, als wenn du Hosen anzögst."

Falzbein befolgte das genau.

„Nun mußt du auch mit dem Kopf durch den Kittel kriechen und ihn durch das Halsloch stecken."

Auch dieses geschah; Pöll half ihm, daß er hindurch kam.

„Jetzt steck' auch deine Hände längs die Füße herab durch die Ermel."

Sobald auch dieses bewerkstelligt war, zog Pöll den Kittel oberhalb dem Hintern auf dem Kreuz zusammen und band ihn fest mit einem Strick. Dieses läßt sich auch mit einem Hemde machen.

Wer nun niemalen ein solches Krauthuhn gesehen

hat, der kann sich die lächerliche Figur desselben nicht vorstellen. Ein Mensch, der sich dazu gebrauchen läßt, ist gänzlich außer Stand, sich wieder loszumachen; seine Stellung ist beschwerlich, denn er hat die Knie nahe beim Mund, und wenn er gehen will, so muß er's in solcher krummgebückten und zusammengebundenen Stellung thun; es ist ihm ganz unmöglich, von einer, auch ganz kleinen Höhe herabzuspringen.

Alles, was am Tisch war, bis auf Weiler, lachte aus vollem Halse, und Falzbein lachte selber herzlich mit. Es gefiel ihm aus der Maßen; er spazierte auf dem Tische hin und her, und wie er sich bewegte, so bewegte sich auch das Gelächter.

Nun fing Pöll an: wenn wir satt sind, so laßt uns beten. Nein! versetzte Weiler, bei solchem Unsinn an beten zu denken, wäre sündlich. Falzbein hörte das nicht so bald, so stellte er sich hinter Weilern, richtete sich mit dem Gesicht gegen den Tisch und machte eine gotteslästerliche Gebetsmiene. Dieses war nun zwar allen Gegenwärtigen ein Gräuel; allein des Lachens konnte sich doch Niemand enthalten, außer Weiler und Pöll ergrimmten im Herzen. Dieser Letztere hatte immer ein Aug auf die Thür, und er sah mit Herzensfreude, daß sein Herr Alles beobachtete und nun stille zur Thür hereintrat.

Falzbein hatte noch die Augen geschlossen; er bemerkte also nicht, was vorging. Jetzt schlug er sie auf, um zu sehen, warum es auf Einmal so still im Zimmer würde; allein es läßt sich ihm kaum nachempfinden, wie ihm mit diesem Blick wird zu Muthe gewesen seyn. Nun stelle sich Jemand die herrliche Gruppe vor: Morgenthau mit einem ernsten Blick, voll von Falzbein's entschiedenem Schicksal;

das Krauthuhn mit dem im höchsten Grad betroffenem Satyrgesicht; Weiler mit ruhiger Genügsamkeit über diese unvergleichliche Rache; Pöll mit dem herrlichen Triumph wegen seines gelungenen Anschlags, und dann einige Personen am Tisch mit weggewandten Gesichtern, die von zurückgehaltenem Lachen bersten möchten. —

Jetzt fragte Morgenthau Pöll mit drohender Miene, warum er unter solchen Umständen das Beten auf die Bahn gebracht habe; bist Du nicht der Urheber dieser Sünde? sagte er mit Unwillen. Gnädiger Herr! antwortete Pöll, dieses Laster hat Falzbein so oft begangen, daß er's nur noch Einmal begehen mußte, um das Maß voll zu machen. Wenn die Mäuse Speck gefressen haben, so legt man ihnen nur noch ein kostbar Stückchen auf die Falle. Ja! fuhr Weiler fort, der elende Mensch hat niemalen hier am Tisch gespeist, oder er hat Gott mit Worten oder Geberden gelästert; ich will aber der bösen Anschläge und Schelmstücke nicht einmal gedenken, womit er einen Jeden unter uns beleidiget und betrübt hat. Dieses bekräftigten nun alle Anwesende.

Falzbein's Umstände waren in diesem Zeitpunkte mißlich genug, in einer so possirlichen Stellung sein Urtheil anzuhören, und das Alles unter dem längst verdienten Spott des ganzen Hausgesindes, ohne sich rächen zu können; da er sonsten immer gewohnt gewesen war, in allerhand bösen Anschlägen niemalen übertroffen zu werden. Dieses Alles zusammen spannte die Triebfeder seines Herzens zu der allerschrecklichsten Rache, die er nur ersinnen konnte; nur gut, daß solche Leute nicht thun können, was sie wollen!

Morgenthau setzte keine Miene zum Lachen. Mach' ihn los! sagte er zu einem andern Stallknecht;

und Du verdorbener Menſch komme mir nie wieder vor's Geſicht! Pöll und Weiler mußten nun mit ihrem Herrn auf ſein Zimmer gehen, wo er ihnen Geſchäfte zu verrichten auftrug. Der Hofmeiſter aber bekam Befehl, mit Falzbein zu rechnen und ihn dann gehen zu laſſen. Er ging und brütete hölliſche Anſchläge. Wo ihm ein Wurm oder ein anderes lebendiges Inſekt in den Weg kam, das zertrat er, und endlich beſchloß er, nach dem Herrn von Haberklee zu gehen, wo er vermuthete, willkommen zu ſeyn.

Der Anſchlag gelang ihm; er wurde von demſelben zum Stallknecht, oder gar zum Stallmeiſter gemacht, und es währte gar nicht lange, ſo konnte der alte Edelmann faſt ohne ihn nicht leben. So endigte ſich dieſer wohlgelungene Spaß, der Pöll Ehre machte. Alle dankten ihm, daß er ſie von dieſem beſchwerlichen Menſchen befreit hatte; ſie gewannen ihn lieb und thaten ihm allerhand kleine Gefälligkeiten, wo ſie konnten.

Des folgenden Sonntags Morgens früh ritt Morgenthau ganz allein nach Korndorf zur Kirche. Er ſtieg ohnweit dem Pfarrhauſe in einem Wirthshauſe ab, und als man aufhörte zu läuten, ſo ging er in die Kirche, und ſetzte ſich in einen verborgenen Winkel hinter das gemeine Volk.

Der alte Steilmann war mit ſeiner Frau auch in die Kirche gegangen, um den Sohn bei dieſer Gelegenheit zu hören. Johannette aber war zu Hauſe geblieben, um die Küche zu beſorgen. Man ſollte nun denken, die Frau Paſtorin wäre lieber nicht in die Kirche gegangen, um ſelber zu kochen; allein es war ihr auch viel daran gelegen, den Mittag über der Tafel von der Predigt ſprechen zu können, um

ihres Sohnes Lob herauszulocken. Doch mag ihr die Wahl vielen Kampf gekostet haben.

Die beiden Alten sowohl, als der Kandidat, sahen sich überall in der Kirche um, fanden aber Morgenthau nicht. Ich muß gestehen, daß dieses bei allen Dreien die Andacht und Aufmerksamkeit ziemlich schwächte; doch ging's gut bis ans Ende.

Nach der Kirche ging Morgenthau ins Wirthshaus, um wegen des Pferdes einige Verfügung zu machen, und darauf begab er sich nach Steilmann's Haus.

Der Pfarrer mit seiner Frau und dem Kandidaten standen in der Stube auf einem Kleeblatt und untersuchten alle mögliche Fälle, die Morgenthau hätten zurückhalten können, als er auf Einmal hereintrat. Der junge Steilmann lief auf ihn zu; Morgenthau umarmte und küßte ihn. Die Frau Pfarrerin suchte Alles hervor, was sie jemals gelernt hatte, um ein anständiges Kompliment zu machen; allein der Herr unterbrach sie: Machen Sie keine Umstände! sagte er lächelnd, ich verlange dergleichen nicht, und ich bin überzeugt, daß Sie Lebensart haben. Der alte Steilmann merkte sich das; er war ohnehin kein Freund vom Ceremoniel; er gab deßwegen nur eine Hand, bückte sich ein wenig, und freute sich, daß er das Glück hatte, einen so würdigen Mann kennen zu lernen. Nun war der Willkomm zu Ende. Morgenthau stand mit dem Arm ins Fenster gelehnt, der Vater stand am Tisch und stützte sich mit der Hand auf denselben, der Sohn war im Begriff, den Mantel loszubinden, und die Mutter studirte mit Seitenblicken Morgenthaus vortreffliche Bildung. Jetzt kam Johannette. Sie hatte von der Magd und durch andere Umstände die

Ankunft eines vornehmen Herrn vernommen, und sie vermuthete leicht, wer's wäre. Sie kam also, um ihre Aufwartung zu machen. Doch sie blieb in der offenen Thüre stehen. Adam — im violettnen Kleide mit Silber — stand da gegen ihr über am Fenster, und das war der Herr von Morgenthau. — Unaussprechliche Empfindungen durchschauderten das edle Mädchen; sie stand wie eine Bildsäule und schlug die Augen nieder. Morgenthau blickte auf sie, wie die schönste Frühlingssonne auf das einsame Blumenthal. — Sie schlug die hellen blauen Augen funkelnd auf, ihre Wangen glüheten, sie lächelte so halb, breitete die Arme aus, trat schleunig zwei Schritte näher: nun ließ sie die Arme wieder sinken und schlug wieder die Augen nieder. Morgenthau sah ihr zueilendes Herz, wie es aufschwoll und nun im Begriff war, mit ganzen Strömen loszubrechen und in ihn überzufließen. Er sprang zu ihr, griff sie an der Hand und sprach: Sey standhaft! — vortreffliche Seele! — Seine Augen waren voll Wasser. Nun führte er sie vor die Eltern, die nebst ihrem Sohne wie versteinert standen, und nicht wußten, ob sie träumten oder ein Gesicht sähen, und erzählte kurz und feurig, was zwischen ihnen vorgegangen war. Endlich schloß er mit folgenden Worten: „Unterschied des Standes gehört für Leute, die darinnen ihr Glück suchen; bei mir ist edler Verstand und Herz der beste Adel, und Frömmigkeit der wahre Reichthum. Jetzt bitte ich nun auch um die Einwilligung zur glückseligsten Ehe, die jemals geschlossen worden."

Der alte Steilmann sank in den Stuhl, stützte sein Gesicht auf beide Hände, zitterte und weinte, vielleicht seit zwanzig Jahren zum Erstenmal. Die Frau Pastorin schlug die Hände zusammen, schaute

gen Himmel und weinte, der Kandidat aber war unter den Dreien am mehrſten entzückt, fiel ſeiner Schweſter um den Hals, küßte ſie und ſagte: Du biſt unausſprechlich glücklich, Herzensſchweſter! Nun verſtummte auch er und ließ ſeiner Empfindung freien Lauf. Der Vater konnte ſich aber länger nicht halten; er ſtolperte zu den Beiden. Johannette ruhete mit dem Haupte an Morgenthaus Bruſt und ſchluchzte. Er nahm ihre beiden rechten Hände, ſchlug ſie in einander, ſah auf gen Himmel und ſprach: Dir, Gott der Ehe, ſey dieß Band geheiliget! — Ihnen, Herr von Morgenthau, ſey meine Tochter theuer! — und Du, Johannette, fängſt heute an, ſelig zu ſeyn; laß Dich Dein Glück näher zu Deiner Beſtimmung leiten! — Was ſoll ich lange Klauſeln und Einwendungen machen, Herr von Morgenthau! fuhr der ehrwürdige Greis fort, von Ungleichheit des Standes, von Unwürdigkeit meiner Tochter und dergleichen? — Der Vorfall iſt ſo reißend und der Schlag ſo treffend, daß man nichts davon reden kann und darf, als: des Herrn Wille geſchehe! — Nun kam auch die Mutter; ſie konnte aber kein Wort ſprechen. Morgenthau ſah das; er umarmte und küßte erſt den Vater, nun auch ſie und ſagte: Von nun an ſind ſie meine liebe Mama; Ihr Herz ſpricht laut genug, laſſen Sie nur den Mund ſchweigen! Die beiden Freunde umarmten ſich gleichfalls. Der Kandidat konnte auch weiter nichts ſagen, als: Fühlen Sie, wie mir iſt! — Die Verlobten aber floßen ganz in einander über.

Es verlief wohl eine ganze Stunde, eh man einmal ans Eſſen dachte; ſo ſtarke Nahrung des Geiſtes überwältiget die Forderungen der körperlichen Na-

tur. Auch ſelbſt am Tiſch ging's ſo; die mehrſten Speiſen blieben ſtehen, auch ſprach man ſehr wenig, und ſo will ich's auch machen; jeder Ausdruck verkleinert ſolche ſtarke Empfindungen.

Gegen den Nachmittag wurde den drei Mannsperſonen bei einem Glaſe Wein das Herz freier; die beiden Frauenzimmer hörten zu, und begannen auch, all ihr Entzücken zu fühlen.

Von dem mächtigen und hinreißenden Zeitpunkt dieſes Mittags an fühlte der alte Steilmann in ſeinem Gemüthe eine Unruhe, die er nicht zu nennen wußte. Er wußte wohl, daß ſein neuer Schwiegerſohn weit über ſeiner Tochter Verdienſt erhoben wäre; allein was konnte nicht alles in der Dunkelheit ſeines Standes verborgen liegen, das früher oder ſpäter ſtark auf ſeine Familie wirken könnte? Großer Männer Schickſale ſind gemeiniglich auch ihrem Geiſt und Genie angemeſſen. Und endlich: ob der Herr von Morgenthau gleich ein vortrefflicher tugendhafter Mann war, ſo wurde doch nun in dem Herzen des Predigers aufs Neue die Ungeduld wieder rege. Er wünſchte bei dieſer nähern Beziehung, daß Morgenthau wirklich ein orthodoxer reformirter Mann ſeyn möchte, und das vornehmlich wegen des Einfluſſes, den er auf ſeine Tochter und auf die zukünftige Nachkommenſchaft haben würde.

Morgenthau merkte gar wohl, warum ſein Schwiegervater ſo oft mit der Gabel auf dem Teller kritzelte, ſtarr vor ſich hin ſahe und in Gedanken vertieft war, deßwegen fing er an: Hören Sie, wertheſte Freunde! ich kann leicht vermuthen, daß Sie mich bei dieſer Gelegenheit gern genauer kennen möchten; allein meine ganze Geſchichte und meine ganze Exiſtenz iſt und bleibt ein tiefes Geheimniß, bis Gott

meine Offenbarung veranstalten wird. Indessen aber bezeuge ich Ihnen vor dem Allgegenwärtigen: daß kein Laster, kein Verbrechen, noch einige schändliche Ursachen mich schweigen heißen. Auch ist der Stand meiner Eltern edel und ansehnlich; sie sind ebenfalls unbefleckte Leute.

„So leben Ihre Eltern noch?" fragte der Pfarrer.

Ja, sie leben noch zum Theil.

„Ich beruhige mich völlig damit, theuerster Herr Schwiegersohn! aber ich hab' noch Eins auf dem Herzen; möchten Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich auch davon Gewißheit begehrte!"

Ich werde Ihnen nichts übel nehmen, Papa! sagen Sie nur frei, was Sie noch gern wissen möchten.

„Sie sind reformirt, nicht wahr?"

Morgenthau lächelte und versetzte: Wie kommen Sie doch auf diese Frage? Zweifeln Sie noch daran? Ich hab' mich ja einschreiben lassen!

„Verzeihen Sie mir! Es gehört mehr dazu, als nur das, und ich gestehe gern, daß ich vom Gegentheil noch keine Spur habe: allein meine Sorge für meine Tochter und Nachkommenschaft geht so weit, daß ich auch gern die Rechtschaffenheit der Lehre, so weit es an mir ist, auf meine Familie fortpflanzen möchte.

Sie wüßten also gerne, ob ich auch ein orthodoxer Reformirter bin? Darauf will ich Ihnen auch dienen. Ich bin reformirt erzogen, bei reiferen Jahren habe ich Alles geprüft und Vieles gefunden, das ich nicht glauben kann und davon ich noch überzeugt werden muß; allein dieses sind ganz unwesentliche Nebenstücke, in dem Wesentlichen bin ich vielleicht mit Ihnen einig.

„Liebster Herr Schwiegersohn! es kommt nur bei

Ihnen blos darauf an: Ist Ihnen Christus der ganze Grund Ihrer Seligkeit?

Er ist mir bei Erwerbung meiner Seligkeit, was die Sonne unserer Erde ist: beruhigen Sie sich damit, Herr Schwiegervater! Beides, die Frau Pastorin, der Kandidat und Johannette saßen während diesem Gespräch wie auf heißen Kohlen. Sie wollten dem Vater nicht gern einreden, und sie befürchteten auch, der Herr von Morgenthau möchte unwillig werden.

Der Pfarrer sann dieser Antwort nach, ob er sich auch wirklich damit beruhigen konnte. Ihn däuchte: Warum just ein Gleichniß von der Sonne? Warum nicht rein heraus gesagt, Ja oder Nein? Er befürchtete deßwegen eine Unrichtigkeit im Glaubenssystem; doch schwieg er und ließ sich nichts ferner merken. Uebrigens erstaunte er wirklich über seinen Eidam, und seine Seelenfreude über dessen große Eigenschaften und über sein eigenes Glück war so groß, daß er es nicht genug aussprechen konnte.

Morgenthau fühlte indessen gar wohl, daß er seinem Schwiegervater noch nicht Genüge gethan hatte. Er setzte also nach einer kleinen Pause das Gespräch fort:

„Glauben Sie wohl, Papa! wenn einer mit ernstlichem anhaltendem Gebet und beständig fortdauerndem Wachen die Wahrheit sucht, daß er sie gewiß finden werde?

Ganz zuverläßig!

„Nun so däucht mir auch: und das ist auch nebst der Erfahrung der einzige Weg. Nachbeter und Demonstrationen sind mir verhaßt. Lassen Sie Jeden selbst in der Schrift forschen, denn diese ists, die von Jesu Christo zeuget. Seyn Sie nur ver-

sichert, daß durch mich Wahrheit und Christenthum soll befördert werden, so weit ich wirken kann."

Der Pfarrer schloß mit den Worten: Wohlan, Herr Schwiegersohn! Vergeben Sie mir noch einmal meinen Vorwitz! Sie haben Recht! Es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo wir auch in diesem Stück werden bekennen müssen, daß wir noch Vieles gar nicht und auch noch Vieles nicht recht gewußt haben. Hiemit wurde diese Materie geschlossen. Morgenthau und seine Braut spazierten wieder in den Garten; was sie da Schönes gesprochen haben, weiß ich nicht, hab's auch in Morgenthau's und Steilmann's Tagebücher nicht gefunden; nur über ihre Vollziehung der Ehe hatten sie Ein und Anderes verabredet. Gegen Abend kehrte der Bräutigam, recht in seiner Seele vergnügt, wieder nach Hause.

Reymund von Haberklee hatte auch an diesem Tage durch einen Boten von seinem Vater einen Brief empfangen; er konnte nicht ruhen, bis er ihn Morgenthau hatte lesen lassen. Er enthielt die bittersten Stichelreden gegen diesen würdigen Mann; besonders hielt der Vater seinem Sohn vor, daß er sich bei einem Kerl aufhielt und genaue Freundschaft mit ihm machte, dessen Herkommen dunkel und unsicher, dessen Thun und Lassen unadelich, der mit Einem Wort ein abgefeimter Schurke wäre. Reymund konnte bei diesen Ausdrücken seinen rasenden Verdruß nicht bergen; Morgenthau selber glühte vor Zorn in seinem Gesicht, doch er hatte gelernt, seine Leidenschaften zu bemeistern. Er fragte Reymund: was er jetzt machen wollte? Dieser antwortete: ich halte für's Beste, daß ich nichts antworte.

So will ich Ihnen rathen, fuhr Morgenthau fort, schreiben Sie Ihrem Vater kindlich und gelas-

sen: Sie wollten gern zu ihm kommen und bei ihm bleiben, nur mit dem Beding, daß er Ihnen keine Heirath aufdringen, sondern Ihnen in diesem Stück Ihre Freiheit lassen möchte. Sie hingegen versprächen ihm: nie gegen seinen Willen, und auch keine Unadeliche zu heirathen.

Reymund sagte mit Thränen in den Augen: „Ich gehe nie von Ihnen, Herr von Morgenthau. Ich werde Ihnen suchen, nützlich zu seyn!"

Sie müssen aber Ihre Pflicht beobachten! erwiederte Morgenthau, und ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie unter keiner andern Bedingung bei mir haben mag, als wenn Sie bei Ihrem Vater die gebührende Freiheit nicht haben können.

Dieses mußte nun der junge Haberklee gelten lassen. Er empfand, daß sein Freund recht hatte, aber seinem Herzen wurde der Schritt aus der Maßen schwer. Morgenthau merkte das; er sah ihn freundlich an und sprach zu ihm: Sie sind doch schuldig, sich zu beugen, denn Sie haben gefehlt, daß Sie gegen den Willen Ihres Vaters geheirathet haben: und wann Sie's nicht hätten; ein Mensch muß durch widrige Schicksale durchkämpfen! Wie kann er das, wenn er seinem eigenen Willen folgt? — Es wird Niemand gekrönt, er kämpfe dann recht; hiemit gehen Sie schlafen, und dann folgen Sie meinem Rath. Reymund versprach's und hielt's auch; allein es erfolgte auch kein Nutzen für ihn. Der Vater glaubte: daß diese Bedingungen ganz unrecht wären; er prätendirte eine unumschränkte Herrschaft über seinen Sohn, und dieser Gedanke war Ursache an dem Schritt, den er kurz hierauf wiederum wagte; denn er kam nach einigen Tagen ganz unvermuthet im Bergthal an, und hatte fünfzehn bis zwanzig starke

Mannsleute bei ſich, die theils ſeine Knechte, theils auch vielleicht Bauernſöhne aus ſeiner Gegend waren; ſie waren Alle bewaffnet und mehrentheils beritten. Die Abſicht war, Reymund mit Gewalt zu holen.

Morgenthau ſtand juſt auf ſeinem Kabinet am Fenſter; er ſah durch ein Fernglas die Leute daher ziehen, und Haberklee an der Spitze. Er konnte wohl errathen, wem das gelten ſollte; doch verwunderte er ſich über die Kühnheit des alten Edelmanns, daß er ſo offenbar gegen den Landfrieden handelte. Er befahl alſofort, das Thor zu ſchließen und die Zugbrücke aufzuziehen, und ging darauf in Reymunds Zimmer, lächelte und ſprach: Wir haben eine Belagerung zu gewarten. Ihr Vater iſt da mit einem Trupp Cavallerie und Infanterie; ich komm', um Kriegsrath mit Ihnen zu halten. Reymund antwortete: Haben Sie denn auch geſperrt? Das hab' ich allerdings, verſetzte Morgenthau, wir wollen erwarten, was der Feind beginnt.

Indem ſie ſo zuſammen ſprachen, hörten ſie den alten Haberklee an dem Thore fluchen und poltern. Er rief unter den ſchimpflichſten Scheltworten: man ſollte ihm aufmachen! Morgenthau aber befahl allen ſeinen Leuten, ſich in das Innerſte des Hauſes zurückzuziehen, damit wenn allenfalls ein Schuß gegen die Fenſter geſchähe, niemand unglücklich ſeyn möchte; er ſelbſt aber ging oben ins Haus und ſahe an einem Ort, wo er nicht bemerkt werden konnte, was der Feind beginnen möchte. Hier ſahe er nun ihre Anſtalten, das Thor aufzubrechen. Falzbein war auch da, er hielt Rath mit dem alten Haberklee, und Morgenthau konnte wohl merken, was ſie ſprachen; es ſollte auf eine rechte Schlä-

gerei losgehen, wobei Falzbein allem Vermuthen nach seinen Muth recht kühlen wollte; allein die Vorsehung wacht über ihre Freunde. Der alte Haberklee war abgestiegen und hatte sein Pferd angebunden; darauf war er mit Falzbein ein wenig auf die Seite gegangen, um Rath mit ihm zu pflegen; als dieses geschehen, kamen die beiden mit voller Hitze, um zu helfen; nun war aber der Weg mit Schranken eingefaßt und das Pferd stand quer über; die andern Pferde standen außerhalb den Schranken. Haberklee hieb es mit der Peitsche, damit es sich umkehren möchte; allein das Pferd war muthig, schlug hinten aus und traf seinen Herrn gegen die Geburtsglieder und den untern Theil des Bauchs, daß er nieder fiel und wie todt liegen blieb. Seine Leute erschracken alle aufs heftigste, besonders Falzbein; sie standen um ihn, riefen ihm zu und suchten, ob sie nicht ein Büchschen mit Lavendelspiritus bei sich hätten. — —

Morgenthau sah das alles; er lief herunter, rief alle Leute zusammen und ließ nun das Thor aufmachen. Reymund kam auch herzugelaufen. Die Leute sahen den Herrn, den sie so niederträchtig hatten behandeln sollen, in allem seinem Vermögen einhertreten; sie stellten sich im Kreis umher und hielten die Hüte schamroth in den Händen und unter dem Arm; Falzbein aber machte sich mit den Pferden zu schaffen. Reymund bückte sich bei seinem Vater hin und weinte. Er fühlte jetzt in aller Stärke, daß er doch eigentlich Ursache an allem dem Unglück und an allen diesen Sünden seines Vaters wäre; er empfand, daß er nicht gesündiget hätte, wenn er ehmals gleich vom ersten Augenblick an, da er seine selige Elise gesehen, dieselbe vermieden und ihr keinen

Anlaß, ihn zu lieben, oder Hoffnung, sie zu heirathen, gegeben hätte; daher wurde es ihm lebhaft in seiner Seele, daß er durch einen Schritt, der bloß seine Neigung befriedigte, ein würdiges Frauenzimmer auf ihr ganzes Leben unglücklich gemacht und seinen Vater in eine Reihe von Lastern gestürzt hätte, in welchen er ohne alle Reue wahrscheinlicher Weise hinfahren würde. Ob er nun gleich ein heimlicher Religionszweifler von langen Jahren her war, so machte ihm doch seine fürchterliche Ungewißheit vor dießmal um so viel mehr Angst: es wurde ihm schwarz vor seinen Augen und er wankte fort nach seinem Zimmer.

Morgenthau wendete indessen alle Mittel an, die ihm seine Menschenliebe ins Herz gab, seinen Feind wiederum zu sich selber zu bringen. Er ließ ihn ins Haus auf sein bestes Zimmer in ein Bett legen, beorderte die Leute, nach Hause zu gehen und der Gemahlin diese Botschaft zu bringen.

Falzbein verlor sich mit ihnen und war froh, daß er so ungeschmitzt wegkam.

Indessen wurde nach Korndorf zu einem geschickten Wundarzt geschickt; desgleichen wurde auch ein berühmter Arzt, der vier Stunden weit in einer Stadt wohnte, ersucht, augenblicklich herüber zu kommen. Der alte Haberklee kam indessen zu sich selbst; er sah sich um, besann sich und merkte nun, wo er war. Morgenthau, Weiler und der Hofmeister Wiesenthal standen vor dem Bette; andere Domestiken weiblichen und männlichen Geschlechts gingen ab und zu. Sobald Morgenthau bemerkte, daß der Patient wieder bei Verstand war, nahm er ihn bei der Hand und sagte: Seyen Sie ruhig, Herr von Haberklee! Sie sind bei Freunden; das Vergangene ist, als wäre es nicht geschehen! Darauf kehrte

er sein Gesicht nach der Wand und schloß die Augen wieder zu. Morgenthau fragte noch Ein und Anderes, aber er bekam keine Antwort. Indem dieß im Bergthal vorging, war zu Korndorf im Pfarrhause alles in der größten Unruhe und Bestürzung. Haberklee war mit Drohen und Fluchen mit seinen Leuten durch das Dorf geritten, man hatte ihn seinen Weg gegen das Bergthal zu nehmen sehen, und nun kam eine Nachbarin und erzählte, man habe den Wundarzt dahin abgeholt.

Dieses zusammen genommen, gab Steilmanns Leuten die stärkste Vermuthung, daß zu Morgenthau ein Unglück müsse vorgefallen seyn. Johannette war besonders unruhig. Sie lief auf ihr Schlafzimmer, kleidete sich leicht an und wollte sofort zu Fuß dahin laufen: indessen war ihr Bruder im Begriff, das Pferd satteln zu lassen; alles war geschwind bereit. Der junge Steilmann saß auf und seine Schwester schwang sich mit der größten Leichtigkeit hinter ihn aufs Pferd. Kurz vor Korndorf begegneten ihnen Haberklee's Leute, die traurig Steinwürfe weit hinter einander herritten, so langsam, wie ein altes Pferd am Pflug zu gehen pflegt; Alle ließen die Köpfe hängen; auch kam das Fußvolk einzeln hinten nachgegangen. Der Kandidat fragte einen, der ihm am ehrlichsten schiene, wo sie gewesen wären.

„Im Bergthal."

Was habt ihr da gemacht?

„Wir wollten den jungen Herrn von Haberklee holen, aber wir sind unglücklich gewesen."

Wie so?

„Unsern gnädigen Herrn hat sein Pferd geschlagen."

Wo ist er denn jetzt?

„Ach, der brave Herr dort hat ihn freundlich in ſein Schloß genommen! vergelt's ihm Gott!"

Und Euch vergelte Gott Eure Redlichkeit; Ihr ſeyd ein braver Mann! Johannette griff in die Taſche, reichte ihm einen Gulden und ſagte: Da, mein Freund! den ſchenke ich Euch; nun geht ins Dorf ans Pfarrhaus und bringt dem Paſtor dieſe Nachricht. Der Bauer verſprach das und dankte herzlich. Bruder! fuhr ſie fort: ich kehre deswegen nicht um; und ich auch nicht, ſagte der Kandidat, dein Bräutigam wird uns mit Freuden aufnehmen. Nun ritten ſie unter vertraulichen Geſprächen ruhig und vergnügt nach dem Bergthal hin.

Als ſie nun oben auf die Höhe kamen und gegen Mittag vor ſich das ſchöne Bergthal ſahen; dort fern in der Mitte auf dem Hügel Morgenthau mit drei zierlich zugeſpitzten Thürmen, einen größern in der Mitte und auf jedem Flügel einen; von außen über und über bleich roſenroth angeſtrichen, welches mit dem dunkelblauen Schieferdach auf dem Hintergrund des grünen Waldes ganz vortrefflich ins Auge fiel: ſo erweiterte ſich das Herz des Mädchens, die Thränen drangen ihr häufig in die Augen und ihr fiel jener Spruch ein: Was bin ich, Herr, und was iſt mein Haus, daß Du mich bis dahin gebracht haſt? — Sie fühlte ſich ſo innig gerührt, daß ſie auf dem Pferde nicht mehr bleiben konnte; Bruder, ſagte ſie, ich muß abſteigen!

„Wird dir denn übel, Schweſter?"

Nein, mein Bruder! mir iſt ſo wohl! Du glaubſt nicht, was ich jetzt empfinde! Sie ſtiegen beide ab. Johannette ging vor und ihr Bruder führte das Pferd hinter ihr her.

„Schweſter! fuhr er fort, ich kann dir jetzt nach-

empfinden, was du fühlst, besonders da ich auch so vielen Antheil an deinem Glück habe —"

Ach Bruder! da liegt das weite Thal, mitten darin meine künftige Wohnung, ein Paradies im Paradies, und darinnen einen menschlichen Engel. Ach, Bruder! und das alles ist mein!

„Ja, Schwester! das Alles ist dein; es freut mich, auch das Alles ist mein — denn du bist meine Schwester!"

Aber, Bruder! hör', was ich dir sagen will; wenn ich mich jetzt recht untersuche, so scheint's mir nicht, daß mich das Alles so sehr freut. Diese Aussicht und dieser Gedanke ist mir etwas Aehnliches mit Davids Harfe; sie vertrieb Saul den bösen Geist, und mir fegt sie allen Unlust, allen Verdruß aus meiner Seele; oder es ist mir, was der Spielmann dem Propheten war, es begeistert mich, ich möchte jetzt ein Liedchen machen.

Ei, Schwester! so mache denn einmal ein recht schönes Liedchen, das so redet wie dein Herz spricht!

Johannette. Du mußt mir aber helfen:

Mir blüht ein Paradies auf jenen grünen Hügeln.

Steilmann. Ich will ein Schreibtäfelchen nehmen und schreiben — Nimm dich in Acht wegen des Reims! Kannst du ein Reimwort auf Hügeln finden?

Johannette. Ich denk wohl! Ja meine Seele schwebt schon, mag sich's reimen oder nicht!

Mein Geist schwebt sanft, wie in der reinsten Luft.

Steilmann. Luft. Mein Geist schwebt sanft ist ein Bischen hart.

Joh. Nun denn! streich das aus!

Ich schwebe hin, wie in der reinsten Luft
Der Adler ruhig schwebt mit leicht zerfloßnen Flügeln.

Steilm. Flügeln. Zerfloßnen? Das kommt mir fremd vor; es iſt gewagt!

Joh. Schweig mir ſtill! ſey's gewagt! — Ja, zerfloßnen! Sie fließen ihm leicht vom Leibe weg über die wallende Luft, er iſt liebetrunken vom Anſchauen der Sonne.

Er ſteigt, er ſinkt bis auf der Quellen Duft.
Ich ſteig', ich ſinke.

Steilm. Ich ſinke. —

Joh. Lies mir das Verschen vor!

Steilm. Mir blüht ein Paradies auf jenen grünen Hügeln,
Ich ſchwebe hin, wie in der reinſten Luft
Der Adler ruhig ſchwebt mit leicht zerfloßnen Flügeln;
Er ſteigt, er ſinkt bis auf der Quellen Duft.
Ich ſteig', ich ſinke.
Das geht hin; mach' ſo fort, Herzensſchweſter!

Joh. Hier ſchlingt die freie Bruſt mit vollen Athemzügen
Den Ocean der reinſten Wonne ein.

Steilm. Das iſt überſchwenglich, einen Ocean zu trinken, da trink ich mit; es gehört eine unendlich erweiterte Seele dazu, ſo, als wenn die Gottheit in einen überfließt — Nun ich hab's geſchrieben, fahr fort!

Joh. Sie fließt in mich über, mein Bruder! Ich möchte da wie ein Wurm mich an die Wurzel des Baumes verkriechen und horchen, wenn der Allmächtige im ſanften Säuſeln vorübergeht!

Ich widerſteh' dem Strom mit angeſpannten Flügeln;
Er wallt durchhin, durchſtrömt mir Mark und Bein.
Ich ſchwimm, ich trinke.

Steilm. Das iſt zu ſtark! Sag's noch einmal, ich kann's nicht behalten.

Hier schlingt die freie Brust mit vollen Athemzügen
Den Ocean der reinsten Wonne ein.

Nun, wie weiter?

Joh. Ich widersteh' dem Strom mit angespannten Flügeln;
Er wallt durchhin, durchströmt mir Mark und Bein.
Ich schwimm, ich trinke.

Steilm. Nun hab ich's! Der Strom reißt dich doch mit fort, ohne daß du's gewahr wirst. Wenn dein Liedchen gedruckt würde, was würde der Kunstrichter sagen? Du hälst weder Bahn noch Straße, hast weder Ruder noch Mast.

Joh. Meinetwegen! Gibt's doch in der Himmelsluft keine Klippen, keine Bahn, keine Straße. Blinde Thierchen, die auf der Erde kriechen, stoßen sich aller Orten.

Der junge Steilmann stand und lachte, daß er seinen Leib halten mußte. Nun führte er sein Pferd wieder längs dem Berg hin. Nun, Schwester, fuhr er fort, wie weiter? indem er das Bleistift an der Zunge netzte.

Joh. Die Liebe ist der Geist, der mich so sehr erweitert.

Steilm. Das ist doch wohl prosaisch.

Joh. So geht's, wenn man sich erklären muß! Das Ding muß doch einen Sinn haben!

Steilm. Laß du nur deine Empfindung reden, es komme auch heraus, wie es wolle!

Joh. Nun dann:

Das Lüftchen, das mich kühlt, kommt von den Himmelshöhen,
Wo vor dem Thron das Meer der Liebe wallt.

Steilm. — wallt. Denkst du auf Höhen einen Reim zu finden?

Joh. Wo hell und flammenſtill die Seraphinen ſtehen.

Steilm. Flammenſtill — was heißt das?

Joh. Fühlſt du nicht, was das heißt: ſtillflammend oder flammendſtill?

Steilm. Es iſt doch ein Unterſchied, Schweſter! Doch es wird ja nicht gedruckt. Aber Höhen und ſtehen!

Joh. Schweig, Pedant! ſchreib nur!

Und Harfenton durch alle Himmel ſchallt.
Ich ſing, ich ſteige.

Steilm. Steige.

Joh. Nun lies mir das Verſchen wieder!

Steilm. Das Lüftchen, das mich kühlt, kommt von des Himmels Höhen,
Wo vor dem Thron das Meer der Liebe wallt,
Wo hell und flammendſtill die Seraphinen ſtehen,
Und Harfenton durch alle Himmel ſchallt.
Ich ſing, ich ſteige.

Es geht hin, Schweſter Urania, fahr fort!

Joh. Geht's hin? Bruder Schulfuchs! Ich las einmal einer meiner Freundinnen eine ſehr rührende Romanze vor, die ich ohne Thränen niemals leſen kann; als ſie zu Ende war, fragte mich das Mädchen mit lächelnder Miene: Iſt die Geſchichte auch wohl wahr?

Steilm. Wirf mir nicht vor, Schweſter! als wenn ich nicht empfindſam genug wäre: das kränkt mich! Ich wollte nur gern, daß du deine vortrefflichen Empfindungen auch angenehm ausdrücken lernteſt.

Joh. Das findet ſich von ſelbſt durch Uebung und Leſen! Schreib!

Mir ſchloß mein Morgenthau die diamantne Thüren
Zum Paradies am ſanften Mondlicht auf.

Steilm. Mondlicht auf —

Joh. An ſeiner treuen Hand ſoll mich die Liebe führen
Zur Ewigkeit, mit unverrücktem Lauf.
Ich lieb' und ſchweige.

Steilm. Ich lieb' und ſchweige — Willſt du damit ſchließen?

Joh. Ja, du haſt mich ermattet mit deinen Einwürfen!

Steilm. Laß dich küſſen, Herzensſchweſter! ſey nicht verdrießlich! Du haſt auch die Schlußzeilchen an deinem Liedchen gereimt:

Ich ſteig, ich ſinke.
Ich ſchwimm, ich trinke.
Ich ſing, ich ſteige.
Ich lieb' und ſchweige.

Ich weiß wohl, verſetzte Johannette, in meiner Seele iſt nichts als Harmonie und ſanfter Frieden; der Odem geht mir ſtill und ſachte; Gott iſt mir gegenwärtig rund um mich her.

„Schweſter! das iſt ein vortrefflicher Morgen! Mir iſt ſo wohl; dein Geiſt iſt mittheilend! Willſt du dich nun wieder aufs Pferd ſetzen?"

Nein! die wackelnde Empfindung des Reitens iſt mir jetzt ſo unfriedlich, ſo unſanft! Ich möchte wöllen und baarfuß zu dem Thor des Pallaſtes hineingehen, wenn ich mich durch dieſe Erniedrigung meinen künftigen Untergebenen nicht verächtlich machte.

Unter dergleichen zärtlichen Unterredungen kamen endlich die Beiden zu Morgenthau an; wie ſie da empfangen worden, kann ſich ein Jeder leicht vorſtellen.

Der Wundarzt war auch ſo eben angelangt. Er erklärte den Zuſtand des alten Haberklee's eben

nicht für absolut tödtlich, doch aber für sehr gefährlich, und hiemit stimmte auch der Arzt überein, der sich ebenfalls zu seiner Zeit einstellte.

Der Patient war ganz still: er sprach mit niemand, und gab gar kurzen Bescheid, wenn ihn Jemand fragte. Mit Morgenthau aber ließ er sich in gar kein Gespräch ein; daher dieser auch sich von ihm entfernte und ihm nicht unter die Augen kam.

Indem Morgenthau, Johannette und der Kandidat sich auf einem Sommersaal zusammen unterhielten, kam Pöll mit einem Briefe gelaufen, den er auf Reymunds Zimmer gefunden hatte, als er und Weiler Etwas daselbst zu schaffen gehabt; Letzterer hatte ihm denselben an den Herrn zu überbringen gegeben, weil er dessen Addresse darauf fand. Morgenthau erbrach ihn mit ahnendem Entsetzen und las folgendes:

Theuerster Herr von Morgenthau!

„Unstät und flüchtig wie Kain, ergreif' ich die Feder, um Ihnen ein ewiges Lebewohl! zu sagen. Das sind die Früchte einer Lektüre und Bildung des Herzens nach dem neuesten Geschmacke! Eine zügellose Freiheit im Denken und Handeln nach den Trieben der ungezähmten Natur, die nach den neuesten Grundsätzen heilig und gut seyn soll, führt uns taumelnd auf ebenem breitem Wege an den Rand des ewigen Abgrunds; wir schwindeln und stürzen, Gott weiß wohin! — Da steh' ich Trostloser! wer will mich retten? — Durch einen freien Schritt, den ich ohne zu sündigen hätte vermeiden können, hab' ich ein würdiges Frauenzimmer in unbeschreiblichen Jammer und in den Tod gestürzt: den, der mir das Leben gab, in eine Reihe von Sünden, und vielleicht ohne Reue in einen schrecklichen Tod! Zwei verlassene Kinder

hab ich in die Welt gesetzt, und wer weiß noch alle die traurigen Schicksale, die auf sie warten! Der Himmel ist mir schwarz, die Sonne bleich und drohend, ihre Strahlen sind mir Blitze! Hinter mir schleicht ein Geist mit Todtenbläße, der Geist meiner seligen Elise, und wirft mitleidige, doch drohende Blicke auf mich! Ich werde hinführo in wüsten Einöden herumirren; Sie werden mich nicht wiedersehen. Ich will mein Ende einsam erwarten, und sehen, ob Gott so gnädig ist, als ihn die Religion schildert. Leben Sie ewig wohl, theuerster Morgenthau! Ich empfehle Ihnen meine Kinder, vergessen Sie mich Unglückseligen! Ich bin dennoch ewig

Ihr verlassener Reymund."

Thränen rollten bei Lesung des Briefes den drei Anwesenden häufig aus den Augen. Der junge Steilmann wendete wiederum allen seinen Zorn und Verdruß auf den alten Haberklee, und Johannette stellte sich mit höchster Betrübniß hin ans Fenster und weinte. Morgenthau trat zu ihr, küßte sie und suchte sie zu trösten; allein die Aehnlichkeit zwischen ihrer und Elisens Heirath brachte ihr traurige Vorstellungen ins Gemüth; sie sagte zu ihrem Bräutigam: So könnte es uns auch gehen! Morgenthau lächelte sie an und antwortete: Alsdann müßte aber mein Vater ein Haberklee seyn, und meine Heirath müßte ihm auch bekannt werden; Beides aber besteht nicht, folglich ist nichts zu befürchten. Vor Gott ist eine Heirath zwischen adelichen und unadelichen Personen keine Sünde, vor Menschen auch nicht, wenn niemand ist, der wirklich dadurch beleidiget wird.

Der Kandidat versetzte: Erlauben Sie mir, Herr Bruder! Sie erinnern sich doch noch des Gleichnisses von den gehörnten, grauen und fleckigten Schafen; wie soll ich das aber verstehen?

„Ich bin selber Hausherr, bin mündig und Niemand von meinem Haushalten Rechenschaft zu geben schuldig, als blos allein Gott; folglich kann ich unter meinen Schafen eine solche Ordnung aufheben. Ich verstand unter jenem Hausvater nicht Gott, sondern den Fürsten, der adelt. Lassen Sie sich dergleichen Gedanken vergehen, sie sind ganz unnöthig."

Nun fiel das Gespräch auf Reymund. Steilmann sagte: Welche erschreckliche Folgen kann eine dem Ansehen nach geringe Abweichung von der menschlichen Ordnung hervorbringen! — Sollte man nicht dabei zittern und beben?

Morgenthau antwortete hierauf: „Glauben Sie denn, daß alle Folgen, die ein oder andrer Fehltritt in unserm Leben verursacht, Strafen dieses Fehlers sind?"

Nein, Herr Bruder! versetzte Jener, es sind allgemeine Folgen unsrer Sünden.

„Und Fußtritte des himmlischen Vaters, erwiederte Morgenthau, die uns zur Vervollkommnung leiten, blicken in all diesen Irrgängen hervor."

Aber doch könnte Reymund darüber scheitern; Mehrere haben's in dergleichen Umständen gethan.

„Wenn Jemand darüber in unsern Augen zu Grunde geht, so sind dazu entweder noch andere verborgene Ursachen, oder das, was ich zu Grunde gehen heiße, ist bei dem, der's trifft, Anlandung im seligen Hafen. Doch ist mir vor Reymund nicht bange."

Was für Grund haben Sie dazu, Herr Bruder?

„Sein Brief ist ein Gepräge der Schwermuth, aber nicht der Raserei. Und gegen das Ende zeigt er ausdrücklich, daß er an den Selbstmord nicht denkt. Gott wolle ihn bewahren!"

Hierauf fiel das Gespräch auf die Geschichte des

Morgens. Der Kandidat erzählte den Anlaß zu dieſem Beſuch und die vergnügte Reiſe; als er aber von dem Liede ſeiner Schweſter anfangen wollte, ſprang Johannette zu ihm und hielt ihm den Mund zu; indeſſen kam's doch heraus, was heraus ſollte. Steilmann las es Morgenthau vor.

Was ſie doch für ein herrliches Mädchen iſt! ſagte der Bräutigam mit glänzenden Augen: ſie ſoll mir in Zukunft noch manches Liedchen machen!

„Dazu gehört eine Begeiſterung, verſetzte Johannette, die derjenigen von dieſem Morgen gleich iſt."

Wie ſoll ich die zuwege bringen?

„Man muß ſie von ſelbſt kommen laſſen, ſie läßt ſich ſo nicht zuwege bringen!"

So wünſch' ich denn, daß Sie ſehr oft begeiſtert werden möge!

„Hören Sie, mein Bräutigam! Ich muß Ihnen ſagen, was in meiner Seele vorgeht. Mein Vergnügen iſt ſo zu ſagen ohne Gränzen, und ich fühle ſo ſtark, daß ich meines Glückes nicht werth bin. Allein ein unbekanntes fernes Gefühl, das ſo etwas Wehmüthiges in ſich hat, das ich nicht zu nennen weiß, miſcht ſich oft in meine Seelenfreude, ſogar jetzt fühl' ich's wieder. Es iſt eine ſo angenehme Wehmuth, ich kann das Ding ſo nicht nennen. Lange Stunden fühle ich nichts davon, aber das kann ſo mit einem Blick kommen, den ich irgend auf einen Gegenſtand werfe, beſonders des Abends, wenn ſich die Sonne zum Untergang neiget, oder des Nachts, wenn der Mond ſo ein mattes Licht über Berg und Thal hinwirft. Ich hab' dann ſo Etwas in mir, das etwas Banges ahnet. Dieſe Ahnung hatte ich nicht, eh' ich Sie kannte, wohl aber das traurige Gefühl;

nun hab' ich aber das traurige Gefühl öfter, und dann iſt es immer mit der Ahnung verbunden."

Bei dieſer Rede, die Johannette ſo recht aus dem Herzen hervorbrachte, liefen ihr die Thränen die Wangen herunter.

Morgenthau lächelte, ergriff ſie bei der Hand, zog ſie neben ſich auf einen Stuhl und ſagte: Herr Bruder! nun ſetzen Sie ſich zu uns! Der Kandidat that das. Jetzt, fuhr Morgenthau fort, will ich Ihnen ſagen, woher dieſes Gefühl und dieſe Ahnung kommt: Wenn das Empfindungswerkzeug der Seele gegen den Eindruck des Schönen ſehr reizbar iſt, ſo heißen wir das Empfindſamkeit; iſt es aber gegen traurige Schönheiten reizbarer als gegen freudige, ſo iſt das Hang zur Melancholie, ein Wonnegefühl der Wehmuth. Das begreifſt Sie ja!

Das begreif ich ſehr wohl, verſetzte die Braut.

Nun höre Sie ferner: Sobald ich in meinen äußern Glücksumſtänden ſteige und eine ſolche traurige Empfindſamkeit beſitze, ſo wirkt der gewöhnliche Weg der Vorſehung auf mich; der Grundſatz liegt doch in meiner Seele: Nichts iſt wandelbarer als Glück, und wie leicht können mich Umſtände ſo hoch ſtürzen, als ich geſtiegen bin. Das weiß ich aus der Erfahrung. Wie vielen ſchrecklichen Schickſalen ſind nicht die Großen dieſer Welt unterworfen, und wie leicht können mich auch dergleichen treffen? Die Vorſehung handelt ſo mit den Menſchen. Dieſes iſt auch vielleicht die Quelle Ihrer Ahnung, liebſte Johannette!

Das kann zum Theil wohl ſeyn, beſter Morgenthau! allein es iſt noch nicht ganz. Verſprechen Sie mir erſt mit Hand und Mund, daß Sie nicht zürnen wollen, ſo will ich Ihnen noch etwas ſagen, das vielleicht die wahre Quelle iſt.

Morgenthau versprach's ihr aufs Bündigste.

Hören Sie! fuhr sie fort, glauben Sie mir sicher, daß mich keine Neugierde treibt, nach Ihrem eigentlichen Stande zu forschen; allein ich muß doch gestehen, daß mich Ihre Zurückhaltung ängstiget. Warum dieses, wenn keine gefährlichen Umstände dahinter versteckt liegen? Vergeben Sie mir doch! (Sie küßte ihn.) Morgenthau schlug die Augen nieder, seufzte und wurde traurig. Nach einem kleinen Stillschweigen fing er an: Gott! das drückt mich! — Indessen ich kann nicht anders! Wenn ich meine Geschichte vor der Zeit entdecke, so würde ich mir eine grausame Verfolgung auf den Hals laden, und Sie würde mich in viele unnöthige Sorgen stürzen; schweige ich aber so lange, bis zum rechten Zeitpunkt, so werde ich nicht allein ruhig bleiben, sondern Ehre und Freude haben, und Sie wird erstaunen und sehr glücklich seyn. Sehe Sie! das bezeuge ich Ihr vor Gott als die reinste Wahrheit! nun wähle Sie, will Sie's wissen oder nicht?

Nein! antwortete Johannette, so gut ich schweigen kann, will ich's doch nicht wissen. Ich bin zufrieden!

Es ist um des Schweigens willen nicht, sagte Morgenthau, sondern um Ihrer Ruhe willen.

Diese Drei brachten den Tag mit vertraulichen Gesprächen hin, und gegen Abend reisten Steilmann und seine Schwester wiederum vergnügt nach Hause.

Es verflossen einige Tage ruhig hin, eh' wieder etwas Sonderbares vorging. Auf Einmal kam ein Bote aus dem Bergthal mit der Zeitung, daß der kranke Herr von Haberklee einen Prediger ver-

lange: der Herr von Morgenthau ersuchte deßwegen den jungen Steilmann, eilig herüber zu kommen.

Der Kandidat hatte für diese Zeit nichts, das ihn hinderte; denn der alte Pfarrer ließ sich noch gern die Kinder bringen, daß er sie selber taufte, auch mußten Neuverlobte zu ihm in's Haus zur Kopulation kommen.

Es kommt vielleicht vielen meiner Leser bedenklich vor, warum der so kluge Herr von Morgenthau einen jungen Kandidaten zu einem alten, so sehr verwilderten Mann rufen ließ; allein diese Schwierigkeit fällt von selber weg, wenn ich Ihnen sage, daß Korndorf die nächste Pfarre und alle andre sehr weit entlegen waren. Diejenige Kirche, wohin Haberklee gehörte, war wohl zwei Meilen entfernt, und überdem konnte er den dasigen Pfarrer nicht leiden, weil er ihm zuweilen tüchtig die Wahrheit gesagt hatte.

Timotheus Steilmann ließ also sein Pferd satteln und ritt nach Morgenthau hin. Er fand daselbst die Frau von Haberklee, welche vor ein paar Tagen angekommen war. Sobald er nun ein wenig ausgeruht hatte, ging er zum Kranken hin: der Arzt, der Wundarzt und die Gemahlin saßen am Bette, sie machten Platz und der Geistliche setzte sich zwischen sie.

Haberklee sah ihn an und fragte ihn: Ist er nicht der Kandidat Steilmann von Korndorf?

„Ja, gnädiger Herr! zu Dero Diensten?"

Darf Er das Nachtmahl austheilen?

„Ja, ich bin ordinirt."

So mach' Er fort, ich will das Nachtmahl haben!

„Wissen Ew. Gnaden aber auch, daß noch etwas

vorgehen muß, eh' ich Ihnen das Nachtmahl reichen kann?

Das muß Er wissen!

„Ja! aber Sie müssen's auch wissen; Niemand darf das Nachtmahl genießen, dem nicht alle seine Sünden von Herzen leid sind, und zwar in einem so hohen Grad, daß er lebenslang einen Eckel und Abscheu vor Allem hat, was Gott zuwider ist. Und dann muß er auch niemand mehr feind seyn, sondern allen Menschen vergeben haben.

Was doch ihr Pfaffen seyd! In der Kirche gebt ihr's doch Hans und Kunz; ist alles gut, und mir schlagt ihr's ab!

„Erlauben Sie, gnädiger Herr! Ich schlag's Ihnen nicht ab, ich lege Ihnen nur Ihre Pflichten vor; das thut man ja auch der ganzen Gemeinde in der Kirche, ehe man communicirt."

Was will Er dann von mir?

„Sie müssen die Eigenschaften an sich finden, die ich Ihnen eben vorgehalten habe, wenn Sie communiciren wollen."

Je nu! ich bin Niemand bös; meine Sünden sind mir leid; ich will forthin besser seyn! — Nun, was mehr?

„Noch ein Hauptstück: Haben Sie Ihrem Herrn Sohn von Herzen vergeben?

Was Teufel schiert Ihn das?

„Daran liegt mir sehr viel! Gott hat mir das Geheimniß des Abendmahls anvertraut, und wehe mir, wenn ich's wissentlich einem Unwürdigen gebe!"

Scheer' er sich fort! Ich will einen andern Pfarrer haben!

„Erlauben Sie mir noch Eins, gnädiger Herr! und dann will ich gehen. Sie sind gefährlich krank,

und also am Rande des Grabes; Sie haben eine unsterbliche Seele, und die wird nach Ihren Werken gerichtet werden: Sie glauben doch der Bibel, sonst begehrten Sie das Nachtmahl nicht; diese aber spricht überall denen rundaus die Seligkeit ab und die Verdammniß zu, die ihr Leben nicht geändert und gebessert haben. Gottes Barmherzigkeit ist groß, aber nur für diejenigen, die durch wahren Glauben an Christum ihren Willen ganz auf die Nachfolge Christi gerichtet haben, aber entweder aus Schwachheit, oder daß sie zu früh sterben, nicht weit in ihrer Besserung gekommen sind. Und derowegen sag' ich Ihnen, Alles hilft Ihnen nichts, Sie müssen sich bekehren, wenn Sie selig werden wollen. Hiermit empfehl' ich mich allerseits."

Steilmann erzählte diesen Vorfall Morgenthau der Länge nach, und zwar aus der Ursache: ob er nicht immer mehr und mehr von seinem Glaubenssystem aus ihm herauslocken möchte. Er fragte ihn: Ob er glaubte, daß er's gut gemacht habe? Die Antwort war:

„Das wird sich in der Folge ausweisen."

Ja freilich! dachte Steilmann bei sich selbst, wird es sich ausweisen; indessen fehlt's mir abermal, den Mann auszulocken.

Indem Sie noch redeten, ließ sich der Pfarrer Salzberg anmelden: dieses war der Prediger zu Buchhausen, wo Haberklee zur Kirche gehörte. Morgenthau ließ ihn zu sich kommen. Nach den ordentlichen Complimenten fragte Salzberg, was der Patient mache? Steilmann beantwortete ihm dieses, und erzählte ihm zugleich, was er mit ihm geredet habe. Es ist erschrecklich! fuhr Salzberg fort, was der Mann für eine Kette von Sünden in

seinem Leben begangen hat! Und vor zwei Tagen ist ein Unglück passirt, das noch mit auf seine Rechnung kommen wird. Er hat neulich einen Falzbein, einen abgefeimten Buben in seinen Dienst bekommen. Dieses Menschen Gottlosigkeit hat kein Ende; er machte die Predigten und die Mienen der Prediger spöttisch nach, und das, wenn sein Herr an der Tafel war. Dieser lachte dann aus vollem Halse, und um dieser Freude zu genießen, mußte er allemal zugegen seyn, wenn gespeiset wurde.

Nun wohnte auf dem Hause Haberklee ein alter Bauer, der Hofmann war und den Ackerbau besorgte: er war ein ehrlicher rechtschaffener Mann, der sich fleißig zur Kirche hielt und eine christliche Hauszucht beobachtete. Dieser Greis war also der Gegenstand, an dem sich Falzbein zu reiben suchte. Unter Anderm trug es sich zu, daß seine Tochter, ein wackeres braves Mädchen, im Hof war und etwas arbeitete; Falzbein ging vorbei, stellte sich hin und predigte. Der Edelmann lag oben im Fenster und lachte aus vollem Halse. Der Bauer hörte das eine Weile an und sagte nichts; endlich aber konnte er sich nicht mehr enthalten, und fing recht ernstlich an, sowohl dem Herrn als dem Knecht die Wahrheit zu sagen; besonders ist es anmerklich, daß er unter Anderem auch die Worte gesagt hat: Gott schweigt nicht lange mehr zu eurer Bosheit; Er wird seine Ehre an euch entsetzlich rächen! Und dieses ist an dem Herrn schon wirklich erfüllt. Falzbein aber kehrte sich an diese Warnung gar nicht, sondern er fing auch an, mit dem Mädchen zu ringen und ausgelassene Reden zu führen. Dieses konnte der gute Alte nicht verschmerzen, er trat hin, griff den jungen Kerl und warf ihn einige Schritte

weit weg zur Erde, daß es gellte. Der alte Haberklee lachte herzlich und rief: pfui T.....! läß'st du dich von einem alten steifen Kerl so wegschmeißen? Ho! du bist eine alte Hure! Allein Falzbein fühlte wohl, daß es rathsam wäre, sich zu verbeißen, um sich nicht ferner lächerlich zu machen; aber seine Rache war erschrecklich. Vor zwei Tagen, des Abends, paßte er dem ehrlichen Manne heimtückisch auf und schlug ihn rückwärts so heftig auf den Kopf, daß er des folgenden Tages ohne Verstand hinstarb; übermorgen wird er begraben werden. Gott wird ihn erfreut haben; er war ein rechtschaffener Mann. Der Mörder aber hat sich unsichtbar gemacht.

Morgenthau und Steilmann hörten diese Geschichte mit Entsetzen.

Dem alten Haberklee wurde nun die Ankunft des Pfarrer Salzbergs kund gethan; er schien sich darüber zu freuen und begehrte, daß er alsbald zu ihm kommen möchte. Der Pfarrer ging allein hin.

Beim Eintritt ins Zimmer reichte der Kranke Salzbergen die Hand und hieß ihn sitzen.

Wie gehts Ew. Gnaden? fragte der Pastor.

„Mir gehts schlecht; man sagt, ich sey gefährlich krank; Gott weiß, was geschieht! da hab' ich einen jungen Laffen von Geistlichen gehabt, der will mir das Nachtmahl nicht geben. Ist bei Gott eine Schande! Ich bin doch ein Christenmensch, mag nicht sterben wie ein Vieh."

Das können Sie ebensowohl thun, wenn Sie auch das Nachtmahl bekommen würden. Sie müssen jetzt bedenken, daß niemand selig werden kann, der nicht alle seine Sünden von Herzen bereut, der nicht sich fest vornimmt, wie ein wahrer Christ zu leben und zu sterben, und wo man diese Eigenschaften nicht findet, da darf man auch das Nachtmahl nicht geben.

„Gebt ihr Pfaffen es doch in der Kirche Jedem, der kömmt, und mir selbst habt Ihr's da gegeben. Wir sind keine Herzenskündiger. Es kann ein Mensch einen herzlichen Vorsatz, sich zu bessern, gefaßt haben, ohne es uns just zu sagen und sagen zu können, oder es kann es auch Einer sagen, ohne das gethan zu haben. Wenn wir aber gewiß wissen, daß jemand noch ein beharrlicher Sünder ist, oder wenn jemand am Rande des Grabes steht, so sind wir verpflichtet, das Unsrige zu thun, um die Seele zu retten. Aber warum dringen Ew. Gnaden so auf das Abendmahl?

„Das hören Sie ja wohl, um wie ein Christ zu sterben."

Nun so muß ich Ihnen sagen, daß Sie's zum Gericht genießen würden, so lange Sie Ihre Sünden nicht ernstlich bereuen und Buße thun werden. Und damit Sie vollends Alles wissen mögen, so sag ich's Ihnen tief in ihr Herz, so daß Ihnen die Ohren gellen werden. Sie lachten vor einiger Zeit und freuten sich, als Ihr Falzbein den ehrlichen, alten Hans Heinrich so verirte; der Alte wurde eifrig und schmiß ihn zur Erde. Sie munterten den Bösewicht zur Rache auf; er hat sie genommen und den redlichen Mann todt geschlagen. Er ist fort und das Blut des Frommen schreit gen Himmel um Rache über Sie und den Mörder!

„Allmächtiger Gott! — er ist todt — von Falzbein erschlagen! — Ach, ich bin verloren, verloren! —

Er kehrte sich nach der Wand und schloß die Augen.

Die gnädige Frau und die Alte erstarrten über diese That; der Pfarrer aber stand auf und ging wieder zu Morgenthau und Steilmann, und erzählte ihnen, was vorgefallen war. Dieser Letztere

begann Hoffnung zu schöpfen, da er hörte, daß der Patient anfing, gefühlig zu werden.

Sobald Morgenthau seinen Pöll sahe, rief er ihn zu sich und fing ein Gespräch mit ihm an:

Wie gefällt's dir nun hier? Wolltest du wohl wieder umtauschen und zu deinem vorigen Herrn gehen?

„Nein, gnädiger Herr! Ein Jagdhund hats immer besser als ein Bauernhaushund."

So gefällt's dir darum besser bei mir, weil du besser Essen und Trinken bekommst, besser gekleidet wirst, mehr Ehre davon hast, bei einem adelichen Herrn zu wohnen, als bei einem Bauern?

„Gebt mir Wasser und Brod, gnädiger Herr! kleidet mich in einen groben leinenen Kittel, laßt den Bauern Jakob einen Edelmann werden, und seyd Ihr Bauer, und ich blieb doch bei Euch.

Pöll, du irrst! Ich glaub' dir das nicht.

Der Junge antwortete mit Thränen in den Augen: „Wahrhaftig, Herr! so bin ich nicht; ich meyn, hier Alles wär mein. Da geh ich des Abends schlafen; ich weiß, mein Herr gönnt mir das gute Bett, er hat gern, wenn ich wohl schlafe. Steh ich des Morgens früh auf und es ist Tag, so freu' ich mich, dann denk ich: Lieber Gott, da bin ich wieder! mein Herr soll diesen Tag Freude an mir haben, weil er so brav ist; ich arbeite munter; was ich esse und trinke, ist mir herzlich gegönnt; ich thu, was ich kann, und was ich nicht kann, das fordert Ihr auch nicht von mir, und so ist mir wohl und es ist alles gut!"

Morgenthau stand auf, trat ans Fenster und opferte Gott eine Thräne der Wollust. Pöll! sagte er: wart noch ein wenig, ich will noch etwas mit dir reden. Hast du nichts von Falzbein gehört?

„Ja, Herr! er hat einen braven Mann todtge-

ſchlagen; es war eine Frau hier, die Eier zu verkaufen hatte, die erzählte es uns."

Iſt dir denn nicht bange, daß er dich auch todtſchlägt?

„Ich will's beſſer machen als meine Tauben; ſie blieben nicht im Taubenſchlag, deßwegen fing mir der Stoßvogel dann und wann eine."

Wenn ich dich aber ausſchicke und er träf' dich unter Weges?

„Macht nichts! ſo geh ich; es gibt Jäger, die auch dieſem Stoßvogel aufpaſſen werden, endlich wirds Maß voll — Pfuff! — und da liegt er. Der Teufel kann nicht thun, was er will!"

Morgenthau hatte ſeine Freude an dem Jungen und ſagte zu ihm: geh hin, ſey fromm und fleißig! ich hab' dich lieb und du ſollſt ein ſchönes Sonntagskleid haben. Pöll ging hin und ſein aufwallendes Herz für ſeinen Herrn war dem Vater der Menſchen ein ſüßer Geruch.

Während der Zeit, da dieſes vorging, waren die zwei Prediger in den Garten gegangen, um ſich über den Patienten zu unterreden, als auf einmal ein Jammern und Wehklagen im Krankenzimmer entſtand. Morgenthau hörte es und lief hin; man rief auch den Geiſtlichen, ſie kamen und fanden den Arzt und den Wundarzt den Kranken auf dem Bette niederhalten; er glühte im Geſicht, wollte fort und ſuchte das Verband wegzureißen.

„Ich bin verloren! rief er mit gräßlicher Stimme; es iſt kein Licht, kein Tag mehr um mich her — ich ſeh nichts als Nacht — ſtockdicke Nacht. — Da ſteh' ich hoch auf der Klippe, tief um mich her Abgrund! — rauſchende und brüllende Schwefelſee — da ſoll ich mich hineinſtürzen! — Tauſend Teufel flattern um mich her wie Fledermäuſe — ſummſen

wie die Hornissen! Ha! das ist das Ende! Er ermattete sich, sah wild um sich her und schnaufte.

Doktor Biller blickte die Geistlichen unwillig an. Sie sind Schuld an diesem Unglück! sagte er, Sie haben durch Ihre Strafpredigt den Kranken in verzweifelte Umstände gesetzt; Sie haben seine Phantasie mit schrecklichen Bildern erfüllt, er wird sterben, und Sie sind Schuld an seinem Tod!

Biller war ein Naturalist, wie wir Aerzte gemeiniglich zu seyn pflegen. Pfarrer Salzberg wußte das. Hören Sie, Herr Doktor! fing er an, wenn Sie nun keine künftige Strafe glauben, so sagen Sie mir doch: ist es gut, ein ruchloser Sünder zu seyn?

„Behüte Gott! das ist eine Schande."

Wenn das nicht gut ist, wie soll denn ein solcher Sünder besser werden?

„Er muß sich von der Schönheit der Tugend überzeugen lassen."

Wenn er aber das nicht thut, wenn seine heftigen Leidenschaften den Verstand übertäuben, wie fast immer bei dem moralischen Demonstriren geschieht, wie soll er denn besser werden?

„So ist kein Rath für ihn."

O ihr elenden Moralisten! ist dann kein Rath mehr? — Was wirkt am stärksten auf die Leidenschaften, ists nicht die Imagination? Ist da nicht ein Enthusiasmus, ein wahrer, aber nicht ein falscher Enthusiasmus nöthig? sinnlich vorgestellte Belohnungen und Strafen, die wichtig genug sind, den Leidenschaften die Waage zu halten? Thut das nicht die göttliche Offenbarung allenthalben — oder wenn Sie der nicht glauben, lehrt's nicht die Erfahrung? Demonstriren Sie lange einem Trunkenbold die Schänd-

lichkeit seines Lasters mit seinen moralisch-schädlichen Folgen vor, er wird immer ja sagen, das ist auch wahr! aber er wird doch ein Trunkenbold bleiben; aber machen Sie ihn fest glauben, daß ein nahes Ende auf ihn warte, das ihn in ein unendliches Feuer stürzen würde, wo er in beständigem brennenden Durst, ohne einzige Hoffnung einziges Labsals, unaufhörlich gequält werden würde, prägen sie ihm diese Idee tief ein, so wird ihn dieses Bild verfolgen und ihn öfters vom Verderben retten. Das wird aber die Demonstration beim unkultivirten Volk nie ausrichten; Gott nimmt die Menschen wie sie sind, und nicht, wie ihr sie euch idealisirt!

Doktor Biller schwieg; ob er nicht antworten wollte oder nicht konnte, weiß ich nicht.

Der Kranke hatte sich während der Zeit still gehalten; er lag in einer halben Betäubung. Salzberg stand vor ihm am Bette und fragte ihn freundlich: Können Sie sich nun besinnen, wo Sie sind?

„Ja, jetzt wieder!"

Wie ist Ihnen denn?

„Ich bin verdammt, verloren!"

Woher wissen Sie das?

„Ich bin von Anfang an bis dahin ein gottloser Mensch gewesen!"

Salzberg versetzte: Gottlob, daß Sie das erkennen! Und nun fingen die beiden Geistlichen an, ihm tröstlich zuzureden und ihm alle Verheißungen vorzuhalten. Sie beschlossen auch, wechselsweise Tag und Nacht bei ihm zu bleiben und ihn beständig in der Wahrheit der Versöhnung des armen Sünders mit Gott zu unterrichten.

Des Mittags während des Essens blieb Salzberg bei dem Kranken. Morgenthau, Steil-

mann und der Doktor speisten zusammen. Dieser lenkte das Gespräch auf die Raserei des Kranken. Er behauptete, daß die Rührungen über Sünden und Laster bei den meisten Kranken Folgen einer erhitzten Einbildungskraft seyen.

Steilmann stritt mit Heftigkeit dawider und suchte alle nur möglichen Gründe hervor, um ihn eines Andern zu belehren; allein das Alles mit dem gewöhnlichen Erfolg. Biller machte es wie alle seines Gleichen, er zuckte die Schultern und sagte: ich habe unparteiisch untersucht und gefunden, daß eine Religion so viel Gewißheit hat wie die andere.

Morgenthau schwieg seiner Gewohnheit nach und hörte zu; da er aber sah, daß Steilmann nichts gewinnen konnte, sah er ihn scharf an, hernach auch den Herrn Biller. Nun ließ er sich mit diesem in ein Gespräch ein; er fing an: „Geben Sie mir Antwort, Herr Doktor! auf das, was ich Sie fragen werde; aber eine wahre logische Antwort."

Wohlan, gnädiger Herr; fragen Sie!

„Wenn eine solche Raserei, wie sie jetzt Haberklee wirklich hat, sein Herz ganz umkehrt, so daß er, wenn er am Leben bleibt, ein würdiger Mensch wird, oder, wenn er stirbt, mit einer herzlichen Reue und mit festem Willen stirbt, sein künftiges Leben, im Fall er wieder aufkommen sollte, nach allen Regeln des Naturgesetzes einzurichten; was halten Sie dann von dieser Raserei?

Ich halte sie für einen Enthusiasmus, der freilich Einfluß auf Leben und Sitten haben kann.

„Ich höre also wohl, wenn Sie überzeugt wären, daß dasjenige, was Sie Enthusiasmus heißen, Wahrheit zur zureichenden Ursache habe, so würden Sie auch glauben, daß es keine Raserei sey, wenn ein

großer Sünder auf seinem Todbette Höllenangst empfindet."

Das ist ein Grundsatz, der nicht zu läugnen ist.

„Folglich kommt's nur darauf an, um sich von der Wahrheit der Religion zu überzeugen."

Erlauben Sie mir, gnädiger Herr! dieses ist wohl nicht anders möglich, als daß man sich durch frommen Enthusiasmus täusche.

„Das ist die ewige Leyer aller Naturalisten und Freigeister. Ich halte Sie aber beim Wort, Herr Doktor! Sie müssen mir mit logischer Ordnung auf dem Fuße folgen und keine Sprünge machen. Sie erkennen doch, daß Sie moralisch besser seyn könnten, als Sie wirklich sind?"

Ja, das erkenne ich, aber —

„Halten Sie! Keine Sprünge! Sie glauben also auch, daß es möglich wäre, daß das ganze menschliche Geschlecht moralisch besser seyn könnte, als es wirklich ist?"

Auch das glaub ich, aber es ist die Frage: ob es wirklich besser seyn soll?

„Das wollen wir untersuchen. Sie gestehen also, das menschliche Geschlecht kann besser seyn; es ist eine Möglichkeit, eine innere Anlage da, um besser seyn zu können, nicht wahr?"

Das ist ganz außer Zweifel.

„Für was ist dann diese Anlage bestimmt? Ein Mensch, der Füße hat, wofür sind dem seine Füße bestimmt? Wofür sind die Saamenkörner und Keime bestimmt?"

Ich kann nicht anders; ich muß gestehen, daß die Anlage der menschlichen Natur zur Vervollkommnung ein fester Beweis sey, daß der Mensch zu höherer moralischer Vollkommenheit bestimmt sey, als er ge-

meiniglich hat, so wie die Füße zum Gehen, das Saamkorn und der Keim zum Entwickeln bestimmt sind.

„Woran liegt es aber, daß so viele Menschen sterben, ohne vollkommener zu werden?"

Hier fühlte Biller, daß er schon zu viel zugestanden habe, doch kam es ihm auch unmöglich vor, zu widerrufen; es war ihm doch einleuchtend, daß der Gedanke absurd sey, wenn man behaupten wollte, der Mensch sollte nicht moralisch vollkommener seyn, als er wirklich ist; daher fing ihm an, das Herz zu klopfen, denn er war nun gezwungen, zu folgen; er antwortete:

Weil sie keine Kraft haben, die Gesetze zur Vollkommenheit zu beleben, oder doch die Kraft, die sie haben, nicht anwenden.

„Das läuft auf Eins hinaus, keine Kraft haben oder sie nicht anzuwenden. Wer seine Kraft zum Guten nicht anwendet, dem fehlts wieder an Kraft, seine Kraft anzuwenden. Es bleibt einmal wie das andremal dabei, der Mensch hat keine Kräfte zum Guten. Nun, Herr Doktor, so wollen wir dann einen Schluß machen:

„Wenn Gott den Menschen zu etwas bestimmt hat, so muß er auch dazu gelangen können; ists nicht so?"

Das ist ganz unstreitig.

„Wohlan! Nun ist aber der Mensch bestimmt, immer moralisch vollkommener zu werden."

Das ist auch zugegeben und nicht zu läugnen.

„Folglich müssen auch Mittel da seyn, um dazu gelangen zu können, und diese Mittel müssen eine Kraft seyn, moralisch besser zu werden."

Ganz gewiß.

Morgenthau fing an zu lächeln. „So, Herr Doktor! Sie haben aber auch gestanden, der Mensch

habe selbst die Kräfte nicht, wo sollen sie dann herkommen?"

Gott muß ihm ein Mittel angewiesen haben, dazu zu gelangen. Diese Antwort ging dem Doktor so gezwungen ab, daß er wünschte, weit weg zu seyn.

„Wenn Sie ein Freund der Wahrheit seyn wollen, so muß sich Ihre Seele aufheitern, wenn die Morgenröthe der Wahrheit anbricht; was sind das für Geister, die das Licht scheuen?"

Biller ermannte sich wieder; noch hoffte er zu entschlüpfen. Nun dann! versetzte er! ich spüre wohl, was Ew. Gnaden wollen, und ich gebe denn auch zu, daß Gott dem Menschen ein Mittel angewiesen habe, um Kraft zu bekommen.

„Wo ist dieses Mittel zu finden?"

In der moralischen oder philosophischen Erkenntniß der Pflichten des Naturgesetzes.

„Nun geben Sie doch Gott die Ehre und gestehen Sie mir, gibt die vollständigste Ueberführung einer Pflicht auch Kraft, eine Leidenschaft zu überwinden?"

O ja! die Tugend führt ihre Belohnung mit sich, und die Hoffnung dieser Belohnung reizt, gibt Kraft, sie auszuüben!

Das sollen Sie mir bald widerrufen. Sagen Sie mir, welches ist die vollkommenste Tugend, die, welche mich nur allein glücklich macht, oder die, welche auch meines Nebenmenschen Glückseligkeit befördert? Ja, ist es nicht die vollkommenste Tugend, auf Kosten seines eigenen Vergnügens und seiner eigenen Glückseligkeit Viele glücklich zu machen?"

Ganz gewiß.

„Wo bleibt aber dann Ihre Belohnung der Tu-

gend, die sich blos auf Ehre und Nachruhm bezieht? Wenn ein Mensch im Stillen und unbekannt zur Glückseligkeit vieler Menschen arbeiten muß, und in dem Fall ist, der sich oft zuträgt, daß er nur Spott und Schande zum Lohn hat?"

Nach meinem System ist der ein unglücklicher Tugendhafter.

„Aber woher nimmt er die Kraft, diese Tugend auszuüben?

Bei dieser Frage lächelte Morgenthau, Biller aber bedachte sich eine Weile; endlich antwortete er: sein Enthusiasmus von einer künftigen Belohnung gibt ihm die Kraft, so zu handeln.

„Folglich müssen Sie gestehen, daß die philosophische Belohnung der Tugend, mithin auch die philosophisch-moralische Ueberführung zur Ausübung der vollkommensten Tugend unzulänglich ist?"

Biller konnte hier unmöglich anders; er mußte das bekräftigen, mithin seinen vorigen Satz widerrufen.

„Wohlan! fuhr Morgenthau fort, das, was Sie Enthusiasmus genannt haben, wäre also das Mittel, das Gott den Menschen angewiesen hat, um moralisch besser zu werden?"

Das ist nicht möglich.

„Sie haben aber mir gestanden, daß Gott den Menschen müsse ein Mittel angewiesen haben, um moralisch besser zu werden. Dieses Mittel oder Kraft suchten Sie in der philosophischen Ueberzeugung von den Pflichten des Naturgesetzes; nun sehen Sie aber, daß dieses Mittel zur Ausübung der vollkommensten Tugend unzulänglich und daß die Kraft, die Sie Enthusiasmus heißen, stärker ist. Jetzt frage ich Sie: Kann Gott den Menschen ein unzulängliches Mittel angewiesen haben?"

Nein! allein es ist die Frage, ob Gott eine so hohe Tugend von uns fordert?

„Glauben Sie denn, daß Gott weniger Vollkommenheit von den Menschen fordre, als wozu Er sie fähig gemacht hat? Wozu der Mensch Anlage hat, dazu ist er bestimmt; daß sie nicht Alle dazu gelangen, hat wiederum seine Ursachen, die aber hieher nicht gehören. Das haben Sie ja schon zugestanden. Also weiter: ist nun nicht dasjenige, was Sie Enthusiasmus heißen, die stärkste Kraft, die wir kennen, um die vollkommenste Tugend auszuüben?"

Ja, aber auch die größten Laster; mithin ist er die Kraft nicht, die Gott dem Menschen angewiesen hat.

„Halt! das ist ein entsetzlicher Sprung! Doch will ich Ihnen folgen. Alle die Laster, die aus dem Enthusiasmus entstehen, sind in den Augen derer, die sie vollbringen, Tugenden; folglich haben sie falsche Begriffe von der Tugend, und also einen falschen Enthusiasmus. Das gestehen Sie doch?"

Allerdings.

„Aber ein solcher Enthusiasmus, der dem Menschen Kraft gäbe, lauter Tugenden, und zwar auch die vollkommensten Tugenden auszuüben, hingegen Laster und Sünden zu vermeiden, wäre das gegenüber nicht ein wahrer Enthusiasmus?"

Das kann ich nicht läugnen.

„Nun so können Sie auch nicht läugnen, daß der sogenannte wahre Enthusiasmus das Mittel ist, das Gott den Menschen angewiesen hat, um vollkommener zu werden.

„Das wär doch wunderbar, wenn Gott ein solches Mittel den Menschen angewiesen hätte! Denn Enthusiasmus ist doch die Vorstellung einer Sache, die nicht ist.

„So weit ſind wir nun, Herr Doktor! Das, was Sie Enthuſiasmus heißen, iſt die Gewißheit einer künftigen, herrlichen Belohnung der wahren Tugend, dieſes iſt alſo die Urſache edler Handlungen. Nicht wahr?“

Ganz gewiß.

„Nun hab ich Sie überführt, daß die Menſchheit zu höherer Vollkommenheit beſtimmt ſey, als ſie von Natur erreicht. Sie haben zugeſtanden, daß Gott den Menſchen müſſe ein Mittel angewieſen haben, um dazu zu gelangen, und daß dieſes Mittel nicht in den menſchlichen Kräften beſtehe, ſondern anders woher kommen müſſe. Sie ſind überzeugt, daß die ſtärkſte Kraft zur Vervollkommnung oder zur vollkommenſten Tugend im wahren Enthuſiasmus liege, und da wir keine ſtärkere Kraft kennen, ſo muß das, was Sie wahren Enthuſiasmus heißen, die göttliche Kraft ſeyn.“

Das muß ich freilich geſtehen; aber bedenken Sie doch, gnädiger Herr! unter allen Völkern von den verſchiedenſten Denkungsarten hat es von jeher Enthuſiaſten gegeben, die ſich für ihre Religion aufopferten, da ſich doch alle dieſe Religionsſyſteme öfters widerſprechen und alſo unmöglich wahr ſeyn können. Wie kann denn doch der Enthuſiasmus das Mittel ſeyn zur moraliſchen Beſſerung des Menſchen?

„Hören Sie, mein lieber Herr Doktor, wenn wir alles Falſche, oder beſſer alles Zufällige, von dieſem Enthuſiasmus abziehen, bleibt dann nicht die Idee von Gottesdienſt und zukünftiger herrlicher Belohnung übrig?“

Ja, das iſt unläugbar!

„Folglich iſt das Weſentliche jedes Enthuſiasmus die Triebfeder wahrer oder vermeinter Tugenden, und alſo die Kraft, die Gott den Menſchen gegeben hat, moraliſch beſſer zu werden. Mithin ſtimmt das

ganze menschliche Geschlecht im Wesentlichen überein. Und es kommt nur blos auf die Erkenntniß des wahren Gottesdienstes und auf die Erkenntniß der wahren Beschaffenheit der künftigen Belohnung an, so verwandelt sich der falsche in einen wahren Enthusiasmus."

Aber doch bleibt's noch immer Enthusiasmus!

„Sie behaupten also, daß das Mittel, das Gott den Menschen angewiesen, eine Unwahrheit zum Grunde habe, und daß er ihnen blos Etwas weiß mache?

Das läßt sich vom vollkommensten Wesen nicht denken!

„Folglich bleibt nichts übrig, als daß Dasjenige, was Sie Enthusiasmus heißen, Wahrheit zum Grunde habe. Das können Sie unmöglich läugnen."

Wenn ich Ihro Gnaden nun das alles zugestehe, was haben Sie damit gewonnen?

„Sehr viel, denn Sie sind nun einmal aus dem Naturalisten ein Deist geworden. Aber Sie mögen wollen oder nicht, Sie müssen mir weiter folgen. Sie sind nun überzeugt, daß die Gewißheit vom wahren Gottesdienst und die Gewißheit einer künftigen Belohnung das Mittel ist zu unserer moralischen Besserung, daß uns Gott also eine Gewißheit von beiden Theilen offenbaret haben müsse. Nicht wahr?

Dawider kann ich nichts einwenden, Gott muß diese Offenbarung gegeben haben, woher sollte sonst der Enthusiasmus kommen; aber hier, gnädiger Herr! hier kommen Sie nicht mit mir aus. Wo ist diese Offenbarung?

„Herr Doctor! ich will nicht mit Ihnen über alle angeblichen göttlichen Offenbarungen zanken. Ist's Ihnen ein rechter Ernst, sich der wahren Bestimmung des Menschen zu nähern, so will ich Ihnen einen Rath geben, der nicht fehlen soll! Sie werden ganz zuverläßig dadurch zur Gewißheit kommen?

Wahrlich, gnädiger Herr! das Herz wird mir weich, ich kann und will der Wahrheit nicht mehr widerstehen; aber ich fürchte sehr, es gelingt Ihnen nicht, mir diese Gewißheit zu verschaffen.

„Ich gewinne Sie lieb, theuerster Herr Doctor! für die Gewißheit bin ich Ihnen Bürge, wenn Sie nur keine Mühe scheuen und mir folgen werden. Prüfen Sie nur die Moral Christi, ob eine erhabenere sey, und die mehr Wahrheit und innern Werth für die Menschheit habe?"

Das hab' ich gethan und finde das alles im höchsten Grad; allein was hilft mich das? ich hab' eben so wenig und noch viel weniger Kraft dazu, sie zu befolgen, als zur philosophischen Moral!

„Folglich fehlt Ihnen der Enthusiasmus für Christum, seine Person und Lehre?"

Das ist gewiß!

„Mithin fehlt Ihnen auch die Gewißheit, oder der Glaube an seine Person und Lehre. Wenn Sie also überführt sind, daß Christus Derjenige ist, wofür Ihn die Bibel und wofür Er sich selber ausgibt, so werden Sie an Ihn glauben; Sie werden auch dann glauben, daß Er das Mittel ist zur moralischen Besserung, zur Heiligung und Seligkeit der Menschen?"

Das ist unfehlbar!

„Nun schließe ich also: da Sie Christum als den vollkommensten Gesetzgeber ansehen, Seine Gesetze aber nicht halten können, so sind Sie verpflichtet, die Mittel zu versuchen, die Christus anempfohlen hat, um zur Gewißheit zu gelangen, daß Er und seine Lehre das von Gott bestimmte Mittel zur Vervollkommnung der Menschen sey."

Das ist ganz unstreitig, ich muß gewiß in meiner Untersuchung bei dem wahrscheinlichsten Mittel an-

fangen. Aber welche sind die Mittel, die Christus anbefohlen hat?

Lesen Sie nun mit wahrem Verlangen nach dem Geist der Wahrheit das neue Testament fleißig, und dann werden Sie's gewiß finden.

Aber noch Eins, gnädiger Herr! das mir von jeher den größten Scrupel gemacht hat! Wenn die christliche Religion das wahre Mittel zur menschlichen Vervollkommnung enthält, so muß ich doch sagen, daß Gott sein Plan nicht wohl gelungen ist, da der Haufen der Christen, besonders der wahren, ungemein klein ist, im Verhältniß gegen das ganze Menschengeschlecht.

„Beweisen Sie mir denn doch, daß es der Plan Gottes ist, daß alle Menschen den höchsten Grad der moralischen Vollkommenheit erreichen sollen, eben so wenig, als es der Plan Gottes ist, daß alle Materie zur höchsten körperlichen Organisation, zum Beispiel: zur Zusammensetzung des menschlichen Gehirns, gelangen soll, oder daß ein Mensch ein Engel seyn soll. Glücklich ist der, der des Lichts genießen kann.

„Und unglücklich der, der's nicht genießen kann! Und wer ist Schuld, daß so viele Millionen unwissender Heiden dieses Lichts nicht genießen können, und also unglücklich sind?

„Und warum grübeln Sie, was Sie nicht erforschen können? welch eine Menge Christen ist unglücklich, weil sie aus Trägheit oder Bosheit die Mittel, die sie haben, nicht gebrauchen? Daran ist doch Gott wohl die Schuld nicht. Und können Sie bestimmen, ob Einer aus denen Heiden, die verdammt werden, ein wahrer Christ würde geworden seyn, wenn er auch das Evangelium gehabt hätte?"

Nein, das kann ich nicht; aber mancher vortreff-

liche Heide wäre doch wohl ein wahrer Christ geworden, wenn er Gelegenheit dazu gehabt hätte?

„Wissen Sie aber auch dessen Schicksal in jener Welt?"

Nein!

„Nun so urtheilen Sie auch ferner nicht und lassen Sie Gott walten!"

Aber warum machte Gott Menschen, da ihrer so viele unglücklich werden?

„Weil auch ein freies Geschöpf, das Gutes oder Böses wählen konnte, mit zur besten Welt gehörte.

Biller schaute eine Weile vor sich nieder; endlich fing er wieder an: Gnädiger Herr, vergeben Sie! mir fällt noch ein wichtiger Einwurf ein, der Ihre ganze Demonstration übern Haufen wirft: Ist das menschliche Geschlecht in diesem Leben dazu bestimmt, moralisch vollkommener zu werden, oder geht vielmehr die menschliche Natur durch verschiedene Stände und Aeonen langsam immer näher zu ihrer höchsten Bestimmung? In diesem Fall ist keine Offenbarung, kein außerordentliches Mittel nöthig, sondern die verschiedenen Abwechselungen und Versetzungen der menschlichen Natur, gleichsam aus einer Welt in die andere, wird alles individuelle Böse, Ungleichartige von ihr abschleifen, und so wird endlich das ganze menschliche Geschlecht nach und nach seine Bestimmung erreichen.

„Das ist wirklich der wichtigste Einwurf, den ein Deist machen kann, und mich wundert, daß Sie ihn nicht eher gebracht haben! Allein beantworten Sie doch die Frage: Welches ist das Ziel der menschlichen Vollkommenheit?

Das Ideal des höchstvollkommenen Geistes; so viel Menschen, so viel asymptotische Linien, die immer der Gottheit näher kommen, und sie doch nie erreichen.

„Ganz vortrefflich! und vollkommen wahr! Aber

müßte nicht in diesem Fall die Richtung eines jeden menschlichen Geistes, sein Bestreben, sein Gang, sich bei Einem mehr, bei dem Andern weniger der Gottheit nähern?"

Das ist unstreitig.

„Nun nehmen Sie unpartheiisch die Geschichte und die Erfahrung vor die Hand, und prüfen Sie aufs schärfste, ob die Rechnung der menschlichen Natur überhaupt eine Annäherung zur Gottheit beziele, oder ob sie sich nicht immer mehr und mehr entferne?"

Ja, das kann niemand läugnen, der nur einigermaßen die Menschheit studirt hat.

„Nun hab' ich wieder gewonnen! Wahr ist es und zugegeben, daß das Ziel der menschlichen Vollkommenheit die Gottähnlichkeit sey. Nun ist es aber eben so wahr, daß die natürliche Richtung des menschlichen Geistes von Gott abgehe und sich immer weiter von seinem Ziel entferne, folglich ist entweder in dieser oder in einer andern Welt ein Mittel, ein außerordentlich Mittel nöthig, das die Richtung des menschlichen Geistes umkehre und auf Gott richte."

Das ist eine grundfeste Wahrheit; aber es ist die Frage; ob nicht in einer andern Welt diese Umkehr und das Mittel leichter seyn würde?

„Das ist nun der faule Deismus! Sie haben erkannt, daß die Richtung des menschlichen Geistes immer weiter von Gott abgehe: je länger also die Existenz, je weiter vom Ziel, und je schwerer also die Umkehr. Gesetzt, daß sie möglich wäre, welches höchst gefährlich ist; folglich, je früher die Umkehr, desto leichter. Mithin ist der jetzige Zustand des Menschen der bequemste zur Umkehr und zur moralischen Besserung. O Herr Doctor! warum hoffen Sie doch auf Besserung in jener Welt! Ungewiß ist dorten die

Möglichkeit, ungewiß, ob da Mittel dazu seyn werden! Nun lehrt aber das Beispiel vortrefflicher Menschen, daß sie hier möglich ist. Was soll nun der Weise thun?

Gnädiger Herr! Ihre Demonstration ist ganz vortrefflich; ich bin überzeugt, ja überführt; ich will ganz gewiß ihrem Rath folgen. Allein wenn mir noch ferner Zweifel einfallen würden, so bitte ich Ew. Gnaden, mir sie aufzulösen.

Morgenthau bewilligt das mit Freuden.

Der Kandidat Steilmann hatte das ganze Gespräch stillschweigend mit angehört, und als er endlich den herrlichen Ausgang desselben sahe, und nun wirklich fand, daß es doch einen unwiderlegbaren Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion gebe, so freuete er sich hoch, er bewunderte den Herrn von Morgenthau im höchsten Grade; nun wußte er gewiß, daß dieser Herr kein Naturalist, kein Deist, sondern ein Christ war; und nun hoffte er, mit der Zeit auch überzeugt zu werden, daß er auch ein orthodoxer Christ wäre. Er begehrte Papier, Dinte und Feder, und schrieb das ganze Gespräch, so viel er sich erinnerte, von Wort zu Wort auf, ging damit zum Pfarrer Salzberg und ließ es ihn lesen; dieser war ebenfalls vergnügt darüber.

Salzberg beschloß, diese Nacht bei dem Kranken zu bleiben; und weil er übermorgen predigen mußte, so versprach Steilmann, den andern Tag wieder zu kommen und so lange da zu bleiben, bis sich der Erstere wieder einstellen würde. Nun war es schon spät, und er reiste wieder nach Korndorf zurück.

Die Vorfälle, welche sich in Morgenthau's Geschichte von Tag zu Tag zugetragen haben, halten

mich in meiner Erzählung auf; ich will daher den Weg beschleunigen und nur das Wichtigste anmerken, damit ich einestheils dem Leser nicht beschwerlich falle, und anderntheils mit alltäglichen Begebenheiten nicht ganze Folianten anfüllen möge. —

Haberklee blieb noch wohl vierzehn Tage in Gefahr des Todes; er kämpfte aufs Blut mit Hölle und Verzweiflung, die beiden Geistlichen aber thaten ihr Bestes, um ihn zu überzeugen: daß Gott Barmherzigkeit in dem Erlöser für eine Welt voll Sünder übrig habe, und dieses haftete endlich bei ihm. Nun faßte er Muth und entschloß sich, unwiderruflich als ein wahrer Christ zu leben und zu sterben! Die Auftritte hiebei waren so beweglich und rührend, daß Doctor Biller selber öfters Thränen vergoß und öffentlich die Kraft der Religion Jesu Christi rühmte, auch versprach, sich dieselbe hinführo besser zu Nutze zu machen.

Während der Zeit, als Haberklee krank lag, rückte auch die Zeit heran, daß die Trauung des Herrn von Morgenthau mit Johannetten vor sich gehen sollte, und da dieses altem Brauch nach im Hause der Braut geschehen mußte, so wurden schon von weitem Anstalten dazu gemacht. Die Frau Pastorin war recht darauf bedacht, das Fest prächtig zu veranstalten. Die Braut aber dachte weit anders; sie wünschte, ohne Ceremonien mit Morgenthau zusammengegeben zu werden, und dann stille ohne Geräusch, zu Roß oder zu Fuß hinzuziehen. Sie entdeckte auch ihrem Bruder diese ihre Gesinnung, und der war mit ihr einig; doch glaubte er, das Beste zu seyn, wenn man die ganze Einrichtung dem

Bräutigam überließe. Und dieses geschah auch, denn den Montag nach dem dritten Aufruf von der Kanzel kam Morgenthau des Nachmittags unvermuthet zu Korndorf im Pfarrhause an und trat in die Stube. Der alte Pfarrer saß in seinem Sessel und las in Chrisostoms Homilien über das Evangelium Johannis. Die Frau Pastorin war mit Braut- und Bräutigams-Hemden und andern Kleidungsstücken beschäftigt. Johannette saß und stickte Manschetten für ihren Bräutigam; sie war im weißen Negligé mit bleichgrünen Bändern gekleidet. Der Kandidat war auf seiner Studirstube, kam aber alsobald herunter. Der alte ehrwürdige Mann arbeitete sich in die Höhe, griff an sein Baretchen, nahm es ab und reichte dem Herrn von Morgenthau die Hand. Dieser sahe den Greis mit seinen Silberhaaren und lachender Freude in den Augen, trat daher hinzu, umarmte und küßte ihn, und hernach auch die andern der Reihe nach. Johannette hörte nun auf zu arbeiten; sie kam und setzte sich ganz nahe an ihren Bräutigam, hub seinen rechten Arm auf und legte sich denselben um den Hals. Morgenthau drückte sie an sein Herz; sie weinte.

„Was fehlt dir, meine liebste Johannette?" fragte der Bräutigam.

Mir fehlt nichts; ich muß weinen, daß Gott mich Wurm so glücklich gemacht hat!

„Schöne Thränen, liebste Seele! nähre diese Empfindung mit größter Sorgfalt, sie wird dich selig machen!"

Der Vater hatte auch nasse Augen; er stützte sich auf seinen Arm, sah die Beiden an und sagte: Was ist das doch, das mein Herz so rührt? Es ist was Unaussprechliches! so etwas hab' ich in meinem Le-

ben nicht empfunden! es iſt ſo ein paradieſiſcher Geſchmack von ſorgenfreier Unſchuld, oder der Herr wandelt in der Nähe und meine Seele empfindet ſeine Gegenwart; ich möchte mich in den Staub legen und den Herrn anbeten! Die Mutter rückte ihren Stuhl nahe an ihren Mann. Papa! ſagte ſie, laß mich dich auch noch einmal in den Arm nehmen! ich hab dich oft mit meiner Lebhaftigkeit beleidigt, nun vergib mir Alles, Alles; ich will dich nun noch doppelt lieb haben, bis wir ſterben. Die Alten umſchlangen ſich auch. Der junge Steilmann ſtand und wußte nicht, was er beginnen ſollte; er fühlte Wonne, aber auch eine Leere in ſeinem Herzen; er ſehnte ſich nach etwas, das ihm war, was ſeine Mutter und Schweſter jetzt waren; er fühlte, was Adam fühlte, als der Herr ſprach: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey u. ſ. w. Feierliche Stille herrſchte im Zimmer; nichts regte ſich. Draußen war die Luft ſtille und die Sonne ſchien ſchräg durch die Bäume über Gärten, Wieſen und Felder; die Schatten von den Blättern niedriger Bäume ruhten faſt an den Fenſterſcheiben; nur eben der Odem des Allmächtigen, wenn er mit Wohlgefallen auf ſeine Menſchen ſchaut, ließ ſie ſanft auf- und abſteigen. Der Kandidat ſank auf einen Stuhl hin, und ſo feierte man. Wahrlich! es waren Engel des Friedens zugegen.

Endlich ſagte Morgenthau mit gerührter Stimme und naſſen Augen: Papa! — das Formular! Schon legte es der junge Steilmann ſeinem Vater hin. Weg, Formular! rief der Alte: Kinder, thut wie ich! — Er ſank auf die Knie, ſeine Frau neben ihm auch, und hielt ihn in ihrem Arm geſchloſſen. Morgenthau und ſeine Braut ſanken ebenfalls hin und hielten ſich in den Armen. Der Kandidat

kniete einſam neben hin. Nun ſchaute der Patriarch lebhaft auf, nahm ſein Käppchen ab, reckte beide Hände in die Höhe und betete mit Kraft und Nachdruck allen Segen über die Verlobten herunter. Als das Gebet geendigt war, fuhr er fort und fragte die Beiden:

„Seyd Ihr Beide feſt und unwiderruflich entſchloſſen, Euren Eheſtand nach den Grundgeſetzen der Natur, der Vernunft und der chriſtlichen Religion in dieſem Augenblick anzufangen und bis in Euren Tod fortzuſetzen?"

Beide. Ja, feſt und unwiderruflich!

„So gebt Euch an Eides Statt die rechten Hände!"

Sie thaten's.

Nun legte der Pfarrer ſeine rechte Hand auf ihre Hände, ſprach einen feurigen Segen über ſie aus, und darauf: Kommt, küßt mich, Kinder! — Sie kamen herzu und küßten ihre Eltern mit Thränen. Der Pfarrer ſprach nun noch auf den Knien: „Der himmliſche Vater gebe Euch nun auch viele wohlgeſtaltete und ſelige Kinder, Euch und Euren Nachkommen, bis an's Ende der Tage!

Nun ſtanden ſie Alle auf; ſie beſannen ſich, und waren copulirt. Johannette wurde roth im Geſicht und ſchlug die Augen nieder; die Mutter aber drohete ihrem Mann mit dem Finger, lächelte und ſprach: Papa, da haſt du mich überraſcht! Dieſer aber arbeitete ſich wieder in die Höhe auf ſeinen Stuhl: Seelenruhe blickte aus ſeinem Geſicht; er ſprach nichts; der Odem ging ihm ſanft und ſtill; man ſah ihm an, daß er Gottes Gegenwart genoß.

Die Frau Pfarrerin brachte indeſſen Butter, Brod, Wein und Obſt, und bei dieſer Collation wurde der Abend beſchloſſen.

Des Morgens früh, nachdem man den Thee getrunken hatte, steckte der Pfarrer seine Pfeife an. Morgenthau und der Kandidat rauchten eine mit. Johannette verlor sich; über eine Weile aber kam sie reisefertig angezogen, die Frau Pfarrerin stand und wusch die Theetassen; sie blickte ihre Tochter starr an und ließ alles liegen. Der Pfarrer selbst nahm seine Pfeife aus dem Munde, sahe sie an und sprach: Was soll das bedeuten? Morgenthau aber lächelte.

Johannette war betroffen, doch ermannte sie sich und gab zur Antwort: Ich gehe mit meinem Liebsten fort. Die Eltern sahen sich an und fühlten diese Trennung. Der Vater aber sagte: Du hast recht, meine Tochter! eilt, daß Ihr wegkommt! ich beschleunige gern solche traurige Augenblicke.

Morgenthau ersuchte seinen Schwager, weil er nie ein Frauenzimmer hinter sich auf dem Pferde gehabt, so möchte er seine Schwester hinter sich nehmen und mit reiten. Dieses wurde beschlossen, und nach einer Stunde war alles bereit. Kuß, Händedruck und Thränen ohne Worte machten den Abschied aus. Was Johannetten sonsten noch zugehörte, das wurde ihr nachgeschickt.

Sobald als Morgenthau bei den Seinigen ankam, ließ er alle seine Leute auf dem großen Saal zusammen kommen und stellte ihnen seine Gemahlin vor, mit folgenden Worten: „Ich habe geheirathet, und hier ist meine Gemahlin. Ich will, daß Ihr sie als Eure Gebieterin ansehet, und ihr in Allem, was sie Euch befehlen wird, Gehorsam leistet. Alle Treue und Liebe, die Ihr derselben beweisen werdet, will ich ansehen, als wenn sie mir bewiesen würde, und alle Untreue und Ungehorsam werd' ich auch

gebührend zu ahnden wissen. Morgen will ich Euch ein Hochzeitmahl geben; lasset aber alles ehrlich und ordentlich zugehen!" Hiemit entließ er sie. Den ganzen Tag wurde wenig gethan; wo man hinsah, da standen entweder ein paar Mägde und lispelten, oder man fand Knechte und Mägde zusammen stehen und vertrauliche Gespräche führen. Kam aber Johannette irgendwo zum Vorschein, daß sie entweder von einem Zimmer ins andere ging, oder an einem Fenster stand, so bemühte sich ein Jeder, der sie sah, entweder sich zu bücken, das Haupt zu entblößen, oder hurtig zu thun, was er vorhatte.

Pöll zeichnete sich indessen vor allen Andern durch seine Freude aus: Er sang den ganzen Tag Volkslieder; kein Mensch bekam ordentlichen Bescheid von ihm; allein seine Antworten waren entweder Gleichnisse, oder unschuldige ironische Einfälle, die der natürlichen ungeänderten deutschen Nation so ganz eigen sind.

Morgenthau hatte eine besondere Freude an ihm, daher als er ihn einmal vorbeigehen sahe, rief er ihm und sagte: wie so lustig, Pöll?

„Wenn's Frühling wird, so singen die Vögel!"

Wie, Frühling? Was meinst du mit dem Frühling?

„Hei! dann ist überall Hochzeit! Alles, alles hat dann Hochzeit!"

So denkst du auch, es sey jetzt Frühling hier im Hause?

„So denk' ich, und ich hab' auch recht! hoch! hoch! himmelhoch!"

Du hast deine fünf Sinne nicht beisammen, mäßige dich; du scheinst mir betrunken zu seyn.

„Keinen Tropfen! wie muß ich mich dann stellen, wenn ich sehr freudig bin?"

Du mußt deine Freude verbergen, um nicht lächerlich zu werden.

„Muß ich denn auch meinen Zorn verbergen, gnädiger Herr, wenn ich böse bin?"

Das wäre nicht übel.

„Dann heißt man aber einen Hund launbeißig, wenn er das thut, und den hat niemand gern."

Du hast recht, Pöll! Nun so sey dann wie du bist, fromm und offen!

Johannette hörte im andern Zimmer dieses Gespräch; sie trat hervor, um Pöll zu sehen; der Junge gefiel ihr im Herzen. Komm her, Pöll! sagte sie, ich will dir ein Brautgeschenk machen. Da hast du einen neuen Thaler, leg' ihn wohl an!

Morgenthau richtete nun seine Sachen anders ein, er gab seiner Gemahlin einen Flügel des Hauses, verschaffte ihr eine Kammerjungfer und Leibdienerin, und übertrug ihr die Oberaufsicht über die Haushaltung, damit er seinen Geschäften besser obliegen konnte. In der Mitte des Schlosses, im Hauptgebäude, war der Speisesaal, wo sie zusammen aßen; die große Gesindestube war zur Seiten neben der Küche, und daran eine kleinere Kammer, welche an den Speisesaal stieß; in selbiger speiste der Hofmeister Wiesenthal, nebst den Vorgesetzten des Hauses, so daß Alle zusammen nahe bei einander waren, wenn Mahlzeit gehalten wurde, damit alles still und ordentlich zugehen möchte.

Johannette war gleichsam zu diesem Stand geboren; sie entwickelte sich von Tag zu Tag, und Morgenthau legte ihr eine auserlesene Frauenzimmerbibliothek zu, so daß sie sich durch eine nützliche Lektüre immer mehr und mehr ausbilden konnte: dabei aber vergaß er auch selbst nicht, ihr beständig

auf eine angenehme und liebreiche Art den schönsten Unterricht in der Religion, in der Kenntniß der Welt und der Menschen, in ökonomischen und in Staatssachen zu geben, damit sie edel und anständig denken und leben möchte; mit Einem Wort, er lehrte sie in der wahren Menschengröße demüthig und in der wahren Liebe gegen Gott und Menschen erhaben seyn.

Sobald der alte Herr von Haberklee die große Höllenangst überwunden hatte und nun mit innigster Freude über das Gefühl von Vergebung seiner Sünden und wahrer Herzensänderung angethan war, so war das Erste, daß er nach seinem Sohn fragte, um sich mit ihm auszusöhnen. Man brachte ihm bei: daß er des Vaters Zorn gefürchtet, verreist, und wieder in Dienste getreten sey. Dieses betrübte den Vater gar sehr, doch gab er sich zufrieden, besonders als er hörte, daß Morgenthau die Kinder bei sich behalten habe. Er ließ diesen Herrn rufen, bat ihn mit den beweglichsten Worten um Vergebung, und ersuchte ihn, ihm die zwei Knaben zu überlassen, damit er sie rechtschaffen erziehen und an ihnen ersetzen möchte, was er an dem Vater verschuldet habe. Morgenthau bewilligte ihm das gern, und versicherte ihn, daß alles Vergangene nimmermehr wieder solle gedacht werden. Einige Wochen nachher reiste er mit herzlichem Dank fort; er blieb Morgenthau's Freund, und seine Bauern freuten sich, als sie sahen, wie er so ganz umgekehrt und ein anderer Mensch geworden war. Nunmehr war Pfarrer Salzberg sein bester Freund, und blieb's auch bis ans Ende.

Sobald Haberklee fort war, suchte Morgenthau seine Schwiegereltern zu bereden, daß sie zu ihm ziehen möchten. Er brachte es bei dem Kirchenvorstand zu Korndorf bald dahin, daß sie einwil-

ligten und den jungen Steilmann zu ihrem Prediger annahmen. Nur der alte ehrwürdige Mann war übel dazu zu bringen, seinen Hirtenstab ganz niederzulegen; doch ließ er sich endlich dazu bewegen, und man trug ihn in einer Sänfte nach Morgenthau hin: die Pfarrerin aber holte man in einer Chaise. Das Hausgeräthe blieb alles da, auf daß sich der junge Steilmann desselben möchte bedienen können. Dieser trat sein Amt nun völlig an; unterließ aber dem ungeachtet doch nicht, so viel als es seine Verrichtungen zuließen, nach Morgenthau hinzukommen und die Seinigen zu besuchen.

Auch wurden Caspar und Trinchen vom jungen Steilmann kopulirt, und sie bezogen den Herbst ihr neues Haus, welches am Fuß des Morgenthauer Hügels auf einen grünen Platz gebaut war. Ihr Herr gab ihnen so vielen Raum an Wiesen, Feldern, Gärten, Baumhof und Gebüsche, daß sie eine ziemliche Zahl Schaafe und Rinder erziehen und ernähren konnten. Und bis dahin, daß sie ihr Brod erwerben konnten, versah sie Morgenthau mit dem Nöthigen.

Die Absicht dieses Herrn wurde bald allgemein bekannt. Es fanden sich vor und nach Familien, die sich erboten, ins Bergthal zu ziehen; allein Morgenthau war sehr vorsichtig. Er untersuchte allemal genau ihre Ursachen, und er nahm Niemand an, von dem er nicht wahres Zeugniß bekam, daß er ein ehrlicher, rechtschaffener Mann sey. Auf diese Weise verfuhr er Jedesmal, wenn sich Jemand meldete. Bauersleute und Handwerker wurden im Thale angebaut; bemittelte Leute aber und Kaufleute ließ er vor seinem Palast auf der großen Ebene bauen; daselbst hatte er einen Plan zu einem kleinen niedlichen Städtchen gemacht.

Das erſte Jahr verfloß unter dergleichen Beſchäftigungen, ohne daß in der Familie etwas Merkwürdiges vorfiel, außer, daß die Frau von Morgenthau ſchwanger wurde und zu gehöriger Zeit einen Sohn gebar, dem ſein Vater den Namen Friedrich Faramund beilegte. Als die Frau von Morgenthau noch in den Wochen war, ſo trug es ſich zu, daß der Paſtor Steilmann an einem ſehr ſchönen Sommertage ſich vornahm, ſeine Freunde zu Morgenthau zu beſuchen; er machte ſich deßwegen des Morgens früh auf den Weg, und ging im Kühlen nach dem Bergthal hin. Er wurde daſelbſt auf das Zärtlichſte empfangen.

Nach dem Mittagseſſen ſagte der junge Prediger: Er habe eine kranke Jungfer zu beſuchen. Nun ſtand er im Zweifel, ob er dieſes dieſen Nachmittag thäte, oder morgen. Der alte Pfarrer fragte: Wer es wäre? Der Sohn antwortete: Es ſey die jüngſte Jungfer Sommers. Ey! verſetzte der Alte, das iſt ja was Außerordentliches! Doch däucht mir, das müßteſt du je eher je lieber vornehmen, damit du den Leuten keinen Anſtoß machſt; du kannſt ja über Sommers Haus nach Hauſe gehen, indem es dir nur eine halbe Stunde aus dem Wege liegt. Morgenthau war begierig, zu wiſſen, was das für Leute wären? Der alte Steilmann erzählte ihm die Umſtände und ſagte:

„Die Gebrüder Sommers ſind Kaufleute und ſtarke Fabrikanten. Sie wohnten bei ihrem Vater in der Stadt Bergſtein, allwo ſie in außerordentlichem Wohlſtande lebten, indem ihr Vater auf eine Tonne Goldes geſchätzt wurde; er war ein ehrlicher Mann und guter Chriſt, und ſo hatte er auch ſeine beiden Söhne auferzogen. Der älteſte Leonhard

Sommer heirathete eine reiche Frau und erzeugte drei Kinder mit ihr. Die älteste Tochter Sibylla ist eine ehrbare Person, dabei aber etwas schwächlich und schon bei dreißig Jahren alt. Das zweite Kind ist ein Sohn, ein vortrefflicher junger Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, der alle gute natürliche Eigenschaften besitzt, die nur ein Mensch haben kann; er heißt Abraham; und ebenso ist auch die jüngste Tochter, ein Mädchen von zwanzig Jahren, beschaffen; sie heißt Caroline, und besitzt eine rechtschaffene Tugend und blühende Schönheit. Aber Alles, was diesen Kindern fehlt, ist Welt- und Menschenkenntniß; doch ist der Sohn auf einem Comtoir in Basel einige Jahre gewesen, allwo er Handlung und Umgang mit den Leuten, auch verschiedene Sprachen und anständige Wissenschaften gelernt; allein seine Tugenden sind so viel todte Kräfte, welche unwirksam liegen, so lange er gezwungen ist, bei seinem Vater zu bleiben. Doch ich laufe mit meiner Erzählung vor. Der alte Leonhard Sommer übernahm nebst seinem Bruder Gottfried nach des Vaters Tode die Handlung und Seidenbandfabrike, und lebten in der Stadt Bergstein ruhig und im Wohlstande. Gottfried heirathete nicht und blieb bei seinem Bruder."

„Vor ungefähr dreißig Jahren trug es sich zu, daß ein gewisser Leitmann durch die Welt reiste, welcher einen außerordentlichen Ruf vorgab, Buße zu predigen. Dieser Leitmann kam denn auch nach Bergstein. So wie er zum Thore herein kam, trat er mit etlichen zwanzig Menschen, Männer und Weiber, die ihm nachfolgten, auf den Markt, rief und predigte mit erstaunlichem Feuer Buße, und drohte mit erschrecklichen Strafen, die bald über Deutsch-

land einbrechen würden. Besonders aber zog er auf den Lehrstand los, und schalt alle Prediger stumme Hunde, Pharisäer und so ferner. Das Außerordentliche und Heftige bei solchen Gelegenheiten macht besondern Eindruck auf das gemeine Volk. Leitmann bekam einen starken Anhang, und die Gebrüder Sommer nahmen ihn in ihr Haus und beherbergten ihn so lange, als er da war. Von der Zeit an entstand zu Bergstein und in den hiesigen Gegenden eine Sekte von Separatisten, welche besonders den geistlichen Stand, Kirchen und Sakramente verachten; ihre Grundsätze aber bestehen darin: Sie glauben, ein Mensch müsse sich von der Welt, das ist, von allen Menschen, die nicht ganz oder zum Theil ihres Sinnes sind, absondern, überhaupt aber die menschliche Gesellschaft so viel meiden, als nur möglich ist. Zweitens müßte ein Christ von Augenblick zu Augenblick auf sein Inneres Acht haben, oder wachen, damit kein böser Gedanke zu Kraft kommen könne, und zu dem Ende müsse er suchen, sich so einsam zu halten, als nur möglich ist."

„So vortrefflich nun dieser Satz ist, den ein jeder Christ wohl ausüben möchte, so übertreiben sie ihn doch darin, daß sie unthätig für die menschliche Gesellschaft werden; sie sollten geschäftig zum Besten der Menschen seyn, und sich doch dabei im Wachen und Beten ernstlich üben."

„Endlich haben sie besondere Gedanken von der Geburt des innern Menschen. Anstatt daß sie glauben sollten, daß die Wiedergeburt eine feste unwiderrufliche Umkehr des Willens und der Neigungen sey, hinfüro in der Wahrheit und in der That als ein wahrer Christ zu leben und zu sterben, so stellen sie sich dabei vor, daß Christus wesentlich in der Seele

ausgeboren werden müßte, nicht moraliſch-, ſondern geiſtigphyſiſcher Weiſe; ſie nehmen alſo Chriſtum in uns nicht als Chriſti Bild in uns an, ſondern als Chriſtum weſentlich ſelbſt. Sie beten Ihn in ſich an und horchen beſtändig auf das innere Wort, das Er in ihnen ausſprechen ſoll; daher prüfen ſie alle Triebe und Empfindungen, die in ihnen aufſteigen. Wenn ſie der heiligen Schrift nicht zuwider laufen, ſo halten ſie dieſelben für Ausſprüche des innern Worts, welchem man nothwendig folgen müſſe. Das iſt nun auch wiederum ſchön und gut; allein warum heißt man dieſes nicht das gereinigte Gewiſſen? welches freilich ein Wort Gottes im Menſchen, aber doch ein mittelbares Wort iſt."

„Nun geht es ihnen aber, wie allen andern ſündigen Adamskindern; ſie können doch das Geſetz nicht völlig halten, ob ſie gleich weiter als Andre darinnen kommen; deßwegen glauben ſie, man müſſe in der Heiligung bis in die Ewigkeit zunehmen; wo man im Tode aufhöre, da fange man in der Ewigkeit wiederum an, und aus dieſem Satz folgt denn auch die Wiederbringung aller Dinge. Ihre Schriften ſind alle myſtiſch, ſie mögen ſich widerſtreiten oder nicht, ſie rühmen ſich bei Leſung derſelben einer beſondern Salbung und Geſchmacks, den ſie darin finden wollen. Das Allerſchlimmſte aber iſt, daß dieſe Leute faſt Alle in einen geiſtlichen Stolz gerathen, Einer mehr, der Andere weniger, und das iſt ganz natürlich. Da ſie ſelbſt an ihrer Heiligung arbeiten, ſo iſt das Gute, das ſie ausgewirkt haben, ihr eigen, und dieſe Ueberzeugung von eigener Würde führt ſie ganz natürlich auch zu dem Vergleich zwiſchen ſich und Andern, wo ſie dann leicht finden, daß ſie ſelbſt beſſere Menſchen ſind, und dieſes iſt eine höchſtſchädliche Folge. Und

eben ſo wenig laſſen ſich dieſe Leute eines Beſſern belehren. Denn da ſie glauben, daß Gott in ihnen rede und ſie unterrichte, ſo ſind ſie wahrlich keines andern Unterrichts recht fähig; ſie ſchelten über die Vernunft, glauben, ſie ſey ſo arg wie der Teufel ſelber, und laſſen ſich alſo gar nicht überzeugen. Nach dieſen Grundſätzen verkauften denn auch die Gebrüder Sommer ihr Haus in Bergſtein, und bauten ſich ein neues in die einſame Gegend, wo ſie jetzt wohnen. Ihre Manufaktur beſetzten ſie mit lauter Leute ihrer Denkungsart, und ſchafften die Andern ab, deren Viele darüber in Brodmangel gerathen ſind; ſie haben einen Aufſeher oder Faktor in der Stadt, der ihnen monatlich Nachricht gibt und ſeine Rechnung ablegt; die Correſpondenz aber führen ſie ſelber. Sie machen mit ihren Leuten ein beſonders Menſchengeſchlecht aus, die ſtille vor ſich hin leben, und zuweilen in Sommers Hauſe zuſammen kommen und ihre Uebungen halten, wo freilich die Welt und wir Prediger noch manchmal herhalten müſſen. Ich hab' aber nie Streit mit ihnen gehabt, denn wen ich nicht beſſern kann, den muß ich doch deßwegen nicht ärgern, ſondern ihn mit Geduld tragen. Ich hab' ihnen ihre Freiheit gelaſſen und ſie zuweilen beſucht. Weil ſie aber alle theologiſche Reden zu vermeiden ſuchten, ſo hab' ich ſie auch nicht damit beunruhigt. Als dem Leonhard ſeine Frau ſtarb, ſo hielt ich ihr eine hübſche Leichenpredigt über die Worte: Ich bin die Auferſtehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe."

Morgenthau war über dieſe Erzählung ungemein vergnügt, und er nahm ſich in ſeinem Herzen vor, Bekanntſchaft mit dieſen Leuten zu machen. Er ſagte zum jungen Prediger: Laßt uns dieſen Nachmittag zuſammen dahin gehen!

Sowohl der alte als der junge Steilmann waren vergnügt über dieſe Erklärung. Gott gebe dir Weisheit, mein Sohn! ſagte der Greis, es iſt der höchſte Gipfel der Paſtoralklugheit, ſolche Menſchen ſo zu behandeln, daß man ihnen nützlich und nicht ſchädlich iſt! Morgenthau aber ſchwieg immer; er machte keine Reflexionen über dieſe Leute, und ſagte eben ſo wenig, was er mit ihnen vor hatte. Sein Schwager brannte vor Begierde, daß er ſich mit dem Vater über die Grundſätze der Separatiſten unterreden möchte; er machte auch wohl einige Verſuche, um ihn dazu zu bringen, allein ſie waren vergebens. Ueberhaupt war das Morgenthau's Charakter: wenn ſeine Empfindungen rege wurden, ſo war er lauter Kraft, Leben und Offenherzigkeit, oder er war ganz Gefühl; war aber der Paroxysmus vorbei, ſo lebte er eben ſo in ſeinem Verſtand, wie er vorhin im Herzen lebte; er ſprach nun das Nöthige, und was er ſagte, das war alles Folge einer ruhigen und geſunden Ueberlegung.

Der junge Steilmann hatte eine ſolche Freude an ſeinem Schwager, daß er immer an ihm ſtudirte und ſich nach ihm zu bilden ſuchte. Wenn jemals ein Menſch den andern geliebt hat, ſo liebte er ihn mit Enthuſiasmus; er gab es auch bei allen Gelegenheiten zu verſtehen. Morgenthau fühlte es bis ins Innerſte ſeiner Seele, er ließ ſich auch mehr gegen ihn aus, als gegen irgend Jemand anders in der Welt, ſeine Gemahlin ausgenommen; allein ſein ungemeiner Verſtand überzeugte ihn, daß es dem jungen Prediger nützlich wäre, wenn er ihn durch eine kluge Ernſthaftigkeit und Zurückhaltung in einer Art von liebender Ehrfurcht erhielte, damit ſeine Ermahnungen ſtärkeren Einfluß auf ihn haben könnten.

Um drei Uhr Nachmittags gingen die beiden Brüder nach Sommers Hause hin; es lag ohngefähr auf halbem Wege nach Korndorf, ein halb Stündchen ostwärts vom Wege ab, in einem engen einsamen Thal. Nach einer kleinen Stunde kamen sie daselbst an. Morgenthau bewunderte diese einsame und niedliche Wohnung. Das Haus lag an dem Fuß eines buschichten Hügels, um welchen sich ein schmaler Wiesengrund herumzog; um diese Wiese floß ein angenehmer Forellenbach murmelnd hin; an dessen jenseitigem Ufer stieg ein Maibuchenwald steil in die Höhe, der einen Zirkelbogen ausmachte, wovon Sommers Haus ungefähr der Mittelpunkt war. Dieser Wald lag ostwärts, so daß die Sonne vom längsten Tag bis zum kürzesten immer auf dem Rücken desselben emporstieg. Hinter Sommers Haus war der Hügel rundum mit Obstbäumen bepflanzt. Oben auf demselben war eine ziemlich große Ebene, welche sich westwärts ein wenig senkte, und alsdann allmählig in einem Gebirge aufstieg, auf dessen höchsten Spitze, eine Viertelstunde von Sommers Hause, ein altes verfallenes Schloß lag; dieses konnte man von Morgenthau aus sehen. Unsre beiden Brüder beschloßen, bei nächster Gelegenheit einmal hinzugehen und die Ruinen nebst der Aussicht daselbst zu betrachten.

Diese Ebene auf dem Hügel war nun gleich gemacht, rundum mit einer Mauer umgeben, und hier ward ein prächtiger Garten angelegt. Der Platz war regulär sechseckigt. Gerade im Mittelpunkt war ein kleiner sechseckigter Platz, auf demselben stand ein Pavillon von Holz, schön gemalt; es war ein sechseckigter Saal, der auf sechs Säulen ruhte und oben mit einem runden Kuppeldach bedeckt war; von hier aus ging auf jede Ecke des Gartens ein mit Geländern

eingeschränkter Gang, an welchem allerhand Staudengewächse eingeflochten waren. Am Ende jeden Ganges in der Ecke war eine Laube, die durch einen grünen bedeckten Gang mit der nächsten kommunicirte. Aus dem Gebirge war eine vortreffliche Wasserquelle in den Garten geleitet. In dem Pavillon unten auf der Erde, zwischen den offenen Säulen, gerade in der Mitte, war ein sechseckigter Kasten; in demselben ein Altar von schwarzem Marmor; darauf lag ein Lamm von weißem Alabaster, als wenn ihm der Hals aufgeschnitten wäre; aus dieser Wunde spritzt das Wasser häufig heraus in den Kasten, aus welchem es durch Röhren hinunter, unterhalb dem Hause an die Wiese geleitet war, wo es in einem kleinen Behälter in der Mitte aus einer Röhr hoch in die Luft sprang.

Der Weg, den Morgenthau und Steilmann kamen, führte seitwärts den Berg herab längs dem Hügel hin. Da sie aber sahen, daß hinten am Garten ein Thor offen war, so beschloßen sie, durch denselben nach dem Hause zu gehen; sie fanden eine alte Magd in dem Garten, die darinnen arbeitete. Der Pastor fragte sie, ob die Herren zu Hause wären? Sie antwortete mit leiser Stimme und freundlichen Geberden: Der älteste Herr ist hier auf dem Lusthause, der andre aber ist nicht hier. Indessen kam Herr Leonhard Sommer herunter. Er war ein langer Mann und mager, sein Angesicht war ernst, freundlich und heiter, seine Kleidung aber noch ungeändert nach der Mode, die vor vierzig Jahren im Gange gewesen, und seine Perücke ruhte in langen Locken auf den Schultern. Ein brauner Rock von gutem Tuch, mit seidenem Taffet gefüttert, eine schwarze Weste und Hosen gaben ihm ein altes ehrwürdiges Ansehen. Der Pastor war

ihm theils aus der Kleidung, theils auch aus der Vermuthung, daß er es seyn müßte, weil er gerufen wäre, bekannt. Und da er auch vom Herrn von Morgenthau Vieles und auch von seiner Heirath gehört hatte, so errieth er leicht, wer der Begleiter des Predigers seyn müßte.

Nach einigen wenigen gewechselten Komplimenten nahm sie Herr Sommer Beide mit in's Haus, ließ eine Flasche Wein kommen, und so setzten sie sich zusammen. Nachdem man ein paar Gläser getrunken hatte, fing Herr Sommer an: „Meine Tochter Caroline ist seit einiger Zeit bettlägerig gewesen, ohne daß ein Arzt errathen kann, was ihr fehlt. Doktor Biller will mit der Sache nicht heraus. Er sagte: er kenne die Krankheit nicht genug. Das ist aber auch kein Wunder, sagte Sommer lächelnd, er kennt die Wirkungen des Geistes Gottes in der Seele nicht. Sie ist vor einiger Zeit nach Korndorf mit zur Leiche gewesen, und da haben der Herr Pastor eine schöne Predigt gehalten, die hat sie gerührt, und von der Zeit an hat sie Vertrauen zu demselben und möchte gern mit ihm sprechen, und deßwegen habe ich Sie rufen lassen."

Steilmann bezeugte, daß ihm der Besuch Freude mache, und er wünschte: daß er gesegnet seyn möchte. Das wünsche ich auch, fuhr Sommer fort: Sie war immer ein kaltes, todtes Mädchen und liebte die Gottseligkeit nicht; allein, nachdem sie in der Kirche gewesen ist, hat sie die heftigsten Kämpfe wegen ihrer Sünden ausgestanden; doch ist sie endlich vor ein paar Tagen zum Durchbruch gekommen; sie hat sich jetzt gänzlich aufgeopfert, und ist willens, eine Jungfrau zu bleiben, und dem Exempel ihrer älteren Schwester zu folgen.

Steilmann wünschte von Herzen, daß Morgenthau sich über die Materie mit Sommern in ein Gespräch einlassen möchte; allein derselbe schwieg ganz still und sahe ernst vor sich hin. Indessen ging Sommer hinaus, um seiner Tochter die Ankunft des Predigers zu melden. Sobald unsre beiden Brüder allein waren, fing Morgenthau an: „Herr Bruder, bitten Sie um Weisheit; seyn Sie männlich und lassen Sie sich Ihr Jugendfeuer nicht bemeistern, das gibt ein Pröbchen für Ihr Herz!“ Steilmann erschrack und versetzte: Gott! Sie wähnen Etwas, ich zweifle! Nun kam Sommer und führte den Pastor hinauf zu seiner Tochter, kam wieder und setzte sich zu Morgenthau hin. Der junge Abraham Sommer kam auch herzu. Morgenthau durchschaute den wackern Jüngling alsofort, und sah' eine tiefverborgene Unzufriedenheit in seiner Seele. Er setzte sich zu ihnen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen fragte Morgenthau:

„Haben Sie den Garten selbst angelegt?“

Ja, gnädiger Herr! erwiederte Sommer; der Mensch muß doch eine unschuldige Ergötzlichkeit haben.

„Sie haben ganz recht; allein ich lege einen Garten an, der diesen weit übertreffen wird.“

Sommer lächelte und sagte: daran zweifle ich gar nicht, allein dieser ist uns genug zu unserm Zweck.

„Mir würde er aber nicht gut genug seyn. Die Pflanzen in meinem Garten sollen Menschen seyn; die will ich warten und pflegen, daß sie Blüthe und Früchte für diese und jene Welt tragen sollen.“

Das ist wohl vortrefflich; allein ich meines Orts bin der Sache nicht gewachsen. Der Umgang mit Menschen ist so gefährlich; ich komme so leicht von meinem Herzen ab, und aus der Wachsamkeit, und dann

hab' ich lange zu thun, um mich wieder zu sammeln.

„Hören Sie, lieber Herr Sommer! wenn Sie jetzt hacken, dreschen, mähen und andre Bauernarbeit verrichten sollten, wie würde es Ihnen darüber gehen?"

Ich würde Blasen in die Hände bekommen, ich würde steif und elend werden, alle Glieder würden mir weh thun.

„Wie ist das aber, daß das alles dem Bauern nicht geschieht, sondern daß er sich gesünder und besser dabei befindet, als unser Einer?"

Das ist kein Wunder, er ist's gewohnt!

„Nun so laßt uns das auf unsere Seelen kräftig anwenden. Ein Mensch, der sich mitten unter dem Getümmel der Menschen und im Umgange mit denselben zum Wachen und Beten gewöhnt und beständig vor Gott wandelt, alle seine Gedanken, Worte und Werke im Lichte der Wahrheit prüft, der wird nicht so leicht zerstreuet, auch hat seine Zerstreuung nicht so wichtige Folgen für sein Herz, als wenn sich ein Mensch von der Welt absondert, und hernach mit Leuten umgehen soll, und allen Umgang kann doch Niemand vermeiden."

Das ist Alles wahr! wenn Gott Jemand berufen hat, unter den Menschen zu seyn, das ist was anders; allein ich für meinen Theil glaube, daß es überhaupt besser sey, sich von der bösen Welt zu entfernen, ja, es ist gewiß, daß es für einen Jeden gut ist: denn Gott wird einen wohl in seinen Weinberg zu miethen wissen, wenn's nöthig ist, wie er auch dem seligen Leitmann gethan hat.

„Aber lieber Herr Sommer! worauf gründen Sie diesen Glauben?

Auf die Erfahrung; denn wenn ich mit Menschen umgehe, so werde ich zerstreut; ich fühle die süße Gegenwart Gottes nicht.

„Wie, wenn aber dieſes Gefühl von dieſer ſogenannten Gegenwart Gottes mit dem göttlichen Worte ſtritte? — Wie verſtehen Sie doch den Spruch: Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen u. ſ. w.? Doch ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen zu diſputiren. Einmal, der iſt ein wahrer Chriſt, der inwendig wachend und betend vor Gott wandelt, auswendig aber thätig in der Liebe gegen Gott und Menſchen iſt.“

Ja! aber deßwegen iſt doch nirgends geboten, daß wir mit der Welt Gemeinſchaft haben ſollen: im Gegentheil, wir ſollen uns davor hüten.

„Und doch iſt Chriſtus, unſer großes Muſter, mit Zöllnern und Sündern umgegangen, hat mit ihnen gegeſſen und getrunken, und eben ſo auch mit Phäriſäern, Sadducäern und Schriftgelehrten, wo er ihnen nur nützlich ſeyn oder ein Zeugniß der Wahrheit ablegen konnte, ohne deßwegen an ihren böſen Werken Theil zu nehmen; doch das alles belehrt und überzeugt Sie nicht, wenn's nicht die Erfahrung thun wird.“

Der junge Sommer war mit dieſem Geſpräche überaus wohl zufrieden; er wünſchte mehr unter Menſchen zu kommen und wirkſamer zu ſeyn. Er las in ſeiner Einſamkeit ungemein ſtark, hatte ſich die beſten und neueſten Schriften heimlich geſammelt, und dieſes war noch das Einzige, das ihm ſeine Einſamkeit erträglich machte.

Der Paſtor kam auch endlich wieder und ſetzte ſich, war aber ſehr tiefſinnig. Morgenthau merkte, daß etwas Beſonderes müßte vorgefallen ſeyn, daher ſuchte er Anlaß, wieder wegzugehen.

Der alte Sommer aber fragte: Herr Paſtor! was dünkt Ihnen von meiner Tochter?

„Sie iſt eine liebenswürdige Perſon, und der es

recht darum zu thun ist, eine wahre Christin zu werden."

Nun nahmen diese Beide wiederum Abschied. Sommer begleitete sie durch den Garten, und ging dann wieder zurück in seine Einsamkeit.

Sobald sie nur allein waren, seufzte Steilmann sehr tief und sagte: Herr Bruder! was soll ich anfangen? Ich bin in der seltsamsten Verfassung von der Welt!

Erzählen Sie mir doch, was vorgefallen ist, versetzte Morgenthau. Steilmann fing an:

„Ich will Ihnen alles von Wort zu Wort erzählen."

„Als ich hinauf aufs Zimmer kam, setzte ich mich an's Bette und fragte die Jungfer, wie's ihr ginge? Sie richtete sich auf, bot mir die Hand, und hielt die meinige lange Zeit in die ihrige eingeschlossen. Ach, Herr Pastor! sagte sie, Sie glauben nicht, was ich gelitten habe, seitdem ich in ihrer Predigt war! alle meine Sünden kamen mir so lebhaft vor, so daß ich glaubte, ich könnte niemalen selig werden. Dieses wurde von Tag zu Tag schlimmer. Es fand sich ein Fieber dazu, und ich fing an, des Nachts böse Geister um mein Bette zu sehen, die mich verschlingen wollten; auch selbst des Tages, sobald ich meine Augen zuschloß, war ich, als wenn ich in der Hölle gewesen wäre; meine Angst ging so hoch, daß ich mir immer selber das Leben nehmen wollte, und hätt' es auch wirklich gethan, wenn man mich nicht genau verwahrt hätte. Endlich auf einen Morgen früh sah ich den Herrn Jesum am Bette stehen; er redete mich freundlich an und sagte zur mir: Deine Sünden sind Dir vergeben! und seit der Zeit bin ich, als wenn ich im Himmel wäre; ich sehe oft lauter Engel um mich, und bin in einer Freude, die nicht auszusprechen ist!"

„Ich durfte ihr dieſes alles noch nicht verdächtig machen! denn vors Erſte, ſie hätte mir nicht geglaubt, und vor's Andere, ich hätte ihr alles Zutrauen zu mir benommen, ſo daß ich ferner nicht mehr hätte nützlich ſeyn können. Ich antwortete alſo: Hören Sie, liebe Jungfer! die Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen iſt, freut mich von Herzen. Halten Sie ſich nun eifrig am Gebet, daß Ihnen Gott Kraft und Stärke geben wolle, nach ſeinem Willen zu wandeln, und ſuchen Sie dann alle Gedanken, Worte und Werke wohl zu prüfen, ob ſie dem Willen Gottes gemäß ſind. Das heißt eigentlich, auf ſein Herz Acht geben, oder wie es Chriſtus ausdrückt: wachen. Was die Erſcheinungen betrifft, die ſind eben nicht ſo gewiß. Der Satan verſtellt ſich auch wohl in einen Engel des Lichts, und betrügt uns. Mir ſind dergleichen Exempel bekannt, deßwegen müſſen Sie keine Erſcheinungen wünſchen oder verlangen; laſſen Sie dieſelben kommen und verſchwinden, ohne Freude daran zu haben, oder viel darauf Acht zu geben. Das wahre Chriſtenthum hat mehr ſeinen Sitz im Verſtande und im Willen; weniger aber in der Einbildungskraft. Sie antwortete: ach Herr Paſtor! wär' ich immer bei Ihnen, damit Sie mich unterrichten und an der Hand führen könnten! — Sie ſahe vor ſich nieder, wurde roth. Endlich blickte ſie mich durchdringend an; ich fing an zu zittern und zu beben. Sie fuhr fort: Darf ich mir wohl in einer wichtigen Sache Ihren Rath ausbitten? Ich verſetzte: Warum nicht? Sie ſagte: Nun ſo hören Sie dann! Dieſen Sommer her hat ſich ein junger Kaufmann von Bergſtein gemeldet, der mich heirathen will. Er iſt anſehnlich und reich; er gefiel mir auch nicht übel, allein er iſt ein eitler Weltmenſch, ich mag ihn nun nicht

mehr leiden. Mein Vater und mein Oheim möchten es wohl zugegeben haben; allein weil er nicht erweckt iſt, ſo war es ihnen doch bedenklich. Sie ſchwieg wieder, ſah mich aber mit einer Zärtlichkeit an, die unausſprechlich war. Ach Herr Bruder! in welcher Verlegenheit war ich! — Ich war jetzt Prediger und Seelſorger; bei einer andern Gelegenheit würd' ich mich anders betragen haben. Ich hatte alle meine Vernunft nöthig, um meine Perſon und mein Amt zu handhaben. Sie fuhr fort: Könnt' ich jetzt einen treuen Freund finden, der mich an der Hand durch dieſes Jammerthal führte — der von Herzen fromm wäre — und Verſtand hätte, mich zu leiten — der mich liebte! — Sie verhüllte ihr Angeſicht in ihr Schnupftuch; ich wollt' ihm — auf ewig mein Herz ſchenken!" —

„Was ich dieſen Augenblick fühlte, Herr Bruder! das iſt unausſprechlich. Noch hielt ich mich und antwortete: Liebſte Jungfer! haben Sie Jemand, den Sie lieben, ſagen Sie's mir, ſo will ich mit ihm reden und ihn mit Behutſamkeit zu lenken ſuchen! Sie hielt noch immer das Schnupftuch vor die Augen, ſchwieg ein Weilchen; nun ſtammelte ſie: Ja, Herr Paſtor! es iſt — es iſt — ein Menſch — wie Sie!!! Jetzt war mir, als wenn ich über alle Wolken hinweg wäre, als wenn ich in der reinſten Himmelsluft Odem holte und das Ideal der uranfänglichen Schönheit vor mir ſchweben ſähe, das mir zuwinkte und ſich mit mir vereinigen wollte. In dem Augenblick verſchwand Vorurtheil des Standes, des Amtes, Furcht vor übler Nachrede, und alles, was mir bei kalter Ueberlegung im Wege geſtanden hätte; mit Einem Wort, ich war da ein ganzer Naturmenſch wie Adam, da er vom Traum erwachte und ſeine Eva vor ſich

sah! Ich sank mit dem Haupt aufs Bett und sagte: O Mädchen! ich verstehe die Sprache Ihres Herzens! Mein Herz ist mit dem Ihrigen unzertrennlich vereinigt! Sie reichte mir ihre Hand und sprach mit verhülltem Gesicht und mit Thränen: hier haben sie Hand und Herz! Ich konnte nicht widerstehen, schlug zu und sprach: Gott bestätige diesen Bund mit Gnade und Segen! Nun erwachte ich gleich als aus einem Traum. Meine Vernunft machte mir die bittersten Vorwürfe, indem mein Herz paradiesische Freuden genoß. Ich bezeugte ihr auch, daß ich sehr fürchtete, dieser Schritt würde bei meiner ganzen Gemeinde, besonders aber bei ihrem Vater und Oheim, großen Anstoß machen. Allein sie lächelte dazu und sagte: die Geschichte dieser Stunde müssen wir nicht entdecken. Gehen Sie nun den ordentlichen Weg; halten Sie bei meinem Vater um mich an: Sie können mich aber vorher noch ein paar Mal besuchen, und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen."

„Nun nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr und ging weg. Herr Bruder! beschuldigen Sie mich keiner Unvorsichtigkeit. Die Vorsehung braucht manchmal solche gewaltsame Mittel, wo wir zu schwach sind, um zu widerstehen."

Morgenthau lächelte mit Thränen in den Augen und sagte: O Ihr Philosophen mit eiskalten Herzen! und Ihr Theologen mit und ohne Moral! kommt, lernt aus der Erfahrung die Würde des Menschen, wenn er Mensch ist, und seine Schwäche in seiner Größe — das lehrt die Vernunft, nicht wohl aber das Herz! — Weiter sagte Morgenthau nichts, weder Gutes noch Böses. Steilmann hätte gern eine Rechtfertigung seines Herzens oder Trost gehört, deßwegen fragte er ferner: Sagen Sie mir doch, Herr

Bruder! was dünkt Ihnen? Ich bin so zerrüttet und zerschlagen; gießen Sie Balsam auf mein Herz!

„Ei! versetzte Morgenthau, sobald ein Mensch als Mensch handelt, ohne Schuld, was hat er da zu fürchten! folgen Sie Ihrem Mädchen, Sie hat Ihnen den besten Rath gegeben. Ach! das ist eine herrliche Seele! wie glücklich sind Sie und wir alle zusammen!"

Ach, Herr Bruder! fuhr Steilmann fort; unterstützen Sie mich doch mit Rath und That, damit dieser Fehltritt keine bösen Folgen für mich haben möge! —

„Woher wissen Sie, daß Sie einen Fehltritt gemacht haben?"

Mein Gewissen bezeugt mir so etwas. Aber — Gott! — Was sollte ich thun in der Lage, darin ich war?

„Hören Sie, Herr Bruder! unter den Geschichten des menschlichen Herzens gibt's einen Unterschied: Geschichten der Menschenliebe sind heilig und gut; Geschichten der Natur, wo ihre Verdorbenheit nicht mitwirkt, sind schön und fast immer gut; und endlich Geschichten der Leidenschaften sind fast immer strafbar. Beurtheilen Sie nach diesem Prüfstein."

So finde ich, daß ich naturgemäß zu Werke ging: in wie weit Verdorbenheit mitgewirkt habe, weiß ich nicht, denn ich kann mich kaum auf die Beschaffenheit meiner Seele während dieser Zeit besinnen.

„Sorgen Sie nicht, Herr Bruder! Ich will Ihnen Vater, Bruder und Freund seyn, beruhigen Sie sich ganz. Sie haben vielleicht eine Schwachheit begangen, wohl aber nicht gesündiget."

Indem sie so redeten, kamen sie an den Scheideweg; sie küßten sich, wünschten sich gute Nacht, und ein Jeder ging nach Hause.

In dieſen Tagen kam Doktor Biller, um den Herrn von Morgenthau zu beſuchen. Er wünſchte, mit ihm allein zu ſprechen. Morgenthau bewilligte ihm das, und er ließ ihn bei ſich in ſein Kabinet kommen. Biller ſetzte ſich und fing an:

Ew. Gnaden haben mir ehemals eine ſchöne Demonſtration von der Wahrheit der chriſtlichen Religion gegeben; ich habe dieſelbe geprüft und auf allerlei Weiſe beleuchtet, und ich finde wirklich, daß man mit Grund nichts dagegen einwenden kann. Deßwegen hab' ich mir nun auch feſt vorgenommen, als ein Chriſt zu leben und zu ſterben; ich ſpüre auch wirklich ein Gefühl in meinem Gemüth, wie eines Menſchen, der ſeinen Weg verloren hatte und nun denſelben wieder gefunden hat. Ich kann jetzt mit Zutrauen beten, das konnt' ich ehemals nicht; der metaphyſiſche Gott iſt ſo unzugänglich, als wenn man eine Bildſäule anbetete; ich fühl' auch wirklich mehr Kräfte zur Tugend, mehr Haß gegen das Laſter; ich habe Wohlgefallen am Leſen geiſtlicher Bücher, die mir ehemals zuwider waren. Ja, Jeſus Chriſtus iſt der Welt- und auch mein Erlöſer; allein hier ſteckt der Knoten, den ich aufgelöst haben muß. Dieſes Erlöſungswerk iſt mir ein unauflösliches Räthſel; Gott und Menſch in einer Perſon; Gott mit den Menſchen verſöhnt durch den unſchuldigſten Tod eines Gottmenſchen; Gott, erzürnt über Geſchöpfe, die nicht an ihrer verdorbenen Natur Schuld ſind, will ſie mit unendlichen und den ſchrecklichſten Strafen belegen; und dieſes Alles lehrt doch die chriſtliche Religion, die Religion, die unter allen die beſte und zuverläßig die ſeligmachende iſt; helfen Sie mir abermal aus dieſen Zweifeln, damit ich nicht auf's Neue ſcheitern möge!"

Morgenthau antwortete: Herr Doktor! wenn man dieſe Sätze da ſo allein nimmt und ſie ohne Zuſammenhang mit andern Wahrheiten betrachtet, ſo kommen ſie parador heraus. Allein hören Sie ferner: alle dieſe Sätze haben ihre Vorderſätze im Reiche der Geiſter, wovon wir gar nichts wiſſen; kennten wir dieſes, würden uns dieſe Vorderſätze bekannt, wir würden uns hoch verwundern, wir würden jeden Augenblick ſagen: Ja ſo! iſt das ſo zu verſtehen? — Ja, unter ſolchen Bedingniſſen kann's gar wohl ſeyn! — Wie herrlich leuchtet daraus Gottes Weisheit, Gottes Liebe und daraus Gottes Allmacht hervor! Derowegen, Herr Doktor, hier müſſen wir gar keine Reflexionen über Wahrheiten machen, die über unſere Vernunft ſind: Laßt uns ſtille an unſrer Verbeſſerung arbeiten, mittlerweile Chriſtum als unſern Gott, Heiland und Erlöſer verehren; wie und welchergeſtalt Er uns das Alles iſt, das können wir nicht eher begreifen, bis wir an Vollkommenheit wachſen und zunehmen: alsdann wird auch unſer Verſtand immer heller, und wir entdecken ſo eine Wahrheit nach der andern, und unſer Glaube wird wachſen.

Biller ſchwieg ſtill. Ob er dieſen Rath befolgt habe, weiß ich nicht; ich hab' ferner keine Nachricht mehr von ihm gefunden. Er redete noch ein und anderes mit Morgenthau, und ging darauf wieder ſeiner Wege.

Morgenthau hatte ſeinen Schwiegereltern kein Wort von dem Vorfall ſeines Schwagers mit der Jungfer Sommers entdeckt; doch aber erzählte er es ſeiner Gemahlin. Dieſe freute ſich von Herzen, und wünſchte, daß dieſe Heirath zu Stande kommen möchte.

Warum wünschest du das, mein Schatz? fragte Morgenthau.

Sie antwortete: ich kenne Karoline Sommers, und die Gelegenheit, wie ich sie kennen lernte, bleibt mir immer in süßem Andenken. Etwa vor drei Jahren, es war im Herbst zu Ende des Oktobers, kam sie auf einen Sonntag Nachmittag nach Korndorf in die Kirche. Nun kannten wir uns so dem Ansehen nach recht wohl; ich wußte auch, daß sie ein gutes Mädchen wäre. Als wir aus der Kirchthür zusammen herausgingen, ersuchte ich sie, mit mir zu gehen und den Kaffee zu trinken; sie ließ sich bereden und ging mit. Damit wir nun ungestört möchten plaudern können, so machte ich für uns Beide den Kaffee allein, und wir gingen damit in unsern Garten, hinten in die Laube. Die gelben und halbgrünen Blätter rieselten uns in den schrägen Strahlen der Herbstsonne zwischen unsere Tassen auf den steinernen Tisch, und durch den Garten fielen uns überall halb und ganz abgestorbene Pflanzen und Gewächse in die Augen; uns durchschauerte ein sanftes melancholisches Gefühl; wir saßen einander gegenüber, und ich weiß nicht, wie es war, mir zitterten Thränen in den Augen; unsre Blicke begegneten sich, und auch sie hatte die Augen voll Wasser. Jungfer Sommers! fing ich an, uns rührt die Natur, wie sie da älter wird und zu Grabe eilt!

Ja, versetzte sie, ich denk' so eben an eine Geschichte, die uns einmal passirt ist. Wir hatten eine Magd, die mehr Gefühl und mehr Verstand hatte, als eine andre ihres Gleichen; sie war fromm und treu und ein bildschönes Mädchen. Einer von unsern Arbeitsleuten, auch ein braver, wackerer Bursche, verliebte sich in sie; und da sie beide ihrer Herrschaft

Einwilligung hatten, so besuchten sie sich Sonn- und Feiertags öffentlich, und beschlossen, sobald das Jahr ihres Dienstes aus war, sich zu heirathen. Nun waren aber bis dahin noch ungefähr dreiviertel Jahr, als sie sich zusammen versprachen.

Noch ein halbes Jahr hatten sie zu warten, als eine schwere Brustkrankheit in unserer Gegend grassirte. Unter andern unsern Hausleuten wurden auch diese beiden Verlobten krank; sie erholten sich zwar wieder, blieben aber beide schwächlich und geriethen in eine Auszehrung. Mein Vater war so barmherzig und erlaubte ihnen, ihre noch kurze Lebenszeit beisammen zuzubringen. Sehen Sie dort, Jungfer Steilmannin, wie die gelbe ausgedörrte Bohnenranke am dürren Stecken im Winde schwankt und immer umzufallen droht! so fand ich oft Beide in der Kammer auf- und abwanken; ihre knochigte, schmale und falbe Arme umfaßten ein Gerippe, und blaulicht weiße Lippen küßten sich jeden Augenblick, und dann zwängten die Augen noch etwas Feuchtes aus den versiegten Thränenquellen hervor. Sie trösteten sich auf die Ewigkeit, dann wollten sie bei der Auferstehung ihr Bündniß vollziehen, und wie sehr würden sie den gehaßt haben, der sie zweifelhaft gemacht hätte, ob auch der Ehestand im Himmel noch fortdauerte. Endlich, als sie bettlägerig wurden, mußte man ihnen die Betten nah bei einander machen. Sie hätten gern beisammen auf einem Bette gelegen, allein mein Vater wollte das nicht zugeben. Sie können sich die Blicke nicht vorstellen, die diese armen Verliebten wechselten und die Reden, die sie führten. Endlich starb der Jüngling zuerst. Als er den Tod fühlte, rief er mit seiner heisern Kehle, so stark er konnte: Nun gute Nacht, Helene, bis

zum Erwachen! Helene konnte dieſen Schlag nicht ertragen; ſie kehrte ſich um und ſtarb in Convulſionen. Wir ließen ſie zuſammen in Ein Grab begraben. An dieſe Geſchichte erinnere ich mich jetzt, und darum iſt mir ſo weh um's Herz. Wir empfanden, fuhr die Frau von Morgenthau fort, dieſen Abend etwas Unausſprechliches; wir empfanden den Herbſt, aber auch den ſchönen Frühling. Ich begleitete ſie noch eine Strecke auf den Weg, und ſeitdem hing mein Herz an der Seele dieſes Mädchens.

Morgenthau rollten bei dieſer Erzählung die Thränen über die Wangen herunter. Das ſind ſchöne Gemälde, liebſtes Kind! verſetzte er, und kannſt du rathen, was ich gethan hätte, wenn ich Sommer geweſen wäre?

„Du hätteſt ſie kopuliren laſſen.“

Ja, das hätt ich, ſobald als ich gemerkt hätt, daß ihres Lebens nicht lange mehr ſeyn würde.

„Aber, mein Schatz!“

Morgenthau lächelte ſie an und ſchloß das Geſpräch mit den Worten: dieſes Aber war ein Zoll der Natur und der Zoll muß bezahlt werden. Wenn nun die Natur ewig am Fordern bliebe, wo ſollte der dürftige, verarmte Geiſt nehmen in der Wüſte?

Johannette ſchwieg und dachte über dieſe Worte nach. Dieſer Ausdruck kam ihr für die zwei Liebenden ſehr hart vor; doch wußte ſie ſchon, daß ihr Gemahl ſolche Ausdrücke nur brauchte, um Jemand auszulocken, und daß er gar nicht ſolche Gedanken für wahr hielt.

Der Pfarrer Steilmann beſuchte indeſſen ſeine Caroline fleißig. Sie war nun nicht mehr bettlägerig, und den Gebrüdern Sommers begann ein

Licht aufzugehen, daß des Herrn Steilmanns Besuche noch etwas Anders zur Ursache hatten. Eigentlich war ihnen diese Heirath, was die äußern Umstände betraf, nicht zuwider. Pietisten, die ohne Heuchelei ihren Grundsätzen treu sind, nehmen beim Heirathen in Ansehung des zeitlichen Glücks wenig Rücksicht auf Geld, Stand und Ehre; sie sind wirklich in vielen Stücken edle Menschen; und weh dem, der lieblos mit ihnen umgeht! Nur dieses ist Schade, daß sie sich nicht gemeinnütziger machen. Aber welche Gattung der Menschen hat nicht ihre Fehler! Rechtschaffene Tugend muß doch überall geehrt und geliebt werden. Deßwegen bedauerten die Herrn Sommer nur dieses, daß Caroline den ledigen Stand nicht vorzog, weil ihnen derselbe heiliger zu seyn schien; sie glaubten, daß man in demselben ruhiger Gott dienen könne. Doch, da sie den Prediger als einen rechtschaffenen Jüngling kennen lernten, dem es um sein und seiner Zuhörer zeitliches und ewiges Wohl zu thun wäre, so beruhigten sie sich und fingen sogar an, Freude darüber zu empfinden.

Steilmann merkte diese Gesinnung mit Vergnügen; daher beschloß er, eines Tages nach Morgenthau zu gehen, seinen Eltern die Sache bekannt zu machen, und von da in Begleitung seines Herrn Schwagers die Herren Sommer zu besuchen und förmlich ihre Einwilligung zu begehren. Er kam also des Morgens nach Morgenthau hin und trug den Eltern sein Vorhaben vor; diese freuten sich beide aus der Maßen und wünschten ihm Glück und Segen. Der Herr von Morgenthau selbst begann nunmehr seine Freude darüber mehr und mehr an den Tag zu legen; denn ob er gleich nicht viel davon redete, so merkte man doch an ihm, daß er völ-

lig zufrieden war; seine Gemahlin aber war aus der Maßen vergnügt. Nach dem Mittagsessen machten sich die Beiden wiederum auf den Weg nach Sommers Hause. Als sie ungefähr eine Viertelstunde gegangen waren, kamen sie von der Haide ab ins Gebüsche. Ein wenig vorwärts ging ein Fußweg von Bergstein nach Korndorf, und weiter fort in die obern Gegenden des Herzogthums. Sie waren kaum noch einen Steinwurf weit von diesem Wege entfernt, als sie linker Hand aufwärts ein erbärmliches Gewinsel und Jammern hörten; es war eine männliche und weibliche Stimme, welche zagend um ihr Leben riefen. Steilmann erschrack, daß ihm alle Glieder zitterten, stand und wollte zurücklaufen. Morgenthau sah ihn scharf an und flog seitwärts mit beflügelten Füßen auf die Stimme zu; doch schlüpfte er ganz stille unter dem Gebüsche ein. Steilmann ermannte sich und lief hinten nach; das Herz klopfte ihm wie ein Hammer. Er war just eben nicht feigherzig, aber weil sie nur ihre Rohrstäbe bei sich hatten, so traute er doch der Sache gar nicht. In weniger Zeit als einer Minute sprang Morgenthau auf den Weg. Er fand daselbst ein trauriges Schauspiel; drei Straßenräuber waren beschäftiget, eine Manns- und Frauensperson zu berauben; zwei rangen mit dem Manne, der sich tapfer wehrte und sich mit dem Hirschfänger zu vertheidigen suchte; er blutete schon hie und da, und es war an dem, daß er der Gewalt unterliegen und sein Leben lassen mußte, denn die blinkenden Mordmesser waren schon gezückt. Der dritte aber rang mit der Weibsperson und suchte sie zu knebeln und zu binden. Morgenthau's Sprung in den Weg, ein Schlag dem einen Räuber ins Genicke, dem andern aber mit der Faust aufs Auge,

daß es ausſpritzte, war ein und der nämliche Augenblick, ſo daß er Zeit hatte, ehe ſich der Dritte beſann, ihm eins über den Hirnſchädel zu verſetzen, daß ihm Hören und Sehen verging. Dieſes war ſchon Alles geſchehen, als Steilmann kam. Wie ſich der gute Pfarrer freute! Er küßte ſeinen Schwager und bewunderte ihn mit tiefer Ehrfurcht. Der fremde Reiſende wurde ohnmächtig, ehe er ſich recht beſinnen konnte. Die Weibsperſon aber kam mit Schluchzen und wollte Morgenthau die Füße küſſen; er bot ihr aber die Hand und hieß ſie, ihren Mann durch Reiben oder ſonſtige Mittel zu ſich ſelbſt zu bringen. Derjenige Räuber aber, dem das Auge gequetſcht war, jammerte und wollte ſich aufrichten; auch fing der erſte wieder an, ſich zu regen. Kommen Sie, Herr Bruder! rief Morgenthau lächelnd, und bringen Sie da die Stricke, welcher ſich die Räuber bedienen wollten, wir müſſen jetzt der Menſchheit zu Liebe den Büttel agiren.

Steilmann hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Räuber, dem das Auge gequetſcht war, fing an zu laufen, aber Morgenthau holte ihn bald ein. Wie erſtaunten ſie nicht, als ſie ihn recht anſahen, daß es Falzbein war; doch machte ihm Morgenthau keine Vorwürfe; er band ihn nur und ſo auch die andern, aber nur die Hände auf den Rücken, damit ſie gehen konnten.

Nun befahl ihnen Morgenthau, vor ihm her zu gehen; zum Prediger aber ſagte er: gehen Sie vor, Herr Bruder! Sie ſind doch dazu beſtimmt, den Uebelthätern den Weg zu zeigen, den ſie wandeln ſollen; und ſo wanderte man wieder zurück nach dem Schloſſe hin. Die beiden Fremden aber wollten nun ihren Weg fort nach Korndorf nehmen; allein

Morgenthau nahm sie gleichfalls mit. Der Mann war nicht schwer verwundet, er hatte nur hie und da Fleischwunden, doch verblutete er sich bis zur Mattigkeit.

Unterwegs mußte der Fremde erzählen, wer er wäre und wohin er wollte; er war dazu willig und fing an: „Ich und hier meine Frau sind seit zehn Jahren im Ehestande: wir haben vier Kinder zusammen gezeugt und wohnen auf einem Dorfe, nicht weit von Bergstein. Ich bin ein Landmesser und habe mich dabei auf Bergwerkssachen und dergleichen Wissenschaften gelegt; ich kann probiren und verstehe das Hüttenwesen so ziemlich. Deßwegen hatte mich auch jetzt der alte Herr von Haberklee berufen, um ihm Rechnung zu thun; er hat in unserer Gegend ein Bergwerk und eine Schmelzhütte, worüber ich die Aufsicht habe. Da ich nun ein ziemlich Stück Geld bei mir habe, so bin ich vermuthlich verrathen worden, und Sie, mein Herr! sind ein Engel vom Himmel gesandt, um mich zu retten. Meine Frau hat Verwandte in dortiger Gegend, um diese zu besuchen, ist sie mit mir gegangen."

Morgenthau dachte bei dieser Erzählung der Sache nach; er vermuthete, daß in seinem Distrikte ebenfalls Metalle in der Erde verborgen seyn könnten, welche wohl einen Hauptzweig der Handlung und der Vollführung seines Plans abgeben könnten. Er entdeckte seine Gedanken aber nicht, sondern ersuchte nur den Landmesser, ihn bei erster Gelegenheit zu besuchen.

Herr Werner, so hieß der Fremde, dachte bei sich selbst: sollte dieser Mann wohl der Herr von Morgenthau seyn? — Seine Physiognomie schien ihm seine Vermuthung zu bestätigen; allein der Anzug und daß er mit einem Rohrstab zu Fuß ging,

machte ihn wieder zweifelhaft, und er scheute sich auch zu fragen. Morgenthau selbst sagte auch kein Wort, woraus man hätte schließen können, wer er wäre, bis sie im Schlosse ankamen, woselbst es Werner an dem Betragen der Leute bald wahrnahm. Hieselbst lief nun Alles zusammen, als man den Herrn in einem so seltsamen Aufzuge ankommen sah. Er befahl, daß man die Räuber, einen Jeden besonders, im obersten Stock des Hauses in den festesten Zimmern verwahren möchte, bis er sie verhören könnte. Morgenthau schickte nun jemand nach dem Wundarzt, der nach Werners Wunden sehen und auch Falzbeins Auge verbinden mußte. Nun empfahl er dem Hofmeister die Fremden aufs Beste, und da es nur erst drei Uhr war, so ging er mit Steilmann wieder fort.

Die menschliche Natur ist so geartet, daß sich ein Mensch mit einer wichtigen Sache, die ihm eben aufstößt, eine Weile ganz allein beschäftigt, er denkt und redet fast nichts anders und beleuchtet sie auf allen Seiten; so ging es auch dem Pfarrer. Sobald als sie wieder vor dem Thore waren, fing er an:

Herr Bruder! das war eine fürchterliche Affaire.

„Worinnen war sie fürchterlich?"

Sie hätten leicht Ihr Leben dabei einbüßen können.

„Ist das denn eine so fürchterliche Sache?"

Ich erstaune! — was ist wohl erschrecklicher?

„Was meynen Sie? wenn ich nun tausend Familien im Bergthal angepflanzt und sie alle glücklich gemacht habe, kann das eine wahre und vollkommene Menschenliebe genannt werden?"

Ich sollte denken, ja!

„Ich denk aber, nein! Ich finde selber meine Rechnung dabei; ich mach' mich dadurch selber reich, an-

sehnlich, mächtig und in dieser Welt glücklich. Dieses Alles ist Pflicht und Schuldigkeit und mein eigener Vortheil; edel aber ist es und Nachahmung unsers Haupts, wenn ich mein Leben für einen Bruder wage."

Steilmann schwieg. Die Thränen drangen ihm in die Augen und er fühlte tief, wie weit er noch zurück war, mit Recht ein edler Mensch und ein Christ zu heißen. Endlich fuhr er fort:

„Der Herr Bruder haben in meinen Augen eine wahre Heldenthat verrichtet! Muth, Vorsicht, Entschlossenheit und Stärke, diese wesentlichen Eigenschaften eines wahren Helden, standen Ihnen auf den ersten Wink bereit. Sie kamen mir in dem Augenblick als ein Mann vor, der des Kämpfens gewohnt ist. Haben Sie wohl ehmals zu Felde gedient?"

Ja!

„Ei! so sind der Herr Bruder vielleicht schon Offizier gewesen?"

Ja!

„Unter welchen Truppen dienten Sie denn?"

Unter den englischen!

„So haben der Herr Bruder in England gewohnt?"

Ja!

Das ist doch erschrecklich, dachte Steilmann, daß sich der Mann so vorsichtig zurückhält! Weiter zu fragen, hielt er für gefährlich, deßwegen kam er wieder auf die Geschichte mit den Räubern. Hierauf versetzte Morgenthau:

„Herr Bruder! ich will Ihnen etwas sagen: wenn wir etwas Gutes und Nützliches thun, so laßt uns gar nicht davon reden; wir nehmen sonst unsern Lohn dahin, den wir erst in der Ewigkeit erwarten sollen. Unsre Natur ist so geartet, daß wir auch bei aller

erkämpften Demuth Freude darüber empfinden, wenn wir gelobt und gerühmt werden, wir nähren dadurch die Eigenliebe, sie wächst, und wie sie zunimmt, so nimmt die Demuth ab, und wir kommen endlich ganz gewiß dahin, daß wir große und edle Thaten nur darum auszurichten suchen, um berühmt zu werden und nicht, um Gott zu verherrlichen. Und damit haben wir unsere Abhänglichkeit vom höchsten Wesen verloren und kommen vor und nach wieder zur Ohnmacht und zum Unvermögen, Gutes zu thun. Erinnern Sie sich, wie Christus seine besten Handlungen zu verbergen suchte!!!"

Pfarrer Steilmann empfand diese Wahrheit tief in seiner Seele; er schwieg und seufzte um Kraft und Licht.

Unter dergleichen Gesprächen näherten sie sich der geliebten Einöde. Steilmann fand die ganze Gegend unvergleichlich; er bemerkte jede Aussicht, jeden Theil der Aussicht, und Alles war ihm paradiesisch.

„Ich wundre mich nicht, fing er endlich an, daß die Herren Sommer ihre Wohnung hier aufgeschlagen haben, die Gegend ist wirklich paradiesisch."

Morgenthau lächelte und antwortete: Gesetzt, Ihre Geliebte stürbe oder würde verführt, oder Sie verlören sie auf eine andere Weise, mit einem solchen Vorfall würde der ganze Reiz dieser Gegend verschwinden, sie würde Ihnen bei jedem Augenblick ein Grausen verursachen und zur Hölle werden!

„Wenn ich mir das so vorstelle, so kommt es mir wahrscheinlich vor; aber wo ist doch wohl der Grund dieser wunderbaren Erscheinung zu suchen?"

Es gibt wesentliche Schönheiten, von denen ein jeder Mensch beim ersten Anblick gesteht, daß sie schön sind. Allein es gibt auch relative Schönheiten, die nur einzelnen Personen so vorkommen und ihnen Ver-

gnügen gewähren, andern aber nicht, und dahin gehört bei Ihnen die Schönheit dieſer Gegend. Dieſes wiſſen Sie ſo gut als ich und alle vernünftige Menſchen. Allein wir bemerken nicht immer die Urſache, woher es kommt, daß uns oftmals Etwas ſchön iſt, was Andern gar nicht gefällt und öfters häßlich iſt. Der Grund davon liegt darinnen: wir haben von der Wiege an bald traurige, bald fröhliche, bald entzückende, bald fürchterliche und bald gleichgültige Vorſtellungen und Empfindungen. Geſetzt nun, wir befinden uns in einer traurigen Situation, ſo erſcheinen alle Vorſtellungen, die in dieſem Zuſtande in unſre Sinnen fallen, in dieſem traurigen Lichte, und eben ſo iſt es auch, wenn wir fröhlich und vergnügt ſind. Kommen wir hernach in andere Empfindungen, und wir ſehen oder hören etwas, das etwas Aehnliches mit den ſinnlichen Vorſtellungen hat, die wir ehmals hatten, ſo empfinden wir auch zugleich, wiewohl dunkel, was wir damals empfanden. Und daher kommt der individuelle Geſchmack eines jeden Menſchen. Z. B. mir ſtirbt ein ſehr lieber Freund. In der ſchmerzlichſten Empfindung dieſes Verluſtes geh' ich ſpazieren; die ganze Gegend, in der ich herumirre, kommt mir ins Geſicht, Licht und Schatten in derſelben, Bäume mit ihrer Geſtalt und Daſeyn, die Lage der Berge und Thäler, Felder, Wälder, Wieſen und Gärten, alles dieſes macht den gewöhnlichen Eindruck auf meine Einbildungskraft, und das Alles zugleich mit den Vorſtellungen meines verlornen Freundes. Endlich vermindert ſich dieſe traurige Empfindung, ſie verliert ſich ganz, mir ſtößt Gelegenheit zu einem ſonderbaren Vergnügen auf, alle ſinnlichen Vorſtellungen zu dieſer Zeit nehmen wiederum das Licht dieſes Vergnügens an. In einer andern Zeit

ſtößt mir eine Ausſicht oder ſonſt ein Gegenſtand auf, der etwas Aehnliches an einem Gegenſtande hat, den ich in meiner traurigen Zeit geſehen habe; ich fühle Mißvergnügen bei ſeinem Anſchauen, er gefällt mir nicht, ohne daß ich ſagen könnte, warum? und ſo iſt es auch eben mit den Gegenſtänden, die ich zur Zeit des Vergnügens wahrgenommen habe. Ich verſichere Sie, Herr Bruder! daß dieſe Beobachtung ungemeinen Einfluß auf die Seelenlehre hat, und in vielen Stücken, wo wir nicht daran denken, kommen Triebe und Empfindungen uns unbewußt aus dieſer Quelle in die Seele; wir richten unſer Thun und Laſſen darnach ein, und es wäre ſehr nützlich, wenn einmal ein philoſophiſcher Kopf dieſe Sache tief unterſuchte und ans Licht ſtellte.

Steilmann begann dieſes einzuſehen; er erwiederte: Aus dieſer Erfahrung läßt ſich nun auch begreifen, woher es komme, daß ſehr empfindſame Gemüther überall Gegenſtände der Empfindſamkeit finden. Ein Menſch, der ſehr oft melancholiſch iſt, ſammelt in ſeiner Imagination auch ſehr viele Gegenſtände, die ſeine Empfindung wieder zurückrufen, wenn er etwas wahrnimmt, das Aehnlichkeit mit ihnen hat, und ſo wird ſeine Leidenſchaft genährt und vermehrt.

Unter dieſen Betrachtungen kamen ſie nah an Sommers Haus. Sie gingen hinein, und der junge Sommer führte ſie in die Stube. Dieſer heiterte ſich auf, als er die Freunde ſahe, wie der Vollmond, wenn in einer Decembernacht der Sturmwind eine ſchwarze Wolke über ihn wegjagt.

Die ganze Familie befand ſich in der Stube. Sie ſtanden alle auf und begrüßten die beiden Ankommenden auf's freundlichſte, aber doch ein Jeder faſt aus einem beſondern Grunde.

Die Gebrüder Sommers glaubten zwei hoffnungsvolle Männer vor sich zu sehen, die noch wohl zu seiner Zeit Christen werden könnten; und so dachte auch die älteste Tochter Sibylle. Caroline hatte sich ihren Pfarrer Steilmann so hoch idealisirt, daß er in ihren Augen ein vollkommener Mensch war, dessen Unvollkommenheiten sogar an ihm unentbehrlich waren, um der vollkommene Steilmann zu seyn, den sie liebte. Der junge Sommer liebte die Menschen überhaupt, edle Menschen aber am mehrsten. Da er nun so wenig Anlaß in seiner Einsamkeit hatte, diese Leidenschaft zu befriedigen, so war er nicht so eckel, als sonst Leute seines Gleichen in Auswahl der Freunde sind. Hier fand er aber Gegenstände nach seinem Geschmack, und es war Seligkeit für ihn, sich nahe mit ihnen zu verbinden und sie recht zu genießen.

Man kann aus diesen vorausgesetzten Gründen leicht schließen, wie die Gespräche und der Umgang beschaffen gewesen. Die beiden Alten lockten beständig an unsern beiden Freunden, zur Stille, Abgezogenheit von Menschen und zur Strenge. Der junge Sommer ärgerte sich dabei, daß ihm oft das Gesicht glühete; gab auch wohl zuweilen einen derben Stich mitten aus seiner Leber heraus. Die beiden Liebenden aber hatten ihre Blicke und Reden besonders; sie machten eine eigene Welt aus, und außer ihnen war alles recht sehr gut, was Gott machte und gemacht hatte. Morgenthau allein war der ruhige Mann; er glich einem Felsen am Ufer des Meeres, der sich unerschüttert mit Wellen peitschen, von der Sonne bescheinen, Nebel um sich her duften und Gewitter auf sich stürmen läßt; er blieb immer der Nämliche, Schutz und Veste dem Wankenden, und Wall und Mauer gegen das einherströmende wilde Unglück.

Der junge Sommer und seine Schwester hatten das Herz voll von einer romantischen Geschichte, die ihnen des vorigen Tages begegnet war; sie erwarteten daher eine bequeme Gelegenheit, dieselbe erzählen zu können. Ihrem Vater und Oheim hatten sie es schon des vorigen Abends über dem Essen erzählt; allein diese Männer nahmen wenig Theil an so etwas. Alles Empfindsame gegen die Natur und ihre Produkte war ihnen Verdorbenheit, und gebar nur Seufzer bei ihnen und Verlangen nach Ueberwindung aller Leidenschaften. Steilmann wünschte die Geschichte zu wissen, und forderte Caroline auf, um sie zu erzählen. Sie that's gern und fing an:

„Ich und mein Bruder gehen gern aus, wenn's schön Wetter ist. Wir gehen dann durch Berg und Thal, besonders gegen Abend. Ich sehe so gern, wenn die Schatten von den Bäumen so schief und lang über die Rasen hin liegen, oder wenn in einem dunkeln Walde die Sonne niedrig zwischen den Stämmen der Bäume durchscheint, und es so kühl und still ist. So ist's denn auch meinem Bruder. Wir glauben oft, unser Herr Gott wandle um uns her, und wünschen uns oft, so zu sterben; nicht daß wir der Welt müde wären, sondern bei dem lieben Gott daheim zu seyn."

Der junge Sommer lächelte hiebei und hatte die Augen voll Wasser. Morgenthau und Steilmann auch. Die beiden Alten aber seufzten und sagten: Ihr guten Kinder! so leicht läßt es sich nicht thun, bei dem lieben Gott daheim zu seyn. Caroline fuhr fort:

„So gingen wir denn auch gestern allein zusammen, dort oben zwischen einer Haide, auf welcher das alte Schloß steht, und einem großen wilden Wald. Zur

Rechten, nicht fern von uns im Walde, war ein runder grüner Platz, mit alten Eichen und Maibuchen umgeben. Du weißt, Bruder! so ein Mondplätzchen! (ä ä! sagte der junge Sommer) Man sieht es so etwas licht von ferne im Dunkel des Waldes. Wir standen und berathschlagten uns, ob wir dahin spazieren wollten. Wir gingen Hand an Hand darauf zu; schon sahen wir durchs Gebüsche die Goldspitzen der Königs-Kerzen, die da häufig wachsen, als wir etwas seitwärts den Ton einer großen Querpfeife spielen hörten. Wir standen still wie die Mäuschen und hörten zu. Das war ein Stückchen! — so etwas hab ich in meinem Leben nicht gehört, so traurig, so rührend! Unser Keins hätt' einen Fuß regen dürfen, so still lauschten wir; es lautete so klagend, daß es nicht zu sagen ist! Zuweilen sang eine Turteltaube ihr Kruh — tuh — uhu — dazwischen, dann schauerten wir und sahen uns starr an. So ist mir mein Lebtag nicht gewesen! Wir hörten das Stück aus, fielen uns um den Hals. Ich sagte: Ach Bruder! Er sagte: Ach Schwester! und wir küßten uns recht auf den Mund und machten einen ewigen Bund mit dem himmlischen Vater, seine Kinder zu seyn und zu bleiben. Nun waren wir wohl begierig, den Mann zu kennen, der uns so bewegt gemacht hatte. Wir gingen also gegen das Gebüsche zu, wo der Ton hergekommen war, und fanden einen Mann auf der Erde liegen, der seinen Kopf auf eine Hand stützte. Er lag unter einem Hainbuchenstrauch, der ihn vor der Sonne beschattete; seine Kleider waren vornehm, aber abgetragen und zerrissen; er war ein schöner Mensch, aber blaß und traurig. Sobald er uns sahe, schien er zu erschrecken; er stand auf, nahm seine Flöte, die neben ihm auf der Erde lag, bückte sich und schwieg

ſtill. Wir fragten ihn, wer er wäre? Allein darauf antwortete er: Er ſey ein unglückſeliger Menſch, von allen Menſchen und von Gott verlaſſen. Mein Bruder ſagte zu ihm: er ſollte mit uns gehen und uns erzählen, was ihm widerfahren ſey? Nein, verſetzte er, laſſen Sie mich in Ruhe; ich will hier im Walde mein Leben verweinen und vertrauern, bis mich der Tod von meinem Jammer erlöst. Laſſen Sie mich! — Damit wandte er ſich bückend um und ging fort. Wir weinten eine Thräne des Mitleids, kehrten um, und ſpazierten traurig wieder nach Hauſe.

Alle waren über dieſe Erzählung gerührt. Herr Leonhard Sommer glaubte, wenn ſich der unglückliche Menſch von jeher von den Reizen der ſinnlichen Dinge zurückgezogen und ſie verläugnet hätte, ſo würde er in das Unglück nicht gerathen ſeyn. Denn gewiß! fuhr er fort, dieſer Menſch hat ein großes Gut verloren, deſſen Verluſt er nicht ertragen kann: hätte er nun ſein Herz nicht an etwas Vergängliches gehangen, ſo wär' ihm auch deſſen Verluſt nicht ſchwer geweſen.

Steilmann konnte faſt unmöglich dieſe Reden verdauen, ob ſie gleich wahr waren; der junge Sommer und Caroline waren ebenfalls verdrießlich. Ach! ſagte Carolinchen, Papa iſt alt! — Indem trat die älteſte Tochter Sibylle herein. Sie kam ſonſt ſelten aus ihrer Kammer; allein jetzt däuchte es ihr doch, geziemend zu ſeyn, der Geſellſchaft beizuwohnen. Nach geendigten Komplimenten ſetzte ſie ſich neben ihren Vater. Dieſer beantwortete ſeiner Caroline ihren Ausfall, und ſagte gleichſam mit einer Art von Triumph: Iſt denn deine Schweſter Sibylle auch alt? — Caroline ſchwieg. Sie fühlte mit Erröthen den Vorwurf; ſie glaubte aber völlig un-

schuldig zu seyn. Der alte Oheim erzählte indessen Sibyllen, wovon die Rede war. Dieses gute Mädchen triumphirte auch gleichsam über ihre Schwester. Diese merkte es, und die Thränen schoßen ihr in die Augen. Steilmann und der junge Sommer saßen im Feuer; sie hätten rasen können, so aufgebracht war ihre Natur, die sich gegen diese Gewalt empörte. Alle sahen Morgenthau durchdringend an, und ihre Blicke forderten Rache und Rettung. Und doch mußten Alle in ihrem Herzen gestehen, daß der alte Sommer recht gesprochen hatte: recht zwar, aber übermenschlich strenge! so dachten sie. Die Eltern haben öfters eine Lieblingsidee, die sie immer den Kindern einzuprägen und einzubläuen suchen, daher diese gar leicht einen Eckel für ein solches alltägliches Gericht bekommen, so daß, wenn's auch die schönste Moral wäre, diese Art des Unterrichts gar keine Frucht schafft, sondern nur erbittert.

Morgenthau fühlte die Herzensfassung der gegenwärtigen Freunde. Er hatte bis dahin geschwiegen und empfunden; jetzt heiterte sich sein ernstes Gesicht allmälig zur Freundlichkeit auf. Er lächelte ein wenig und fing an, indem er sich zu Herrn Sommer kehrte:

„Ich hatte ehemals einen Freund, ob er noch lebt, weiß ich nicht: er war ein Lehrer unter den Puritanern, ein Mann von sonderbarer Geistesstärke, Thätigkeit und Geschicklichkeit. Alle Menschen hatten Ehrfurcht vor ihm, niemand unterstand sich, in seiner Gegenwart etwas Vergebliches zu reden; er durfte Vornehmere öffentlich zurechtweisen, und der Pöbel stob auseinander und ward stille, wo er über die Straße ging. Er hatte tiefe Einsichten, und wo ihm Jemand widersprach, da konnte er mit einem Anstand seine

Sätze vertheidigen, daß ihm selten Jemand widerstehen konnte. Weil ihm dieses gelang, so wurde er natürlicher Weise stolz auf seine Kraft; er konnte über Schwachheiten und Fehltritte seiner Nebenmenschen höhnisch lächeln. Er fing an zu behaupten: Gott habe den Menschen Kraft genug in die Natur gelegt, der Macht der Sinnlichkeit und der Sünde zu widerstehen. Er wurde daher unbarmherzig gegen die Gefallenen, auch wenn sie Reue bezeigten, und lehrte öffentlich den Satz, der natürlich aus diesen Gründen folgt: Christus sey nur Lehrer und Vorbild der Menschen, nicht aber Erlöser derselben, so wie sich die Christenheit einen Begriff davon macht."

„Bei diesen Umständen nahm ich mir oft die Freiheit, ihn zu warnen. Ich zeigte ihm aus Erfahrungen, daß es geistlicher Stolz sey, wenn man so dächte, und daß er schrecklich fallen würde, wenn er nicht bei Zeiten seine Schwäche erkennen und dem Allerhöchsten zu Fuße fallen würde."

„Er hatte eine ehrliche, fromme und tugendsame Frau. Sie war aber nichts weniger als schön, eine magere Person, und nicht geschickt, mit Menschen umzugehen; doch war sie geschickt genug gewesen, die Bedürfnisse eines feurigen, lebhaften und gesunden Mannes zu stillen; er hatte einige großgezogene Kinder mit ihr. Dieses war die Ursache, daß eine gewisse gefährliche Leidenschaft nie bei ihm unüberwindlich geworden war, ob ich gleich sicher weiß, daß ihm diese Art von Ueberwindung öfters Kampf genug gekostet hatte. Allein er hatte sich doch bezwungen, und dieser Sieg machte ihn stolz und unbarmherzig."

„Seine Denkungsart hatte ihn bei allen Männern seines Standes verhaßt gemacht, ein Jeder betrachtete ihn als einen unversöhnlichen Feind der Geistesar-

muth und der wahren menschlichen Natur. Allein er frohlockte darüber, und sahe Jeden als einen Neider an, der ihm seinen Sieg mißgönnte, und wirklich ein Jeder mußte schweigen, denn auch seine geheimsten Tritte und Schritte waren unsträflich. Was geschah?"

„Seine Frau starb. Er betrauerte sie; allein da er sie immer nur als Freundin, und im Fall der Noth als Ehefrau betrachtet hatte, so verlor sich seine Trauer bald; er schickte sich in den Willen Gottes, und dieses war ihm wieder Heldenmuth. Er sah mit Verachtung auf Männer herab, welche hinter den Leichen ihrer Weiber laut weinten. Er konnte die Gelegenheit recht derb über der Menschen Unzufriedenheit mit der Vorsehung losziehen, und nun war er seinem Falle nahe."

„Weil seine älteste Tochter gebrechlich war, so mußte er eine Haushälterin haben. Stolz auf seine Vorsichtigkeit, nahm er die Tochter seiner armen Schwester zu sich, theils um ihr Gutes zu thun, theils auch die Blutsfreundschaft im Fall der Noth gegen alle Reize zur Brustwehr zu haben."

„Dieses Mädchen war ungefähr vierundzwanzig Jahre alt, weder schön noch häßlich, aber frech, geil und ganz ohne Erziehung; und eben diese Eigenschaften sind einer Einbildungskraft voller hungriger Bilder und Begierden die gewissesten Stricke."

„Mein Freund war ein sechzigjähriger Mann, aber schön und völlig von Ansehen, voll ersparter Reize, und sein Herz war ein Kerker tausend wollüstiger Geister, die er dahin gebannt und gefesselt hatte, und die nur auf günstige Gelegenheit warteten, um erlöst zu werden und sich an ihrem Beherrscher desto grausamer zu rächen."

„Nun, das Mädchen kam recht mit allen Waffen

der Wollust ausgerüstet; der alte Oheim sah sie, und erbarmte sich über das arme verlassene Kind — und sie — erbarmte sich über den armen verwittweten Oheim."

Steilmann, der junge Sommer und Carolinchen konnten kaum still sitzen.

Morgenthau fuhr fort: „Ist es nun nicht wunderbar, der alte Oheim und seine Nichte waren wohl himmelweit ihren Gesinnungen nach unterschieden, und doch harmonirten sie, sobald sie sich sahen. Dem Weisen ist diese Sache ganz begreiflich. Doch es dauerte nicht lange, so entdeckte er, daß seine Nichte eine liederliche geile Metze war; er entdeckte es, und alsbald waffnete er sich mächtig."

„Um diese Zeit that er mit seinem ältesten Sohn eine Spazierreise; er unterließ nicht, denselben vor der Nichte zu warnen; er ermahnte ihn väterlich, ernst und fremd gegen sie zu seyn. Der Sohn aber gab zur Antwort: Ich will Gott um Beistand anrufen; er wird mich bewahren! Auch ist das Mensch so gräulich unverschämt, daß sie mich so leicht nicht fangen wird. Der Vater bekräftigte das und war damit zufrieden."

„Indessen war das Mädchen gar nicht aus dem Felde geschlagen. Sobald sie fühlte, daß man sich vor ihr in Acht nahm, so fing sie an, über Seelenangst zu klagen; sie bat ihren Oheim um Rath wegen ihrer großen Sünden; sie weinte, that Buße, und bekehrte sich. Ihr Betragen war nun sittsam und stille, aber desto gefährlicher. Ihr Oheim freute sich aus der Maßen, und wurde recht ärgerlich, als er sahe, daß sein Sohn alles dieses für Betrug hielte. Indessen wendete sie in geheim allen Fleiß an, sich so viel in Ansehung der Kleider zu vernachläßigen, als

es nur eben angehen konnte, ohne Verdacht zu erwecken: sie zeigte ihren Körper soviel als möglich war."

„Mittlerweile rückte dieser Feind der Festung näher. Sie beklagte sich gegen ihren Oheim, daß sie so schlechte Erkenntniß von der Religion habe, indem sie nicht sey angeführt und unterrichtet worden. Er nahm sie allein vor, damit sie sich wegen ihrer einfältigen Antworten, wie sie vorgab, vor den Kindern nicht schämen dürfte. Was war billiger als dieses? — O ja, Jungfer Nichte! mit Freuden! — In diesen geheimen Unterrichts-Stunden redete sie mit zärtlicher Liebe verächtlich von ihres Oheims Kindern, um ihn von ihnen abzuziehen. Dieses gelang ihr so ziemlich. Auch wenn der Herr Beichtvater etwas sehr Rührendes oder Gefährliches von den zukünftigen Strafen sagte, so wurde ihr weh-um's Herz: sie riß vor Beklemmung des Herzens ihre ohnehin nicht sorgfältig zugemachten Brustkleider auf und sank dann in Ohnmacht. In diesem Fall war denn doch der gute Mann gezwungen, sie aufzuheben und wieder zurecht zu bringen. Es ist ganz gewiß, daß mein Freund wohl merkte, wo alles hinzielte; es wurde ihm Angst, er suchte sich loszuwinden, allein die Kraft verließ ihn allmählich; der Feind kam der Festung Schritt vor Schritt näher, und so wie sie von außen immer mehr und mehr eingeschlossen wurde, so fingen auch die gesunden und muntern Gefangenen inwendig Meuterei an, und suchten dem Commandanten weis zu machen, daß eben nichts Gefährliches bei der ganzen Sache zu fürchten wäre."

„Um diese Zeit besuchte ich ihn. Ich merkte bald sein bedrängtes Gemüth. Er verschloß sich mit mir in eine einsame Kammer und klagte mit bittern Thränen über seine Nichte; doch wußte er's, daß sie lie-

derlich und er ſelbſt ſchwach geworden war, und er bat mich flehend um Rath. Ich ſtellte ihm alſofort ſeine Gefahr aufs lebhafteſte vor, und zugleich auch die Urſache, um deren willen ihn die Vorſehung in dieſe Probe geführet habe. Ich rieth ihm, wie ein Wurm vor dem Herrn in den Staub zu kriechen und herzlich ſeinen Fehler zu bereuen, herzlich zu bekennen, daß der Menſch von Natur keine Kraft in ſich ſelber habe, und daß er ſie ganz von oben erlangen müſſe. Zweitens müſſe er entweder in einer öffentlichen Predigt oder in einer gedruckten Schrift dieſe Wahrheit öffentlich bekennen und ſeine vorige Lehre widerrufen, um ſich auch mit den Menſchen auszuſöhnen und den Gräuel von ſeinem Andenken wegzuräumen. Drittens müſſe er augenblicklich das Menſch fortſchaffen, und Gott ohne Unterlaß um Kraft anrufen."

„Alles dieſes leuchtete ihm ein; er erkannte, daß dieſes der unfehlbare Weg zu ſeiner Rettung ſey. Ich verließ ihn und hoffte, daß er mir folgen würde. Allein nach kurzer Zeit kam der würdige junge Menſch, ſein Sohn, zu mir; da hörte ich nun mit Schrecken und Mitleid den Sturz dieſes großen Mannes."

„Er hatte alſofort nach meiner Abweſenheit ernſt und bitter ſeine Nichte vorgefordert und ihr bedeutet, unfehlbar heute noch ſein Haus zu räumen. Allein die liſtige Schlange hatte wohl gemerkt, wo ihn der Schuh drückte. O ja, Herr Oheim! hatte ſie mit den äußerſten Zeichen der Traurigkeit geſagt; ich gehe mit Freuden, man gönnt mir doch den Troſt und den Unterricht nicht, den ich bei Ihnen genieße. Nun fiel ſie nieder, umfaßte die Kniee ihres Oheims und bat nur noch um eine Nachtherberge, damit ſie ihre Sachen in Ordnung bringen möchte. Nun weinte und

heulte ſie laut — und er — er lief fort, verſchloß ſich, weinte auch und wurde böſe auf mich. Mein Gott! iſt's wohl erlaubt, das gute Menſch ſo zu verſtoßen? Gott bewahre mich vor einer ſo unchriſtlichen Handlung! Nichte, kommt her! Sie kommt. — Mit gebrochenen Worten ſagte er: Bleibt noch einige Wochen, bis ich Euch anſtändig verſorge! — Aus großer Dankbarkeit ſchlingt ſie ihm ihre Arme um den Hals; er fühlte ihre Bruſt auf ſeiner klopfen, ſie küßte ihn — ſie ſinken mit umſchlungenen Armen auf ein Bett, neben welchem ſie ſtanden. Dieſes alles ſah der Sohn durch die Ritze einer Thür; mit welchen Gemüthsbewegungen — iſt leicht zu decken. Nun war Alles aus: er haßte mich und haßte ſeine Kinder; ja er vermied alle ſeine vorigen Freunde und fing an, der biſchöflichen Kirche zu heucheln und ihre Grundſätze zu bekennen."

„Ich glaube, wenn er nun mit ſeiner Nichte ſich alſofort ſo weit eingelaſſen hätte, daß er öffentlich vor der Welt einen kleinen Zeugen ſeines Falls habe ſehen müſſen, ſo wäre das Bedürfniß ſeiner Natur geſtillt worden und er würde gewiß zu wahrer Erkenntniß ſeines Elendes gekommen ſeyn; allein ſo weit kam es nie, ſein Wandel war anſtößig, ärgerlich; Jedermann wußte alles und Niemand durfte doch öffentlich etwas ſagen, und ſo lebte er verſtockt und verachtet fort, bis ich wegzog. Wie es ihm weiter ergangen, weiß ich nicht."

Der alte Sommer hatte aufmerkſam zugehört. Ja, gnädiger Herr! ſagte er, es iſt gewiß wahr, der Stolz kommt vor dem Fall, der Menſch muß ſich ſelber nichts zutrauen; aber Ihr Freund hätte alſofort beim erſten Anblick die Nichte wiederum ſollen nach Hauſe gehen laſſen.

„Ganz gut, Herr Sommer! verſetzte Morgenthau.“

Sybille erſtaunte über ein ſolch teufliſch Mädchen. Morgenthau antwortete: Sie hatte eine rohe Mädchen-Natur.

Der Oheim Sommer ſchob einen Finger unter die Perücke und kratzte ſich hinter dem Ohre.

Steilmann durfte nichts ſagen, um ſeine Sache nicht zu verderben. Der junge Sommer aber und Caroline waren zufrieden und ſagten: Wir ſind ſchwache Menſchen! Wohl dem, der's weiß! — Endlich ſchloß Morgenthau das Geſpräch mit den Worten: Niemand lernt dieſe Wahrheit anders erkennen, als durch die Erfahrung.

Nach dieſer Ausſchweifung vom Ziel that Morgenthau im Namen ſeines Schwagers die feierliche Anwerbung um Carolinen. Der alte Sommer ſtand auf, nahm Steilmanns und Carolinens Hände, legte ſie in einander und gab ihnen ſeinen Segen. Alsbald fuhr der junge Sommer auf, drückte Steilmann ans Herz, küßte ihn mit vielen Thränen; ſie waren Freunde, ohne ſich es ſagen zu dürfen. Die beiden Verlobten hätten ſich auch gerne geküßt, ſich ewige Treue geſchworen; allein das ließ ſich nun da nicht thun, das hätte gewiß den beiden Alten und Sybillen großen Anſtoß gegeben. Deßwegen ſagte Morgenthau: Ihr Verlobten, geht in den Garten und heiligt ihn zum Paradies! — Sie ſtanden alſofort auf; das war ſo recht nach ihrem Wunſch. Sybille glaubte, das ſey doch ein Bischen unanſtändig, junge Leute ſo allein zu laſſen. Morgenthau aber erwiederte: Sie trauen einem Mädchenherzen nicht viel zu, ſuchen Sie die Urſache dieſes Argwohns auf! Der junge Sommer verſetzte

mit einem bittern Lächeln: Gut, daß ich weiß, wo Vorsicht nöthig ist; ich will dich befriedigen und mit spazieren. Halt! rief der Oheim Sommer, ich muß euch guten Kindern doch auch was sagen! Er trat hinzu, gab Jedem die Hand mit diesen Worten: Gott segne Euch Beide! Ich freue mich recht sehr über Euch; mich dünkt, ich fühl' es, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein bleibt! Sein Bruder Leonhard sah ihn durchdringend an und schwieg stille. Sybille aber vergoß auf einmal einen Strom von Thränen, sprang auf, fiel ihrer Schwester um den Hals, küßte sie und rief: Ich wünsche dir tausend Segen; ich gehe mit in den Garten.

Nun gab sie auch ihrem Schwager die Hand und wünschte ihm Glück. Der junge Sommer nahm sie an der Hand und Steilmann seine Braut, und so gingen sie den Hügel hinauf.

Die drei Männer aber blieben in der Stube sitzen und redeten von allerhand Sachen. Die Brüder Sommers waren besonders munter. Leonhard fing endlich an: Mich dünkt, die eheliche Liebe habe noch immer so etwas Göttliches, so etwas Friedsames; es ist Schade, daß immer etwas Unreines sich mit einmischt. Wie himmlisch mußte sie im Stande der Unschuld seyn!

„Da laß ich dich nun nicht an, Bruder! versetzte Gottfried. Du weißt, wir haben manchmal von dem Dinge gesprochen. Sag mir, ist die eheliche Beiwohnung Sünde? Gott hat ja gesagt: Seyd fruchtbar und mehret euch!"

Ach, Bruder Gottfried! Da mischt sich immer so etwas mit unter, das sich dir nicht sagen läßt und das du nicht kennst.

„Ja, das mischt sich aber überall mit unter, so

weit, als unſre ſinnlichen Begierden reichen. Wir dürfen auf die Weiſe nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen, uns keine Kleider machen, aus Furcht, wir möchten's mißbrauchen."

Das iſt deine ewige Leier! — Das ſind Sachen, die man unmöglich miſſen kann; dieſes aber kann man miſſen.

„So paſſabel, Bruder Leonhard! So ziemlich! — bis dahin haben wir beide uns ſo durchgehalftert. Aber, Bruder! Bruder! die Gefangenen! die Gefangenen, wovon der gnädige Herr in ſeines Freundes Geſchichte ſagte!"

Leonhard lächelte und fuhr fort: Bruder, du kannſt ja heirathen, dir wehrt's ja Niemand!

„Das ſag' ich nicht. Du weißt, daß ich noch nie Anſchlag dazu gemacht habe; aber ich nehme mir nichts darinnen vor; ich laſſe das ſo gehen, wie's geht, und kommen, wie's kommt. Ich will nur ſo viel ſagen: ich kann nicht leiden, daß man den Eheſtand verachtet, und daß man ſeine Hand ſo hoch aufhebt und gleichſam bei dem Ewiglebenden ſchwört: Ich will mich ſo weit nicht erniedrigen, das heißt ſo viel, als: laßt die armen Erdwürmer da drunten ſich paaren, ich Menſch aus einer andern Welt, ich Engel bin über das weit hinaus!. Aber, Bruder! die Gefangenen! die Gefangenen!"

Leonhard lachte wirklich gegen ſeine Gewohnheit und ſagte: da, Bruder Gottfried, da haſt du meine Hand, daß ich nie wieder heirathen will!

„Weg die Hand! mir wird ernſt bei der Sache und bang dazu! Laßt uns ſtille ſeyn und erkennen, daß wir Menſchen ſind. Erinnere dich an den Mann und ſeine Nichte."

Du haſt recht, Bruder! Gott vergebe uns den Scherz!

Morgenthau hörte das Gespräch stillschweigend an; ihm ahnete, daß er an Herrn Leonhard Sommer noch ein Pröbchen erleben würde.

Die jungen Leute waren ebenfalls im Garten nicht müßig. Steilmann und seine Braut schmolzen zusammen in ein Herz und eine Seele, und verbanden sich, zur Ehre ihres lieben Vaters im Himmel zu leben und zu sterben. Dieses kam Sybillen fremd vor. Sie hatte vom Ehestande nicht viel bessere Gedanken, als von der Hurerei. Ihre Seele brach aus ihren Fesseln unaufhaltsam los; sie glaubte in der Luft zu schweben und Rosenduft einzuathmen. Sie fühlte in ihrem Herzen die Würde der wahren ehelichen Liebe; kaum, daß sie sich der Ohnmacht erwehrte! Sie stand und sahe, wie die Neuverlobten Thränen der Freude vergoßen, und wie sie jeden Odemzug Gott opferten, Ihn lobten und verherrlichten; sie glaubte, den Himmel über ihr offen zu sehen und Engel mit Wohlgefallen auf sie herablächeln; sie stand, blühte wie eine Rose, faltete die Hände und sahe gen Himmel. Steilmann merkte diese Veränderung zuerst. Er winkte dem jungen Sommer. Nun standen sie alle drei erstaunt und betrachteten ihre Schwester. Diese aber war entzückt und merkte auf nichts mehr, aber ihr Angesicht war ungewöhnlich heiter, gleich einem schönen Engel, der vor dem Throne Gottes steht. Nach einer Weile faßte sie ihr Bruder an der einen, Steilmann aber an der andern Hand, und Sommer fragte: Schwester! wie ist's dir? sie aber erholte sich mit einem tiefen Seufzer und sagte: Bruder! Schwager und Schwester! ich bin euch allen von Herzen gut; ich bin allen Menschen gut, und Gott — ist mein Vater! Nun kenne ich Ihn; Er ist ein Menschen-

freund, mehr als wir wiſſen. Sie ſank in halber Ohnmacht hin auf eine Raſenbank, ihrem Bruder in die Arme. Alle waren gerührt, alle faßten ſich zuſammen in die Arme und küßten die Schweſter Sybille mit hundert Küſſen.

Darauf verfügten ſich Morgenthau und Steilmann wieder ein Jeder an ſeinen Ort.

Der Herr von Morgenthau nahm nun des andern Tages das Verhör der Gefangenen vor. — Falzbein begehrte er nicht zu verhören, ſondern er ließ ihn zurück. Einer von ihnen geſtand freimüthig, daß er ſich durch eine Reihe von Diebſtählen des Todes ſchuldig gemacht und daß er nichts mehr wünſche, als Barmherzigkeit vor dem Gerichte Gottes zu erlangen. Morgenthau las in ſeiner Seele, und ſeine aufrichtigen Thränen milderten ſein Urtheil. Er wurde zum Steinbrechen verdammt, ſo daß er mit gefeſſelten Füßen als ein Sklave unter der Aufſicht eines Steinhauers ſchwere Arbeit thun mußte, ſo lange bis man Grund habe, ſeine Strafe zu verringern. Der Andere aber, welcher viel boshafter war, wurde in ein unterirdiſches Gewölbe angeſchmiedet, wo er weder Sonnen- noch Monden-Licht zu ſehen bekam, und bei dem Schein einer Lampe Arbeiten verrichten mußte, die ihm das Leben ſauer machten.

Falzbein's Auge war noch nicht heil, deßwegen beſchloß Morgenthau ſein Schickſal noch nicht. —

So willkührlich verfuhr dieſer Herr mit den Gefangenen. Niemand wußte, ob er das Recht über Leben und Tod habe, und vom Hofe aus wurde er niemals um einer Sache willen zur Rede geſtellt, ſo daß Niemand wußte, was man aus ihm machen ſollte.

Morgenthau war bei dieſer Gelegenheit beſonders aufmerkſam auf ſeine Leute, wie ſich dieſelben in Abſicht auf Falzbein betrugen. Weiler kam ihm gar nicht vor's Geſicht; er war zu fromm dazu, um ihm Vorwürfe zu machen, aber auch zu ſtolz, um ihn als einen Böſewicht zu beſuchen. Bei allen Gelegenheiten, beſonders aber über Tiſche, wurde beſtändig von ihm geſprochen, von Niemand aber wurde er bedauert. Doch konnte es Pöll nicht über's Herz bringen, er mußte einmal zu ihm gehen. Um aber doch nicht zu übertreten, fragte er den gnädigen Herrn erſt, ob er's thun dürfte, und es wurde ihm erlaubt. Sobald er hinaufgegangen war, ſchlich ihm Morgenthau nach und horchte. Pöll ſchwieg eine Weile und beſah ihn von hinten und vornen. Falzbein ſchämte ſich und wandte ſich von ihm weg; endlich fing Erſterer an:

„Falzbein! Falzbein! du haſt auch keine Furcht vor unſerm Herrn Gott, die Leute ſo auf der Straße anzufallen."

Was geht's Dich an?

„Sehr viel, gottloſer Kerl! ich ſtell' mich an der Leute ihren Platz, und dann geht's mich ſehr viel an."

Geh, du Schlingel! und mach' wieder ein Krauthuhn.

„Das Krauthühnermachen hat nun ein Ende, wenn es nicht bald zum Hänflingsmachen kommt, die man in Körbchen aufhängt. Ich hab' wohl eh' gehört: Der Krug geht ſo lang zum Bach, bis daß er zerbricht Hals und Krag. Hörſt du's, Bürſchchen! aber ich komm darum nicht her, um über Dich zu ſpotten, du biſt jetzt, Gott weiß, ein armer Schelm, du dauerſt mich rechtſchaffen; wenn dir deine Sünden leid wären, ſo wollt' ich meinen Herrn bitten, daß er dir nicht zu weh thät."

Spotteſt du Beſtie noch!

„Ich ſpotte wahrhaftig nicht, Falzbein! Ich wollte dir gern helfen, wenn ich nur könnte. Aber du mußt auch ein braver Kerl ſeyn und die Schelmſtücke laſſen.“

Geh. ich mag deiner Hülfe nicht!

„Willſt du wetten, ich und mein Herr bekehren dich doch? Aber nun ſag mir doch, du wirſt doch bald ſterben müſſen, daran hatte ich noch nicht einmal gedacht, daß du einen ehrlichen Mann todtgeſchlagen haſt; iſt dir nicht bange vor der Hölle?“

Was ſchiert's dich, ob ich in die Hölle komme?

Pöll ſah den Miſſethäter ſtarr und mit offenem Munde an. Er konnte unmöglich begreifen, daß ein Menſch in ſolchen Umſtänden nicht einmal vor der Hölle erſchrecke. Ihm wurde bang, und begann zu glauben, daß der Teufel Falzbein lebendig beſitzen müßte.

Morgenthau verbarg ſich, damit ihn Pöll über dem Weggehen nicht merken möchte. Ein wenig hernach ließ er den Jungen in ſein Zimmer kommen, wo er ihm alles erzählen mußte, was zwiſchen ihm und Falzbein vorgefallen war. Hierauf fragte ihn ſein Herr:

„Was dünkt dich, Pöll, was fängt man wohl mit Falzbein an? Soll ich ihn aufhängen laſſen?“

Hört, gnädiger Herr! Soll ich meine Meynung ſagen?

„Darum frag' ich dich.“

Nu dann! meine ſelige Mutter pflegte oft zu ſagen: Womit man ſündigt, damit wird man geſtraft. Nun dünkt mich, das wär' auch ſo ganz recht. Ihre Gnaden ſchenken mir ihn, daß ich damit machen kann, was ich will. An mir und Weiler hat er geſün-

diget, und ſo muß er durch mich und Weiler wieder geſtraft werden.

Morgenthau mußte des guten Burſchen lachen. Er fuhr fort: „Was willſt du aber mit ihm machen?“

Er ſoll alſofort anfangen, mit ſeinem einen Auge zu leſen. Ich denk', ich laß ihn am erſten Kapitel des erſten Buchs Moſis anfangen, hat er doch Zeit genug, bis er an die Offenbarung Johannis kommt, und dieſes Leſen muß er ſo an ſeiner Kette des Mittags über Tiſch in der Geſindeſtube thun. Ich glaube, daß dieſes die ſchwereſte Strafe wäre, die man ihm auflegen könnte.

Morgenthau fand in dieſem Vorſchlage ſeines Kammerdieners ſo etwas Natürliches, daß er beinahe ſeinem Rath gefolgt hätte. Doch wollte er noch eine Frage an ihn thun: „Meinſt du nicht, daß Falzbein den Tod verdient habe?“

Hier ſtand der gute Junge und kratzte ſich hinter den Ohren, er wußte nicht, was er ſagen ſollte. Endlich fiel ihm etwas bei; er heiterte ſich auf und ſagte: gnädiger Herr! es ſteht ja in der Bibel, daß alle Menſchen den Tod verdient haben, und doch werden ſie nicht Alle hingerichtet. Denn warum! der Herr Chriſtus, wie im Catechismus ſteht, iſt für alle Menſchen geſtorben: nun dünkt mich doch, ſo müßte der Herr Chriſtus auch für Falzbein geſtorben ſeyn, und wenn das iſt, ſo braucht er nicht auch zu ſterben. Der arme Schelm möchte noch wohl ein guter frommer Menſch werden, wenn man's darnach anfinge, das er aber gewiß nicht wird, wenn er aufgehangen wird. Hab' ich doch einen Fuchs einmal beinahe zahm gemacht, der uns Hühner gefreſſen hatte und den wir fingen.

Morgenthau ließ ihn nun gehen. Er erſtaunte wirklich über den jungen Menſchen; ſeine Gründe gegen die Todesſtrafe kamen ihm gar nicht kindiſch vor; doch hatte er ohnehin Falzbeins Tod nicht beſchloſſen, ſondern nachdem er ihn verhört hatte, ſobald ſein Auge heil war, ließ er folgendes Urtheil an ihm vollſtrecken:

Er wurde, gleichwie ſein Kamerad, in einen unterirdiſchen Kerker eingeſchloſſen, der durchaus finſter war, und hier wurde ihm, nebſt ſchwerer Arbeit bei Waſſer und Brod, täglich eine gute Tracht Schläge zugemeſſen, wobei er dann auch endlich zahm wurde.

Morgenthau erinnerte ſich nun auch wiederum an den Tempel der Hoffnung, welchen er über Eliſens Grab bauen zu laſſen verſprochen hatte. Dieſen Vorſatz ſetzte er nun in's Werk; er ließ eine ſimple achteckigte Mauer, die vierzig Fuß im Durchmeſſer hatte, um das Grab aufführen. Oben über ließ er eine zierliche hölzerne Kuppel, mit Schieferſteinen gedeckt, ſetzen, auf welcher eine ſteinerne Urne ſtand. An jeder der acht Seiten war in der Höhe von fünfzehn Fuß von der Erde ein rundes Fenſter, und auf der Seite gegen das Schloß zu war ein großes Portal, durch welches räumlich die Träger mit einer Leiche durchgehen konnten. Uebrigens war das Gebäude ganz ohne Zierrath, blos auswendig und inwendig mit Kalk übertüncht. Oberhalb der Thüre aber war folgender Spruch in Stein gehauen: „Selig ſind, die Theil haben an der erſten Auferſtehung! über ſolche hat der andre Tod keine Macht."

Seitdem Morgenthau die Geſchichte Caroliniens und des jungen Sommers mit dem betrübten Mann im Walde gehört hatte, ſchwebte ihm immer Reymund von Haberklee in den Gedan-

ken. Er ſtellte ſich feſt vor, daß er es ſelber geweſen ſeyn müſſe, und entſchloß ſich daher, mit dem jungen Sommer hinzugehen und ihn aufzuſuchen. Dieſes wurde auch kurz vor Steilmann's Hochzeit bewerkſtelligt. Morgenthau begab ſich früh, noch vor dem Mittageſſen, nach Sommers Hauſe und trug ſeine Gedanken vor, die dann mit Freuden gebilliget wurden. Caroline wollte mit aller Gewalt ihre Brüder begleiten, und es wurde ihr auch bewilliget. Nach dem Eſſen gingen ſie fort in's Gebirge.

Dieſe drei floßen in der Einſamkeit zuſammen, wie drei nahverwandte Thautropfen, die ſich an einem grünen Blatte untereinander anziehen, in Eins verwandelt, auf eine Roſe herabſinken, wo ſie, von der aufgehenden Sonne in lindenätheriſchen Duft verwandelt, in die Höhe gezogen und in einem fruchtbaren, gnädigen Regen wieder herunterfallen und dürres Land befeuchten. Morgenthau hatte den Pfarrer Steilmann außerordentlich lieb, ſo wie man einen Petrus lieben muß; jetzt hatte er aber Johannes-Herzen vor ſich, die an die Bruſt gedrückt werden müſſen; er war daher auch mittheilender und überfließender Liebhaber, da er in Steilmann's Gegenwart treuer und ernſtliebender Lehrer war.

Sie kamen unvermerkt auf die Höhe und in die Nähe des Schloſſes und durchſtrichen dieſe Gegend kreuz und quer, ohne das Mindeſte zu entdecken, daher verzweifelten ſie ſchier, vorjetzo ihren Zweck zu erreichen. Endlich ſchlug Morgenthau vor, die Rudera des Schloſſes zu beſichtigen. Carolinen graute davor; doch entſchloß ſie ſich, mitzugehen. Morgenthau ging vor, der junge Sommer hinten und Carolina in der Mitte. Sie ſchlupften durch das alte, mit Moos, Epheu und andern dergleichen Kräu-

tern bewachsene Gemäuer, fanden aber keine besonders denkwürdigen Merkmale, die ein Alterthumsforscher Gold und Schätzen vorzuziehen pflegt. Auf einer Seite des Schlosses stand noch ein runder gothischer Thurm, wovon oben die Spitze und auf einer Seite ein Stück des Gemäuers eingebrochen war. Morgenthau wünschte, demselben beizukommen, sahe aber keinen Weg dazu. Endlich aber fand er neben einem großen Schutthaufen ein kleines Thürchen, welches gleichsam zwischen den Ruinen versteckt war; er winkte seinen Begleitern und kroch da hinein; sie folgten ihm und kamen auf einen kleinen Grasplatz. Indem sie auf demselben hin und her gingen, sahen sie zur Seite des Thurms eine kleine Thüre, die mit einem Bund Reiser zugestopft war. Morgenthau sah seine Freunde lächelnd an und sagte: das scheint die Arbeit unsers trüben Freundes zu seyn, und indem zog er die Verschanzung weg und trat hinein. Die beiden folgten ihm schüchtern nach, doch war Caroline nun zu hinterst. Hier fanden sie einen geraumen runden Platz mit wilden und verwelkten Blumen und Kräutern bestreut. Wiederum Spuren meines Freundes! sagte Morgenthau. Nun war an einer Seite ein Loch hinunter mit einer steinernen Treppe. Morgenthau stieg hinein; seine Begleiter aber schauerten zurück und bedachten sich ein wenig, bis sie eine dumpfere Stimme vernahmen: Kommt, ich habe gefunden! Nun stiegen sie alle beide hinunter und fanden Morgenthau und den betrübten Mann sich umarmen und küssen. Es war ein geraumes und reinliches Gewölbe, welches dem armen Manne eine ziemliche Zeit her zum Aufenthalte gedient hatte; ein paar abgenutzte Bücher lagen da auf einem Stein, nebst einem Bettlerskittel, dicken,

eichenen Stock und alten, abgetragenen Hut, die zusammen auf der Seite beieinander lagen; ein Bund Reiser war sein Stuhl und ein großer, platter Stein sein Tisch; seine Schlafstelle war Moos und Laub, nebst einer alten, wollenen Decke für die Kälte. An einer andern Ecke war die Feuerstätte.

Morgenthau weinte und Reymund von Haberklee weinte auch, denn der war es selbst. Endlich fing Morgenthau an: „Sie wissen doch, daß Ihr Vater noch lebt?"

Ja, ich hab's gehört.

„Wissen Sie aber auch, daß er nun ein Christ ist und daß er sich sehr über Ihren Verlust grämt?"

Vom Erstern hab' ich etwas gehört, vom Letztern aber nicht.

„Nun, so sag ich Ihnen, daß er sich durch Briefe öfters bei mir um Sie erkundigt hat. Und derowegen ist's nun Ihre Pflicht, erst mit mir und dann auch zu Ihrem Vater zurückzukehren."

Nein! ich werde nicht von hier weggehen! Ich will hier mein böses Leben und den Tod meiner Elise beweinen!

„Meynen Sie denn, daß Sie durch dieses Beweinen Ihr Leben wieder gut und Ihre Elise wieder lebendig machen können."

Nein, aber ich leide diese Strafe billig!

„Wofür aber diese selbsterwählte Strafe? Sie sind noch jung und können noch viel Gutes in der Welt stiften, und auf diese Weise können Sie noch Vieles gut machen, was Sie vorhin verdorben hatten. Gott wird Sie eben darum nach diesem Leben strafen, wenn Sie solchergestalt Ihre Talente vergraben. Schämen Sie sich dieses mürrischen Verfahrens! Es gibt noch größere Sünder wie Sie, die rechtschaffene Men-

schen geworden und der Welt noch recht nützlich geworden sind. Nehmen Sie nur das Beispiel Ihres Herrn Vaters, u. s. w."

Reymund ließ sich endlich bereden; doch hatte die Nachricht, daß ihn sein Vater wünschte bei sich zu sehen und daß er ihm völlig vergeben habe, das meiste Gewicht in Ansehung seines Entschlusses. Er war also nicht mehr widerspänstig, sondern er ging willig aus seinem melancholischen Aufenthalte weg. Morgenthau beurlaubte sich nun von Herrn Sommer und Carolinen, und ging mit seinem Freunde gerade nach Hause. Unterwegs erkundigte sich der Erstere, wie er doch so lange hätte verborgen bleiben und seinen Unterhalt finden können? Reymund erzählte ihm Alles, wie er in entlegenen Gegenden herumgebettelt und so sein Leben kümmerlich erhalten habe, u. s. w. Hingegen erzählte auch Morgenthau alle Veränderungen seines Hauses, wovon Reymund zwar Vieles, aber doch noch lange nicht Alles wußte.

Die Verwunderung läßt sich nicht beschreiben, welche alle Hausgenossen des Herrn von Morgenthau bei Reymunds Ankunft äußerten. Das Mitleiden, welches ein Jeder ehemals für ihn empfunden hatte, verwandelte sich jetzt in warme Liebe. Sobald er in's Haus trat, versammelten sich alle um ihn her; ein Jeder hätte ihm gerne die Hand gedrückt, wenn er nicht von Adel gewesen wäre; er merkte dieses, daher gab er selbst Jedem die Hand. Wiesenthalen aber und Weilern umarmte und küßte er. Nun führte ihn Morgenthau zu seiner Gemahlin. Sie gab ihm stillschweigend mit Thränen die Hand und führte ihn in seinen zerlumpten Kleidern neben sich auf ihr Kanapee.

Frau von Morgenthau, fing er an, ich bin schmutzig und unrein.

„Sie sollen sich baden, waschen und rein anziehen; erst nur ein Wörtchen: Sind Sie zufrieden?"

Ja, ich bin zufrieden.

„Aber wo war Ihr Aufenthalt so lange Zeit?"

Sie wissen das alte Schloß, welches dort gegen Norden zwischen den Spitzen der Berge hervorragt, da hab' ich unter Zichim und Ochim gewohnt.

„Das ist schauderhaft, da zu wohnen! Dazu gehört so eine Zichims- und Ochimsseelengestalt, sonst wär's nicht auszuhalten!"

Sie haben Recht! Das Gemüth hat gern Gegenstände um sich, die mit ihm harmoniren; ein Verdammter würd' es im Himmel nicht lang aushalten.

„Aber wo bekamen Sie Brod?"

Ich wanderte zuweilen durch wüste und unbekannte Wege in Bettlerskleidern in die Ferne und bettelte.

„Armer Reymund! Und hörten oft: Geh' vorbei! Aber haben Sie nie etwas von Gespenstern gehört oder gesehen?"

Sehr oft! Aber ich traute meinen Sinnen nicht, und schrieb es immer auf Rechnung meiner melancholischen erhitzten Einbildungskraft.

„Das ist so die Art der Zweifler. Ich lese gerne Geschichten der grotesken Natur, halb menschlich, halb geistig, schauderhafte Scenen und Erscheinungen. Man befindet sich so wohl dabei, und man fühlt einen Abstand zwischen sich und solchen Dingen, daß es Einem wohl um's Herz macht; man freut sich, daß man reinen Aether athmen und das Licht der Sonne anschauen darf; man fühlt den liebenden Geist Gottes so um sich her wehen; man trifft zuversichtlich auf Gottes Erdboden, wenn man sich vorstellt, wie solche

verworfene Wesen im Dunkel der Nacht umherschleichen, den Zorn fühlen und ein Schrecken der Menschen seyn müssen."

Reymund merkte schon, wen er vor sich hatte. Sein Herz schlug ihm vor Empfindung; er dachte: Konnte Morgenthau eine andre Gattin wählen? und fragte ferner: So glauben Sie, daß es Gespenster gibt?

„Das ist mir einerlei! Genug, daß ich keins bin" — Sie lächelte, stand auf und schellte; ihre Kammerjungfer kam. Nun, sagte sie, ich gehe, um Ihnen Wäsche zu besorgen. Man soll Ihnen Wasser auf Ihre Zimmer bringen, die Sie ehmals bewohnt haben. Gehen Sie und ziehen sich rein an.

Reymund von Haberklee eilte nun zu seinem Vater. Er fand ihn äußerst betrübt über seine lange Abwesenheit; die Freude aber über seine unvermuthete Ankunft war so groß, daß er krank wurde. Der alte Edelmann vergab nun seinem Sohn alle seine Fehler, auch stellte er ihm frei, nach seinem Gefallen zu heirathen. Aber nicht lange hernach starb er an einer Auszehrung, an welcher er seit seiner Verwundung schwächlich gewesen war. Die Frau von Haberklee zog mit ihren Kindern auf einen entfernten Wittwensitz, wo sie mit dem, was ihr vermacht worden, reichlich leben konnte, und so behielt Reymund sein großes väterliches Erbe mit ziemlichen Kapitalien, und nunmehro hatten seine Drangsalen ein Ende.

Morgenthau war indessen beschäftigt, seines Schwagers Hochzeit zu veranstalten; denn weil der alte Steilmann nicht nach Sommers Hause reisen konnte, so däuchte es ihn füglicher zu seyn, wenn die Herren Sommer mit der Braut zu ihm kämen, besonders auch darum, weil der alte Pastor eigen-

sinnig darauf bestand, seinen Sohn selbst zu kopuliren. Die Herren Sommer waren dessen auch wohl zufrieden.

Ob nun gleich Morgenthau den Prunk nicht liebte, so war er doch darauf bedacht, dieses Fest recht angenehm zu machen. Seine Gemahlin sorgte für Essen und Trinken, er selbst aber für andere Lustbarkeiten. Er wußte, daß die Pietisten die Musik für eben so gefährlich hielten, wie den Teufel selbst, besonders solche, die nicht Choral ist. Um nun die Herren Sommer zu überzeugen, wie wenig dieses Vorurtheil gegründet sey, so verfertigte er selbst verschiedene überaus geistreiche Lieder; und da er ein unvergleichlicher Musikus, besonders im Rührenden war, so componirte er einige Symphonien und eine herrliche Cantate, welche auf den Tag und die Umstände eingerichtet war. Zu dem Ende ließ er einige Musikanten von Bergstein kommen, welche seine Compositionen einstudiren mußten. Unter seinen eigenen Frauenzimmern aber hatte er eine vortreffliche Sängerin, die zum Singen bestimmt wurde; Weiler war gleichfalls ein Meistersänger, und so wurde ein kleines Concert veranstaltet, welches einen Theil des Raums zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit ausfüllen sollte.

Nachdem nun der bestimmte Tag zur Hochzeit angebrochen war, so begab sich der Bräutigam auf den Weg nach Morgenthau. In Sommers Hause war Niemand, der zurückbleiben wollte; daher wurden treue Leute bestellt, die das Haus verwahren mußten. Die Herren Sommer aber, die Braut, der junge Sommer und Sybille machten sich gleichfalls fertig und gingen zu Fuß nach dem bestimmten Ort. In diesen Gegenden war zu der Zeit noch kein Weg, der mit einer Chaise oder Kutsche befahren wer-

den konnte. Alle kamen um zehn Uhr zu Morgenthau an. Der alte ehrwürdige Patriarch hielt eine kurze rührende Rede auf seinem Stuhl, und segnete darauf das Brautpaar ein.

Am Nachmittag, nachdem man zur Genüge gegessen und getrunken hatte, führte Morgenthau die Mannspersonen, seine Gemahlin und das Frauenzimmer auf einen großen Saal, allwo das Concert gehalten werden sollte. Unterweges sagte Herr Sommer zu seinem Bruder Gottfried: so gehts, wenn man sich mit der Welt einläßt. — Morgenthau hörte das, doch er schwieg stille.

Das Concert fing an: Morgenthau spielte den Flügel selbst. Die Herren Sommer, welche in ihrem Leben eine so rührende und angenehme Musik nicht gehört hatten, erstarrten und sperrten Nasen, Mund und Ohren auf. Als aber die Sängerin vollends eine geistreiche Arie sang, welche Weiler secundirte, so konnten's die Beiden nicht mehr aushalten; die Thränen flossen ihnen die Wangen herunter, Keiner sahe den Andern an. Morgenthau bemerkte das mit heimlicher Freude.

Gottfried fing endlich mit abgewandtem Gesichte am ersten an: Bruder Leonhard!

„Bruder Gottfried!"

Was dünkt dich? Wie ist dir?

„Ach, Bruder Gottfried! Wenn das Sünde ist, so ist noch kein Anfang der Bekehrung bei mir vorgegangen! Ich fühle, daß es mir im Innersten meiner Seele wohlgefällt!

So geht's mir auch! sieh' mich doch einmal an!

Sie sahen sich an und schämten sich Beide ihrer Thränen.

Sie wischten sich die Augen und horchten wieder.

Sibylle zerſchmolz gleichfalls, und floß in ihre Schweſter und die Frau von Morgenthau über, bei welchen ſie ſaß.

Nach einer Weile ſagte Gottfried wieder: Da ſiehſt du, Bruder Leonhard, daß der Herr von Morgenthau Recht hatte! Dieſe Alle ſitzen da und genießen eine ſtille und ruhige Freude: bei mir iſt's ungeſtümm; ich fühle ein Gekämpfe in meiner Seele, daß mir wehe wird! Alle ſo lange unterdrückte Leidenſchaften empören ſich! Ach, Bruder Leonhard, die Gefangenen, die Gefangenen!

„Du biſt ein wunderlicher Menſch, ſollen wir dann wieder Weltmenſchen werden?"

Nein, dafür bewahr' uns Gott! Aber, aber!

Nun redeten die Beiden weiter nicht mehr von dieſer Sache.

Der Abend wurde angenehm beſchloſſen; die Sommer'ſche Familie ging nach Hauſe, und des andern Morgens verfügte ſich auch Paſtor Steilmann mit ſeiner Gattin vergnügt nach Korndorf.

Die Geſchichte

des

Herrn von Morgenthau.

Zweiter Theil.

Nachdem nun Herrn Paſtor Steilmanns beide Kinder verſorgt waren, ſo begaben ſich die beiden Alten vollends zur Ruhe. Der alte Greis machte ſich anders keine Beſchäftigung weiter, als ſich ſelbſt zu erbauen, um zum Uebergang in die ſelige Ewigkeit geſchickt zu werden und dem Herrn von Morgenthau und ſeinem Hauſe nützlich zu ſeyn. Er hielt täglich des Morgens und Abends auf ſeinem Zimmer eine feierliche Betſtunde; Morgenthau, ſeine Gemahlin und das Hausgeſinde mußte dabei erſcheinen. Sonntags Morgens mußte alles nach Korndorf zur Kirche gehen; ſelbſt Morgenthau bequemte ſich dazu, denn der Alte pflegte zu ſagen: Herr Sohn! Sie müſſen den Ihrigen mit einem guten Exempel vorgehen. Ich könnte euch wohl allzuſammen hier auf meinem Stuhl eine Predigt halten; allein das iſt wider die Ordnung. Des Sonntags Nachmittags aber pflegte er das Hausgeſinde zu catechiſiren. Morgenthau war mit dieſem häuslichen Gottesdienſt und ſchönen Ordnung ſo wohl zufrieden, daß er ſich nicht entbrechen konnte, oft ſeinem Schwiegervater dafür zu danken; dieſes hatte dann die gute Wirkung, daß der alte Greis immer mehr und mehr überzeugt wurde, ſein Herr Sohn ſey ein guter reformirter Chriſt.

Die alte Frau Pfarrerin aber konnte ſich nicht ſo gut ſchicken. Sie hätte gern das Haushaltungsreglement fortgeſetzt, und ſie hatte ſich wirklich recht dar-

auf gefreut, wie sie ihrer Tochter mit Rath und That beistehen und das Haushaltungsruder lenken wollte. Anfänglich ging sie auch wohl in die Küche; wenn sie aber daselbst all' das Volk, das große Heerdfeuer und die vielen Töpfe erblickte, und also wohl begriff, daß diese Art zu kochen und zu braten weit über ihren Horizont hinaus war, so schlich sie still fort zu ihrer Tochter; da fand sie dann auch so viel Unbegreifliches, daß sie weiter nichts begann, als daß sie etwa den kleinen Friedrich küßte, still schwieg und zu ihrem Manne ging.

Einsmals an einem Nachmittag, als ihr vielleicht den Tag über Vieles aufgestoßen seyn mochte, das ihr nicht recht behagte, saß sie neben ihrem Mann und strickte ihm ein paar Strümpfe, er aber las Augustinus Buch von der Stadt Gottes, und war aus der Maßen vergnügt, erklärte ihr auch zuweilen Etwas, das ihm so recht schön däuchte. Doch merkte er bald, daß sie vorjetzo zur Erbauung nicht recht aufgelegt war. Er klopfte also seine Pfeife am Pantoffel aus, drehte sich gegen sie und sagte: mir däucht, Mama! du seyst hier nicht so munter, als zu Korndorf?

„Ach, Papa! wären wir alte Leute doch im Himmel, wir sind der Welt nichts mehr nütze!"

Hm! daß wir Menschen doch die guten Tage nicht ertragen können? Fehlt's dir denn irgendwo?

„Nein, gar nicht! aber mir wird die Zeit so lang, ich bin des Haushaltens so gewohnt, und muß nun Andere haushalten lassen; es thut mir leid, ich sehe, daß ich in der Welt fertig bin."

Der gute Alte sah wohl ein, daß er hier mit den bündigsten Demonstrationen nichts ausrichten würde, daher schwieg er und erwartete die Abenddämmerung,

in welcher Morgenthau gewöhnlich zu ihm kam, eine Pfeife Tabak bei einem Glase Bier mit ihm zu rauchen; die Frau Pfarrerin pflegte dann in den Garten zu gehen und den Wachsthum des Gemüßes zu beobachten.

Des Abends nun, als sich Morgenthau gesetzt hatte und beide Pfeifen einen Dampf umher ausstreuten, fing der alte Steilmann an: Herr Sohn! Ich hab' Ihnen Etwas zu sagen: meine Frau kann die guten, schönen Tage nicht gut ertragen. Sie kennen die Welt und das weibliche Herz, sie kann hier nicht das Regiment in der Haushaltung führen, und das thut ihr weh; sie sieht aber auch wohl ein, daß ihr das unmöglich ist. Was machen wir da? Es thut mir doch leid, daß diese treue Gefährtin meines Lebens nicht vergnügt seyn soll. Morgenthau erwiederte: dazu soll bald Rath geschafft werden. Stellen Sie ihr vor, so, als wenn sie auf den Einfall gekommen wären, Sie wollten mich ersuchen, daß ich Ihnen Ihre eigene Haushaltung geben möchte. Da vorn auf dem Gang will ich Ihnen die Küche einräumen, dazu einen Theil des Gartens; eine von meinen Mägden sollen Sie besolden, und die soll Ihnen zugehören, so kann die Frau Mama völlig eine eigene Haushaltung führen. Einen Keller soll sie auch haben; mit Einem Wort: Alles, was zu einer Haushaltung gehört: nur müssen Sie sich hüten, daß Sie sich nicht merken lassen, als wenn dieser Vorschlag von mir käme. Steilmann fühlte und verstand den ganzen Plan; er war vor Freude außer sich, drückte Morgenthau die Hand, und versprach die Sache einzurichten. Die Frau Pfarrerin war über die Maßen vergnügt; sie bekam ihre Haushaltung, so wie sie es wünschte, und so wurde sie völlig ruhig.

Bis dahin hab' ich nun die häusliche Geschichte Morgenthau's erzählt, von seinem Hauptzweck aber noch wenig gesagt. Nach und nach hatten sich verschiedene Männer mit ihren Familien gemeldet, welche gern im Bergthal wohnen wollten; Morgenthau aber erwählte nur Diejenigen, welche, durch Unglück oder Bedrängung getrieben, ihre Zuflucht zu ihm nahmen, Andere, die anderswo zu leben und Güter hatten, wies er ab; denn er hatte den Grundsatz: daß Niemand aus dem Ort und Stand treten müßte, in welchen ihn die Vorsehung gesetzt hat, bis sie ihn selbst heraus triebe. Caspar und Trinchen wohnten unterhalb dem Morgenthauer Hügel, ostwärts. Sie besaßen da einen Bezirk, der dreißig Morgen Landes hielte, welche zum Theil in der Ebene am Bach, zum Theil aber auch den Hügel hinan und an der Sommerseite des Thals lagen.

Dieses Landgut aber durften sie nicht nach der gewöhnlichen Art behandeln, sondern Caspar mußte genau dem Plan folgen, den ihm Morgenthau vorzeichnete, und also Jedesmal fragen, wenn er etwas Neues einzurichten hatte. Dieser landwirthschaftliche Plan aber, den Morgenthau niedergeschrieben und überhaupt in seiner Herrschaft auszuführen fest beschlossen hatte, bestand in folgenden Hauptstücken: Jedes Landgut sollte den Bedürfnissen der Familie, welcher er es übergab, der Größe nach genau angemessen und nicht größer seyn, als es die Noth erforderte.

Jedes Landgut sollte rundum beisammen liegen, und niemals zerstückt oder zerstreuet werden.

Ein solches Gut sollte rundum mit einem vier Fuß breiten und eben so tiefen Graben umzogen werden.

Die ausgeworfene Erde mußte auf beiden Seiten des Grabens geschüttet, also auf beiden Seiten ein Wall davon gebildet und dieser Wall mit einer Hecke besetzt werden. Wo also zwei Güter aneinander stießen, da mußten beide Besitzer den Graben gemeinschaftlich unterhalten und jeder seine Hecke pflanzen, die aber jederzeit von Weisdorn gepflanzt, hoch gezogen, wohl geschoren, und recht gut im Stande gehalten werden mußte.

Die Hälfte des Guts wurde zum Futterbau, die andere Hälfte aber zum Getreidebau bestimmt. Was gewässert werden konnte, war und blieb Wiese; von den andern Fluren aber sollte immer ein Drittel mit Winterfrucht, das andere Drittel mit Sommerfrucht, das dritte aber mit Gras und Klee besäet, und so immerfort abgewechselt werden. Doch mußte so der Ueberschlag gemacht werden, daß die Wiesen und das Futterland zusammen immer ungefähr die Hälfte des Guts ausmachten.

Morgenthau liebte die Stallfütterung nicht; denn er glaubte, daß ein ruhiger Weidgang auf einem verschlossenen Stücke Landes dem Vieh angenehm, vortheilhaft und gesund sey. Damit aber doch der Dünger aufbehalten und recht genutzt werden möchte, so sollte der Knabe oder das Mädchen, welche das Vieh hüteten, allezeit mit einer Schaufel versehen seyn, und solchen in einen Winkel der Weide zusammentragen. Hier mußte ein Schoppen aufgerichtet werden, unter welchem das Vieh die heiße Mittagsstunden durch schattigt stehen konnte. Die Geilhaufen der Weide, das ist: die Plätze, wo das Vieh den Mist hinfallen läßt, und welche es nicht beweidet, wo also hohes starres Gras wächst, sollten abgemäht und in Schoppen gestreut werden; wenn aber diese

Streu nicht zureichte, so sollte das Vieh vom Stroh aus der Scheuer besorgt werden. Folglich wird auf jeder Weide eine Miststätte errichtet und also dieselbe mit Dünger versehen. Das Vieh bleibt Tag und Nacht auf solchen Weiden und wird auch daselbst dreimal des Tages gemolken.

Das Wiesengras aber sollte getrocknet und zum Winterfutter verwendet werden, und wo dieses nicht zureichte, mußte der Kleebau den Mangel ersetzen. Das Gut selber durfte nicht durch Graben und Hecken in Theile zertheilt werden; denn diese Methode schränkt den Landwirth sehr ein, so daß er nicht seine Getreide- und Futterstücke groß und klein machen, oder nach Willkühr eintheilen kann.

Zu diesem Behuf mußte jeder Bauer mit genugsamen Brettern und Pfosten versehen seyn, um damit die Viehweiden abzäunen zu können.

Die Waldung an der Mittagsseite des Thals behielt Morgenthau für sich, nicht als eine Domaine, sondern als ein gemeinschaftliches Gut für alle seine Unterthanen; aber die vollkommene Verwaltung behielt er sich vor: sein Forstbedienter mußte Jedem sein Brennholz anweisen; und so oft als ein abgängiger Stamm gehauen wurde, mußten sechs Eicheln und eben so viel Maibuchenkerne sorgfältig gesteckt, und Jedes mit einem Zäunchen befriedigt werden.

So ungefähr waren die ersten Linien des Plans entworfen, nach welchem die Bewohner des Bergthals sich zu richten hatten. Und es dauerte nicht lange, so war schon ein großer Theil des Thals rund um den Morgenthauer Hügel her besetzt. Allen diesen Bauern schenkte Morgenthau auf sechs Jahre völlige Freiheit von allen Abgaben; außer daß ihm ein Jeder von dem vorgeschossenen Gelde jährlich

drei vom Hundert, entweder an Geld oder an Frucht, bezahlen mußte.

Der Hofmeister Wiesenthal war ein sehr braver, frommer und geschickter Mann, der Vieles gelesen hatte: diesen machte Morgenthau zum Polizeiverwalter seiner Herrschaft; der ehrliche Weiler wurde Rentmeister, die Justiz aber verwaltete er noch zur Zeit selber. Wöchentlich Einmal, und zwar des Freitags, war Conferenz, wo Morgenthau mit diesen beiden Bedienten sich über das allgemeine Wohl berathschlagte und sie zugleich auf die vortrefflichste Weise unterrichtete. Seine Bibliothek war mit den herrlichsten und auserlesensten Schriften, die zur Sache dienten, versehen, und diese mußten die beiden Beamten fleißig lesen, wodurch sie sich bald unter Anführung ihres großen Meisters zu ihren Aemtern völlig ausbildeten.

Während sich Morgenthau auf eine so edle Art beschäftigte, waren seine übrigen Freunde auch nicht müßig, doch mehrentheils auf sehr verschiedene Weise.

Pfarrer Steilmann zu Korndorf und seine Liebste veranstalteten einmal einen Besuch zu Morgenthau, so daß sie Beide, nebst dem jungen Sommer und Sibyllen, daselbst an einem Morgen früh zusammen kommen wollten. Dieses wurde bewerkstelliget, und alle Vier trafen daselbst an einem der schönsten Tage des Augusts ein.

Reymund von Haberklee besuchte seinen Freund auch öfters, und just jetzt war er zu Morgenthau über Nacht gewesen, als die Fremden ankamen. Da er nun den jungen Steilmann liebte, so entschloß er sich, diesen Tag noch da zu bleiben. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er die Jungfer Sibylle Sommers, und alsofort gedachte er, sie zu heirathen.

Doch wollte er nichts beſchließen, ehe er den Herrn von Morgenthau zu Rath gezogen hätte. Er winkte ihn von der Geſellſchaft weg, und Beide gingen in den Garten. Hören Sie, Herr von Morgenthau! fing Reymund an: ich ſehe da die Jungfer Sommers; ſie ſcheint ein vortreffliches Mädchen zu ſeyn, was dünkt Sie, wenn ich Anſchläge machte, ſie zu heirathen? Der Herr von Morgenthau ſtutzte über dieſen Antrag und verſetzte: Schon wieder gefeſſelt!

„Nein, nicht gefeſſelt, noch nicht! aber das Mädchen gefällt mir, wenn ſie anders ſo iſt, als ſie zu ſeyn ſcheint.“

Sie iſt noch beſſer, als ſie ſcheint; aber das ſage ich Ihnen, daß Sie ſie nicht haben ſollen. Herr von Haberklee! Sie ſind doch durch ein hartes Schickſal gewitzigt, und abermal getrauen Sie ſich, auf den Kampfplatz zu treten, wo Sie ſo erbärmlich unterlagen. Heirathen Sie nun eine Adeliche!

„Soll ich zuſehn, wie dereinſt hochadeliche Kinder die Söhne meiner ſeligen Eliſe unter die Füße treten und über ſie hingehen.“

Das ſollen Sie nicht. Geben Sie mir Ihre Söhne unter meine Aufſicht. Wenn ſie guter Art ſind, ſo will ich Männer aus ihnen machen, wovor ihre künftige hochadeliche Kinder werden Reſpekt haben müſſen.

Reymund ſeufzte und ſagte: Ach die elenden Verhältniſſe! Sie haben gut rathen, Sie heiratheten nach Ihrem Wunſch; ich allein ſoll meine Freiheit in Feſſeln legen laſſen.

Morgenthau trat vor ihn hin, griff ihn an der Hand und ſagte: Freund! Ihre Vernunft und Ihr Herz führen Krieg gegen einander; ſo lange Sie keine Religion haben, geht Ihr Weg gerade zum Verderben. Ich bin Ihr Freund; aber Sibyllen lieb' ich allzuſehr, um ſie Ihnen zu gönnen.

„Sie reden hart, Herr von Morgenthau! Hart! — Der Ton iſt mir an Ihnen ungewöhnlich, unerträglich: ſchränken Sie meinen freien Geiſt nicht ein, oder er bricht die Schranken durch.“

Morgenthau ſchwieg; denn er fühlte, daß alle Vorſtellungen Reymund noch mehr empörten. Seine erſte Liebe ſtand ihm ſo ſüß vor der Seele, daß keine andre, als wiederum eine bürgerliche Liebe, bei ihm haftete. Jetzt nahm Morgenthau alſo in der Stille ſeine Maaßregeln, um wenigſtens Sibyllen, die noch in der ganzen Welt unbekannt war, vor Unglück zu ſchützen. Er vertraute alſo ſeiner Gemahlin beim erſten Augenblick Reymunds Abſicht, und unterrichtete ſie mit wenig Worten, was zu thun ſey.

Johannette ſäumte alſo nicht, mit Sibyllen allein zu reden, ehe der Herr von Haberklee Gelegenheit hatte, ſich mit ihr zu unterhalten. Sie gingen zuſammen auf ein abgelegenes Zimmer und ſetzten ſich auf einen Sopha nieder.

„Hören Sie, meine Liebe! fing die Frau von Morgenthau an, mein Gemahl iſt Willens, für Sie zu ſorgen, er weißt einen rechtſchaffenen Mann, der ſich dem Stande und Vermögen nach für Sie ſchickt; jetzt kommt aber Alles darauf an: iſt Ihr Herz noch frei? Es gilt hier kein Tändeln und Verhehlen, die Sache iſt wichtig; haben Sie ſich einen Gegenſtand gewählt, ſo bekennen Sie mir's.“

Sibylle ſank mit dem Kopf auf Johannettens Schooß und fing von Herzen an zu weinen.

„Warum weinen Sie, meine Liebe? Schauen Sie in das ſüße Reich der Liebe mit einer ſolchen Schwermuth hinein?“

Die gute Jungfer erholte ſich endlich und ſagte: Ach, gnädige Frau, laſſen Sie mich mein Schickſal

in Ihren Schooß ſchütten! Ich war ohnehin Willens, Ihnen heute all' mein Leiden zu klagen, und ſo kommen Sie mir zuvor. Schon ſeit fünf Jahren hab' ich in Geheim einen Jüngling geliebt, der blutarm iſt und in den elendeſten Umſtänden lebt. Nie hab' ich meinem Vater etwas davon entdecken dürfen. Ich war eine Erzheuchlerin, ſtellte mich als eine Feindin der Liebe, und in meinem Herzen war es doch anders beſchaffen. Doch muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich zwar viel Süßes in der Liebe fand; aber vor dem Eheſtand ſelber gleichſam einen Abſcheu hatte, welchen ich von Jugend auf eingeſogen, ſo daß ich faſt glaubte, man könne im Eheſtand nicht ſelig werden. Daher war ich entſchloſſen, unverehlicht zu bleiben und meinen Geliebten wie einen Engel zu lieben. Zwar bemühte er ſich oft, mich zu einem Menſchen zu machen; aber ich war unerbittlich bis zu meiner Schweſter Heirath; ſeit der Zeit aber ſehne ich mich, mit ihm verbunden zu werden und ſehe doch gar keine Hoffnung dazu.

Wer iſt denn dieſer Glückliche? fragte Johannette.

Er iſt ein armer Kandidat, welcher unvergleichliche Fähigkeiten in allerhand Wiſſenſchaften beſitzt, weil er aber keine gute Stimme hat, ſo hat er nie eine Stelle bekommen können. Er mußte ſich alſo mit der Kinderunterweiſung bei ein paar reichen Bauern, nicht weit von unſerm Hauſe, kümmerlich bis daher behelfen. Wir kamen oft des Abends an einem einſamen Orte zuſammen und verbanden uns immer feſter zu einer unverbrüchlichen Liebe; ſo viel ich konnte, hab' ich ihn dann getröſtet und erquickt.

„Wie heißt dieſer Mann?"

Er heißt Lilienthal, und ſo herrlich ſein Name iſt, ſo edel iſt auch ſein Herz; aber er iſt zu arm,

um zu hübſchen Leuten gehen zu können; er hat ſehr ſchlechte Kleider. Ach, gnädige Frau! Rathen Sie mir!

„Nicht gnädige Frau, meine Liebe! Wir ſind Schweſtern. Beileibe nicht, beſchämen Sie mich nicht! Sie ſollen jetzt bald mit Freuden und Vergnügen und Wohlſtand Frau Lilienthal heißen, ſo wahr als ich Johannette von Morgenthau bin! Und nun kein Wort weiter; kommen Sie zur Geſellſchaft. Sibylle gerieth darüber in eine entzückende Freude.

Reymund verſuchte dieſen Tag, Morgenthau's Warnung ungeachtet, öfters mit Sibyllen zu reden; allein ſie war blos höflich und gab ihm ſo viel zu verſtehen, daß er bei ihr gar nichts zu hoffen habe.

Der junge Pfarrer Steilmann ſowohl als der junge Sommer machten die Entdeckung, daß Herr von Haberklee dereinſt Sibyllen wohl möchte lieben können, nicht ohne entzückende Freude, und es verdroß ſie beide von Herzen, daß ihre Schweſter ſo gleichgültig gegen ihn war. Sie machten Gelegenheit, mit der Frau von Morgenthau darüber zu reden; dieſe aber lächelte, drante mit dem Finger und antwortete weiter nichts als: Der Adel glänzt Euch in die Augen.

Gott wird machen, daß die Sachen
Gehen, wie es heilſam iſt.

Nun gingen alle Freunde wieder nach Hauſe.

Dieſer Tag ging vergnügt vorüber. Des Abends erzählte Johannette ihrem Gemahl die Entdeckung mit ſolcher Wärme, daß er innig darüber gerührt wurde, ſie küßte und ſagte: du haſt Sibyllen verſprochen, zu helfen, daß ſie zu ihrem Zweck kommt; nun führe du auch die Sache aus, damit auch dein

Register schöner Handlungen in jener Welt immer größer werde.

„Dazu bin ich zu schwach, mein Liebster! Mein Vorsatz war, durch dich zu helfen.“

So hilf denn durch mich, ich will dein Werkzeug seyn: was dünkt dich, wie wollen wir die Sache beginnen, fortsetzen und endigen?

„Beginnen können wir, wir müssen erst Lilienthal gesehen haben, ihn kennen und dann das Fortsetzen und Endigen nach dem Gang der Vorsehung einrichten.“

Du hast recht, meine Liebste! Also wollen wir erstes Tages Lilienthal besuchen.

Nach diesen Gesprächen begaben sich beide zur Ruhe und die Engel des Herrn stellten sich wie Salomons Helden um ihr Bette her, damit diese Edlen kein Ungestümm berühren, sondern mit jedem Odemzug ein Strom des Friedens in ihre Seele überfließen möchte.

Nach etlichen Tagen stand Johannette früher auf als gewöhnlich. Der heitre Glanz des klaren Himmels fiel ihrem sanften Auge zuerst auf, und das Wehen einer schmeichelnden Luft aus Südosten begegnete ihr, als sie das Fenster öffnete, um über ihr Thal hinauszuschauen. Sie seufzte feurig zu Gott, und ihr Dank war warm, den sie zum ewigen Thron hinauf schickte. Jetzt fühlte sie Drang, heute ihr großes Werk auszuführen. Morgenthau hatte den vorigen Abend spät gearbeitet; er schlief noch ruhig. Sie beschloß also, ihn nicht zu wecken, sondern sich in der Stille anzukleiden. Sie zog ein weißes Negligee von Nesseltuch an, das sie noch in ihrem ledigen Stande getragen hatte, mit bleichgrünen Bändern, die dazu gehörten; dann setzte sie ein schwarzes taf-

seines Hütchen auf, und so trat sie vor das Bett hin und weckte ihren Gemahl auf. Dieser wunderte sich, begriff aber bald, wo das hinaus wollte. Dieser Anzug schickt sich für Lilienthal, sagte er, sprang aus dem Bette und zog sich ebenfalls ganz ländlich und einfältig an, und nachdem sie etwas gefrühstückt hatten, machten sie sich auf den Weg und wanderten Hand in Hand auf Sommers Haus zu: dieses aber ließen sie zur Seite liegen und gingen etwas weiter auf einen Bauernhof zu, der dort im Grunde vor ihnen lag.

Hier sprachen sie zu und fragten nach Lilienthal. Man wies sie über einen Hügel hinüber, und dieser Fußpfad führte sie gerades Weges an ein ziemlich schönes Haus, welches da vor ihnen im Thälchen lag. Als sie in diesem Hause ankamen, wo man sein Lebtag wohl wenig vornehme Leute mochte gesehen haben, sprang ein jeder scheu zurück; denn niemand kannte diese Herrschaft, außer der Hausherr selber hatte Morgenthau zu Korndorf in der Kirche gesehen, wohin er zuweilen ging, wenn er Geschäfte daselbst hatte, sonst aber gehörte das Haus zu einer andern Pfarre.

Johannette fragte alsbald nach ihrem Schulmeister; man rief ihn, er kam. Er war ein langer wohlgewachsener, etwa dreißigjähriger Mann, seine Gesichtsbildung war mehr erhaben als schön, sein Blick tief und ernst, aber sanft und gefällig. Er hatte nichts von dem Nachläßigen eines mißlungenen Studenten, sondern sein ganzes Daseyn war Ordnung, so abgetragen auch seine Kleider waren. Johannette freute sich innerlich, denn der Mann gefiel ihr. Der Hausherr hatte ihm schon bekannt gemacht, wer ihn zu sprechen verlange; daher wußte er jetzt, wen er vor sich hatte.

Sie griff ihn an der Hand und sprach: Führen Sie uns ein wenig spazieren, wir haben mit Ihnen zu reden. Lilienthal war voller Erwartung, was aus diesem seltsamen Besuche werden würde; er wurde munter, und mit einem zierlichen Compliment führte er sie hinaus in ein nahegelegenes Wäldchen, wo es kühl und angenehm war. Nun fing Johannette an:

Wir haben von Ihnen und Ihren Umständen gehört, Herr Kandidat! Es that uns leid, daß ein würdiger Mann in unserer Nachbarschaft in Kummer leben soll, ohne ihn zu trösten. Jetzt lassen Sie uns einmal geschwind Ihre Geschichte hören, damit wir Sie ganz kennen lernen; verhehlen Sie uns aber nichts, Ihre Fehler so wenig, als Ihre Tugenden. Lilienthal bückte sich, seufzte tief und eine Thräne zitterte ihm im Auge. Ja, sagte er, gebietende Frau! bis dahin hab' ich noch wenig Gelegenheit gefunden, meine traurigen Schicksale in den Busen eines Freundes auszuschütten; Einen hab' ich, nächst Gott, dem ich trauen darf, allein sein Arm ist zu schwach, mich zu tragen. Die Menschen sind selten, die bei dem Kummer ihres Nächsten weinen; die aber sind noch seltener, welche — doch der Leidende hat immer Forderungen, und Klagen von der Art stehen ihm übel an.

Der wird dereinst mit Siegespalmen prangen,
Der glaubet, duldet, liebt und schweigt:
Der wird am Thron des Lamms die Kron' erlangen,
Der unters Kreuz den Nacken beugt.

Bald sollte man das Glück des Kreuzträgers beneiden, versetzte Johannette mit Thränen in den Augen. Laßt uns hier auf diesem grünen Rasen sitzen, ich bin müde. Sie setzten sich auf ein Kleeblatt, und Lilienthal erzählte:

Ich bin in Sachsen auf einem kleinen abgelegenen und unbekannten Dörfchen geboren. Meine Eltern verlor ich früh, als ich kaum zehn Jahr alt war, und meine übrigen Geschwister waren schon vor ihnen in die Ewigkeit gegangen. Sie waren arme Bauersleute, und hinterließen mir nichts, als ein kleines Gütchen, das aber ganz verschuldet war; denn sie waren beide kränklich, so lang als sie verheirathet waren. Mein Vater starb zuerst, und ich kann mich noch erinnern, wie er meine Mutter und mich als arme Schäflein dem treuen Hirten empfahl und für uns betend verschied. Meine Mutter grämte sich dergestalt über den Tod meines Vaters, daß sie nun vollends in eine Auszehrung verfiel und sich jeden Tag mit starken Schritten ihrer Auflösung näherte.

Wir hatten einen Prediger, einen Mann, welcher ein wahrer Jünger Jesu und ein Schüler des frommen Franken in Halle war. Dieser besuchte meine Mutter über den andern Tag. Seine herrlichen Gebete und himmlische Reden wirkten nicht allein mit unwiderstehlicher Gewalt auf meine Mutter, sondern auch auf mich, so daß ich zu der Zeit oft allein ging und mit kindlichen Gebeten und Thränen mein Herz vor meinem erbarmenden Erlöser ausschüttete. Als nun endlich meine Mutter dem Tode nahe kam, so blieb der Prediger bei ihr. Etwa eine Stunde vor ihrem Tode bezeigte sie ihre Sorge für mich gegen den Pfarrer in den wehmüthigsten Ausdrücken; er aber beruhigte sie ganz und versicherte ihr, daß er mein Vater seyn wolle. Nachdem sie nun anfing zu sterben, kniete der Jünger des Herrn nieder; ich that es gleichfalls neben ihm, und so begleiteten wir die Seele meiner Mutter bis an die Thür des Himmels.

Nachdem ſie begraben war, nahm der Prediger mich zu ſich, und half mir, daß ich ins Waiſenhaus zu Halle kam, wo ich erzogen wurde.

Meine Liebe zu dem Chriſtenthum bekam hier völlige Nahrung. Der Herr Profeſſor Franke, ſo wie auch der Herr Doktor Richter, gewannen mich lieb; und als ſie meine wenige Gaben und Geſchicklichkeiten entdeckten, zugleich auch merkten, daß ich große Luſt zum Studiren hatte, ſo waren ſie mir behülflich, und damit ich Sie nicht lange mit unbedeutenden Dingen aufhalte, ich ſtudirte ordentlich die Gottesgelehrtheit und wurde Kandidat. Jetzt aber fand ſich ein Fehler an mir, den ein jeder mit Bedauren und ich mit Schrecken bemerkte; jedesmal, wenn ich öffentlich reden ſollte, war der Anfang vortrefflich, nach einer kleinen Viertelſtunde aber wurde ich ſo heißer, daß mich Niemand verſtehen konnte. Alles, was ich dagegen verſucht hatte, iſt fruchtlos geweſen; folglich war kein anderer Rath für mich, als mich auf die Unterweiſung der Jugend zu legen, wozu ich auch Luſt hatte.

Hierzu äußerte ſich bald eine dem Anſehen nach ſehr gute Gelegenheit. Ein Junger von Adel ſtudirte in Halle; dieſer lernte mich kennen, und es ſchien, als wenn er Gefallen an meiner ſtillen und ehrbaren Lebensart gefunden hätte. Deßwegen ſobald er nach Hauſe kam, empfahl er mich ſeinem Bruder, der ein Landedelmann, reich und begütert war. Dieſer hatte verſchiedene Kinder, welchen er einen Hauslehrer hielte. Er berief mich, und ich nahm dieſen Ruf an.

Der Herr von Larmin (ſo nannte er ſich) war ein ſehr verſtändiger Mann; er hatte ſtudirt und hernach Reiſen in die vornehmſten Länder Europens

gemacht, er war mit den alten Sprachen und Schriftstellern eben so bekannt, als mit den neuern, auch war er ein Freund der Religion. Seine Gemahlin war eben so würdig und edel wie er, und ich glaubte hier meine Tage vergnügt und glücklich zubringen zu können. Seine schöne und wohlgesammelte Bibliothek stand zu meinem Gebrauch immer offen. Besonders war in derselben das Fach der Landwirthschaft stark und vollständig. Der Herr von Larmin machte sein Hauptwerk daraus, seine schöne und große Landgüter blühend zu machen. Die Ackerbaugelehrsamkeit gefiel mir so wohl, und sie schien mir so edel zu seyn, daß ich mich mit allem Fleiß darauf legte und mir es gleichsam zum Zweck machte, ein gelehrter Landwirth zu werden: ich glaube auch, daß ich darinnen eine ziemlich hohe Stufe erreicht habe. Dabei blieb es aber nicht; denn als mein Herr diesen Hang mit inniger Freude merkte, so bediente er sich meiner auch auf seinen Gütern, und vertraute mir ein etwas entlegenes Landgut an, welches ich nach meiner besten Einsicht bauen und betreiben mußte. Was ich da nun für ein wahres irdisches Vergnügen genossen, wenn ich öfters dahin ritt und so den Segen Gottes aus der Erde hervorgrünen und blühen sah, das kann ich mit Worten nicht beschreiben. Fast auf allen Feldern und Wiesen hatte ich Betplätze, so daß mir dieses ganze Gut gleichsam ein herrlicher Tempel Gottes war.

Bei diesen Umständen wurde meine Unterweisung nach und nach vernachläßigt; der Herr von Larmin machte sich daraus nichts, denn er nahm einen andern Hofmeister an, und mich machte er zum Verwalter seiner Güter. In dieses neue Amt schickte ich mich vortrefflich; ich wünschte nichts weiter in der

Welt, und ſchon war man darauf bedacht, mich durch eine Heirath zu den Dienſten des Hauſes auf Lebenslang zu verbinden: denn die gnädige Frau hatte eine Kammerjungfer, eine verwaiste Predigers-Tochter, mit welcher man mich zu verehelichen gedachte. Ich hatte auch gegen das alles nichts einzuwenden, und wenn nicht der Feind aller menſchlichen Glückſeligkeit mein Glück auf eine fürchterliche Art untergraben hätte, ſo würde ich bald zu meinem Zweck gekommen ſeyn; und dazu brauchte er einen Jäger, welcher ein raſcher junger Menſch ohne Religion, dabei aber ein feiner abgefeimter Bube war.

Dieſes Werkzeug der Hölle hatte mein geringes Herkommen entdeckt. Da er nun der Sohn eines Forſtmeiſters war, und alſo glaubte über mich erhaben zu ſeyn, ſo war es ihm unerträglich, wenn er ſahe, daß ich mit der Herrſchaft ſpeiſte und ſo wohl mit derſelben dran war. Er beſchloß alſo, mich zu ſtürzen, es möchte koſten, was es wolle. Vielleicht mochte er auch wohl ein Aug' auf die Kammerjungfer geworfen haben, und dabei glauben, ich ſtände ihm im Wege.

Die Liſt, welcher er ſich zu ſeinem Zweck bediente, war gottlos genug ausgeſonnen, und wenn nicht die Vorſehung außerordentliche Wege dabei eingeſchlagen hätte, ſo müßte ich zu Grunde gerichtet worden ſeyn. Dieſer Jäger ſuchte auf dem Gute, welches ich beſonders unter meiner Aufſicht hatte, ſich einen treuen Gehülfen, einen Pferdeknecht aus, der ihm klug und gottlos genug ſchien, um ſeine Rolle wohl ſpielen zu können. Dieſen richtete er ab, Früchte und allerhand, was auf dem Gute wuchs, zu ſtehlen. Dieſe geſtohlenen Sachen wurden bei einem benachbarten Bauern, den ich zuweilen auf Stücken ertappt und

hart bestraft hatte, abgesetzt; derselbe wurde dann auch mit ins Complott gezogen. Noch ein Vieh- und Fruchthändler, der mich öfters in Versuchung gesetzt hatte, ihm gegen Halbpart meinen Herrn betrügen zu helfen, und endlich von mir ziemlich hart abgefertigt worden war, verstand sich auch dazu, mich unglücklich machen zu helfen. Diese vier Menschen, oder vielmehr Teufel, trieben ihre Sachen so geheim, daß ich nicht nur nichts merkte, sondern der Jäger und der Pferdeknecht wußten sich so zu betragen, daß ich mein größtes Vertrauen in sie setzte.

Einsmals kam er und brachte eine Fruchtrechnung, welche als eine Mahnung zugleich abgefaßt war, er bat mich, ihm dieselbe abzuschreiben: denn ein guter Freund von ihm habe diese Lieferung gemacht, könne aber nicht schreiben, und er selbst habe auch keine Geschicklichkeit dazu. Ob mich nun gleich dieses Ansuchen ein wenig befremdete; denn mir däuchte, ein jeder Schulmeister hätte das wohl thun können: so ahnete ich doch nichts Böses, ich schrieb es also ab. Der Bösewicht ahmte hernach meinen Namen so gut nach, daß ich selbst nicht wußte, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich diese Schrift in der schrecklichsten Stunde meines Lebens wieder sahe.

Als endlich nun alles zu meinem Fall bereit war, so brachte der Jäger dem Herrn von Larmin ganz glimpflich bei, wie er meine Untreue entdeckt, und daß er schon lange nicht getraut habe, deßwegen sey er behutsam gewesen; jetzt aber habe er sich mit gültigen Beweisthümern versehen, um mich völlig überzeugen zu können. Man kann denken, wie bestürzt dieser Herr über dieses Anbringen wurde. Ich war nicht nur sein Bedienter, sondern auch sein Freund, wir hatten uns mit erbaulichen Gesprächen öfters

unterhalten, und er mußte nothwendig ſchließen, daß ich der ſchwärzeſte Heuchler unter der Sonne ſey, wenn ich wirklich ein Dieb geweſen wäre.

Ich bemerkte daher auf einmal eine zurückhaltende Kaltſinnigkeit an meiner Herrſchaft, und bald darauf wurde mir plötzlich meine Gutsrechnung abgefordert. Ich machte alles bereit und legte die Rechnung gewiſſenhaft ab; allein mir fehlte Vieles, denn die Erndteregiſter ſtimmten mit der Ausgabe, Einnahme und mit dem Vorrath lange nicht überein. Mein Herr ſah mir ins Geſicht; ich aber erſchrack und bezeugte, ich ſey nicht untreu, ich müßte aber beſtohlen worden ſeyn. Der Herr von Larmin zog darauf ein Papier aus der Taſche, legte mir's vor und ſagte: Hier iſt der Defekt vielleicht! Dieſes war die Rechnung, welche ich dem Jäger abgeſchrieben hatte. — Jetzt merkte ich die ganze Bosheit. Ich ſagte alſo meinem Herrn den Vorgang und Alles, was ich auf meinem Herzen hatte: berief mich auf Gott und mein gutes Gewiſſen, ſo daß er mit Freuden zu hoffen begann, ich möchte wohl unſchuldig ſeyn.

Nun wurde der Jäger zum ſtrengſten Beweis aufgefordert; als der aber mit ſeinen dreien Zeugen kam, welche nebſt ihm mit unbeſchreiblicher ſcheinbarer Freimüthigkeit meine Untreue bezeugten und beſchwuren, ſo wurde ich überſtimmt und kaſſirt.

Jetzt half's nun gar nicht mehr, daß ich meine Unſchuld feierlich betheuerte und mich auf das Gericht Gottes mit den bitterſten Thränen berief; denn der Herr von Larmin antwortete nur ganz kaltblütig darauf: Das könne jeder Böſewicht ſagen. Die größte und unverdienteſte Gnade, welche ich Ihnen erzeigen kann, iſt dieſe: daß ich Sie ungeſtraft gehen und Ihrem eigenen Gewiſſen überlaſſe.

Ich besann mich hin und her, wie ich meine Ehre zu vertheidigen hätte: aber ich fand gar keinen Ausweg dazu. Ich überließ also dem Herrn der Menschen die Rache und ging fort. Jetzt wußte ich nun freilich nicht, wohin ich mich wenden sollte; doch ich vertraute Gott und wanderte meinen Weg fort, gleichgültig, wo ich hinkommen würde. Kurz, ich gerieth an einen Kaufmann von Bergstein, welcher von Berlin nach Hause reiste. Dieser nahm mich zu seinem Hauslehrer an; allein da war's gar nicht für mich, kaum konnte ich ein Jahr aushalten. Ich fand hernach Gelegenheit, bei diesem Bauern unterzukommen; diesem unterweise ich die Kinder und lehre sie den Ackerbau und die Viehzucht verbessern. Ich habe nun schon bei sechs Jahren hier gewohnt, ich könnte vergnügt seyn —

Aber doch sind Sie's nicht? fragte Johannette.

„Nein, gebietende Frau! ich bin's nicht."

Was fehlt Ihnen denn?

„Ich fühle einen Beruf, einen Drang in mir, ein Mann in der Welt zu werden, der öffentlich auf den Plan tritt und wirkt."

Dazu kommen Sie noch, eh' Sie's denken. Aber ist Ihre Unschuld in Sachsen noch nicht an's Licht gekommen? fragte Morgenthau.

„Auf's Vollständigste. Meine Verfolger haben's mit ihren Diebstählen so grob gemacht, daß sie zur gebührenden Strafe gezogen worden sind, und in dem Gefängnisse, nebst andern Gräueln, auch meine vollkommene Unschuld bekannt haben; dennoch verlangt mich nicht, wieder hinzugehen, sondern ich bleibe lieber hier."

Es könnte auch seyn, erwiederte die Frau von Morgenthau, daß Ihr Beruf, Ihr Drang, ein

Mann in der Welt zu werden, hier noch erwünschter zur Erfüllung gebracht würde, als in Sachsen.

Jetzt hatten unsre beiden Kundschafter genug von ihm selber gehört; sie gingen in's Haus und baten den Bauern selbst, daß er ein wenig mit ihnen gehen und ihnen den Weg nach Sommers Hause zeigen möchte, wozu er bereitwillig war. — Diesen fragten sie nun genau nach dem ganzen Betragen, nach allen Kleinigkeiten in dem Charakter Lilienthals, und hörten der Lobsprüche so viel, daß sie jetzt kein Bedenken mehr trugen, den armen Menschen völlig in ihr Herz zu schließen und ihm zu helfen. Nun ließen sie den Bauern wieder nach Hause gehen.

Nachdem sie nun allein waren, so ergriffen sie sich an der Hand und führten sich in dem paradiesischen Vergnügen, welches edle wohlthuende Seelen empfinden, ihren einsamen Fußpfad auf Sommers Hause zu. Johannette wollte sich jetzt mit ihrem Gemahl berathschlagen, wie sie bei Herrn Sommer die Sache anzugreifen hätten; allein er hatte dazu keine Lust, denn er sagte: Wir wissen nicht, was Herr Sommer auf unsere Vorstellungen antworten wird, und weil wir das nicht wissen, so können wir auch nicht auf unsre Antworten studiren. Laß uns das der Vorsehung überlassen. — Johannette versetzte: ich bin so voller Wonne des Himmels, ich möchte singen.

„So singe denn, wir wollen langsam gehen!"

Ach, mein Liebster, wie wohl ist mir! Letzthin war mir auch so wohl, als ich unsern armen Bauern Christian besucht hatte, der mit seiner Frau so krank lag und die lahmen Kinder hat.

„Haſt du den beſucht? davon weiß ich nichts.“

Laß deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut.

„Aber jetzt weiß es doch deine linke Hand.“

Das macht, mein Kind! ich kam von dem Beſuche zurück, und da hatt' ich Luſt, zu Dichten, ging auf jenes Zimmer, das gegen Abend ſieht, und unter dem Hinſinken der Sonne machte ich ein Lied.

„Singe mir dieſes Lied nicht mit deiner ſtarken, ſondern mit deiner ſanften Stimme; es wird unter dieſen ſchattigen Bäumen hier gut wirken. Welche Melodie hat's?“

Es geht nach deiner Leibmelodie, ſo wie Richters Engelslied, das gewiß die Seraphinen ſingen müßten, wenn es nicht die Sprache eines bekehrten Sünders führte, nämlich: Mein Salomo, dein freundliches Regieren ꝛc.

„Singe, meine Liebſte!“

Hinauf, mein Geiſt, ſchwing dich mit Adlersflügeln
In's Element der reinen Liebe hin,
Wo ich von allem Gram entfernet bin!
Da ſpürt mein Herz das reineſte Vergnügen:
Da mach' ich ſchon mit Engeln mich bekannt,
Gewöhne mich an's wahre Vaterland.

So lang ich noch allhier im Fleiſche walle,
Muß dieſer Morgenthau mir Stärkung ſeyn.
Bis mich durchſtrahlt der Gottheit Sonnenſchein,
Bis ich, vom Fleiſch erlöst, die Freuden alle
Genießen kann in ungeſtörter Ruh,
Bring' ich die Zeit mit Liebesblicken zu.

Wer kann ſchon hier den Vorgeſchmack genießen
Der Himmelsluſt, der vollen Seligkeit?
Der nicht, der hier der Wolluſt Weihrauch ſtreut.
In den kann nur der Friede überfließen,
Der glaubensvoll auf den Erlöſer blickt,
Und liebevoll den Leidenden erquickt.

Erlöser, dir! dir zollt mein zärtlich Auge
Der Sehnsucht Thränen jeden schönen Tag,
Und deinem Gang spürt meine Seele nach!
So lang, bis ich dein holdes Antlitz schaue,
Sollst du bei jeder Liebespflicht allein
Mein Leitstern und mein sanftes Beispiel seyn.

So sä' ich hier auf Hoffnung edlen Samen,
Streu' goldnes Korn in Menschen Herzen aus,
Und walle oft zu meiner Saat hinaus,
Und pflege sie in unsers Königs Namen,
In meinem nicht, bis zu der Erndtezeit
Ich übergeh' zur vollen Seligkeit.

Morgenthau umarmte und küßte seine Gemahlin und sagte: Ich danke dir für dein frommes Lied — schreib' es auf, und alle, die du machst, in ein besonders Buch, es ist freilich für schöne eckele Geister und Kritiker nicht gemacht, aber für einen solchen Augenblick, wo das Gemüth den Frieden Gottes empfindet, der über alle Vernunft ist, wo es uns nur um Sache, um Kraft und Saft zu thun ist, wo Wörter wiegen und Bilder mit dem Cirkel und Maßstab messen, Eckel für uns ist, für einen solchen Augenblick ist dein Lied, und dahin wollen wir alle aufsparen *).

Unter dergleichen Gesprächen erreichten sie Sommers Haus, ohne daß sie es gewahr wurden. Sie wurden daselbst mit einer angenehmen Ueberraschung empfangen, und Alle, sogar die beiden alten Herren, machten für diesen Tag mit ihren Geschäften Feier-

*) Wem's etwa vor dem Liederton der Kirche eckelt, der schlage hier Johannetten's Lied über. Es steht für diejenigen Leser da, welche hohen Schwung nicht verstehen; jenen soll nicht Johannette, sondern Morgenthau auch bald eins dichten.

abend; besonders war Sybille aufgeräumt, sie ahnete etwas; dem jungen Sommer aber war's immer ein festlicher Tag, wenn er entweder mit Morgenthau oder mit seinem Schwager Steilmann umgehen konnte.

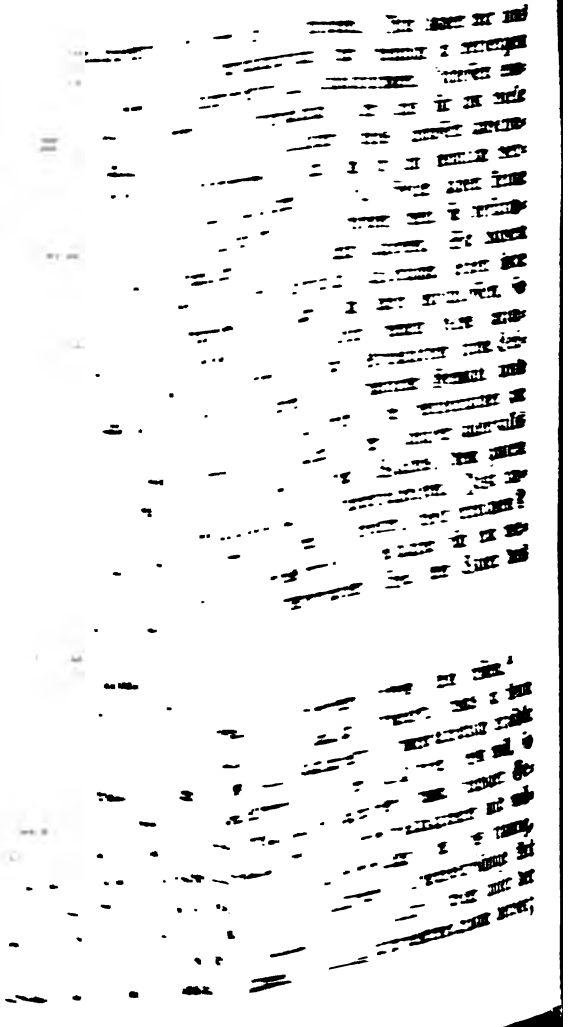
Nach dem Mittagessen wurde beschlossen, in den Garten zu gehen und um drei Uhr auf dem Saale des Pavillons Kaffee zu trinken. Zu diesem Spaziergang gehörten die beiden Alten, Morgenthau und seine Gemahlin, und der junge Sommer; Sybille aber mußte im Hause bleiben und die Geschäfte abwarten.

Jetzt war nun der rechte Zeitpunkt da, von der Hauptsache zu reden. Johannette fing das Gespräch folgendergestalt an:

Ich habe Sie, meine Herren! in einer wichtigen Sache um Rath zu bitten; mein Gemahl hat mir die Ausführung derselben übertragen, und da es ein Fall ist, in welchem Sie erfahrener sind, als wir Beide, so sind wir eigentlich darum hergekommen, um uns bei Ihnen Raths zu erholen.

Sagen Sie uns das, gnädige Frau! antwortete Herr Leonhard Sommer, wir wollen Ihnen so treu rathen, als wenn's uns selber anginge.

Davon bin ich überzeugt, fuhr Johannette fort, und nun will ich alles erzählen: Wir haben einen nahen Freund, den wir als unsern Bruder lieben, ein vortrefflicher, edler, geschickter und rechtschaffener Jüngling; aber er ist blutarm, hat auf der Welt nichts, als ein ehrliches Herkommen, ehrliche Aufführung, guten Namen, viele Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit, und über das Alles haben wir auch entdeckt, daß er ein Christ ist. Es ist noch nicht lange, als wir erst gewahr wurden, wo er ist und in wel-



die guten Leutchen wollten doch ihre Leidenſchaft dem Gehorſam gegen ihre Eltern aufopfern. Wie lange mag es wohl ſeyn, daß dieſe Liebe dauert?

Fünf Jahre, ſagte Johannette. Kaum konnte ſie ſich der Thränen enthalten; Morgenthau aber fing an, Wonne aus den Augen zu ſtrahlen. Nun ſchloß der Herr Sommer ſeinen guten Rath mit den Worten: Sie müſſen ſelber zu dem Vater gehen, gnädige Frau! ihm die Sache ſo vorſtellen, wie Sie mir dieſelbe jetzt vorgeſtellt haben, und wenn dann der Mann ein Chriſt iſt, ſo muß er ſogar mit Freuden „Ja" ſagen.

Nun trat Johannette vor den Herrn Sommer hin, griff ihn an beiden Händen, ſahe ihm ſtarrlächelnd mit thränenvollen Augen in's Geſicht und ſagte: Mann Gottes! — dieſen Augenblick habe ich dem Vater des lieben Mädchens die Sache erzählt, und aus ſeinem Munde das frohe Jawort erhalten! —

So in der Stellung, die Jeder der Anweſenden hatte, ſo blieb er verſteinert ſtehen! Leonhard und Gottfried ſahen ſich mit aufgeſperrtem Mund und Augen an: Abraham Sommer ſtarrte in Johannettens Geſicht; dieſe aber und ihr Gemahl weinten ſtille Thränen gegen einander.

Leonhard brach endlich das Stillſchweigen und ſagte zu ſeinem Bruder Gottfried: Haſt du das verſtanden, Bruder? — Der antwortete: Ich hab's verſtanden. Ich auch, fügte Abraham hinzu. Der Vater fuhr fort: Meine Sybille hat ſchon fünf Jahre einen Jüngling geliebt — mit all' dem Schein des Abſcheu's gegen die Liebe — O welch' eine Heuchelei!

„Bruder! die Gefangenen! die Gefangenen!"

Ja, aber sie hätte denn doch nicht heucheln sollen!

Meine Herren! fing Morgenthau an, reden Sie nur von Heuchelei nicht; der Trieb der Natur ist allen Menschen eingegossen, und denselben zu überwinden, dazu hat Gott alle Kräfte versagt, weil er erlaubt ist; nur da hilft er dem betenden und wachenden Geist, wo er über die Schranken hinaus will. Sie wollten diesen Trieb aus einem blühenden Mädchen hinausbannen; das war gegen den Willen Gottes und gegen die Natur. Sie that sich aus Liebe und Gehorsam gegen ihren Vater alle Gewalt an, wurde daher schwächlich und eine Heuchlerin; wer hat jetzt die Schuld?

„Ich hab' Ihnen schon mein Wort gegeben, Frau von Morgenthau! versetzte Herr Sommer; ich wünsche — aber halt! das ist ja wunderbar! wir sind so voll von Sybillen, daß wir an ein Hauptstück nicht gedacht haben! Wer ist denn der arme Mensch, den sie liebt?

Einer, der Lilienthal heißt, ein Schulmeister hier in der Nähe, sagte Johannette.

„Den kennen wir, antworteten alle Drei. Ja, und wir wollen ihn rufen lassen, fügte Herr Leonhard hinzu."

Es wurde also ein Knecht abgeschickt, um ihn abzuholen. Was dieser gute Mensch unterwegs für Glossen mag gemacht haben, will ich nicht untersuchen.

Nachdem dieses Alles abgethan war, kam Sybille und brachte den Kaffee. Diese wußte noch von Allem nichts; sie sahe aber wohl an allen Gesichtern eine Veränderung, ein Nachdenken, Keiner aber schien das Herz zu haben, ihr Etwas zu sagen; selbst ihr Vater war jetzt nicht freimüthig genug, oder er wußte nicht, was er sagen sollte. Morgenthau aber be-

ſorgte, wenn ihr die ganze Scene erſt bei Lilienthals Ankunft auf Einmal in ihrem ganzen Glanz offen geſtellt würde, ſo könnte das üble Folgen für ihre Geſundheit haben; er gab alſo ſeiner Gemahlin einen Wink, die Sache fortzuſetzen.

Johannette fing alſo an: Kommen Sie, Schweſterchen, und ſetzen Sie ſich neben mich! Sybille that das, doch nicht ohne zu erröthen. Das Herz hatte ihr ſchon den ganzen Tag geklopft, denn ſie ahnete bei dieſem Beſuch Etwas. Nachdem ſie ſich geſetzt hatte, fuhr Johannette fort: Hier fehlt noch die ſiebente Taſſe, mein Engel! Sybille ſah ſie ſtarr an und verſetzte: Zählen Sie um, unſer ſind nur Sechs.

„Mit dem Zählen warte ich noch ein Stündchen, und dann — dann — zähle ich da neben Ihnen noch Einen zu.“

Nun wurde Sybille blaß wie eine Wand.

„Erſchrecken Sie nicht, dazu iſt keine Urſache. Herr Leonhard Sommer, eins; Herr Gottfried Sommer, zwei; Herr Abraham Sommer, drei; Herr von Morgenthau, vier; Ich fünf (hier wollte Sybille entlaufen, Johannette aber hielt ſie); Sybille Sommer's, ſechs, und Herr Lilienthal ſieben!

Jetzt lief Sybille zu ihrem Vater, fiel ihm um den Hals und erſtickte alle ſeine Vorwürfe in ihrem erſten Entſtehen. Ich habe geſündiget, liebſter Vater! Ja, ich habe geſündigt, ſagte ſie mit Weinen und Heulen. O, vergeben Sie mir! Beſtrafen Sie mich nur nicht! Lieben Sie mich doch, wie Sie mich bis daher geliebt haben! Laſſen Sie mich noch immer Ihr liebes Kind ſeyn! O vergeben Sie mir!

Leonhards Augen ſtanden voll Waſſer, und alle

Anwesende fühlten ebenfalls Wärme in ihren Augen. Gottfried fuhr auf und rief: Bruder, vergib! — oder ich vergebe zuerst!

Ja vergeben! antwortete Leonhard, davon ist jetzt die Rede nicht mehr.

Nun, so sag's denn doch dem armen Kinde; meynt man doch, das Herz sprünge einem aus dem Leibe, erwiederte Gottfried.

Nun, sagte Leonhard: Sybille! Du fühlst, daß ich dir wohl will; Gott segne dich und deinen Lilienthal! Ja, von Grund meiner Seele sag' ich das auch! that Gottfried hinzu, und Abraham umarmte seine Schwester auch und wünschte ihr allen Segen. Nun auch Morgenthau; dieser aber fühlte bei diesem Auftritt, nächst seiner Gemahlin und Sybillen, vielleicht die größte Wonne. Diese beiden Letztern zerflossen in ihrer Umarmung, so daß Sybille ohnmächtig, doch aber bald wieder zurechtgebracht wurde.

Nach Verlauf einer Stunde kam Nachricht, daß Lilienthal unten im Hause angekommen sey. Nun bat sich Johannette das Vergnügen aus, die Sache vollenden zu dürfen. Dieses wurde ihr gar gern zugestanden; sie machte also die Veranstaltung, daß sie und ihr Gemahl denselben zuerst empfangen wollten; nach einer Viertelstunde sollte Sybille kommen, und abermal eine Viertelstunde hernach die andern Dreien zusammen.

Morgenthau und seine Gemahlin gingen also unverzüglich in's Haus hinunter. Lilienthal stand da voller Erwartung. Er war reinlich gekleidet, aber freilich sehr schlecht; vielleicht stellte er sich eine Verbesserung seines Zustandes vor, aber gewiß nicht die Glückseligkeit, welche auf ihn wartete.

Johannette ermahnte ihn, sich zu setzen, und nun fing sie an: Sie haben uns heute Ihre Leiden erzählt, Herr Lilienthal! Nun möchten wir gerne haben, daß Sie auch dermaleins von Freuden sagen können. Wir haben derowegen beschlossen, Sie anständig zu versorgen. Lilienthal sprang auf und küßte ihr mit Thränen die Hand. Halten Sie! fuhr sie fort, setzen Sie sich, wir sind noch nicht bis an's Danken gekommen; lassen Sie mich weiter reden! Diese Versorgung besteht darin: Da Sie ein großer Liebhaber und Kenner der Landwirthschaft sind, so wollen wir Ihnen an dem schönsten Orte unsrer Herrschaft, da, wo die Frühlingssonne am lieblichsten strahlet und wo Ihre Fluren kein Nordwind berührt, Land genug geben, das können Sie bauen und bewohnen, damit es ein Paradies Gottes werden möge. Das wär' Eins, nun weiter! (Lilienthal konnte kaum stille sitzen vor innigster Bewegung des Herzens). Zu einer Haushaltung gehört eine Wirthin, eine Frau, und die — müssen Sie sich selber suchen, oder wollen Sie mir so viel trauen und mir das Suchen überlassen? — Nun, antworten Sie! Lilienthal seufzte und schwieg. Johannette fuhr fort: Sie müssen aber auch Geld haben, um sich ordentlich einrichten zu können. Da hab' ich nun so in meiner Einfalt über nachgedacht, wo Sie eine Frau bekommen möchten, die Ihnen Geld mitbrächte? Jetzt müssen Sie mir frei gestehen, haben Sie schon ein Mädchen gefunden, das diese Eigenschaften so alle, nach Ihrem Bedünken, besitzt? Nun, mit der Sprache heraus?

„Ja, gnädige Frau! Sie vertreten Mutterstelle bei mir; ich muß Ihnen berichten, aber ich vermuthe, Sie wissen schon alles, Sybille Sommers ist die Person, die ich liebe, und die mich liebet."

Johannette ſchien zu erſchrecken; Lilienthal ſah das und erſchrack noch mehr, ſo daß er blaß wurde. Sie fuhr fort: Bedenken Sie, welche Kühnheit das von Ihnen war, eine Perſon an ſich zu ziehen, deren Beſitz Ihnen mit der größten Beſchwerde, mit Thränen der Eltern, mit Herzeleid und mit der bitterſten Armuth verknüpft ſcheinen mußte! Das war ein höchſt unweiſer Schritt von Ihnen, der mit der Liebe des Nächſten eines wahren Chriſten gar nicht beſteht. Sie hätten bei dem erſten Anblick den Keim der Liebe erſticken und Sybillen meiden ſollen!

„O gnädige Frau! Das läßt ſich gut ſagen! Verbieten ſie dem Magnet, das Eiſen zu ziehen, dem Feuer, zu wärmen, und dem Lichte, zu leuchten!"

Ja, aber der Menſch hat Freiheit zu denken, und einen freien Willen, dem Herzen zu gebieten.

„Drehen Sie das um, gnädige Frau! Sagen Sie lieber: der Menſch hat ein Herz, dem Willen zu gebieten."

Hilf mir, Morgenthau! ſagte Johannette, da komm' ich nicht fort! Ich helfe dir nicht, meine Liebſte! verſetzte er. Wer ſich auf den Kampfplatz wagt, ohne ſeine Kräfte zu kennen, was iſt der? Sie lächelte und fuhr fort: Hören Sie, Herr Lilienthal! Sie wiſſen beſſer, als ich, daß bei Ihrer Meynung vom Herzen und Willen die chriſtliche Religion nichts als ein Traum iſt.

„Wenn ich ein vollkommener Chriſt wäre, ſo hätt' ich dieſe Schwachheit freilich nicht begangen; aber ich bin noch in der unterſten Klaſſe, und da geht's noch ſo rein nicht ab; das Maß der Gnadenkräfte verhält ſich wie der Glaube, der Glaube aber fängt klein an.

Nun trat Sybille in die Stube; Lilienthal

ſchlug die Augen nieder und machte ihr eine ſtillſchweigende Verbeugung. Johannette aber konnte ſich nicht länger mehr halten; ſie griff beider rechte Hand, ſchlug ſie in einander und ſprach: Da, Ihr lieben Beide! Seyd Braut und Bräutigam! Ich kann nichts mehr ſagen, mein Herz ſchwillt auf! Sie ſank auf ihren Stuhl; Lilienthal erſtarrte; ſein Glück war zu groß, als daß er's ſo auf Einmal hätte umfaſſen können; Sybille aber fiel in ſeine Arme; ſtehend umſchlungen ſie ſich mit ihren Armen, und gedachten nicht dran, ſich loszulaſſen; der Kopf des Einen ſank dem Andern auf die Schulter. Morgenthau wollte ſie nicht ſtören: er blieb ſitzen und ſchwieg.

Während dieſer empfindſamen Stille traten die drei Herren Sommer in die Stube. Sie fanden alle Vier in dieſer Stellung; kaum daß ſie Lilienthal bemerkte. Nun riß er ſich los und ging zum Vater; allein er konnte nicht ſagen, was er ſagen wollte und mußte; er griff ſeine Hand, küßte ſie und ſtammelte hervor: Vater — ich bin — nicht werth — daß ich Dein Sohn heiße, mache mich als einen — Deiner Taglöhner! Herr Leonhard Sommer fühlte dieſe Worte im Innerſten ſeiner Seele; er ſchloß ihn in ſeine Arme, küßte ihn und antwortete: Ich geb' Ihnen meine Tochter gern; Gott ſegne Sie und gönne uns die Freude, in Geſellſchaft der ſeligen Ewigkeit entgegen zu gehen! Nun nahm er ſeine Tochter an der Hand, führte ſie ihm zu und ſagte: Da geb' ich Ihnen mein Kind; von nun an iſt ſie Ihre Braut! Nun wandte er ſich weg und ging zur Thür hinaus. Gottfried kam auch und ſegnete ſie mit Thränen; Abraham aber hatte nunmehr den Herrn von Haberklee die paar Stunden her aus ſeinem Herzen herausgekämpft, und nun kam er auch mit vollem Herzen,

umarmte seinen neuen Schwager, und versprach ihm eine ewige und volle Bruderliebe.

Nach und nach verlor sich bei Allen der Sturm der Empfindung und ging in eine sanfte gesprächige Freude über. Man setzte sich um den Tisch. Leonhard fand sich wieder ein, und nun begann der Abend heranzurücken, daher eilte Johannette nach Hause; Morgenthau aber fing an: Du hast nun dein Tagewerk vollendet, meine Liebste! Nun ist aber die Reihe an mir. Der Mond steht in der Hälfte seines Lichts, der Himmel ist heiter; es wird uns nicht zu spät, wenn wir nur vor Mitternacht zu Hause sind. Jetzt, meine Herren, da ich hier bin, müssen wir auch das junge Paar besorgen! Was haben Sie darüber für Gedanken?

Das will ich Ihnen sagen, antwortete Leonhard; ich hab' eben nachgedacht; ich will meinen Schwiegersohn mit in meine Handlung nehmen; er und mein Sohn können nach unserm Tode die Manufaktur in Compagnie fortsetzen. Wenn ich ihn nun bei mir ins Haus nehme, so lernt er noch die Kaufmannschaft, und so denk' ich, kann die Einrichtung am besten gemacht werden.

Morgenthau erwiederte: Glauben Sie wohl, Herr Sommer, daß eine Compagniehandlung zwischen Ihren Kindern, wo der Eine nichts zugebracht hat, friedlich geführt werden könne?

„Das trau' ich doch meinem Sohne zu."

Wohl! — Aber seine künftige Gattin kennen Sie noch nicht, und dann ist doch Ihr Herr Sohn auch ein Mensch, der öfters gegen Ein und Anderes zu kämpfen haben würde. Herr Lilienthal ist ein geschickter Landwirth; ich denke ihm ein großes schönes Gut zu geben, das er bearbeiten kann.

„Aber daß er doch ein Bauer und meine Tochter eine Bäuerin werden soll, das ist mir doch etwas hart.“

Herr Sommer! So sehr Sie auch ein Christ sind, so ist Ihnen doch der Kaufmanns-Charakter noch eigen. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen das sage! Der Kaufmann ist von jeher der Bediente des Bauern, und wird's auch bleiben. Daß er verachtet ist, kommt daher, weil Bauersleute gemeiniglich arm, ohne Erziehung, grob und ungerecht sind.

„Das alles ists nicht, was mir an der Seele liegt; das aber geht mir nah, gnädiger Herr! wenn ich bedenke, wie sich Bauersleute mit harter Arbeit plagen, und ich sollte sehen müssen, wie meine Kinder mit Schwielen in den Händen dem Feierabend entgegenseufzen!“

Morgenthau versetzte: Lieber Herr Sommer! Sie kennen die Landwirthschaft noch nicht. So wie die Bauersleute dieselbe treiben, so ist es freilich ein elendes Marterleben; aber wenn sie nach den besten Grundsätzen getrieben wird, so ist gewiß, daß kein einträglicheres, angenehmeres und Gott wohlgefälligeres Gewerbe in der Welt ist. Ich kenne Bauern in England, welche mittelmäßige Güter besitzen, durch einen vernünftigen Bau derselben aber so reich geworden sind, daß sie nicht allein keine schwere Arbeit thun, sondern wohl leben, und in Kutschen zur Kirche fahren können.

„Ja, es ist aber die Frage: Ob das bei uns möglich ist?“

In Ansehung der Güte des Bodens und des Himmelstrichs ist es eben so möglich, als in England; denn das hat vor Deutschland darinnen wenig oder nichts voraus. Wenn Sie Etwas thun wollen, so geben Sie Ihrem Schwiegersohn ein hübsches Stück

Geld, damit er sein Gut wohl einrichten und sich ein Haus bauen könne.

„Daran soll's nicht fehlen. Wir wollen diesem Vorschlag einmal folgen, doch däucht mir, Fabriken sind immer nützlicher, sowohl für den einzelnen Mann, als auch für das Land."

Das ist unmöglich, Herr Sommer! Fabriken machen nur den Kaufmann reich; alle Diejenigen aber, die sich als Arbeitsleute davon nähren, leben gemeiniglich kümmerlich, so lange der Ackerbau in einem Lande noch nicht blüht. Wenn aber dieser erste Zweig des Gewerbes seine höchste Stufe erreicht hat, dann können alle andere Gewerbe auch leicht zum höchsten Flor kommen. Dazu werden dann die Leute gebraucht, welche keine Güter haben und haben können; diese finden Gelegenheit, Geld zu verdienen, und für dasselbe wohlfeile und genugsame Lebensmittel zu bekommen.

„Aber man sieht doch, daß da, wo Fabriken entstehen, auch die Landwirthschaft zu blühen anfängt."

Freilich muntern sie den Landmann auf, Lebensmittel zu bauen, weil er Geld dafür zu bekommen weiß; aber weiter geht er auch nicht. Er thut das nur nach der Methode seiner Voreltern, und weil er den Werth seines Gewerbes nicht kennt, so sehnt er sich, sobald er beginnt, wohlhabend zu werden, nach einem Handelszweig; seine Kinder werden kleine Handelsleute, steigen eine Stufe weiter in der Ueppigkeit und verderben größtentheils. Wenn die Landwirthschaft das Hauptgewerbe eines Landes wäre, das niemand zu verlassen begehrte, bis er entweder keine Güter hätte, oder sonst sich nicht davon nähren könnte, so würde das Land im höchsten Flor stehen; geschweige, daß sich ein Staat durch die Kaufmannschaft zwar

bald emporschwingt, reich und mächtig wird, aber dadurch eben dem Laster und der Ueppigkeit entgegeneilt, welche ihn früher oder später ins Verderben stürzen. Es bleibt dabei, ein Land, welches ganz durch und durch blühet, und worinnen die Landwirthschaft im größten Flor steht, hat daran eine unversiegbare Quelle des Wohlstandes und kann durch keine Glückswechsel zu Grunde gerichtet werden, wenn nicht Gott durch Landstrafen dasselbe züchtiget. Dörfer und Höfe verschaffen dann Produkte, sowohl zur Nahrung als zur Handlung, im Ueberfluß, die Städte verarbeiten ihre rohe Landesprodukte, bereiten sie zu Handelsprodukten und versenden sie alsdann außer Landes. Sagen Sie mir, Herr Sommer, ist die Staatswirthschaft gut, wenn der Fürst seine Unterthanen von auswärtigen Produkten Fabriken im Lande errichten und zugleich sein Land gleichsam brach liegen läßt? Wäre es nicht besser, wenn er sorgte, daß in seinem Lande Alles gezogen würde, was das Land hervorzubringen vermag, und daß er alsdann seine eigenen Landesprodukte verarbeiten ließe?

„Das ist ganz unstreitig.“

Aber das Hervorbringen aller möglichen Landesprodukte geschieht doch durch die Landwirthschaft; folglich ist dieses Gewerbe das erste, nöthigste und vornehmste.

Die Herren Sommer waren zwar durch diese Vorstellung von der Wichtigkeit der Landwirthschaft überzeugt; doch kam es ihnen gar zu wunderlich vor, daß Lilienthal ein Bauer werden sollte. Dieser aber machte endlich den Beschluß, indem er sich erklärte: er wolle nach dem Rath des Herrn von Morgenthau die Landwirthschaft treiben. Wenn dann seine und seiner Gattin Neigung zur Glückseligkeit

noch nicht vollkommen dadurch befriedigt würde, so sey es noch immer früh genug, zur Handlung überzugehen.

So wurde der Nachmittag unter allerhand nützlichen und angenehmen Gesprächen beschloffen. Am Abend speisten sie alle zusammen, und darauf wanderte Morgenthau mit seiner Gemahlin im sanften Schimmer des ersten Mondviertels nach dem Bergthal zu.

Sie empfanden jetzt erst das Erhabene der stillen Natur; sie fühlten bei sich die menschliche Natur in ihrer ersten Größe, wozu sie nicht hohe Erkenntniß, viel weniger hoher Rang erhebt, sondern blos allein die christliche Religion, welche durch den Glauben an den Erlöser und sein Verdienst den Frieden des Gewissens und durch gottähnliche Handlungen Himmelswonne der Seele mittheilt.

Der Pfarrer Steilmann zu Korndorf war bei der ziemlich paradoxen Heirath seiner Schwägerin Sybille ganz still, und die Frau Pfarrerin hatte sich in ihrem Recensentenamte so viel schon geübt, daß sie diese Geschichte auf allen Seiten ziemlich schief beurtheilte; das Ansehen des Herrn von Morgenthau aber war zu groß bei ihnen, als daß sie sich im höhern Ton hätten auslassen dürfen. Doch auf der Hochzeit dieses neuen Paars, welche in Sommers Hause gefeiert wurde, merkte man's ihnen deutlich an, daß eine Wolke die Sonne verbarg. Morgenthau und seine Gemahlin fühlten das am tiefsten, und beide merkten wohl, woher diese Unlust kam, daher suchten sie. Gelegenheit, den Pfarrer und seine Frau auf einen Spaziergang allein zu bekommen, um

sie von ihrem Irrthum zu bekehren. Bei dieser Gelegenheit fing Morgenthau an: mich dünkt, Herr Bruder, Sie sind nicht sehr zufrieden mit dieser Heirath?

Freilich, antwortete der Prediger, hätte ich sie gern an der Hand eines Andern gesehen.

Und dieser Andere, fuhr Morgenthau fort, war vielleicht Reymund?

Ja, versetzte der Pfarrer.

„Aber worinnen bestehen denn die Vorzüge Reymunds vor Lilienthal?"

Er hat Vermögen, ist ein edler Mann, hat ein gutes Herz; meine Schwägerin wäre glücklich mit ihm gewesen.

„O, woher wissen Sie das?"

Steilmann gerieth in Angst; denn er wußte wohl, daß, wenn Morgenthau ins Fragen kam, man sich schon nach der Flucht umzusehen habe oder sich doch auf Gnade gefangen geben müsse. Er erwiederte: der Anschein der Sache gibt's ja; denn die Zukunft kann man doch in keinem Fall fest wissen.

„Laßt uns den Reymund und Lilienthal gegen einander halten. Reymund ist ein Edelmann und reich. Lilienthal ist ein Bürger und arm. Jetzt sagen Sie mir, wie weit macht Reymunds Adel seine Frau glücklich? Gewiß weiter nicht, als sich ihr Mann aus Liebe verläugnet."

Das ist ganz recht; aber da fällt mir meine Schwester ein. Sie ist doch durch ihren Adel auch glücklich!

„So lange ich mich verläugne, aber nicht eine Minute länger. Fragen Sie sie nur unter vier Augen auf ihr Herz, ob sie nicht zuweilen sehnlich gewünscht habe, adelich geboren zu seyn, um mit mir in Gleichheit zu stehen? Sobald ich nun aufhören

würde, mich zu verläugnen, sobald würde dieser Wunsch zur fortdauernden Hölle; nun wenden Sie das auf Sybillen an."

Doch war Elise unter aller Trübsal glücklich in der Ehe.

„Herr Bruder, ich hab' Ihnen wirklich mehr Einsicht zugetraut! Sogar ein Fürst, wenn er ein Bettler ist, wird mit seinem geringsten Unterthan, der neben ihm bettelt, Gleichheit des Standes fühlen; was thut der Druck nicht? Er weiß, daß er Fürst ist; aber die Gleichheit der Schicksale wird beide vereinigen. Zum Hauptpunkt sind wir noch nicht gekommen: Reymunds Reichthum hat in der That keine Vorzüge, wenn Lilienthal seine Frau ernähret."

Auf den Reichthum seh' ich sonderlich nicht.

„Sehen denn der Herr Pfarrer nicht auch auf die Religion? Reymund ist ein Zweifler, Lilienthal ein Christ; überwiegt das nun nicht Alles?"

Steilmann erröthete; dieser Punkt war ihm freilich unendlich wichtig, daher versetzte er: das muß aber auch Alles wieder gut machen.

„Hören Sie, lieber Herr Bruder und Frau Schwester! (Morgenthau trat vor Beide hin und sah ihnen lächelnd ins Gesicht) jetzt wollen wir Rechnung halten. Lieben Sie mich? Sind Sie froh, daß ich Ihre Schwester geheirathet habe?"

Das ist die größte Glückseligkeit unseres Lebens, und wir lieben Sie über Alles.

„War es denn eine vernünftige, edle That von mir, daß ich sie heirathete?"

Es war eine That, die in dem Buche der Handlungen wohlthätiger Menschen vorzüglich glänzt.

„Nun, so macht die Anwendung auf Sybillen!

Sie macht einen leidenden Christen glücklich; und das hab' ich nicht einmal gethan; sehen Sie nun, wie widersprechend die Neigungen sind?"

Schleunig ging Morgenthau fort zur Gesellschaft und blieb den übrigen Theil des Tages feierlich. Johannette eilte ihm nach, lächelte und drohte im Rückblick mit dem Fächer. Der Pfarrer und seine Frau geriethen in Noth. Sie suchten tausend Gelegenheiten, den Fehler wieder gut zu machen; sie waren in Morgenthau's Gegenwart außerordentlich freundlich gegen die Neuverlobten. Morgenthau that, als sehe er's nicht, und auf diese Weise erhielt er, daß Sybille und ihr Geliebter von dem Pfarrer und seiner Frau auf die freundschaftlichste Weise behandelt wurden; und so wurde die Hochzeit vollkommen heiter und vergnügt beschlossen.

Die Herren Sommer behielten die jungen Leute so lange bei sich, bis Lilienthal sein Haus im Bergthal gebaut und sein Gut zum Theil urbar gemacht hatte. Morgenthau ließ ihm die Wahl; er konnte sich in der ganzen Herrschaft eine Gegend aussuchen, wo er wollte. Oben am Ende des Thals gefiel es Lilienthal am besten. Es kamen daselbst zwei enge Thäler aus felsigten Gebirgen herunter, durch jedes rauschte ein Bächlein über Klippen und Steine herab; beide Thäler liefen zusammen und bildeten alsdann die oberste Spitze des Bergthals. Mitten in der Furche dieser beiden Thäler erhob sich ein mäßiger Hügel, der mit dickem wuchsigem Gesträuch, einer Wohnung der Nachtigallen und Gesangvögel, ganz bedeckt war. Im nordöstlichen Thal ging die Sonne im Sommer auf, über den Hügel, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, und im südöst-

lichen Thal ging sie im Winter auf. Am westlichen Fuß des Hügels, oben am Ende des Bergthals, war eine grüne Ebene von etwa zehn Morgen Landes, welche gleich einem wachsenden Monde sich rund um den Hügel zog, und auf einer Seite von dem südöstlichen, auf der andern aber von dem nordöstlichen Bache von dem Thal abgeschnitten wurde. Beide Bäche hatten sich ein tiefes Bette gegraben, so daß die halbmondförmige Fläche gegen das Wasser hoch erhaben war. Vorn, wo die Bäche zusammenliefen, erwählte sich Lilienthal die Stelle zum Wohnhause, so daß vor demselben ein Platz von etwa zehn Ruthen übrig blieb; hinter her, gegen Morgen oder gegen den Hügel zu, war also der große Platz zu allerhand Gebrauche frei.

Die Wohnung selber bestand in einem wohl angelegten landwirthschaftlichen Hause; hinter demselben, gegen den Hügel zu, stand auf einer Seite der Viehstall, auf der andern die Scheuer, zwischen beiden ein Platz zur Dungstätte. Jenseits diesem Gebäude bis an den Hügel wurde in der Mitte der Fläche ein Garten angelegt. An der Nordseite bekam der Bauerhof seinen Platz; an der Südseite aber blieb eine Wiese liegen, auf welche oben, längs des Fußes des Hügels, ein Theil des Bachs geleitet wurde, welcher alsdann längs des Gartens herabrann, in dem Hofe am Viehstall eine krystallklare Tränke bildete und sodann in den Bach floß, nachdem er auch im Hause zu den Bedürfnissen gedient hatte. Gegen Norden zu war nun den Berg hinauf, bis auf einen gewissen Hügel gegen Nordwesten, eine herrliche, mäßige, abschüssige Fläche wenigstens von fünfzig Morgen. Diese wurde zu Getreideland bestimmt. Gegen Westen, auf beiden Seiten des Bachs, wurde

eine Ebene, etwa von dreißig Morgen, die mit Erlen und allerhand Gesträuchen bewachsen war, zu Wiesen gerodet. Dieses ist der Umriß von dem Gut, welches Lilienthal mit seiner Sybille bezog. Sobald als es so weit eingerichtet war, daß eine landwirthschaftliche Haushaltung daselbst geführt werden konnte.

Morgenthau, mit seinem Hause und Herrschaft, fing nun allmählig an, dem vorgesteckten Ziel entgegenzueilen. Alles ging den gewünschten Weg; der alte Pfarrer und seine Frau lebten vergnügt; Johannette gebar eine Tochter, welche den Namen Caroline nach ihrer Tante, der Pfarrerin, bekam, die ihre Pathe war, und alles Gesinde stieg die Stufen der Verbesserung des moralischen Charakters mit Mannskraft hinauf, so wie es allemal thut, wenn die Herrschaft edle Beispiele gibt. Wer sich da nicht bessert, der kann auch da nicht bleiben, eben so wenig als eine Nachteule in der Gesellschaft des Adlers; wer also bleibt, der ist lichtsfähig und wird also edel. Unter Allen aber bildete sich Pöll am schleunigsten. Seine gute reine Seele, mit dem lichten Verstande, lauterm Witz und feurigem Willen, that Riesenschritte, und so wie er weiter kam, wurde er sanfter, weniger Spaßmacher, mehr ernster Christ, und doch mischte sich sein Witz überall mit ein, der aber nun um so viel angenehmer und nützlicher wurde, je mehr er aus dem Flatterhaften ins sanfte Licht der geläuterten Vernunft überging. Sein Lehrmeister Weiler hatte ihm die lateinische Sprache, Kenntnisse der alten und neuen Schriftsteller, und auch das Französische, nebst Rechnen und Schreiben beigebracht, so daß er nun nunmehr ein Jüngling war, aus dem sich allerlei machen ließ. Morgenthau empfand selber, daß

Pöll zu groß zum Kammerdiener werden könnte, daher gab er ihm eine andere Beschäftigung. Er machte ihn zu seinem geheimen Sekretär, und gab ihm dabei die Aufsicht über seine Bibliothek. Pöll hüpfte vor Freude über diese Beförderung; denn seine Lust zu den Büchern war unendlich, und es war seine größte Freude, immer nahe um seinen Herrn zu seyn, welches denn auch Morgenthau ganz recht war, weil er den Burschen gut um sich leiden konnte.

Einsmals, als Morgenthau in seinem Kabinet arbeitete und Pöll ebenfalls am Pult stand und schrieb, entstand auf einmal ein Lärm unten im Hause. Morgenthau schickte Pöll, um zu vernehmen, was vorging. Der kam bald wieder, und mit äußerst bestürzter Miene erzählte er, daß sich Falzbein im Gefängniß selbst entleibt hätte. Alsofort gab der Herr von Morgenthau Befehl, ihn genau zu besichtigen, und so fand man, daß er noch lebte. Es wurde sofort nach einem Wundarzt geschickt. Dieser untersuchte die Wunde und fand einen Schnitt am Halse, der aber die Luftröhre nur etwa auf ein Drittel durchgedrungen hatte. Man wendete alle Mühe an, den elenden Menschen wieder zurechtzubringen, und dieses Bemühen erreichte auch den erwünschten Zweck vollkommen. Indessen, als dieser Uebelthäter auf Leben und Tod krank lag, wurde Pöll äußerst niedergeschlagen und traurig; niemanden entdeckte er die Ursache davon, bis endlich sein Herr einmal scharf in ihn drang und bei Strafe seiner Ungnade befahl, zu sagen, was ihn drückte. Ach! antwortete Pöll mit schwerem Seufzen und mit Thränen, ich bin ein Mörder! Ich habe Falzbein in all sein Unglück gestürzt; ich reizte ihn zur Rache! Wenn ein beißiger Hund schläft, soll man ihn nicht wecken, — wie wenn

man ihn aber zerrt und er fährt aus und zerreißt ein unſchuldiges Kind, wer iſt dann Schuld am Unglück? Hätt ich ihn das Krauthuhn nicht machen laſſen, ſo wär er ein Spötter geblieben; aber ich lockte den Bären aus der Höhle, wo er ſchlief. Nun ging er umher, mordete und raubte, und das Blut ſchreit über Pöll; wo ſoll ich hin? —

Morgenthau bedauerte den guten Jüngling in ſeiner Seele. Höre, mein Freund! fing er an, ſetz' dich daher, ich will dir etwas erzählen: Ich reiste einmal durch ein Dorf, wo ich des Mittags in einem Wirthshauſe einkehrte, um ein wenig zu ſpeiſen. Indem ich auf das Eſſen wartete und ſo hinter dem Fenſter ſtand, kam ein Bauer daher mit einem Korb voll fetter Gänſe und junger Hühner auf dem Rücken und bot ſolche feil. Der Wirth kaufte ihm ein paar Stück ab; indem aber der Bauer ins Haus trat, um die Thiere in die Küche zu tragen, wiſcht ein Kerl herbei und ſucht geſchwind eine Gans los zu machen, und kaum hatte ich das Fenſter offen gemacht, um zu rufen, ſo lief er ſchon damit fort, ich rief, und alſofort war der Bauer hinter ihm, klopfte ihn derb ab und kam mit ſeiner Gans wieder. Was geſchah! Der Gaudieb geht hernach dem Bauer nach und ſchlägt ihn verrätheriſch todt. Der Mörder ward gefangen und bekam ſeinen verdienten Lohn. Nun Pöll, an dem Unglück war ich ja auch ſchuld! Hätt ich nicht gerufen, ſo wäre der Bauer nicht gekommen, der Dieb wär' entwiſcht und der Bauer am Leben geblieben. Was dünkt dich, wär' ich drum ein Mörder? Pöll begriff das Gleichniß ganz, doch ward er nicht völlig ruhig.

Wenn's Ew. Gnaden erlauben, ſagte er zu ſeinem Herrn, ſo will ich ſehen, ob ich Falzbein nicht zur Erkenntniß bringen kann. Wenn ich nur Hoffnung

habe, daß er selig stirbt, so will ich mich beruhigen, mich freuen und zufrieden seyn.

Wohl! sagte Morgenthau, thue dein Bestes; aber du wirst nichts ausrichten, wenn du nicht herzlich für ihn betest!

„O gern, gnädiger Herr! wenn ich wüßte, daß es hülfe, so wollt ich auch fasten, und doch glaub ich, daß es auch gut dabei wäre; denn Christus hat das Fasten gewiß nicht verachtet."

Morgenthau lächelte und versetzte: Gewiß, mein Freund, es schadet nicht, thue, was du kannst!

Das Schlimmste bei der Sache war, daß Falzbein einen unversöhnlichen Haß auf Pöll geworfen hatte. Letzterer sahe das wohl ein; daher beschloß er, dieses zuerst aus dem Wege zu räumen. Daher diente er dem Kranken mit aller möglichen Bereitwilligkeit, leistete ihm die allerverächtlichsten Dienste, und that gerade, als wenn Falzbein sein Herr gewesen wäre. Der Zustand, worin sich dieser Elende befand, war erschrecklich. Das enge unterirdische Gefängniß, die Einsamkeit und die Gewißheit, nie wieder frei zu werden, hatte ihn zwar mürbe gemacht, allein anstatt seine Zuflucht zum höchsten Erbarmer zu nehmen, hatte er sich dem Nachdenken über sein sündhaftes, abscheuliches Leben überlassen. Er gerieth in Verzweiflung; und ob man gleich alle tödtende Werkzeuge mit Fleiß vor ihm zurückhielt, so war es ihm doch endlich einmal gelungen, ein stumpfes Messer zu erhaschen, womit er dann den verzweifelten Versuch gemacht hatte. Während der Zeit, daß er nun in der Kur war, lag er immer in einem tauben Hinbrüten. Pöll sprach kein Wort mit ihm von seinem Zustande, er diente ihm nur mit aller Treue. Falzbein fühlte feurige Kohlen auf seinem Haupte; er war nicht im

Stande, das lange zu ertragen. Endlich, als er ſich wieder etwas erholt hatte und ſeine Geſundheit von Tag zu Tag zunahm, ſuchte er noch immer Gelegenheit, ſeinen verzweifelten Anſchlag auszuführen. Ein raſender Kummer nagte ihn, ſo daß man ihn mit größter Sorgfalt bewachen mußte, und ein Wehklagen ſtieg immer aus ſeiner Bruſt empor, das von der Hölle zeugte, die in ſeiner Seele wüthete; doch bei dem Allem war noch Menſchlichkeit in ſeinem Herzen. Pöll! ſagte er einsmals an einem Abend, als er ihm eben die allereckelhafteſten Dienſte geleiſtet hatte, ich hab' immer geglaubt, du haſſeſt mich von Grund der Seele; aber warum thuſt du das nicht?

„Ich habe dich nie gehaßt; aber ich haßte deine Sünde."

Pöll, ich haſſe mich ſelbſt! hilf mir nur, daß ich von der Welt komme! Pöll! ich bitte dich, du kannſt mir keinen größeren Gefallen thun!

„Höre, Falzbein, wenn du todt biſt, haſt du dann Ruhe? Ich denke, dann geht das Leid erſt an!"

Ha! das iſt recht! da flucht's mir vom Himmel herab: ich muß in die Hölle! Sieh, der Himmel iſt lauter Feuerflammen, die ſo ſpitzig lang auf meine Bruſt zielen, als wenn ſie mich durchbohren wollten! es iſt ein Gräuel! und da heult's hinterher, als wenn der Teufel drin bliese!

„Freut's dich denn, wenn du in die Hölle kommſt? möchteſt du gern hinein, oder möchteſt du lieber in den Himmel? Da antworte drauf."

Das iſt eine verfluchte Frage! Hm — wer wollte nicht lieber in den Himmel? aber da kann ich nicht hinein; alſo nur immerfort zur Hölle, da gehör ich hin!

„Das macht dir der Teufel weiß, und dem glaubſt du, und der iſt doch ein Lügner ſeines Handwerks!"

Der Teufel ſagt ja die Wahrheit, wenn er's iſt, der mir ins Ohr liſpelt, hab ich doch mein Lebtag ihm recht treu gedient, mehr als du weißt!

„Falzbein! es hat Mörder und Diebe gegeben, die doch ſelig geworden ſind, recht ſelig, wenn du es wiſſen willſt.“

Aber es gibt ihrer auch genug, die verdammt werden.

„Ja, wenn ſie's machen wie du! dazu biſt du jetzt auf gutem Wege; aber ich will dir's beweiſen, daß du noch recht wohl ſelig werden kannſt.“

Du haſt deinen Spaß mit mir.

„Wahrhaftig nicht, Falzbein! Höre nur, der Mörder, der mit dem Herrn Jeſus gekreuziget wurde, ward ſelig und ſieh! Der König David beging einen Ehebruch mit einer Frau, und ließ dann ihren Mann ermorden, damit er ſie zu ſeinen andern Weibern nehmen konnte; denke, das war doch auch kein Spaß; thu, was die beiden Sünder gethan haben, ſo wird's gewiß noch gut gehen.“

Was thaten ſie dann?

„Sie beteten.“

Das kann ich nicht.

„Das macht dir wieder der Teufel weiß; freilich kannſt du das! Soll ich dir einmal das Gebet vorleſen, das David betete, als er ſo ſehr geſündigt hatte?“

Das kannſt du thun.

Nun las ihm Pöll den 51. Pſalm langſam und andächtig vor. Solche Geſpräche hielt er alle Tage mit dem Kranken und fuhr in ſeinem Dienſt unermüdet fort. Der Herr Pfarrer Steilmann beſuchte ihn auch zuweilen; und es kam endlich dazu, daß Falzbein zu hoffen begann, ſeine Sünde könne ihm noch vergeben werden. Sobald er aber dieß

merkte, fing er an, mit Seufzern, Thränen und dem feurigſten Gebet den Himmel zu beſtürmen, ſo daß ſich ihm endlich ein Lichtſchimmer der Erlöſung von ferne zeigte; ja es war ihm, als wenn einer am Thor der Seligkeit ſtände und ihm zuriefe: Du kannſt ſelig werden; aber der gerechte Rächer der Unſchuld fordert das Blut von deinen Händen, das du vergoſſen haſt! Falzbein fühlte tief in ſeiner Seele das Recht Gottes und der Natur: „Wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden.“ Daher ſehnte er ſich nun wieder nach ſeinem Kerker und nach dem Gerichtsplatz; der Gedanke, zu leben, war ihm ein Gräuel, ein Bedingniß der ewigen Verdammniß, ſein Leben, ſein Blut zu opfern, war ihm der ſüßeſte Gedanke, ein Thor des Himmels und das Mittel, durch den Erlöſer Erbarmung zu finden.

So wurde der Erzböſewicht Falzbein zum Chriſten. Jetzt war jeder Odemzug mit Gebet und Reue begleitet, und er begann die Süßigkeit des Seelenfriedens zu ſchmecken, welchen ein begnadigter Sünder durch die Wirkung des Geiſtes Jeſu Chriſti als Verſicherungsmittel der Seligkeit empfängt. Er fing nun an, flehentlich bei Morgenthau anzuhalten, daß man ihm ſein Recht thun möchte.

So froh nun Pöll war, daß er jetzt nach ſeiner Meinung ſeine Scharte ausgewetzt hatte, ſo verlegen und nachdenkend wurde Morgenthau bei dieſer Sache. Er ließ zwar Falzbein wieder in ſein Gefängniß bringen, aber das Todesurtheil über ihn zu ſprechen, dazu konnte er ſich noch nicht entſchließen; denn ob er gleich das Recht über Leben und Tod in ſeiner Herrſchaft förmlich empfangen hatte, ſo war doch bei ihm, als er darum anſuchte, keine andere Urſache dazu, als daß er allen Mördern und

Dieben in ſeinem Gebiete das Leben erhalten wollte; denn er glaubte, es ſey gar unnöthig, aus Einem Morde Zwei zu machen; genug, wenn nur ein ſchädlicher Menſch gehindert würde, ferner zu ſchaden. Diebe umzubringen, daran dachte er nun gar nicht, und es iſt auch die Frage: ob ein Dieb als Dieb den Tod verdient habe? Wenigſtens in Morgenthau's und in meinen Augen iſt der Dieb nicht ſchuldig, zu ſterben, wohl aber allen Schaden, einmal zur Erſtattung, und willkührlich vielmal zur Strafe, zu vergüten, und wenn er das nicht kann, ſo lange leibeigener Knecht bei dem Beleidigten zu ſeyn, bis er die aufgelegte Strafe herausgeſchwitzt hat.

Jetzt, da nun Falzbein mit Ernſt auf's Recht drang, und noch einen Mord geſtand, den er ſeit ſeinem Umherſchweifen begangen hatte, ſo gerieth Morgenthau darüber in ein trauriges Nachdenken. Sein Schwiegervater, der alte Steilmann, und ſein Schwager, der junge Pfarrer, hielten ihm das moſaiſche Recht und den Gebrauch aller Völker vor; er aber berief ſich immer auf die chriſtliche Religion und auf die Vernunft; Chriſtus habe nie befohlen, zu tödten, und die Vernunft lehre es, daß die Erhaltung eines Menſchen wichtig für die menſchliche Geſellſchaft ſey, beſonders da durch den Tod des Uebelthäters das Leben des erſten nicht wieder hergeſtellt würde, mithin die Strafe keine Erſtattung des Verluſtes, ſondern nur eine Vergrößerung deſſelben ſey. Blos das Gewiſſen des Falzbein's und die Gerechtigkeit Gottes in demſelben machte dem guten Herrn Angſt, daß er nicht wußte, was er thun ſollte; denn jetzt ſchien es ihm doch, als wenn Gott den Tod des Mörders wollte, ungeachtet es Chriſtus nicht ausdrücklich befohlen habe. Er erin-

nerte ſich, daß in den mehreſten Fällen, wo ſich ein Mörder bekehrt hat, er zugleich ſelbſt die Vollziehung des Urtheils an ſich für Recht erkannt, ſich entweder ſelbſt angegeben, oder wenn er ſchon gefangen war, mit Freuden ſeinem gewaltſamen Tode, als einem ſüßen Opfer, entgegengeeilt habe. Dieſe Stimme Gottes in den Gewiſſen der bekehrten Mörder war Morgenthau ſo merkwürdig, daß, als er der Sache recht nachdachte, ſein Verſtand einen Aufſchluß nach dem andern bekam, und er bald zur völligen Gewißheit gelangte, daß der Satz: „Wer Menſchenblut vergeußt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden,“ ihm zur feſten Wahrheit und zur Richtſchnur ſeines künftigen Verhaltens wurde.

Nun leuchtete ihm nach und nach ein, daß das moſaiſche Geſetz, in ſo fern es nicht vorbildlich gottesdienſtlich iſt, oder dem Volk Iſrael nach ſeinen Umſtänden individuell iſt, das Muſter und die Grundlage jeder Regimentsform ſeyn müſſe, und daß Chriſtus keineswegs dieſe Geſetze umgeſtoßen, oder dagegen gezeugt, ſondern nur blos die Religion verbeſſert habe. Daher folgt nun klar und unwiderſprechlich, daß alle Gebote, welche nicht ausdrücklich durch die chriſtliche Religion aufgehoben worden, oder die dem jüdiſchen Volke ganz individuell waren, uns noch immer als die beſten zur Feſthaltung verbinden, weil ſie der weiſeſte Geſetzgeber gegeben hat.

Morgenthau wurde alſo in dieſem Punkt auch bald befeſtiget, und nun beſchloß er, nicht nur dem Falzbein ſein Recht zu thun, ſondern ſich überhaupt in ſeiner Polizei und Regierung ſo viel nach dem moſaiſchen Rechte zu richten, als es die Umſtände und die Natur der Sachen erlaubten. Damit er aber doch den Weg der hergebrachten Ordnung in der Sache

gehen möchte, so übergab er die ganze Sache an geschickte Rechtsgelehrte, welche den Prozeß ausführen mußten. Das Urtheil kam also heraus, daß der Uebelthäter mit dem Schwerte hingerichtet, und alsdann auf's Rad gelegt werden sollte.

Morgenthau milderte das Urtheil so weit, daß der Körper alsbald nach dem Tode in einen Sarg gelegt und auf dem Gerichtsplatz begraben werden sollte. Dieses wurde dem armen Sünder durch eine Gerichtsperson vorgelesen, und darauf wurde er in ein Kämmerchen gebracht, wo man ihn gehörig verpflegte und bewahrte. Er war aus der Maßen fröhlich. Sowie das Urtheil ausgesprochen war, fühlte er sich mit Gott durch Christum versöhnt; er fand Zugang zu Gott im Gebet, daher verbrachte er die paar Tage bis an seinen Tod mit lauter Beten, Singen und Freude; Pöll aber mußte beständig um ihn seyn, und dieser war nun abermal traurig und niedergeschlagen, denn er hätte nun gerne mit Falzbein wieder fortgelebt und mit ihm gegessen und getrunken.

Morgenthau hatte acht Tage vor der Ausführung des Urtheils in der umliegenden Gegend in den Kirchen den Tag derselben bekannt machen lassen; denn er glaubte, daß ein solches Beispiel, zumal, wenn der Uebelthäter ein Christ geworden, sehr lehrreich seyn müßte *). Er ließ sich ein kleines Com-

*) Dieses glaubt man heutiges Tages nicht mehr, man will sogar behaupten, daß das Feierliche eines solchen Gerichts einen Menschen zum Uebelthäter machen könne. Nun dann, ich für mein Theil bin überzeugt, daß es gelogen ist; nichts wirkt tiefer und unvergeßlicher, als eine solche Execution, zum Abscheu gegen Capitalverbrechen.

mando Soldaten aus der herzoglichen Reſidenz kommen, welche den armen Sünder begleiten, und bei der Vollziehung des Urtheils um ihn her einen Kreis ſchließen mußten.

Falzbein ſchickte ſich alſo mit Freuden zu ſeinem Tode; voller Gewißheit der Seligkeit erwartete er den letzten Morgen, den er in dieſer Welt zu erleben hatte, und er ſchien ihm ſein Hochzeittag zu ſeyn; allein er hatte nicht vermuthet, daß ihm noch ein ſo harter Kampf vorſtände. Denn den letzten Abend vor ſeinem Gerichtstag, als er in ſeinem Zimmer ſich mit Pöll von der Seligkeit der Chriſten unterredete, kamen ganz im Dunkeln drei fremde und unbekannte Leute an, die ihn zu ſprechen verlangten. Man ließ ſie unter gehöriger Aufſicht zu ihm, aber welch ein Schrecken überfiel den armen Falzbein, als er da ſeinen Vater, ſeinen Bruder und Schwager vor ſich ſah. Sie hatten von ſeinen Schickſalen ein dunkles Gerüchte gehört; aber von dieſem äußerſten Unglück, das eine Familie treffen kann, wußten ſie noch nicht das Geringſte. Da der Vater ein braver, frommer und wohlhabender Bauer war, ſo hatte ihn das ſchlimme ungewiſſe Gerücht ſo unruhig gemacht, daß er ſeinen ungerathenen Sohn bis an's Ende der Welt aufzuſuchen beſchloß und ihn auch endlich wider Vermuthen fand. Er hatte von ſeinem Sohn vor einigen Jahren einen Brief von hieraus bekommen; das war aber der letzte geweſen, daher kam er blos her, um zu hören, wo er ihn ausfragen konnte.

Der alte Falzbein ſah ſeinen Sohn da ganz entſtellt, blaß und verändert ſitzen und über ſeine Ankunft tödtlich erſchrecken. Dieſes brachte ihm einen kalten Schauer hervor, der ihn ganz ſteif und ſtarr machte; auch die beiden Brüder erſtarrten dar-

über. Falzbein ſchwankte endlich in betäubendem Kummer zu dem alten Greis, griff ihn an der Hand und ſagte: Gott ſtärke und tröſte Euch, Vater! — Ihr habt es nöthiger, als ein Menſch in der Welt! Nun grüßte er auch ſeine Brüder. Pöll wurde ſein Herz ſo beklemmt wie einem, der einen Mondſüchtigen auf der Spitze eines Thurms wanken und fallen ſieht; er ſeufzte und verſetzte: Grüß Euch Gott, alter Vater! Wenn ich je einem Menſchen gegönnt habe, daß er lange leben möge, wenn er fromm und brav iſt, ſo wünſch' ich Euch jetzt von Herzen einen plötzlichen ſeligen Tod in dieſem Augenblick.

Der alte Rödger Falzbein war ſo beſtürzt, daß er ſich kaum halten konnte, und ſo auch ſeine Reiſegefährten; doch erholte ſich der ehrliche Alte, er ſetzte ſich und fing an: Hier muß ja etwas Erſchreckliches vorgehen! Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll! biſt du krank geweſen, Theobald? du ſiehſt ſo aus; ſo iſt das eine väterliche Züchtigung Gottes, und du brauchſt dich darum vor deinem alten Vater nicht zu fürchten. Biſt du ein Mörder, ein Dieb geweſen, wie ich ſo ein Gerücht von ferne gehört habe, ſo kannſt du hier ſo ruhig nicht ſeyn; die Gerechtigkeit würde dich verfolgen, dich dem Gerichte übergeben — nun, was wäre noch übrig, das einen alten Vater kränken kann?

„Vater, ich hab' einen verſöhnten Gott! Ich war ein ungerathener Sohn, ging von euch in den Krieg, beging alle Laſter, die nur möglich ſind; mein Maaß wurde endlich voll, ich bekehrte mich von Herzen, und nun bin ich ein Chriſt, und will auch ſo ſterben; ich fühle die Verſicherung, daß ich ſelig werde."

Nun ſprang der gute Alte auf, fiel ihm um den Hals und weinte wie ein Kind; auch die Brüder

weinten. Falzbein weinte einen Bach von Thränen ſeinem Vater auf den Hals. Ei Gott! Theobald, ſchluchzte der Greis, ſo iſt ja alles gut; bin ich doch ſo wohl, als wenn ich im Himmel wäre! ich will warten, bis du beſſer biſt, und dann ſollſt du mit nach Hauſe. O wie wird ſich deine arme Mutter freuen, wenn ſie hört, daß du dich bekehrt haſt und ſie dich ſo verändert ſieht! Pöll ſprang auf, ſprang gegen die Wand und rief: Allmächtiger Gott! laß das Alles einen Traum ſeyn, und mich lieber wieder bei meinem ehemaligen Bauer als Kuhjunge erwachen! ſollte Dir, Vater im Himmel, nicht das Herz erweicht werden?

Jetzt riß ſich Falzbein von ſeinem Vater los, ging ernſt und ſchleunig im Zimmer auf und ab; endlich nahm er ſeine Kappe vom Kopf, ſchaute gen Himmel und ſprach: Barmherziger Gott! ein Tröpfchen Gnade für meinen alten Vater, das ihm eine Heilſalbe auf die Wunde ſey, die ſein Herz bald treffen wird! ſtärke, ſtärke ihn! ſtärke meine arme Mutter! gieß ein wenig Seligkeit in ihre Herzen, und nun begleite meinen Odem, der eine Hölle in meinem armen Vater anblaſen wird, mit kühlendem Winde! — Nun ſetzte er ſeine Kappe wieder auf, trat vor ſeinen Vater, griff ihn an der Hand und ſagte folgende Donnerworte: Vater! — Ich gehe morgen — nach Hauſe, aber mit euch nicht; ich gehe — nicht weit!

„Jeſus Chriſtus! — Gott im Himmel! rief der Alte, da ſeh ich es ſchwarz vor mir! haltet mich, ich fall in einen Abgrund — wo bin ich? — Vergeht die Welt? — Iſt das der jüngſte Tag? horcht! horcht! was poltert ſo? — Ich glaube, der Himmel fällt ein! —

Der gute Mann bekam nun Zuckungen und fiel völlig in Ohnmacht. Die beiden Brüder rauften die Haare und heulten; der Schwager aber wurde so rasend, daß er Falzbein mit aller Gewalt schlagen wollte; daher brachte die Wache alle drei Fremde weg in ein besonderes Zimmer. Der arme Sünder aber richtete nun gänzlich seine Gedanken auf seinen Tod und bat, daß man seine Freunde nicht wieder zu ihm lassen möchte, welches ihm auch gern bewilligt wurde. Morgenthau bedauerte sehr, daß man den alten Mann zu ihm gelassen, und des Morgens früh ließ er den Fremden sagen, sie möchten sich nach Hause begeben; den alten Falzbein aber behielt er da, um ihn so lange zu pflegen, bis er wieder gesund geworden; denn er war in ein hitziges Fieber verfallen.

So wurde denn Falzbein des folgenden Tages, unter dem Zulauf vieler Menschen, durch den Scharfrichter vom Leben zum Tode gebracht. Der junge Steilmann konnte ihn nicht begleiten, denn er war zu sehr gerührt; deßwegen wurde ein anderer Prediger geholt, der sein Amt für ihn verrichtete. Der arme Mensch ging freudig zum Tode, und starb unter vielen Thränen der Zuschauer, zum Zeugniß, daß die christliche Religion auch fähig ist, den allerunglücklichsten Menschen glücklich zu machen, wenn sie nur recht zu diesem Zweck verwendet wird.

Der alte Rödger Falzbein wurde zwar wieder gesund, aber sein Verstand war so geschwächt, daß er gerade wie ein Kind war, und ganz kindische Reden führte. Morgenthau ließ ihn darauf wieder durch ein paar Boten nach seiner Heimath bringen.

Kurz nach diesen Geschichten trug es sich zu, daß Morgenthau einen Brief erhielt, worinnen ihn

ein gewiſſer Herr von Löſchbrand erſuchte, ihm zu erlauben, in ſeine Herrſchaft zu ziehen. Dieſer Mann führte im Ton eines Chriſten die bitterſten Klagen, wie er im Kriege unglücklich geworden, wie er ſein Hab und Gut mit dem Rücken anſehen müſſe, wie er nun mit Frau und Kind in der bitterſten Armuth herumziehen und faſt betteln müſſe, und was dergleichen Erzählungen mehr waren. Morgenthau war bei aller ſeiner Menſchenliebe doch ſo leichtgläubig nicht, daß er gerade auf dieſen erſten Brief zugefahren und ihn eingeladen hätte; doch wollte er auch denſelben nicht ſchlechterdings abweiſen, weil doch auch ſeine Klagen wahr ſeyn konnten. Er ſchrieb ihm deßwegen zurück, daß es ihm ſchwer falle, einen Mann von Adel in ſeiner Herrſchaft anſtändig unterzubringen, es ſey denn, daß ein ſolcher den Adel verläugne und ein ordentlicher Landwirth werde; überdem müſſe er zuvor Gewißheit von ſeinem Unglück einziehen, weil er nicht gern ſchlechte Haushälter in ſeine Herrſchaft verpflanzen möchte. Es währte nicht lange, ſo ſchrieb Löſchbrand wieder, und in dem Brief lagen abgenutzte Collectenpatente und Atteſtate, die aber doch allem Anſehen nach gültig waren, er aber erbot ſich zu allem: lieber wollte er (wie er ſich ausdrückte) Stallknecht bei ihm ſeyn, als länger in dieſem Elend herumpilgern und kollectiren.

Morgenthau fühlte dennoch ein Uebelbehagen bei dieſer Sache, und doch däuchte es ihm Pflicht zu ſeyn, dem Mann unterzuhelfen. Daher ſchrieb er ihm wieder, wenn er ſich ruhig der Landwirthſchaft und eines ſtillen chriſtlichen Wandels befleißigen wollte, ſo ſtände ihm frei, zu kommen, wenn er wolle. Dieſes alles bejahte Löſchbrand mit ſeiner Gemahlin und Tochter perſönlich; denn es währte nicht lange,

so kamen diese Leute zu Fuß nach Morgenthau hin, aber in so elenden Umständen, daß die Frau von Morgenthau wegen Drang des Herzens nicht genug eilen konnte, die Frau und die Tochter mit nöthigen Kleidern zu versehen. Jetzt war nun kein anderer Rath, als den Leuten so lange Brod zu verschaffen, bis sie sich selbst damit versorgen konnten. Zugleich merkte Morgenthau bald, daß die Leute zu alt waren, um noch Bauersleute zu werden, und doch auch noch zu jung, um sie todt füttern zu können. Löschbrand war ein Mann von fünfzig Jahren, seine Frau von fünf und vierzig, und seine Tochter war vier und zwanzig Jahre alt. Eigentlich war also guter Rath theuer, und Morgenthau sahe wohl ein, daß wenn sich auch Löschbrand mit vollem Willen an Arbeit geben würde, es doch zu spät wäre, Feldarbeiten zu lernen; besonders däuchte es ihm, in dem ganzen Daseyn dieser Leute etwas Unnennbares zu entdecken, wodurch sie ihm zum lebenslänglichen Collectiren gleichsam von der Vorsehung verdammt zu seyn schienen.

Doch dem Allem ungeachtet mußte etwas unternommen werden, denn die Leute waren nun einmal da. Morgenthau ließ ihnen also ein paar Zimmer anweisen, wo sie aus seiner Küche gespeist wurden, auch versorgte er sie mit Wäsche, Kleidern und allem Nöthigen. Anstatt nun, daß Löschbrand hätte sollen Anstalten machen, sich ein Landgut auszusuchen, um an sein eigen Brod zu denken, saß er ganz ruhig, ließ sich aufwarten, und bat alle Tage um etwas, das er geschenkt haben wollte. Clara aber, seine Tochter, hatte ein gutes Herz; sie kam alle Morgen früh in die Küche, half arbeiten und bequemte sich zu den allergeringsten Diensten. Jo-

Johannette merkte dieſes bald, und ſie ließ das arme Fräulein zu ſich kommen.

Höre Sie, Fräulein Clara! fing ſie an, iſt Sie auch in Frauenzimmerarbeit unterrichtet worden?

„In allem, gnädige Frau! aber ſeit ſieben Jahren ſind wir im Elend herumgereiſet, und ſeitdem iſt nichts mehr gethan worden.“

Hat Sie ſich auch ſeit der Zeit wohl aufgeführt; in ſolchen Umſtänden hat ein Mädchen von einer ſo vorzüglichen Schönheit viel zu kämpfen? Sage Sie mir die Wahrheit.

„Gott weiß, daß ich viel zu kämpfen gehabt habe; aber ich hab' auch gekämpft. Oftmals hatte ich auch Gelegenheit, in Dienſte zu kommen; aber meine Eltern wollten nicht haben, daß ich dienen ſollte; ſie ſagten immer: eine Perſon von meinem Stande müſſe geringern Leuten nicht dienen.“

Glaubt Sie denn, daß Ihre Eltern hierin Recht hatten?

„Sie hatten gewiß nicht recht. Sobald jemand ſein eigen Brod nicht mehr eſſen kann, ſobald iſts mit dem Adel aus.“

So iſts recht! will Sie mir denn dienen und bei mir bleiben? Sie ſoll's gut haben.

Clara weinte und bat ſich dieſe Gnade auf immer aus. Johannette ſagte ihr das zu, ſetzte ihr ein jährlich Gehalt, kleidete ſie ordentlich aus, und nahm ſie bei ſich in ihre Zimmer zur Bedienung. Löſchbrand merkte das nicht ſobald, als er ſchon Forderungen an ſie machte, um ſie wieder an ſich zu locken; aber Clara hatte dazu keine Ohren, und ehe man ſich's verſah, hatte ſich Löſchbrand mit ſeiner Frau wieder aus dem Staube gemacht; denn er befand ſich beſſer bei ſeinem Collectiren, als wenn er

hätte arbeiten und ſich zur Arbeit gewöhnen müſſen. Clara, ſeine Tochter aber, blieb in Morgenthaus Hauſe, und es war ihr wohl. Sie war ein vollkommenes Frauenzimmer, und nachdem ſie nun einmal wieder im Wohlſtande war, ſo entwickelte ſie ſich von Tag zu Tag zu ihrem Vortheil, gleich einer Blume, die zwar durch ein anhaltendes unfreundliches Wetter eine Zeitlang am Aufblühen gehindert wurde, aber nun auch binnen ein paar warmen Tagen auf einmal zu ihrer Vollkommenheit gelangte. Doch war ſie immer traurig, und zwar blos ihrer Eltern wegen, welche ihr in ihrem herumſtreichenden Leben wenig Ehre machten.

Reymund von Haberklee hatte nun ſeit der Heirath Lilienthals mit Sybille Sommers Morgenthau ſparſamer beſucht; dennoch kam er zuweilen, war aber immer etwas froſtig, ſo daß man wohl merken konnte, ſein Herz ſey nicht mehr ſo freundſchaftlich, als geſtern und ehegeſtern; Morgenthau war aber ſo weit über Grillen erhaben, daß er dergleichen Launen kaum eines Seitenblicks würdigte. Nun wußte er, daß Reymund nur ein geiſtvolles Frauenzimmer zu ſeiner zweiten Heirath ſuchte, und welche zugleich die ſonderbare Eigenſchaft hätte, daß ſie ihm, wenn er ſie heirathete, ihr Glück verdanken ſollte; deßwegen ahnete er ſchon voraus, daß er ſeinen Angel wieder nach Fräulein Clara auswerfen würde. Er beſchloß alſo, dem Herrn von Haberklee die ganze Geſchichte Löſchbrands zu erzählen. Zu dem Ende nahm er ihn bei dem erſten Beſuche allein und erzählte ihm Alles.

Reymunds Herz wallete während der Zeit, daß Morgenthau redete. Ich muß das Mädchen ſehen, war ſeine einzige Antwort, und ſo eilte er zu

den Zimmern der Frau von Morgenthau hin. Morgenthau folgte ihm nach und bewunderte in der Stille den sonderbaren Charakter dieses Mannes.

Johannette und Clara saßen auf einem abgelegenen Zimmer, das gegen Nordost zu sahe und aus welchem man eine herrliche Aussicht über das Thal aufwärts hatte. Gesangvögel zwitscherten in Körben auswärts vor dem Fenster, und einwärts stand ein goldgrüner Papagay im messingenen Käfich auf einem marmornen Postament. Gleich dem Bergmann kletterte er mit Klauen und Schnabel im Korbe umher, lachte, pfiff und schwatzte. Beide Frauenzimmer aber arbeiteten, als wenn sie ihr Brod damit hätten verdienen müssen, und an ihrer Vertraulichkeit merkte man, daß Clara nicht mehr Johannettens Bediente, sondern ihre Schwester war. Nun hatte Letztere der Ersten, wie leicht zu denken, die Geschichte des Herrn von Haberklee mit Elisen schon längst erzählt und ihr Reymund nach der Wahrheit geschildert; daher als dieser Herr mit ihrem Gemahl ins Zimmer trat, fing ihr das Herz an zu klopfen, und sie begann einen Blick in eine vergnügte Zukunft zu thun. Nach gewechselten Complimenten setzten sich alle, und nun sagte man Claren, wer der fremde Herr wäre. Clara neigte sich gegen ihn und freute sich, daß sie die Ehre hätte, ihn kennen zu lernen. Reymund unterhielt sie mit Gesprächen, war den ganzen Tag um sie, und fand an ihr ein Mädchen nach seinem Herzen. Deßwegen erklärte er sich am Abend bei dem Wegreiten gegen Morgenthau, daß er unwiderruflich beschlossen habe, Fräulein Claren zu heirathen, und daß er sie von seiner Hand empfangen wolle. Morgenthau lächelte und versetzte: diese ist nun endlich einmal ein Mädchen für

Sie; sie ist, nebst allen erforderlichen Eigenschaften, auch von gutem Adel; verlassen Sie sich auf meine Freundschaft!

Morgenthau erzählte dieses alles seiner Gemahlin; diese erzählte es Claren, und Clara war damit äußerst wohl zufrieden, daß sie Frau von Haberklee werden sollte; besonders auch darum, weil ihr Reymunds Charakter angenehm war und ihr seine Person wohlgefiel. Sobald sich Clara also für ihn erklärt hatte, schickte Morgenthau einen Boten zum Herrn von Haberklee mit einem Briefe. Dieser schrieb an Pfarrer Steilmann zu Korndorf und ersuchte ihn, den morgenden Tag nach Morgenthau zu kommen, weil er auch da seyn wollte, um eine wichtige Sache zu beschließen. Alles dieses geschah; beide Herren kamen auf den bestimmten Tag zu Morgenthau an. Reymund versprach sich ohne Umstände mit Claren, und hinterher ließ er sich auch mit ihr im Reisekleide und Negligee kopuliren, und am Nachmittag nahm er sie hinter sich auf's Pferd und ritt mit ihr nach seinem Schlosse.

Des andern Tages schickte er Boten aus, welche seine Schwiegereltern aufsuchen und sie zu ihm bringen mußten. Diesen übergab er ein Gut, welches er im Korndorfer Kirchspiel besaß, von dessen Einkommen sie sich nähren sollten, und solchergestalt waren diese Leute versorgt.

Während der Zeit, daß diese Geschichten vorgingen, kamen aus der Nähe und Ferne Familien, die entweder Morgenthau ausgekundschaftet und an sich gezogen hatte, oder die sich von selbst meldeten. Einige hatten noch etwas Vermögen, die Andern nicht; er aber suchte allen so gut zu helfen als möglich war;

auch ſahe er nicht auf die Religion, wenn ſie nur brave, ehrliche und fleißige Leute waren; und er hatte noch keine acht volle Jahre im Bergthal gewohnt, als ſeine Herrſchaft mit achtundfünfzig Bauern beſetzt war, unter denen Lilienthal zuoberſt, Caſpar, Pölls Schwager, in der Mitte, und ein ſchweizeriſcher Wiedertäufer, Ulli Schwabach, der Letzte gegen Abend war.

Morgenthau beſchloß nun, keine Landwirthe mehr anzunehmen; denn jedes Bauerngut hatte bei der jetzigen Kultur gerade die Größe, daß es ſeinen Beſitzer ernähren konnte. Wenn aber nach und nach durch eine gute Landwirthſchaft die Güter die höchſte Stufe erreichen würden, ſo konnten durch Theilung unter die Kinder die Güter vermehrt werden. Unter allen aber zeigte Lilienthal ein außerordentlich Genie in der Landwirthſchaft. Der Kleebau, welchen er in aller ſeiner Kraft ausübte, machte, daß ſich ſein Gut zuſehends verbeſſerte, und mit der Zeit begriffen die Herren Sommer gar wohl, daß es um die Landwirthſchaft eine herrliche Sache ſey, wenn ſie nur nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian, ſondern nach Kunſt und Erfahrung betrieben würde. Ihre Tochter Sybille lebte höchſt vergnügt und brauchte ſich ſo wenig, als ihr Mann, mit ſchwerer Arbeit zu plagen; denn ein mittelmäßiges Gut ernährt einen müßigen Herrn reichlich, wenn er nur gehörige Anſtalten und ein gutes Regiment zu führen weiß.

Morgenthau bemerkte den guten Fortgang ſeiner Sachen mit größtem Vergnügen. Er ſahe ſich nunmehr Herr von einer blühenden Landſchaft, die ſeiner Hände Werk war; er merkte aber auch, daß Gott beſonders die Hand mit im Spiele habe und ſeine guten Abſichten ſegne. Daher beſchloß er auch,

mit seiner Gemahlin ihr Leben ganz diesem gütigen Gott zu widmen, und nun als ein christlicher Regent diesem kleinen Staate vorzustehen und ihn zur wahren zeitlichen und ewigen Glückseligkeit zu leiten.

Damit nun das höchstwichtige Gewerbe im Staat, die Landwirthschaft, immer mehr und mehr verbessert und auf den höchsten Ertrag gebracht werden möchte, der nur möglich ist, so ordnete Morgenthau eine Landwirthschafts-Commission an, welche alle Monat auf seinem Schlosse in einem dazu bestimmten Saal ihre Sitzungen halten mußte. Dazu wurde ein Sonntag Nachmittag bestimmt; er selbst war Präsident, Lilienthal Director, und Ulli Schwabach Proponent, das ist, er hatte das Amt auf sich, alle Rathschläge und Einfälle der Bauern aufzunehmen und der Commission vorzutragen. Hernach saßen noch Wiesenthal, Weiler und bei zehn der ansehnlichsten Landwirthe aus der Herrschaft, welche Landwirthschaftsmeister genannt wurden, in diesem Collegium; alle Bauern aber mußten auch an diesem Tage zu Morgenthau erscheinen. Sie versammelten sich ebenfalls in einem großen Saal; er trug ihnen die Schlüsse der Commission vor und hörte ihre Einwendungen und Vorschläge, die er alsdann jener wieder vortrug.

Durch diese Anstalt wurden alle guten landwirthschaftlichen Regeln, Vorschläge und Rathschläge in Ueberlegung genommen, von Hypotheſen gereinigt, Jedem bekannt gemacht, und allemal zur Zeit der Ausführung beschlossen und unter hoher Strafe auszuführen befohlen. Ueber das alles, sowohl was beschlossen, als was ausgeführt wurde, nebst dem Erfolge, wurde von Pöll protokollirt, als welcher unter Weilers Aufsicht Sekretär von dieser Commission

war. Der Nutzen von dieser Einrichtung war unbeschreiblich. Es wurden keine Brachen geduldet; die drei Futterkräuter: rother Klee, Esper und Luzerne, wurden in größter Menge gebaut, so daß immer die Hälfte der Güter damit besäet war; ein geschwinder Ackerumschlag wurde eingeführt, so daß allemal jeder Kleeacker den dritten Herbst eingebrochen und mit Winterfrucht besäet wurde; und endlich wurde die Stallfütterung durchgängig beobachtet, so daß man von allen Arten Vieh kein einziges Stück mehr umher weiden sah.

Bei aller dieser Glückseligkeit, bei allem Ueberfluß an Erd-Erzeugungen war doch die Herrschaft Bergthal in der That arm. Kein einziger Bauer hatte Geld. Schuh, Kleider, Acker- und Hausgeräthe waren außerordentlich theuer; nach und nach zogen freilich Handwerksleute hin, die, wenn sie Vermögen hatten, sich auf herrschaftlichen Befehl auf der mitternächtlichen Fläche des Morgenthauer Hügels Häuser bauten, oder wenn sie kein Vermögen hatten, bei den Bauern sich einquartirten; allein kein Bauer hatte Geld, folglich konnten auch die Handwerksleute nicht bezahlt werden, sie mußten Produkte an Zahlung nehmen, und dafür ließen sich keine rohen Erzeugungen für Handwerker und Künstler eintauschen.

Es fanden sich auch umherreisende Handelsleute ein; allein weil ihr Verhältniß gegen die Menge feiler Waaren zu klein war, so war alles über die Maßen wohlfeil. Freilich lockte dieser Umstand mehrere Käufer an; dennoch merkte Morgenthau bei dem allem, daß wenn die geldbesitzenden Käufer seine Unterthanen seyn würden, und wenn das Verhältniß derselben gegen die Landwirthe groß seyn würde, alsdann erst die Glückseligkeit seiner Herrschaft den höch-

ſten Gipfel erreichen könnte. Er erfuhr jetzt, daß es ein Staatsgrundſatz ſey, wenn man feſtſtellt: daß die Landwirthſchaft auch im blühendſten Zuſtande immer die Grundſtütze der Glückſeligkeit des Staats ſey, ohne welche derſelbe nimmermehr dauerhaft glücklich werden könne. Dem allem ungeachtet aber bleibt dieſe Landwirthſchaft nur blos Fundament und nichts weiter, wenn nicht Manufakturen und Handlung darauf gebaut, alle Gewerbe aber auf die beſte Weiſe mit einander vereiniget werden, und ſo durch die größte Bevölkerung die größte Glückſeligkeit des Staats erreicht wird.

Alles dieſes nun auszuführen, war Morgenthau's Ziel und Zweck. Während der Zeit aber, daß er ſich mit ſeinem Plan beſchäftigte, fielen noch andere Dinge vor, die hier nicht vorbeigegangen werden dürfen.

Die Bergthaler Einwohner beſtanden aus allen drei Religionen. Er wünſchte jeder Gemeine eine Kirche, und zwar bei ſeinem Schloſſe, wo ſich ſchon etliche zwanzig Handwerksleute oder Kunſtwirthe nach Morgenthau's Grundriß zu einer Stadt angebaut hatten. Vollſtändige, große, gemauerte Tempel zu bauen, dazu war noch kein Geld da; deßwegen beſchloß Morgenthau, hölzerne Kirchen zu bauen. Er gab das Holz dazu her, bezahlte die Zimmerleute und andere Unkoſten, die Gemeinen aber mußten jede zu ihrer Kirche Hand- und Spanndienſte thun. Alle Unkoſten ſchlug er jeder Gemeine zum Kapital, welches ſie ihm ſo lange verzinſen mußte, bis ſie es ihm nach und nach bezahlt hatte. Das Gehalt der Geiſtlichen beſtimmte er ſo, daß ein ehrlicher Mann mit einer Familie ordentlich davon leben konnte. Was bei der katholiſchen Kirche vom Pfarrgehalt übrig blieb,

das konnte der Geistliche nicht an seine Familie bringen, sondern es fiel nach dem Tode des Pfarrers der Kirche anheim. Das Pfarrgehalt wurde auf die Höfe der Gemeinen ausgeschlagen, und theils an Gelde, theils an Produkten bezahlt. Dieses waren die vorläufigen Einrichtungen bis auf bessere Zeiten. So wie die drei Kirchen fertig waren, so wurden auch Pfarrhäuser gebaut und Geistliche von den drei Religionen berufen. Hier ließ nun Morgenthau den beiden protestantischen Kirchen volle Freiheit, zu wählen; nur behielt er sich die Bestätigung und das Recht vor, den Geistlichen zu verwerfen, wenn sein Charakter, sein Leben und Wandel entweder nicht rechtschaffen, oder seine Lehre nach einer Untersuchung von verschiedenen unpartheiischen, würdigen Männern nicht richtig befunden würde. In Ansehung der Besetzung der römisch-katholischen Pfarrstelle schrieb er an den Erzbischof von N..., dessen geistliche Gerichtsbarkeit sich durch das Herzogthum Hochbergen erstreckte, daß seine Eminenz (er war Kardinal) seine Pfarrstelle mit einem friedliebenden, rechtschaffenen Manne nach Belieben besetzen könnte, doch mit der Einschränkung: daß zwar alle seine römisch-katholischen Unterthanen ihre völlige ungehinderte Religionsübung haben sollten, auch sogar sollte ihnen ein jährlicher Umgang auf den Gedächtnißtag ihres Kirchenpatrons zugestanden und sie gegen alle, auch die mindeste Beeinträchtigung geschützet werden; dagegen aber sollten nie solche Religionsübungen auf den Gütern der Protestanten geschehen, sondern ihnen nur der Zug über die freie Straße nach ihrer Kirche, auch öffentliche gottesdienstliche Gebräuche vor den Häusern der Katholiken, so lange sie darinnen wohnen, verstattet werden. Auch sollte niemals ein Protestant gehalten seyn,

dem Hochwürdigen Ehre zu erzeigen; dagegen aber ſollte ihnen auch verboten werden, um Aergerniß zu vermeiden, an einem ſolennen Tage ſich nahe um daſſelbige ſehen zu laſſen, u. ſ. w. Dieſes alles wurde eingerichtet, und alſo wurden die drei Kirchen beſtellt.

Mit dem Schulweſen traf Morgenthau ganz beſondere Veranſtaltungen. Er hatte ſeine Herrſchaft in vier Bauerſchaften eingetheilt, zwei im obern Bergthal und zwei im untern; jede Bauerſchaft ſollte ihren Schulmeiſter haben. Nun glaubte aber Morgenthau, daß der Unterricht der Bauernkinder nicht blos auf die Religion, ſondern auch auf die Landwirthſchaft ſich beziehen müſſe. Der Schulmeiſter mußte alſo ſelber in beiden Stücken erfahren ſeyn; daher beſchloß Morgenthau, den Grund zu einer Schule zu legen, in welcher blos Schulmänner erzogen werden ſollten. Er betrachtete Lilienthal als den Mann, der dazu geſchickt ſey. Dieſer verſtand ſich gern dazu: der Anfang wurde gemacht und es wurden vier Bauernknaben ausgeſucht, die Fähigkeiten genug hatten. Dieſe nahm Lilienthal in die Koſt; jede Bauerſchaft aber mußte den Unterhalt bezahlen. Dieſe Jünglinge unterrichtete Lilienthal täglich des Morgens eine Stunde in der Religion, den Tag über mußten ſie aber alle Arbeiten der Landwirthſchaft ſelber verrichten helfen, und dabei wurde ihnen Theorie und Praxis dieſer Wiſſenſchaft erklärt. Dieſe Jünglinge waren alle Proteſtanten, theils lutheriſch, theils reformirt; den Katholiſchen überließ man, ihre eigenen Schulanſtalten zu machen. Sobald Einer von den Schulmeiſtern angeſtellt werden ſollte, wurde er von ſeinem Prediger zuerſt und dann auch von der Landwirthſchafts-Commiſſion examinirt und eingeſetzt. Dieſe und mehr andere nützliche Ver-

fügungen waren die ersten Keime zu der Glückseligkeit, welche die Herrschaft Bergthal unter dem gesegneten Regiment ihres Herrn in Zukunft genießen sollte; aber es ist des Höchsten Wille, daß alles durch schwere Prüfungen erst geläutert, gereinigt und bewährt werden muß, und dieses erfuhr auch der Herr von Morgenthau.

Herr von Löschbrand und seine Gattin wohnten im Korndorfer-Kirchspiel auf einem alten Rittergut, welches ihnen ihr Eidam, Reymund von Haberklee, eingethan hatte, um sich davon zu nähren und anständig leben zu können. Dieses Glück machte Löschbrand und seine Gemahlin eben so stolz, als sie vorhin durch ihr Schicksal gedemüthiget waren. Es that besonders der Frau von Löschbrand außerordentlich weh, daß sie dem Herrn von Morgenthau, dessen Adel ungewiß, und seiner Gemahlin, die nun gar nicht adelich war, ehemals ihre Schwäche gezeigt hatten, und daß sie ihnen beiden ihr jetziges Glück schuldig waren; daher waren beide darauf bedacht, bei der ersten besten Gelegenheit ihren alten Adel auszukramen und das glückliche Morgenthauer Paar dadurch zu demüthigen.

Einsmals beschloßen sie, ihren Eidam und Tochter zu besuchen. Sie fuhren zum Hause Haberklee hin und wurden da auch anständig empfangen. Elisens beide Knaben waren nunmehr schon hübsche Jünglinge, und Reymund war klug genug gewesen, sie weit weg auf ein berühmtes Gymnasium zu schicken, damit sie seiner Gemahlin und Schwiegereltern nicht im Wege seyn möchten; die Frau Clara aber bezeigte diesen Kindern eine solche Liebe durch Briefschreiben, Versorgungen und dergleichen, daß ihr Gemahl oft Thränen der Zärtlichkeit vergoß

und Claren Eliſens ganze Stelle in ſeinem Herzen einräumte. Weil nun dieſe Kinder nicht da waren, ſo fand die Frau von Löſchbrand gerade keinen Anlaß, ihren Adelſtolz dort auszulaſſen; vielleicht ſchien es ihr auch zu gefährlich, für ihren eigenen Wohlſtand zu ſeyn, darüber zu ſticheln. Reymund entdeckte daher dieſe Leidenſchaft ſeiner Schwiegermutter nicht; und als er fand, daß beide Eltern Neigung hatten, den Herrn von Morgenthau zu beſuchen, ſo war er damit außerordentlich wohl zufrieden und beſchloß, ihnen nebſt ſeiner Gemahlin Geſellſchaft zu leiſten.

Alle Viere kamen alſo auf Einmal und ganz unvermuthet auf dem Schloſſe Morgenthau an. Man empfing ſie Alle anſtändig, und nun fing die Frau von Löſchbrand bei allen Gelegenheiten an, ihren Adel und Standesvorzug auf die feinſte Art ans Licht zu ſtellen; überall, wo Gelegenheit dazu war, mußte Johannette fühlen, daß ſie nicht von Adel war. Reymund ärgerte ſich dergeſtalt darüber, daß er ſofort mit Gewalt ſeine Schwiegereltern weggefordert hätte und wieder nach Hauſe gereist wäre, wenn ihn nicht Morgenthau beruhigt und verſichert hätte, daß er gar nicht von ſeinen Schwiegereltern beleidigt werden könnte. Haberklee erſuchte ihn flehentlich, ſeinen Schwiegereltern ſo den Mund zu ſtopfen, daß ſie auf ein ander Mal entweder zu Hauſe bleiben oder doch ſich anſtändig aufführen möchten. Morgenthau lächelte dazu und ſchwieg; ingeheim aber beobachtete er ſeine Gemahlin. Er hatte ſie noch nie in dieſer Prüfung geſehen, und bloß um zu erfahren, wie weit ihre Großmuth reichte, that er, als wenn er nichts von Allem merkte.

Mittags über Tiſch wurden die Erzählungen von Ahnen, von Mißheirathen der Adelichen, vom Werth und Unwerth des alten und neuen Adels, nach und nach deutlicher, treffender und beißender, doch aber nicht grob. Morgenthau hielt ſich ganz gleichgültig; er that, als wenn er nichts merkte, und Johannette hielt ſich gerade wie ihr Gemahl. Freilich merkte man's ihr an, daß ſie ſich Gewalt anthat, auch zuweilen eine hervorbrechende Thräne verſteckte; doch blieb ſie freundlich und eine muntere Gaſtwirthin. Reymund und Clara aber ſaßen auf heißen Kohlen, und verſchwuren Beide in ihren Herzen, nie ihre Eltern wieder dahin zu bringen. Clara konnte ſich unmöglich der Thränen erwehren, und ſie wäre ganz gewiß vom Tiſch gelaufen, wenn ſie nicht Morgenthau beruhigt und ihr verſprochen hätte, die Sache recht artig zu Ende zu bringen.

Als der große Mann nun endlich ſahe, daß ſeine Gemahlin groß genug war, um in dergleichen Proben aushalten zu können, ſo beſchloß er, noch am Tiſche gegen das Ende der Mahlzeit dem Verdruſſe ein Ende zu machen. Er fing daher folgendergeſtalt an: Gnädiger Herr und gnädige Frau! Ich bitte, mir nicht ungnädig zu nehmen, wenn ich Sie gewiſſer gegründeter Urſachen wegen um einige Dinge frage.

Fragen Sie nur, Herr von Morgenthau, ſagte Löſchbrand; ſeine Frau aber nickte nur mit dem Haupte.

„So hören Sie denn beliebigſt: Ich bin in einem entfernten, ſehr mächtigen und blühenden Königreiche zu Hauſe. Mein Monarch hat mir geboten, zu reiſen und in fremde Länder zu gehen, und mich in der Staatskunſt zu üben; denn er hat ein mächtiges Fürſtenthum für mich aufgehoben, das mein Eigenthum

seyn soll, wenn ich anders zu regieren geschickt bin. Zu dem Ende hab' ich viele Kapitalien aus meinem Vaterlande gezogen, mir diese Herrschaft erkauft und aufgerichtet, damit ich alles praktisch erlernen möchte, was zu Verwaltung eines Fürstenthums gehört; denn mit bloßer Theorie ist bei uns gar nichts ausgerichtet. Nun hab' ich mir eine Gattin Bürgerstandes erwählt, weil in unserm Reiche der europäische Adel mehr Hinderniß als Schaden bringt; hingegen aber, wer dort Progressen machen will, der muß von vortrefflichem Charakter seyn."

Hier fiel die Frau von Löschbrand ein: Madame, Sie werden also eine Fürstin? Das Gesicht paßte zu dieser höhnischen Frage. Johannette schwieg; aber sie triumphirte schon in ihrem Herzen.

Nun fuhr Morgenthau kaltblütig fort: „Jetzt aber, da ich in diesen Umständen bin, möchte es gut seyn, wenn ich meine Gemahlin adeln ließe; was halten Sie dafür? was rathen Sie mir?

Ich thät's nicht, antwortete Löschbrand, und seine Gattin fügte mit Kopfnicken hinzu: Der neue Adel würde keinen Werth geben.

„Gut, fuhr Morgenthau fort, so will ich's auch nicht thun; aber was däucht Ihnen von meinem Vaterlande, daß man da nicht auf Adel und edles Geblüt, sondern blos auf Verdienste sieht?"

Löschbrand lächelte höhnisch: was mir auch von dem türkischen Reiche däucht; es mag dort eine sehr ähnliche Verfassung seyn. Frau von Löschbrand schlug ein hartes Gelächter auf und versetzte: Nehmen Sie nicht übel, Herr von Morgenthau! so wird auch Ihr König und sein Minister von geringen Leuten entstanden seyn?

„So ist die Sache wirklich. Sowohl der König,

als seine höchste Fürsten und Minister, waren arme geringe Handwerksleute; aber durch außerordentliche Tugend und Geschicklichkeit sind sie zu den hohen Stufen hinaufgestiegen, wo sie jetzt glänzen."

Ob Löschbrand und seine Frau etwas ahneten, weiß ich nicht; wenigstens schien es so. Sie schwiegen eine Weile still; endlich fing die Frau von Löschbrand an: Was in andern Ländern für barbarische Gebräuche sind! — Es ist doch, bei Gott! was Herrliches, von adelichen Voreltern herstammen und viele adeliche Ahnen haben!

„Aber der erste von diesen Ahnen war doch ein Bürger; folglich hat sein neuer Adel keinen Werth und, diesem Grundsatz gemäß, so die Reihe herunter. Doch laßt uns dieses Alles beiseite setzen. Ich schätze den Adelstand für ein Glück; man hat in demselben Gelegenheit, mehrere Glückseligkeit unter den Menschen auszubreiten, als sonst; und dieses macht allein den Adel ehrwürdig."

Um Vergebung, fing Löschbrand an, wie heißt das Königreich, in welchem Sie zu Hause sind?

„Mein Vaterland ist das Königreich Gottes in der zukünftigen Welt."

Die Beiden wurden roth und sahen vor sich nieder.

Ja, das ist etwas Anders! sagte die Frau von Löschbrand; auf die Weise kann ein frommer Bauer auch noch einmal Fürst werden!

Morgenthau lächelte und versetzte: recht wohl! Aber nun bedenken Sie, welche Thorheit ein stolzer Adelicher begeht, wenn er nur dem bloßen historischen Glauben nach ein Christ ist! Er weiß, daß er eine lange Ewigkeit durch gar nicht den mindesten Nutzen davon haben wird, daß er hier einen einzigen kleinen Augenblick adelich war. Er weiß, daß

ein Bettler, den er hier kaum eines Anblicks würdigte, dereinſt ſein Fürſt und Beherrſcher werden kann, und noch brüſtet er ſich, und wenn ihm vor dieſem Gedanken grauet, wie kann er dann ſelig werden? —

Hierauf konnte Löſchbrand unmöglich antworten. Er war ganz verdrießlich; ſeine Frau aber war glühend im Geſicht und böſe. Ha! verſetzte ſie, damit müſſen ſich nun freilich alle Unadeliche tröſten!

„Madam, antwortete Morgenthau feurig, ein warmer Troſt! — Nun aber muß ich Ihnen gerade die Wahrheit ſagen: Sie haben eine ſchwarze Seele! Sie ſind hieher gekommen unter der Larve der Freundſchaft, eſſen mein Brod und verletzen das Heiligthum der Gaſtfreiheit. Ein Frauenzimmer, welches Sie nie beleidigte, geißeln Sie bis aufs Blut; mich kennen Sie nicht, wiſſen nicht, ob Sie nicht noch hier in dieſer Welt vor dem Glanze meines ächten deutſchen Adels, den ich aus vielerlei wichtigen Urſachen verſiegelt habe, ſich ins Dunkel verkriechen werden, ob ich nicht über kurz oder lang aus meiner Gemahlin machen kann, was ich will. — Das Alles müſſen Sie wagen, indem Sie gar nicht wiſſen, wer ich bin.“ —

Hier brach Morgenthau ab und eilte fort, kam auch nicht wieder.

Der Herr von Haberklee war glühend vor Zorn, er ſprang auf vom Stuhl: Weib! brüllte er gegen ſeiner Gemahlin, entferne dich und komme mir nie wieder unter die Augen! und damit lief er auch fort, ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt allein nach Hauſe. Clara ſank in eine tiefe Ohnmacht; Johannette aber ließ ſie durch ihre Bedienten weg und zu Bette bringen.

Löſchbrand erhob ſich indeſſen von ſeinem Stuhl;

er räuſperte ſich, huſtete und — wußte nicht, was er machen ſollte. Endlich ſagte er ganz gelaſſen: Ich denke, wir gehen nach Hauſe! Die gnädige Frau aber ſtand und ſpielte mit dem Fächer, denn ſie wußte freilich auch jetzt nichts beſſers. Johannette war indeſſen hinausgegangen, um wegen Frau Claren Verfügung zu treffen, und auch ſonſt noch beſondere Anſtalten zu machen; jetzt aber trat ſie wieder ins Zimmer, ihr Geſicht glühte und ihre Augen funkelten vor Zorn. Frau von Löſchbrand fing an: Jetzt, Madam, wollen wir uns empfehlen. Es thut mir leid, daß es Verdruß gegeben hat; aber das ſind die Folgen von Meßallianzen! Johannette antwortete darauf nichts, ſie rief nur: Wache herein! Und nun traten vier anſehnliche, mit Ober- und Untergewehr wohl verſehene, in Livree gekleidete Männer ins Zimmer. Sie ſtellten ſich neben einander hin, mit dem Gewehr auf der Schulter, und erwarteten näheren Befehl.

Jetzt merkten die beiden Adelichen, wo es hinaus wollte. Die Frau von Löſchbrand zitterte und wurde blaß; ihr Gemahl aber ſprang nach ſeinem Degen. Johannette kommandirte, und nun griffen ihn die Bewaffneten an und führten Beide fort. Nach dem ſchwarzen Zimmer, rief ihnen die Frau von Morgenthau nach, und haltet Wache bis auf weitere Ordre!

Jetzt war ſie allein auf dem Zimmer. Sie ging ſtolz auf und ab, wie eine Löwin, und meinte Wunder wie gut ſie's ausgerichtet hätte; aber das dauerte nicht länger, als ihr Blut in Wallung war. Sie merkte Etwas; ihr Herz ſchlug wie ein Hammer, und ſie zweifelte nun, ob ſie ihre Sache gut gemacht hätte. Nun lief ſie und ſuchte ihren Gemahl. Der

war in den Garten gegangen und wandelte unter den dunklen Lauben umher; endlich fand sie ihn. Sie fiel ihm um den Hals, herzte und küßte ihn. Ach, sagte sie, welche Leiden mach' ich dir! Nein, antwortete er, Leiden mach' ich uns! Ich habe mich den Zorn übermannen lassen, und der thut nie, was vor Gott recht ist! Wo sind die feurigen Kohlen, die ich auf das Haupt meines Feindes hätte sammeln sollen?

Johannetten klopfte das Herz noch mehr. Nun erzählte sie, was sie gethan hatte. Morgenthau seufzte dabei tief und antwortete: Das ist nun gerade das Schlimmste, was wir thun konnten. Er lief hin zu einer schönen Blume, die voller Saft und Kraft an der Sonne dastand und in ihren Strahlen ruhte, kein Lüftchen bewegte sie. Siehe, meine Liebe, fuhr Morgenthau fort, siehst du diese schöne Blume, das Bild unserer Glückseligkeit? Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen! Und nun brach er die Blume ab, warf sie hin und setzte hinzu: Unselig aber sind die Zornmüthigen, denn sie sollen von ihren Besitzungen vertrieben werden. Johannetten rollten Thränen die Wangen herunter. Schau! rief sie, an dem nämlichen Stengel eine dicke große Knospe, die prophezeiht eine noch schönere Blume!

„Wenn sie kein Mehlthau oder irgend ein Ungeziefer welken macht, seufzte Morgenthau. Ei! setzte Johannette hinzu, täglich will ich die Knospe bewachen und sie wie ein Schooßkind pflegen! Ja, sagte Morgenthau, und ebenso unsre Herzen, so wird die Scharte ausgewetzt, besonders auch, wenn wir die Folgen dieses Zufalls großmüthig und mit Gehorsam ertragen."

Während der Zeit, daß dieses vorging, war der

ehrliche Wiesenthal zu dem alten Steilmann hingegangen und hatte ihm den ganzen Hergang erzählt. Dieser schüttelte den Kopf gewaltig. Mama, fing er an, hast du mir wohl kürzlich meinen besten schwarzen Rock ausklopfen lassen, ich hab ihn lange nicht angehabt? Ja, sagte sie, gestern noch. Nun so hol ihn und hilf mir ihn anziehen; gib mir auch meinen besten Kragen. Mittlerweile kämmte er sein schneeweißes Haar, setzte sein bestes sammtenes schwarzes Käppchen auf, und knöpfte seinen schwarzen Rock von oben herunter über die Hälfte zu. Nun, Herr Wiesenthal, sagte er, führen Sie mich zu den Gefangenen. Wiesenthal ließ ihn auf seiner linken Schulter ruhen; in der Rechten aber hatte der Greis seinen dicken Rohrstab, auf den er sich stützte. Nun kamen sie langsam über den Gang daher. Als sie noch einige Schritte von dem schwarzen Zimmer waren, sahe Steilmann an beiden Seiten der Thür eine Schildwache stehen, mit dem Gewehr auf der Schulter, als wenn sie dahin gemauert wären. Geht, Kinder! sagte er mit seiner gemäßigten Baßstimme, geht da weg! Mit Verlaub, Herr Pfarrer, antwortete der Eine, die gnädige Frau will's so haben! Nun gut, antwortete Steilmann, ich nehm's auf meine Verantwortung, geht! Sie gingen weg; der Pfarrer aber trat ins Zimmer, wo Beide am Fenster standen und Grillen fingen. So wie die Thür aufging, drehten sie sich um. Die sehr ehrwürdige Gestalt des alten Pfarrers machte so viel Eindruck bei ihnen, daß sie ihm Beide Ehrerbietung bewiesen. Er bat sie, sich zu setzen, und nun setzte er sich auch, deßgleichen Wiesenthal.

„Sie erkennen mich doch für einen Diener Gottes?"

Ja! und für den Schwiegervater des Herrn von Morgenthau, antwortete Löschbrand.

„Das Letzte kommt hier nicht in Betracht. Dazu hab' ich weder schwarzen Rock noch Ueberschlag nöthig; um das seyn zu können, dürft ich nur ein ehrlicher Mann seyn!"

Ich bitt um Vergebung, Herr Pfarrer, versetzte die Frau von Löschbrand, da hätten Sie ein Edelmann seyn müssen!

Steilmann stieß etlichemal mit dem Stock auf den Boden und sprach im höhern Ton: Gnädige Frau! ein Edelmann kann ein Schurke seyn; aber ein ehrlicher Mann ists nie. Ein braver Mann wählt lieber eines ehrlichen Mannes fromme Tochter, als eines Schurken adeliche Fräulein Tochter, voller Eitelkeit, und nun hören Sie ein Wort Gottes an Sie!

„Noch ein Wort, Herr Pfarrer! sagte Löschbrand, erklären Sie sich, wen Sie mit dem Schurken meynen?"

Steilmann lächelte ihn zuversichtlich an und sagte: Hey! den Edelmann, der ein Schurke ist! Ich bin der Mann nicht, mit dem Sie Worte zu klauben haben. Ich bin im Dienste des Herrn Himmels und der Erden grau geworden, vor dem jeder Adel Staub ist. Als Fremdling dieser Welt und als Staatsbürger betrachtet, schätz ich Stand, Ordnung und Würde hoch, mithin auch den Adel; füge mich in das alles, nach dem Muster meines Herrn, mit größter Demuth; aber wenn's auf das Interesse meines Prinzipals ankommt, nun — da kenn' ich keinen Adel mehr; da seh ich nichts, als den Wurm, der sich vor dem Thron meines Königs krümmt, und da ist mir gerad Eins, ob ich dem Goldkäfer oder dem Mistkäfer die Wahrheit sage. Gott sey Dank, daß ich Wurm ebenfalls den Weg weiß und ihn gegangen bin! Wann die Zeit der Verwandlung kommt, da wirds anders aussehen!

Löschbrand und seine Frau schauten vor sich nieder und warteten, was es weiter geben würde.

Nun will ich meine Kommission ausrichten, fuhr Steilmann fort. Sie sind Beide adelich, das behaupten Sie, und weder ich, noch Jemand von den Meinigen sucht es Ihnen streitig zu machen. Warum? Gott hat uns nicht zu Richtern über Sie gesetzt. Ist das nicht wahr?

„Ja, Herr Pfarrer!"

Wohl! Warum machen wir es Ihnen aber nicht streitig? Nicht allein darum, daß wir Ihre Richter nicht sind, sondern auch deßwegen, wir haben nicht den mindesten Nutzen oder Schaden davon, ob's wahr oder falsch ist. Nun will ich's umkehren: Sie müssen mir gestehen, Sie sind in eben dem Fall gegen meine Kinder. Mein Schwiegersohn nennt sich Herr von Morgenthau; hat er Ihnen unter diesem Titel Eintrag gethan?

„Nein, Herr Pfarrer!"

Und meine eheliche Tochter, ein Kind ehrlicher Eltern, hat nie behauptet, einen andern Adel zu haben, als sie durch ihre Heirath erhält. Hat sie dadurch Ihre Ehre, Gut und Blut gekränkt?

„Nein, eben so wenig!"

Oder haben sie Ihnen nicht beide Wohlthaten erwiesen? Sind Sie ihnen nicht Ihr ganzes Glück schuldig? Es ist wahrlich eine Schande, Jemanden genossene Wohlthaten vorzurücken; aber Jemanden zur Selbsterkenntniß zu führen darf man. Sie kommen indessen her als Freunde, essen vom Brode des Wohlthäters und trinken von seinem Wein — auf meines Schwiegersohns Adel sticheln Sie, und doch behauptet er seinen Adel gegen Sie nicht. Sie mögen ihn für einen Bürger halten, er wird dazu schweigen, und ebenso meine Tochter. Nun, wer sind Sie? Ein Edelmann, ja — aber zugleich ein Neider, ein

Spötter — ein Undankbarer — mithin ein Edelmann für diese Welt; aber, wenn Sie bleiben, wie Sie sind, ein Sklave der Hölle für jene Welt. Hab' ich nun Recht oder Unrecht?

Sie schwiegen Beide.

Nun traten Morgenthau und seine Gemahlin ins Zimmer. Ersterer griff Löschbrand, Letztere aber seine Liebste an die Hand und sagten: Sie haben uns erst beleidigt, hernach wir auch Sie: jetzt laßt uns das Alles vergessen! Wir wollen zusammen herunter auf den Saal gehen und freundschaftlich ein Glas Wein trinken.

Löschbrand antwortete: Dünkt Sie das eine geringe Beleidigung zu seyn, einen freien Edelmann in Arrest zu nehmen?

Die Beleidigung ist groß, versetzte Morgenthau; aber darum bitte ich auch um Vergebung.

Sie ließen sich doch endlich bewegen; es wurde wieder Freundschaft gestiftet, und darauf zogen die beiden Adelichen ab. Auch bewegte Morgenthau den Herrn von Haberklee durch ein freundschaftliches Schreiben, daß er seine Clara wieder holte; und so wurde diese Sache, wie es schien, wieder beigelegt.

Ein sehr reicher Kaufmann, Namens Silberstern, welcher eine Frau gleiches Standes, das ist, von gleicher Geldmasse, geheirathet und einige Kinder gezeugt hatte, war schon seit einigen Jahren willens gewesen, in die Herrschaft Bergthal zu ziehen; allein Morgenthau hatte noch immer Bedenken getragen, ihn anzunehmen: denn er besorgte, daß dergleichen Leute bald Ueppigkeit unter seine Leute bringen und seinen eigentlichen Plan vereiteln könnten.

Doch ſeit einem Jahre her hatte ihn die Erfahrung gelehrt, daß der Ueberfluß der Landwirthſchaft ſeine Bauern keineswegs glücklich machte, weil es doch viele unentbehrliche Befriedigungsmittel gab, die weder im Bergthal wuchſen, noch von ſeinen Bauern völlig zubereitet werden konnten. Die Concurrenz der Käufer von allen Seiten her, die er gehofft hatte, fehlte auch; zugleich aber bemerkte er, daß die Glückſeligkeit ſeines Staats in dem Verhältniß wachſen würde, wie Manufakturen und Gewerbe in demſelben in Aufnahme kommen würden. Dieſes bewog ihn, den Herrn Silberſtern aufzunehmen; beſonders da ſich dieſer Herr, der bis dahin einen Spekulationshandel getrieben, entſchloß, eine große Manufaktur von leinenen Waaren im Bergthal anzulegen, ſo daß der Flachs- und Hanfbau einen merklichen Nutzen abwerfen könne.

Silberſtern hatte ſich alſo auf dem Morgenthauer Hügel, auf dem Platze, den ihm Morgenthau anwies, ein herrliches Haus gebaut und einen ſehr ſchönen Garten hinter demſelben angelegt. Nachdem nun alles fertig, Silberſtern eingezogen war und ſich völlig eingerichtet hatte, ſo lud er die ganze Sommer'ſche Familie, den Pfarrer Steilmann von Korndorf, Lilienthal und auch Morgenthau, mit Weibern und Kindern ein, und gab ein prächtiges Mittagsmahl. Nun hatte er aber ſeines Bruders einzige Tochter, die Adelheid Silberſtern hieß, bei ſich. Dieſe war ein vollkommenes Frauenzimmer. Sie hatte einen ausgebildeten Verſtand und wahrhaft große Talente. Ob ſie nun gleich ſehr reich war und ſich ſchon viele Jünglinge um ſie beworben hatten; ſo war ſie doch noch immer unbeweglich geblieben, weil ſie auf Einen wartete, der Geiſt genug hatte, auch ihrem Herzen zu gefallen. Heut aber war

der Tag, an welchem sie den Mann fand, und dieser war der junge Sommer.

Dieser edle Jüngling hatte noch nicht geliebt; sein Geist war noch immer mit der Religion, mit geistvollen Schriften und mit der Handlung beschäftigt gewesen. In seiner Einsamkeit hatte er noch nie ein Mädchen angetroffen, welches auf ihn gewirkt hatte; aber heut fand er sie, er fand sein anderes Ich, und das war Adelheid Silberstern.

Wer sich nur ein wenig in der Welt umgesehen hat, der wird gefunden haben, daß oft zwei Gemüther so schnell auf einander wirken, um sich zu vereinigen, daß sie gleich im Augenblick ihres Berührens in einander überfließen und ganz Eins sind. Dieses kommt daher, wenn ein menschlicher Geist einen hohen Schwung nimmt, seine Seelenkräfte verfeinert und erhöht, so findet er sehr selten jemand, der ihn ganz versteht, der ihm gleich ist; wo aber dieses fehlt, da findet keine wahre Liebe Statt. Sobald hingegen ein Paar von solcher Art auf einander stoßen, so fließen sie gleich in einander über; sie sind für einander geschaffen. Dieses war der Fall zwischen Adelheid und Sommer. Jedes ahnete schon beim Anblick aus der Physiognomie, glaubte beim ersten Wort, und bald war jedes gewiß! Beide suchten also Gelegenheit, allein beisammen zu seyn, um sich gegen einander erklären zu können.

Allein die Madame Silberstern merkte bald etwas; dem Frauenzimmer entwischt selten ein Blick oder eine Miene von der Art. Sie war also heute der unzertrennliche Gefährte der Adelheid, so daß es unmöglich war, allein mit ihr zu reden. Sie suchte den ersten Keim dieser Liebe zu ersticken, denn sie hatte in ihrer Familie einen Jüngling, der gut

und brav genug, aber ohne Geist war. Dieser hatte Geld, und sie dürstete recht eifrig darnach, ihres Vetters Geld mit Adelheid's Geld zu verheirathen. Diese aber hatte bis dahin zu dieser Heirath keine Lust gehabt, und nun graute ihr vollends davor.

Sommer fand also keine Gelegenheit, allein mit ihr zu reden; doch konnte er in Gegenwart der Gesellschaft so viel ausrichten, daß er ihr seinen Büchervorrath antragen durfte, um sich mit schöner Lektür die Zeit zu vertreiben. Ob nun dieses gleich eine sehr entfernte und überaus allgemeine Beziehung war, so gab es Beiden doch Beruhigung. Sommer brauchte seinen Schwager Lilienthal dazu, daß er ihr die Bücher überschicken sollte, damit das gerade Uebersenden aus Sommers Hause keinen Verdacht erwecken möchte.

Schon am andern Morgen schickte Sommer ein Buch, welches in einem Papier versiegelt war, an seinen Schwager, mit dem Ersuchen, das Päckchen sofort an Ort und Stelle zu liefern; worauf dieser sogleich einen Knecht damit abschickte. Nun war aber ein Brief dem Buche beigelegt, in welchem Sommer seine wahre Meinung ziemlich deutlich entdeckt hatte. Lilienthals Knecht brachte das Päckchen; es wurde öffentlich Adelheiden überreicht; Tante und Oheim sahen, daß sie's empfing; es war versiegelt; sie wurde roth, und Tante sagte nichts weiter, als: Das muß ja wohl ein heimliches Buch seyn, das man versiegelt überschickt. Zu gelegener Zeit las Adelheid den Brief, fand auch Gelegenheit, dem Herrn Sommer wieder zu schreiben. Sie entdeckte ebenfalls ihre Neigung, und nun gerieth Sommer vollends in Feuer. Er ging zu seinem

Schwager Lilienthal und schickte ihn ab, um sich zu erkundigen, ob er nicht zu ihr kommen dürfte. Der kam wieder und berichtete, er habe sie allein getroffen; bei seiner Anrede hätte sie in die Höhe geschaut; sie wäre sehr unruhig gewesen, und hätte ihm gesagt, daß sie den Herrn Sommer zu sprechen wünschte. Nun flog Sommer hin. So wie er ins Haus trat, empfing man ihn höflich und führte ihn in den Saal, wo die Frau Silberstern und Adelheid sich beisammen befanden. Sommer glaubte nicht schuldig zu seyn, die Tante erst zu gewinnen; denn er dachte, die Jungfer hat ihren Vater noch, und auf den wird's ankommen, nicht aber auf die Tante. Daher machte er der Frau Silberstern eine höfliche Verbeugung und sagte: Sie werden erlauben, Madam, daß ich mit Ihrer Jungfer Baas' ein Wörtchen allein rede! Sie schwieg, machte wieder eine Verbeugung und ging hinaus. Nun strömte Sommer's empfindsame Seele ganz auf Adelheid hin; diese war aber äußerst unruhig.

„Theuerste Jungfer! fing Sommer an, lieben Sie mich?"

Ja, sagte sie, mit Thränen in den Augen.

„Darf ich das Ihrem Herrn Vater sagen?"

Ja! — nur — entfernen Sie sich jetzt.

„Darf ich Sie küssen?"

Sie küßten sich, und indem traten Herr und Frau Silberstern wieder ins Zimmer. Sommer nahm Abschied, eilte nach Hause, schwung sich auf's Pferd und ritt noch heute einige Stunden, um morgen zeitig bei dem Vater seiner Adelheid zu seyn. Dieser Herr empfing ihn überaus freundlich, sogar daß Herr Sommer binnen einigen Stunden schon ge-

wiß glaubte, ſein Ziel erreicht zu haben. Doch auf Einmal erſchien ein Bote aus dem Bergthal mit einem Briefe; und nun war alles aus! Der Rath Silberſtern wurde ernſt und fremd, und Sommer erhielt einen ziemlich deutlichen Abſchlag, ſo daß er höchſt niedergeſchlagen wieder abreiſete. Inzwiſchen hatte auch die Tante Adelheiden bei ſich in eine Chaiſe gepackt, um ſie durch einen andern Weg ihrem Vater wieder zu überliefern. Dieſem aber war Sommer noch zu nahe, daher verſandte er ſeine Tochter in die Fremde, in eine große berühmte Stadt zu ſeinen Verwandten, wo abermals ein Goldklumpe war, an den ſie verheirathet werden ſollte. Sommer zog ſich wieder in ſeine Einſamkeit zurück und war mißmuthig über die ganze Welt. Während der Zeit, als dieſes vorging, hatte Morgenthau einen ſehr merkwürdigen Zeitpunkt zu erleben.

Herzog Philipp von Hochbergen war ein überaus tugendhafter und rechtſchaffener Fürſt, dem es um das wahre Wohl ſeiner Unterthanen zu thun war. Er hatte ſeine Jugendjahre am engliſchen Hofe zugebracht und ſich daſelbſt mit einer ſehr reichen Dame von hohem Stande vermählt, auch einen Prinzen mit ihr erzeugt. Dieſe ſeine Gemahlin aber gerieth bei ihm in Verdacht des Ehebruchs, ſo daß er ſie mit ihrem Prinzen verſtieß und ſich von ihr ſcheiden ließ. Dieſes brachte verſchiedene Familien, beſonders die Verwandten der Herzogin, gegen ihn auf, ſo daß er, um ſich zu retten, wieder nach Deutſchland zurückkehrte, wo er ſich wieder vermählte und einen einzigen Prinzen, nebſt einigen Prinzeſſinnen erzeugte. Nach dem Tode ſeines Herrn Vaters trat er die Regierung an, welche er nun dreißig Jahre ruhmwürdig fortgeſetzt hatte. Er war jetzt 65 Jahre alt

und schon bei 15 Jahre Wittwer; der Erbprinz Bernhard war bei 30 Jahre alt, schon einige Jahre vermählt und hatte zwei Prinzen.

Der alte Herzog pflegte wohl zuweilen nach Bergstein zu reisen, wo er ein Jagdschloß hatte, um sich daselbst von seinen Geschäften zu erholen. Dieses hatte er auch vorjetzo gethan; er und Prinz Bernhard, mit einem sehr kleinen Gefolge, war dahin gegangen. Der Adel umher, unter andern auch der Herr von Haberklee, nebst seinem Schwiegervater, waren auch nach Bergstein gezogen, um dem Herzog ihre Aufwartung zu machen. Morgenthau aber blieb zurück; denn eines Theils wußte er, daß ihm der Adel auffätzig war, und andern Theils fand er auch an der Jagd gar kein Vergnügen.

Prinz Bernhard hingegen liebte die Jagd mit Leidenschaft; wer mit ihm kunstmäßig und meisterhaft davon reden konnte, der hatte schon seine Gnade gewonnen. Dieses merkte sich Löschbrand. Da er nun selber ein Jäger von Profession war, so hielt er sich immer zum Prinzen, und wußte ihn so einzunehmen, daß ihm der Prinz seine größte Gnade zuwarf, auch bei seinem Herrn Vater es bald dahin brachte, daß er an den Hof gezogen, bei dem Forstwesen ansehnlich versorgt und dem Oberforstmeister, welcher ein sehr alter Mann war, adjungirt wurde; doch bekam er schon den Titel und das halbe Gehalt. Löschbrand war also nun vortrefflich versorgt, und der Herr von Haberklee freute sich ausnehmend darüber. Ob nun gleich Morgenthau zurückblieb, so hatte er doch die höchste Gnade des Herzogs, und er war derselben von jeher versichert gewesen. Er correspondirte sogar ingeheim mit ihm, und der Herzog wußte alles wohl, was Morgen-

thau in seiner Einöde ausgerichtet hatte, ob er gleich an seinem Hofe fast niemals davon redete.

Da er nun so nahe bei dem Bergthal war und wußte, wie weit es schon mit der neuen Herrschaft gekommen war, so beschloß er, Morgenthau allein und nur in Gesellschaft seines Kabinetsministers, des Grafen von Bletri, seines geheimen Sekretärs, nebst ein paar Bedienten und Reitknechten, zu besuchen. Von diesem Besuch wußte Morgenthau nichts; es war aber auch des Herzogs Wille nicht, daß er es wissen sollte, um alle Unruhe zu vermeiden. —

An einem Vormittag also, um 10 Uhr, als Morgenthau mit seiner Gemahlin auf ihrem Zimmer und mit ihr in einem vertraulichen Gespräche begriffen war, trat ein Bedienter eiligst herein, welcher ankündigte, daß jetzt ein paar vornehme Herren mit Sternen auf der Brust in dem Hofe abstiegen. Morgenthau ahnete die Wahrheit; daher sagte er zu seiner Gemahlin: bleib ganz ruhig auf deinem Zimmer, kleide dich aber doch ordentlich an; wenn ich dich abhole, so bist du bereit; und werd' ich dich nicht abholen, so laß dich das nicht kümmern. Nun lief er hinab; aber der Herzog begegnete ihm schon auf der Treppe, lächelte, und indem ihm Morgenthau die Hand küssen wollte, so umarmte ihn der Herzog als seinen Freund. Morgenthau wurde darüber so tief in seiner Seele gerührt, daß ihm die Thränen die Wangen herunter liefen, und was er eigentlich dabei empfand und dachte, das wird vielleicht an einem andern Orte besser erklärt werden können. Er führte den Herzog auf einen großen Saal, welcher gegen Mittag gerichtet war und aus dessen Fenstern man das Thal auf- und abwärts sehen konnte. Diese

Aussicht machte sich der Herzog zu Nutze; mittlerweile gab Morgenthau seinem Hofmeister Befehl, eine Mahlzeit, so gut als möglich war, in der Eil' zuzurichten.

Sobald als Morgenthau wieder in den Saal trat, sagte der Herzog: Das ist hier alles vortrefflich! rund um sich her haben Sie Ihre Bauern; man sieht's von Weitem an den grünen Feldern, daß es jedem wohl ist, und nun klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: Schade! Schade! mein lieber Morgenthau, daß Sie kein Fürstensohn sind! Oder lieber: Schade, daß Niemand, als blos Fürstensöhne Fürsten seyn dürfen! Aber, sagen Sie mir, ist denn die Pfarrerstochter wirklich Ihre Ehegattin, oder — Ja, Durchlauchtigster Herzog, antwortete Morgenthau, sie ist meine eheliche Gemahlin, und ihre Eltern hab' ich auch bei mir und verpflege sie! Der Herzog wurde äußerst gerührt und erwiederte: edler Mann! daß doch nicht Jeder so großmüthig handeln darf! Führen Sie Ihre Gemahlin und Ihre Schwiegereltern her; wir wollen die Verhältnisse dieser Welt vergessen und als Bürger der zukünftigen eine Mahlzeit zusammen halten und froh seyn. Ihro Durchlaucht zerschmelzen mein Herz, sagte Morgenthau weinend, lief fort und brachte Johannette zuerst an der Hand. Dieses edle Frauenzimmer fühlte in dem Augenblick, da sie zum Herzog geführt wurde, eine so erhabene Empfindung der Würde der Menschheit und des wahren Werths einer tugendhaften Seele, daß sie wenig sich darum bekümmerte, wo sie her war, noch wo sie hingeführet wurde. Sie fühlte sich ein Wurm zu seyn, aber ein Wurm, der in den Augen Gottes theuer und werth geschätzt wurde. Ihr Herz war so erweitert, daß ihr die Welt zu enge zu seyn

schien. In dieser Empfindung trat sie muthig in den Saal; sie neigte sich mit wahrer Ehrerbietung, aber nicht schüchtern, wie sclavische Seelen, sondern mit wahrem Anstande, als Morgenthau's Gemahlin und als die Frau des Hauses. Der Herzog empfand die große Seele dieser Person. Er empfand, daß sie ihn als ihren Landesherrn verehrte und liebte; aber daß sie auch stark genug seyn würde, alles unter die Füße zu treten, was sich ihrer Ehre nähern möchte. Mit einem Worte, er fühlte wahre Ehrerbietung in seinem Herzen gegen diese Frau, so daß er ihr ein paar Schritte entgegen ging und ihr die Hand bot, welche sie küßte; er aber küßte sie sittsam auf die Wangen. Frau von Morgenthau, sagte der Herzog, ich freue mich, an Ihrer Person überzeugt zu werden, daß es auch Predigerstöchter gibt, die werth sind, Landesmütter zu werden! es soll meine Sorge seyn, Sie unter den Adel zu erheben; denn Sie verdienen es. Johannette neigte sich tief und antwortete: Ew. Durchlaucht höchste Gnade und meines Gemahls Liebe ersetzt mir allen Adel, und wenn ich Ew. Durchlaucht unterthänigst mein Herz eröffnen darf, so wünsch' ich nicht, adelich zu werden; denn man ist alsdann der Verachtung des alten Adels mehr ausgesetzt, als vorhin. Doch werd' ich thun, was recht ist, versetzte der Herzog; denn Ihre Kinder müssen darunter nicht leiden, daß ihre Mutter kein Fräulein gewesen. Hierauf sagte er zu Morgenthau: nun auch Ihre Schwiegereltern! Sofort ging er und kündigte diese Gnade den beiden Alten an. Der alte Steilmann wurde darüber so freudig, daß er wie verjüngt aussahe, seine Frau aber fürchtete sich und wäre gern dieses Besuchs überhoben gewesen; Morgenthau aber und ihr Mann

sprachen ihr Muth ein. Nachdem sie sich Beide angezogen hatten, so lehnte sich der alte Pfarrer seinem edeln Schwiegersohn auf die Schulter, denn der wollte es so haben; die Frau Pfarrerin aber trat hinten nach, und so wanderten sie fort. Bei dem Eintritt in den Saal stand der Herzog am Tisch und sprach mit dem Herrn von Bletri. Als der Greis hineintrat, ging ihm der Herzog entgegen und bot ihm die Hand, welche der Pfarrer küßte, darauf sein Käppchen abnahm und anfing:

„Das ist das Erstemal, Durchlauchtigster Herzog, daß ich das unschätzbare Glück genieße, Ew. Durchlaucht die Hand zu küssen, und nun mag mich mein Herr abfordern, wenn Er will, nachdem ich seinen Gesalbten in der Nähe gesehen und gesprochen habe!"

Es freut mich, antwortete der Herzog, einen so würdigen alten Diener Gottes zu sehen, der mir gewiß Leben und Wohlfahrt hat erbeten helfen.

Dem Alten drangen hiebei die Thränen in seine vertrocknete Augen, und er versetzte:

„Ja, ich habe warm gebetet, daß Gott Ew. Durchlaucht zu einem Salomo machen wolle, und das hat er vollkommen erhöret. Jetzt füge ich noch hinzu, daß Er Höchstdieselben bis ins spätste Alter eine höchstgesegnete Regierung führen lassen wolle!"

Ich danke Ihnen, erwiederte der Herzog; sein heiliger Wille geschehe! setzen Sie sich, Vater Steilmann! Er setzte sich in einen Sessel, und sein schwarzes Mützchen setzte er ebenfalls auf. Nun wurde auch die Frau Pfarrerin auf die gnädigste Art zum Handkuß gelassen. Der Herzog und Morgenthau sprachen darauf von allerhand wichtigen Sachen, und öfters war es beiden, als wenn sie nahe an einer Gardine ständen, hinter welcher ein großes Geheimniß auf

Entwickelung wartete; aber Jeder kehrte da wieder zurück, und so blieb das Geheimniß versiegelt.

Nach der Mahlzeit bereitete sich der Herzog, wieder nach Bergstein zurück zu reisen. Er nahm von Morgenthau, seiner Gemahlin und den beiden Alten auf die gnädigste Art Abschied. Indem er aber die Treppe herunter stieg und in Begleitung des Herrn von Bletri und Morgenthau's an die Thüre kam, überfiel ihn ein kalter Schauer, mit einer Beängstigung und mit Zittern begleitet, so daß man ihn wieder zurück führen und zu Bette bringen mußte, wo ihn ein so heftiger Frost überfiel, daß man ihn nicht erwärmen konnte. Morgenthau schickte sofort Herrn Wiesenthal nach Bergstein ab, um dem Prinzen und dem Hofe von diesem Vorfall Nachricht zu geben; daher kam der Prinz mit dem ganzen Gefolge noch in dieser Nacht nach Morgenthau hin. Gleich bei dem ersten Besuch, den der Leibarzt bei dem hohen Kranken ablegte, erklärte er die Krankheit für gefährlich, und daß er sie schwerlich überstehen würde. Ob man nun gleich dem Herzog diese Gefahr verhehlen wollte, so merkte er doch bald an allen Gesichtern, daß es nicht recht wäre. Er ließ deßhalb sofort den Leibarzt kommen und fragte ihn auf sein Gewissen, was er von seiner Krankheit hielte? Der Arzt entdeckte es aufrichtig und verhehlte nichts. Lauf ich denn auch Gefahr, fragte der Herzog, den Gebrauch der Vernunft zu verlieren? Ja! sagte der Doktor; Ihro Durchlaucht haben ein hitziges Fieber, es kann leicht dazu kommen; wir wollen's aber so sehr zu verhindern suchen, als nur möglich ist. Nun ließ er den Prinzen zu sich kommen, mit welchem er, nebst dem Herrn von Bletri, ein paar Stunden allein war. Darauf kündigte er der ganzen Welt den

Abſchied an, forderte den Herrn von Morgenthau und ſeine Gemahlin zu ſich und ſagte: Nun Kinder, bin ich nicht Herzog mehr; jetzt nur Euer Freund und Mitknecht! leiſtet mir nun Geſellſchaft, bis ich zum Herrn aller Herren übergegangen bin! könnte der alte Vater Steilmann nicht oft bei mir ſeyn? Er ſoll mir das Nachtmahl geben, mit mir beten und mich zum Sterben bereiten. Morgenthau fragte den Alten. Ja, ſagte er, damit will ich denn auch meinen Lauf ſchließen; nach Vater Philipp mag ich nicht mehr leben. Er kam alſo von ſeinem einſamen Zimmer herab, ließ ſich einen Lehnſeſſel, auf dem man auch ruhen und ſchlafen konnte, in dem Krankenzimmer, dem Bette gegenüber, ſtellen; dieſer Stuhl hatte Räder unter den Stollen, ſo daß man ihn ans Bette ſchieben und wieder zurückbringen konnte.

Sobald Steilmann den kranken Herzog ſahe, fing er an: Jetzt, gnädigſter Herr! muß ich zu allererſt fragen, haben Sie Hoffnung, ſelig zu werden?

„O ja!“

Worauf gründen Sie dieſe Hoffnung?

„Ich habe bei dem Antritt meiner Regierung mit Gott einen Bund gemacht, und mich ihm mit Leib und Seel zum Eigenthum übergeben. So viel nun in meinem Vermögen war, bin ich ihm treu geblieben. Wenn ich dennoch aber vor dem Gerichte Gottes erſcheinen ſollte, ſo kann ich demungeachtet nicht beſtehen; denn all mein Gutes gehört Gott, und alles Böſe iſt mein. Deßhalb hab' ich mich von jeher zum Erlöſer der Menſchen gehalten; ich bin ſo viel in ihm geblieben, als mir möglich war, und er auch in mir. Wegen meiner ſchweren Jugendſünden hab' ich längſt Vergebung erhalten, und alſo erwarte jetzt mit Freuden den Zeitpunkt meiner Auflöſung.“

Das iſt wahrhaftig ein fürſtliches Zeugniß, verſetzte Steilmann. Wir haben alſo weiter nichts zu thun, als um Beharrung bis ans Ende und um Geduld im Kampfe zu beten. Dieſes bekräftigte der Herzog und begehrte nun das heilige Abendmahl, welches ihm denn auch Steilmann reichte.

Die Krankheit des theuren Fürſten währte ſo abwechſelnd einige Tage fort. Steilmann kam gar nicht vom Zimmer; der Prinz war auch die mehreſte Zeit zugegen, und Morgenthau gleichfalls. Den ſechsten Tag aber merkte man zuſehends eine Verſchlimmerung der Umſtände. Der Kranke merkte es ſelber; aber bei dem allem blieb ſeine Heiterkeit, ſowohl des Verſtandes als des Gemüths, vollkommen. Endlich am ſiebenten Tage, gegen den Abend, als es zu dämmern begann, fing der Kranke an: Jetzt fühl' ich den Tod kommen! der Odem wird mir ſchwer, Hände und Füße eiskalt; im Augenblick helft mir aus dem Bette! Er wurde alſo von zwei Bedienten herausgehoben.

„Nun will ich ſterben, wie's einem Fürſten geziemt; laßt mich auf die Knie!"

Man wollte ihm ein Kiſſen unterlegen; aber er ſagte eifrig: kein Kiſſen! mein Erlöſer ruhte auf keinem Kiſſen, als er ſtarb; unterſtützt mich nur, daß ich nicht umfalle! Dieſes geſchahe, und keiner von den Anweſenden konnte vor innigſter Bewegung des Herzens mehr ſtehen, alle knieten. Der alte Steilmann war unter allen der erſte, aber er redete kein Wort. Nun fing der Fürſt an knieend zu ſterben: Herr ich komme — verſtoß mich nicht — um deiner Liebe willen! — Dieſes waren ſeine letzten Worte; nun ſank ihm das Haupt auf die Bruſt und er entſchlief! Steilmann betete nun auch

feurig zu Gott, und flehte für alle um eine selige Nachfolge.

Nach dem Tode dieses frommen Herzogs machte nun der Prinz Anstalten zur Abreise; Jedermann aber merkte sehr wohl, daß er kein Freund vom Morgenthauischen Hause war. Die Ursachen dazu waren verschieden. Er und Morgenthau hatten ganz widersprechende Charakter; auch war er kein Freund der Religion, wie groß auch das Beispiel war, das er bei dem Tode seines Herrn Vaters gesehen hatte; und endlich fehlte Löschbrand auch nicht, auf alle nur mögliche Weise den Herrn von Morgenthau in den Augen des Prinzen klein und verächtlich zu machen.

Prinz Bernhard war also nun Herzog. Seinen Herrn Vater ließ er fürstlich beerdigen, und darauf wurden die Huldigungstage bestimmt. Morgenthau reiste auch zu gehöriger Zeit hin, und damit er gar keinen Rangstreit erregen möchte, so huldigte er unter dem ganzen Ritterstande zuletzt. Seine Belehnung mit der Herrschaft Bergthal war gar zu fest und bündig vom vorigen Herzog vollzogen und vom Kaiser und Reiche bekräftiget worden; sonst möchte man wohl eine Ursache vom Zaun gebrochen und ihn aus seinem Paradiese vertrieben haben.

Das Sterben des Fürsten, und vielleicht auch die Aufopferung aller Kräfte, welche der ehrwürdige alte Pfarrer Steilmann über all' sein Vermögen während der Krankheit seines geliebten Landesvaters, den er in seinem Tode erst kennen gelernet, angestrengt hatte, machten ihn so hinfällig, daß er nicht mehr aus dem Bette kommen konnte. Seine Augen wurden dunkel und seine Lebensquelle versiegte immer mehr und mehr. Seine alte Gattin merkte das, und begann sich über

die Maßen zu kränken, daß ſie, wie es ſchien, länger als ihr Mann leben ſollte. Er war ſeit vierzig Jahren ihr unzertrennlicher Gefährte geweſen, und es däuchte ihr unmöglich zu ſeyn, ohne ihn zu leben, ſo daß ſie herzlich Gott anrief, er möchte ſie vollenden und zu ſich nehmen. Ihr Gebet wurde auch erhört: denn obgleich Steilmann auszehrte und den Tod langſamer immer näher kommen ſahe, ſo übereilte ihn ſeine Frau dennoch. Sie bekam die Bruſtkrankheit, und ſtarb in den Armen ihrer Tochter, und unter dem Gebet und Thränen der Umſtehenden, wie eine wahre Chriſtin; denn ob ſie gleich weibliche Schwachheiten hatte, ſo war ſie doch eine vortreffliche Frau, die durch Kinderzeugen und gute Erziehung reichlich mit ihrem Pfunde gewuchert hatte, und deßhalb als eine getreue Magd in ihres Herrn Freude überging. Der alte Steilmann freute ſich zwar, daß ſie vor ihm ſtarb; allein ſeine Natur litte dadurch noch einen harten Stoß, und er eilte daher nun noch mehr zu ſeiner Vollendung.

Als er nun endlich merkte, daß er in kurzen Tagen in die Ewigkeit übergehen würde, ſo ließ er ſeinen Sohn zu ſich kommen. Dieſer junge Mann, ſo wie wir ihn aus dieſer Geſchichte haben kennen lernen, war feurig, hatte Kraft und Willen, ſein Amt nach der vollkommenſten Forderung, die man an einen treuen und rechtſchaffenen Prediger machen konnte, zu verwalten; allein Einſichten und Erfahrung, vielleicht auch Erleuchtung, fehlten ihm noch. Daher hatte er ſich nach und nach verleiten laſſen, allerhand Aenderungen zu machen. Er predigte nicht mehr ſo ſehr Buße und Glauben an Chriſtum und an das Evangelium, als vielmehr Pflichten des Chriſten, da doch dieſe Pflichten und ihre Erfüllung erſt aus jenen Quel-

len fließen. Die gewöhnlichen Lieder der Kirche waren ihm mit der Zeit zu altfränkisch; er suchte daher immer solche aus, die rein im Ausdruck und fließender gedichtet waren. Sprüche und Strophen die Kinder von der Wiege an auswendig lernen zu lassen, schien ihm nicht nützlich zu seyn, weil sie nicht verständen, was sie daher sagten, u. s. w. Alles dieses hatte er aus gewissen neuern Schriften und Journalen so nach und nach eingesogen, und da dergleichen Sätze seinem Verstande sich empfohlen, so war er bald fertig, auch seinen Willen darnach einzurichten. Sein Vater hörte das zuweilen, und so oft der junge Pfarrer zum Besuch zu ihm kam, so mußte er scharfe Lektionen darüber anhören; daher kam er sehr selten nach Morgenthau, und da sein sonst inniggeliebter Schwager zu allen diesen kleinen Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn nie ein Wort sagte, ihm also weder Recht noch Unrecht gab, da er doch glaubte, das größte Recht zu haben, so wurde er auch gewissermaßen gegen den Herrn von Morgenthau kaltsinnig. Bei dieser Gelegenheit aber kam er mit seiner Gattin, und just traf es auch zu, daß die alten Gebrüder Sommer zusammen hinkamen, um ihren Freund und Mitvater zu besuchen. Der Pfarrer Klein zu Morgenthau wurde auch eingeladen; er war noch ein junger Mann, sonst aber von sehr guten Eigenschaften. Lilienthal endlich und seine Sybille kamen auch hin, und so war die Gesellschaft bis auf den jungen Sommer, der für jetzo der Welt ganz abgestorben lebte, vollständig.

Als nun der alte Steilmann hörte, wer all' da war, so ließ er dem Herrn von Morgenthau sagen, er möchte alle Freunde auf sein Zimmer führen, denn er habe noch ein und anders vor seinem

Abschiede zu sagen, und er wünschte, daß es ein Jeder hören möchte. Morgenthau erfüllte dieses Begehren; er, seine Gemahlin und alle Freunde verfügten sich nach des alten Steilmanns Zimmer, um zu hören, was er vortragen würde. Er lag in seinem Schlafrock auf einem Feldbettchen, und nachdem sich ein Jeder niedergelassen hatte, war alles still und feierlich, auch die Fenstervorhänge waren zugezogen; da richtete sich der ehrwürdige Alte in seinem Bette auf und setzte sich.

Freunde! fing er an, du, mein Sohn und Sie, Herr Bruder Klein, Euch beiden besonders hab' ich etwas zu sagen, das mir auf der Seele liegt und mich schwer drückt. Und hat je der Geist des Herrn durch mich mit Kraft geredet, so wünsch' ich, daß Er mich jetzt bewirken wolle. Ich habe diesen ganzen Morgen ernstlich gebetet, daß es geschehen und viele Früchte bringen möge!

Ich habe oft so bei mir selbst den Gang der Kirche Gottes im neuen Testamente, nach Anleitung der Kirchengeschichte überdacht; habe so zu sagen ein Jahrzehnd nach dem andern durchgegangen und gefunden, daß sie noch niemals in einer so sonderbaren Verfassung gewesen, als sie jetzt bald seyn wird; der Anschein dazu ist da vor der Thür. Das Leben Christi, seine Lehre, Wunder, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt war so bekannt, so unwidersprechlich, der Zeugen waren so viel über alle diese Sachen, daß es jedem Anhänger von ihm lächerlich gewesen seyn würde, wenn jemand nähere Beweise, als ihr Wort, ihr Evangelium von ihnen gefordert hätte. Ein ganzes Volk wußte es, und seine Feinde dachten gar nicht daran, durch eine öffentliche Schrift die Sache zu widerlegen. Auch da sie zu einer Staatssache

ward, als viele Tausende Christen wurden, welche alle den jüdischen Gottesdienst nicht mehr als die Ursache der Seligkeit ansahen, da brauchte man wohl alle Mittel, die neue Religion zu verdrängen; aber niemand wagte es, die ganze Geschichte Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt in einem öffentlichen Edikt zu widerlegen, zu sagen, es sey alles Betrug und nicht wahr.

Josephus, der große und würdige letzte Zeuge von der Geschichte seiner Nation, war kein Christ. Wenn er nur vermuthet oder gezweifelt hätte, die Sache der Christen sey auf Unwahrheit gegründet, so würde er es gewiß gesagt haben; aber er geht mit Stillschweigen darüber hin, und wenn die berühmte Stelle von Christo sein ist, so sieht man daraus, daß er gern ganz von ihm geschwiegen, wenn er nicht befürchtet hätte, sein ganzes Werk möchte dadurch bei der Nachwelt einen Stoß bekommen, indem er einer so wichtigen Sache gar nicht gedacht hätte.

Die Apostel erzählten überall, wo sie hinkamen, die Geschichte des Herrn, lehrten alle Völker seine heilsamen Gebote und tauften sie. Sie waren sinnliche Zeugen sowohl der Geschichte, als der Gebote des Herrn. Sie hatten alles gehört und gesehen, und darauf den heiligen Geist zur Erleuchtung und der Kraft empfangen, um Alles, was sie gehört und gesehen hatten, jedem Volke und jedem einzelnen Menschen auf seine Umstände anzupassen. Auch sie bekräftigten, dem sinnlichen Pöbel zur Ueberzeugung, ihre Lehre durch übernatürliche Kräfte und Wunder, und so wurde die Kirche ausgebreitet wie ein Garten des Herrn. Immer, bis daher, war der größte Haufe mitten unter der Christenheit Heidenthum, aber die wahre Kirche blieb immerfort, und der Herr und sein Geist waltete noch immer in derselben.

Endlich in unſerm Jahrhundert fing der Geiſt der Unterſuchung an, in allen Künſten und Wiſſenſchaften wirkſam zu werden. Man reformirte die Philoſophie und zeigte die wahren Mittel, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen; man läuterte die Kräfte des Verſtandes und gab ihnen ihre gehörige Richtung, und nun verdunkelten viele Irrlichter, die bisher geleuchtet hatten; der Aberglaube wurde geſtürzt. So wie nun jeder philoſophiſche Geiſt ſich zur unumſtößlichen Regel machte, nichts Unerwieſenes für wahr zu halten; ſo wurde überall die logiſche Vernunft, nach Anleitung der Erfahrung, der einzige Weg zur Wahrheit. Man fing alſo auch an, auf dieſem Weg zur Erkenntniß Gottes zu ſteigen. Da war nun kein anderer Wegweiſer als die ſichtbare Welt; dieſe aber geht nach ewigen mathematiſchen Geſetzen, ſo weit es die Vernunft enthüllen kann, ihren Gang; alles ſcheint nach einem vorherbeſtimmten Plan gemodelt zu ſeyn, deſſen Gang weder durch Gebet, noch durch Reue, noch durch ſonſt etwas abgeändert werden kann. Wenn ich mich ſo ausdrücken darf, man entdeckte da gleichſam einen Grundriß von der Gottheit, wie ſie allenfalls ſeyn könnte, wenn eine Welt, wie die unſrige iſt, durch ſie hervorgebracht werden ſollte. Nun, dieſe höchſtſchädliche Idee, dieſes gräuliche Götzenbild einer verſtümmelten Gottheit, ſetzt ſich bei jedem Gelehrten, auch bei dem beſtgeſinnten, feſt: er hält's für einen mathematiſchen Begriff von Gott, der ganz vollkommen bewieſen iſt. Nun haben wir aber eine Anzahl göttlicher Dokumente. Von Anbeginn der Welt her waren geheime Freunde Gottes, die in ſeinem Lichte die Wahrheit in ihrer hellen Einfalt erkannten. Sie beſchrieben treu und einfältig die Geſchichte der Kirche Gottes, zeigten die Regierungsform Gottes an, be-

schrieben sie deutlich, wodurch und wie er die Menschen leitet; mit einem Worte, sie verfaßten eine Geschichte der Menschheit in Rücksicht ihres Verhältnisses auf Gott, als Vater und als Richter der Menschen betrachtet. Endlich kam noch die Geschichte Christi und seiner Apostel hinzu, und so war dieses Archiv der göttlichen Thaten vollständig. In dieser, von jeher dafür erkannten Offenbarung Gottes an die Menschen kommt nun Gott immer als der allervollkommenste, als ein allmächtiger, allweiser, allgütiger Mensch oder menschlicher König vor, der nicht so sehr nach einem von Ewigkeit her bestimmten unveränderlichen Plan wirkt, sondern einen Befehl, einen Richterspruch ausspricht, und auch nach den Umständen wieder ändert oder gar aufhebt, der väterlich und aufs Zärtlichste liebt, der aber auch fürchterlich zürnt, der bei seinem hohen göttlichen Schwur verspricht, das Gebet des Gerechten zu erhören, wenn es ernstlich und nützlich ist, wozu also ein jeder Mensch freien Zutritt hat, in aller Noth sich an ihn wenden und Hülfe von ihm erwarten kann, wenn er seinem Willen nach lebt, und der fürchterlich straft, wenn jemand wider ihn sündigt, und der endlich Leben, Unsterblichkeit und unermeßliche Glückseligkeit denen verspricht, die auf ihn trauen und seine Gebote halten; hingegen ewige Verdammniß seinen Verächtern droht. Dieses ist wahrer Bibelbegriff von Gott; allein dieser hat sehr viel Widersprechendes mit dem metaphysischen Ideal von der Gottheit. Da man sich aber nun überzeugt hat, der Letztere sey mathematisch wahr und erwiesen, so folgt natürlich, der Bibelbegriff muß entweder nicht so zu verstehen seyn, wie ihn der gesunde Menschenverstand nach dem Buchstaben begreift, oder die Bibel muß gar miteinander

das nicht seyn, wofür man sie ausgibt. Beide Meinungen haben zwei große Sekten hervorgebracht, die deistische und die neue theologische. Die Ersten sagen der Bibel gute Nacht und mit ihr der Religion; die Andern aber machen sich erst einen metaphysischen Vernunftplan, und das ist nun die Richtschnur ihrer Bibelerklärung. Da geht nun leider der Kern der Wahrheit verloren und die Vernunft wird Bibelrichterin. Da kommen nun seine Dogmatiken, nach dem schönen Sprachstyl von der Vernunft schön modifizirt, zum Vorschein. Man behauptete ja kein Wörtchen mehr, als die Vernunft fassen kann, und die Lieder werden so hübsche moralische Oden und Arien, ohne apostolische Kraft und Salbung.

Hier seufzte der alte Pfarrer tief und schwieg eine Weile; seine Brust war beklemmt vor Bekümmerniß, und nun fuhr er fort: O Freunde! ich schwöre Euch hier vor dem Allgegenwärtigen, daß meine Rede wahr ist. Ich, der ich mit allen vollkommen gesunden Seelenkräften am Thor der Ewigkeit stehe, von dieser Stelle die Welt überschaue, nicht phantasire, ich ahne Dinge, wofür einem jeden Rechtschaffenen die Ohren gellen würden, wenn er sie so ahnete wie ich. Noch ist der Gang der Religion allgemein, die schädlichen Männer sind nur einzelne Gelehrten. Es gibt noch Helden, die im Verborgenen für die Religion kämpfen; aber laßt die Jahre verfließen, laßt dieses Jahrhundert zu Ende gehen, so lange die Zweifler und Freigeister noch Männer sind, die die Moral lieben, so lange sie noch einzelne Sokraten sind, so lange gehts noch an; aber laßt nur einmal den Gedanken anfangen, allgemein zu werden, es sey mit der christlichen Religion nichts, der Mensch brauche nur den Gott der Natur anzubeten, die Bibel sey das nicht,

wofür man sie ausgibt; o ihr Könige und ihr Fürsten! nun zittert auf euren Thronen! der Pöbel kennt weder Moral noch Metaphysik, er erfüllt nun seine Leidenschaft, wo er kann, nur daß die Obrigkeit den Thäter nicht entdeckte. Der Sohn, die Tochter werden ihre alte Eltern still aus dem Wege räumen; kein Mord, keine Rache, kein Neid, nichts ist mehr umzäumt, nur wenn's die Obrigkeit nicht strafen kann. Weiber und Töchter zu beschlafen und unzüchtig zu seyn, als nur möglich ist, heimlich des Nächsten Gut an sich zu ziehen, öffentlich zu morden und zu rauben, Alles ist nun erlaubt, wenn's nur ungestraft geschehen kann. Alle Völker hatten ihre Religionen, ihre Götter, ihre festen Begriffe von Belohnungen und Strafen; aber nehmt den Christen ihre Religion, so sind sie zur Abgötterei zu klug und zu Allem, was gräulich ist, wegen des hohen Grads ihres Luxus, am allergeschicktesten. Aber werden denn nicht die Theologen für den Riß treten und die Kirche und Religion schützen? Ach leider, nein! Die Alten entschlafen und werden weggerafft vor dem Unglück, die Jungen studiren die Philosophie, hören die Lehrer, welche die Vernunft, so wie sie durch die Philosophie ihre Richtung genommen hat, neben die Bibel und gar über sie stellen! Nach und nach werden daraus Generalbegriffe; man wird sich über die neue Gestalt der Theologie freuen, man wird mit der schönen Sittenlehre, mit den seichten Erklärungen der Bibellehre von der Erlösung durch Christum, mit dem Begriff von der Buße, vom Glauben, von der Wiedergeburt, daß es alles am Ende weiter nichts ist als ein guter Wille, ein guter Mensch zu werden oder zu glauben, daß Jesus der Befreier vom Irrthum zur Wahrheit ist, aus der Maßen wohl zufrieden seyn; man wird

ſogar glauben, man nähere ſich mit Rieſenſchritten der verſprochenen glückſeligen Zeit der allgemeinen Aufklärung, gerade da man ſich dem gänzlichen Untergang der Religion nähert; denn im Anfang wird Chriſtus noch wahrer Gott ſeyn; nur daß er durch ſeinen Tod Gott verſöhnt habe, das gefällt der Vernunft gar nicht; alſo, das muß anders erklärt werden, es muß doch Verſtand in der Sache ſeyn. Noch ein größerer Kopf beweist, daß es weder der Vernunft angemeſſen noch eine natürliche Folge aus den Sprüchen der Bibel ſey, daß Chriſtus gerade gleich ewiger Gott mit dem Vater ſeyn müſſe; es ſey ja gerade ein Widerſpruch, Gott und Menſch in Einer Perſon zu ſeyn, und nun iſt alſo Chriſtus eine Kreatur, mithin endlich, und alſo gegen den Unendlichen doch eben wohl nichts zu rechnen. Noch denkt man ſich den Erlöſer als das allervortrefflichſte Geſchöpf; aber nach und nach unterſuchen Andere die Sache noch näher. Das ſind' ich doch eben nicht, ſagt der große Kopf, daß wir nöthig hätten, Chriſtum durch ein Wunderwerk über die Gränzen der Menſchheit hinzuſetzen! Genug, er war ein großer, vortrefflicher Mann, hatte einen großen Verſtand und war unſträflich in ſeinem Leben; mit Einem Worte: Er war werth, das Haupt, der Stifter der Religion zu ſeyn! Ja, aber ſeine Wunder! Nun, man weiß ja wohl, was das Volk ſo im Enthuſiasmus ſagen kann, was braucht's da Wunderwerke; genug, die Religion Chriſti iſt gut. Sehen Sie! dahin führt der Weg, den die Vernunft jetzt in der Theologie eingeführt hat. Und wo ſind wir dann, wenn wir einmal da ſind? — Gerade da, wo die Sekten aller Philoſophen endlich hingekommen ſind. Die Grundſtütze der chriſtlichen Religion, das unzweifelbare Wort Gottes, die

Lehre von Jesu Christo überhaupt ist hin, und noch einmal sage ich, weil auch kein Aberglauben mehr dem Laster im Wege steht, so ist gewiß der traurige Schlußtermin der europäischen Christenheit zu Ende! Gott aber wird wohl wissen, seine Ernte zu halten. Um seine Kirche ists mir nicht bange; aber um so viele Menschen, die durch den Strom fortgerissen werden. Und nun, ihr beiden Männer! Die hohe Vorsehung hat Euch zu Lehrern der Menschen bestimmt, sehet doch nur ein, wie schädlich alle Neuerungen und sogenannten Verbesserungen in Religionssachen sind. Gott wählte ja die orientalische Bildersprache, um sich dadurch zu offenbaren. Warum wollen wir klüger seyn und die Sprache paraphrasiren? Salbungsvolle Eindrücke und rührende Empfindungen bringen die Bilder mit sich. Gott hat sie von jeher mit Segen begleitet und so auch die Lieder, welche in dieser Sprache von unsern Vorfahren gedichtet worden. Wählt nur solche Lieder, die nichts Ungereimtes haben, und im Uebrigen benehmt dem ehrlichen gemeinen Mann die alten heilsamen Erinnerungen und Gefühle nicht, die er allemal von Jugend auf bei dem Singen auch einfältiger Lieder empfand. Wie süß sind nicht oft Reimgebetlein und Sprüche dem Erwachsenen in der Hitze der Trübsal, wenn er sich ihrer aus den sorgenlosen Zeiten seiner Jugend erinnert und mit Zuversicht mit denselben vor den Herrn tritt. Doch das Alles, Freunde! wirkt wohl sehr wenig auf die Gelehrten dieser Welt. Ich weiß es; aber ich wollte zu guter Letzt noch einmal mein Zeugniß ablegen und das ist nun geschehen. Jetzt lege ich meinen Hirtenstab völlig nieder; ich habe mein Predigen vollendet.

Der junge Steilmann weinte, bat seinen Vater

um Vergebung, wo er ihn jemals beleidigt hätte, und versprach, seinem Amte mit aller Treue, mit Gebet und Wachsamkeit vorzustehen. Weil nun der alte Pfarrer sehr abgemattet war, so gingen alle Freunde von ihm und ließen ihn in Ruhe.

Morgenthau hielt sich bei allen diesen Reden seines Schwiegervaters ganz verschlossen; die beiden Pfarrer aber waren voll davon und wünschten sehr, von ihm, als einem Staatsmann und Christen, seine Gedanken darüber zu vernehmen. Besonders drang sein Schwager Steilmann sehr in ihn, um sein Urtheil über die moralischen Predigten zu hören. Allein alle Mühe war vergebens, er antwortete nur: Ein jeder, der einen Weg selber gegangen ist, wird wissen, welche Mittel die wirksamsten waren, einmal, um ihn zum Gehen zu bewegen, und dann, um ihn glücklich an Ort und Stelle zu bringen.

Die Herren Sommer lächelten bei dieser lakonischen Antwort, und Leonhard sagte: Man predige lange einem Lahmen von glücklicher Reise, man heile ihn, ehe er gehen kann! Steilmann sprach mit einigem Unwillen: Christus hat doch auch Moral gepredigt, und eben so auch seine Apostel. Ja, Herr Bruder! antwortete Morgenthau, das hat Er; aber Er hat auch die Mittel angewiesen, wie sie gehalten werden können, durch Glauben an Ihn, durch Liebe zu Ihm und durch das Bleiben in Ihm, das lehre man einmal die Zuhörer, so wird sich die Moral selber finden. Steilmann schwieg; ob er aber durch das Alles überzeugt worden ist, das wird sich zu seiner Zeit finden.

Einige Tage darauf starb der alte Steilmann ganz ruhig. Er redete nichts mehr vor seinem Ende,

und so wie er begehrte, begrub man ihn nach Korndorf neben seiner Gattin auf den allgemeinen Kirchhof, mitten unter seinen Zuhörern.

Das Absterben der beiden alten ehrwürdigen Eltern hatte zwar Morgenthau's Haus, deßgleichen auch den Pfarrer Steilmann und seine Liebste in eine Trauer versetzt, die um so viel herzlicher war, je mehr sie Alle an den lieben Alten verloren hatten; allein diese Betrübniß verlor sich von Tag zu Tag, und der Wohlstand, welcher überhaupt schleunig in der Herrschaft Bergthal zunahm, seitdem Herr Silberstern einige Leinen- und Baumwollen- oder sogenannte Siamoisen-Manufaktur dort angelegt hatte, vertrieb bald alle traurige Wolken. Alles fing an zu leben und zu weben, und dieses machte dem braven Herrn von Morgenthau, der doch eigentlich der Schöpfer von dem Allem war, wahre Seelenfreude. Er wandelte fast täglich, so viel es seine Geschäfte erlaubten, umher, besuchte hier und dort seine Bauern, und wenn er aufwärts ging, so sprach er bei Lilienthal zu; ging er aber abwärts, so aß er oft bei dem ehrlichen Ulli Schwabach ein Schüsselchen süße Milch und genoß dabei den Frieden, den so viele Nutzstiftungen zum Besten der Menschheit unausbleiblich mit sich führen. Ueberall fand er dann noch Anlaß, guten Rath zu geben und nützliche Anstalten zu verfügen.

Bei solcher Gelegenheit traf es auch einmal zu, daß er gerade am Mittag, und zwar an einem schönen Tage im September, in Lilienthals Hause ankam. Nun war man schon dergleichen Ueberraschung von ihm gewohnt, daher machte man wenig

Umstände. Man führte ihn in ein einsames Kabinetchen, welches Lilienthal blos für ihn zurecht gemacht hatte; Pöll aber wurde in der Wohnstube mit Speis und Trank versorgt. Diesen getreuen Jüngling pflegte der Herr von Morgenthau gemeiniglich mitzunehmen, theils, weil er an seinen aufgeweckten und vernünftigen Reden Vergnügen fand, theils auch, um ihn zu allerhand Kommissionen, die er ihm aufzutragen hatte, zu gebrauchen. Das Zimmer, auf welchem Morgenthau sich befand, sah gegen Mittag hin, und indem ihm Sybille etwas zu essen bereitete, stand er am Fenster und schaute in das einsame Thälchen gegen Südosten. Da schien es ihm so vertraulich auszusehen, daß er Lust bekam, oben am Ende der Wiesen an einem dunkeln Gebüsche eine Einsiedelei für sich aufzurichten, und daselbst zuweilen ein paar Tage in der Einsamkeit von seinen Geschäften auszuruhen.

Unter diesen Gedanken speiste er, und nach Tisch ersuchte er Lilienthal, ein wenig mit ihm das Thal hinauf spazieren zu gehen. Pöll wurde von diesem Spaziergang ausgeschlossen: er blieb also bei ein paar Jünglingen, welche bei Lilienthal die Erziehungswissenschaft erlernten, um Schulmeister werden zu können. Lilienthal verstand sich sehr gern dazu, seinen Herrn und Freund zu begleiten; sie gingen also um zwei Uhr fort und wandelten das Thal hinauf. Morgenthau war ein großer Freund von wilden und furchtbaren Aussichten, und da sich hier ein großes und sehr hohes Gebirge erhob, so wünschte er einmal zwischen den Felsen und Hügeln die jähen Thäler hinaufzusteigen, um sich ein wenig umsehen zu können; Lilienthal war wohl damit zufrieden. Oben am Ende des Thälchens war ein

erhabener, steiler und waldigter Hügel. Auf beiden Seiten desselben rauschten Bächlein unter den Gebüschen herunter, und man sah so recht in das vertrauliche, ein melancholisches Gefühl erweckende Dunkel des Waldes hinein. Hier richtete Morgenthau sein Augenmerk hin und ging schleunig den Hügel hinauf; sein Begleiter folgte ihm muthig nach. Auf der Spitze dieses Hügels war die Gränze von der Herrschaft Bergthal, und so weit ging auch eigentlich Lilienthals Landgut, was er nämlich davon urbar machen konnte; was aber Waldung bleiben mußte, das gehörte zum Forstregal, und also dem Herrn von Morgenthau.

Hier senkte sich der Hügel ostwärts allmälig nieder, und ein grüner Rasengang, der von lauter Waldbuchen überwölbt und dunkel war, führte den Hügel hinunter. Morgenthau und sein Begleiter wandelten herab, und hier kamen sie an einen Bach, welcher nordostwärts ein Thal herabkam. Längs diesem Bach führte ein Fußpfad das Thal hinauf; sie folgten diesem Steig und kamen nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde auf eine Höhe, wo sie einen weitläufigen, ganz ebenen grünen Platz antrafen, der rund umher mit alten Eichen umkränzt war. Hier gefiel es Morgenthau so wohl, daß er etlichemal auf- und abwandelte. Indem er so umherging und mit Lilienthal sprach, bemerkte er ostwärts das eilfertige Laufen einer Frauensperson, gleich als wenn es um ihr Leben zu thun gewesen wäre. Sie sah aber unsere Spazierenden nicht; ihr Lauf war den Wald hinauf gerichtet. Alsbald sah er auch zwei Jäger hinter ihr her laufen, und er bemerkte, daß sie die Frauensperson bald einholen würden. Freund! fing Morgenthau an, wir müssen sehen, was es

dort gibt, ich beſorge da etwas Uebels. Lilienthal lief ſchon und Morgenthau lief mit. Indem hörten ſie die Frauensperſon erbärmlich ſchreien; dieſes verdoppelte ihre Schritte, und in Kurzem kamen ſie in ein dunkles Gebüſche, wo ſie die Jäger im Begriff fanden, eine junge, etwa 22jährige Weibsperſon zu nothzüchtigen. So behutſam ſonſt Morgenthau auch war, ſo verlor er doch hier alle Geduld. Die beiden Kerls vermutheten hier an dieſem einſamen Orte keinen ſolchen Ueberfall, ſie bemerkten daher nichts, und indem ſie ſich nur mit ihrem teufliſchen Vorhaben beſchäftigten, fühlten ſie ſich ſchon Beide ziemlich hartnäckig und unfreundlich an den Haarzöpfen gefaßt und Rohrſtabſchläge auf ihren Buckel regnen, ehe ſie ſich einmal umſehen konnten, woher dieſer Sturm entſtände. Das Mädchen fand ſich alſo erlöst. Sie ſprang auf, fiel aber auch alſofort wieder nieder auf die Knie und dankte Gott mit lauten Thränen für ſeine herrliche Hülfe. Indeſſen, als Morgenthau glaubte, die beiden Ehrenräuber wären nun hinlänglich gezüchtiget, ſo ließ er ſie laufen. Nun, ſagte Lilienthal lachend, hab' ich doch in meinem Leben noch Niemand geprügelt, und ich hätte auch nicht geglaubt, daß man ſo viel Vergnügen dabei haben könnte, als ich jetzt empfunden. Morgenthau lächelte; aber nun zog das Mädchen ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Auf den Knien rückte ſie näher und küßte jedem ihrer Erretter die Füße. Morgenthau hob ſie auf und fragte ſie: Wo ſie her wäre, und wie ſie dahin käme? Zitternd antwortete ſie: Ach, kommen Sie mit mir! mein-Vater wohnt nur ein Viertelſtündchen von hier; bringen Sie mich doch zu ihm, ich kann nicht allein nach Hauſe gehen! Dieſes war Pflicht für unſere beiden Men-

schenfreunde; sie begleiteten sie hin, und während der Zeit merkten sie, daß die Jungfer noch immer heimlich betete; zugleich aber nahmen sie auch wahr, daß diese Person sich vor andern Bauerdirnen auszeichnete. Sie war schön, zart, besser gekleidet und schien auch wohl erzogen zu seyn. Nach einem kleinen Viertelstündchen kamen sie über eine Anhöhe hinüber. Sie fanden da eine Landstraße, und auf beiden Seiten längs derselben ein Dörfchen von etwa 20 Häusern liegen, welches schöne Felder und Gärten, und unterhalb demselben, das Thal hinunter, anmuthige Wiesen hatte. Hier führte sie ihre Begleiterin in ein hübsches Haus, welches mitten in einem Baumhof einsam stand. Dieses war eine mittelmäßige Bauerwohnung, mit gehöriger Stallung und Garten, nebst vielen Obstbäumen umgeben; Alles sah aber so blühend und wohlgeordnet aus, daß sowohl Morgenthau als Lilienthal Vergnügen fanden, dahinein zu gehen. Das Mädchen flog in die Stube, fiel ihrem Vater um den Hals und fing laut an zu weinen. Der Vater sah sie starr an und schaute mit aufgesperrtem Munde bald die Fremden, bald seine Tochter an. Sobald er nun die Geschichte ausgehört hatte, bückte er sich recht zierlich gegen die beiden Herren, so als wenn er dessen von jeher gewohnt gewesen wäre, nahm seine Kappe ab und setzte ein paar Stühle. Der Alte war ein herrlicher schöner Greis von 64 bis 65 Jahren, aber seine Farbe war noch lebhaft und seine Miene heiterlächelnd. Die Gefahr, worin seine Tochter gewesen war, hatte ihn so außer sich selbst gebracht, daß er fast nicht reden konnte; doch die Dankbarkeit, welche er den beiden Herren schuldig war, löste ihm die Zunge, so daß er mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit und mit recht wohlgesetz-

ten Worten alles das hervorſtrömen ließ, was ihm ſein dankbares Gefühl eingab. Morgenthau konnte ſich nicht enthalten, zu fragen, was ſeine Tochter im Walde gemacht hätte? Ach! ſagte der Alte, indem er den Kopf ſchüttelte, ich bin ſelber Schuld an dem Unglück: doch es iſt ja kein Unglück, der himmliſche Vater hat's ja noch verhütet. Dahinten im Walde iſt ein Brunnen, der ſo vortreffliches Waſſer hat, und da pflegt mir meine Fanny wohl zu holen. Fanny, komm herein! Wer waren die Spitzbuben? Sie antwortete: Ich kenne ſie nicht; ſie kamen am Brunnen zu mir, ſie ſprachen erſt freundlich mit mir und fragten, wo ich her wäre, und da griffen ſie mich an; doch ich entriß mich ihnen und entlief, aber ſie holten mich ein, und da hab ich den Krug zerbrochen. Macht nichts, ſagte der Vater; Gott ſey Dank, daß das der ganze Schaden iſt!

Lilienthal bemerkte indeſſen, daß Morgenthau dieſen alten Mann mit forſchendem Auge anſahe und eine tiefe Verwunderung und Erſtaunen zu verbergen ſuchte. Fanny, ſagte Morgenthau, heißt Eure Tochter ſo? Ja, ſagte er; da wundern Sie ſich darüber? ſie iſt mir in England geboren; meine Frau iſt eine Engländerin. Mary, komm herein! Nun kam auch ſeine Frau: ſie war auch etwas beſſer gekleidet, als andere Bauerweiber, und ihr Umgang ſchien ſo, als wenn ſie vornehmere Leute von jeher gewohnt geweſen. Morgenthau und Lilienthal wunderten ſich aus der Maßen über dieſe Leute. Erſterer fragte den Bauer: Kennt Ihr mich, mein Freund?

„Dieſen Herrn da kenn ich; er war einmal Schulmeiſter da drunten nicht weit von hier; aber Sie hab ich nicht die Ehre zu kennen, denn ich komme nirgends hin; doch ſchwebt's mir ſo dunkel vor, als wenn ich Sie mehrmals geſehen hätte."

Ich bin äußerst begierig, eure Geſchichte zu wiſſen.

„Ja, ich wollt Euch gern erzählen, wenn ich wüßte, daß ich dürfte.“ (Er kratzte ſich am Kopf.)

Ihr dürft ſie erzählen; ich bin Morgenthau und ſtehe euch für Alles.

„Nun bückte ſich der Bauer ſehr tief und wurde voller Ehrfurcht. Sind Ihro Gnaden der vortreffliche Herr im Bergthal? Gott! Mary und Fanny, ſeht da, welch Glück! Nun, gnädiger Herr, erlauben Sie mir doch, daß ich Ihro Gnaden die Hand küſſen darf! Mary und Fanny, ihr auch! Morgenthau erlaubte das und ſagte: Nun, mein Freund, erzählt eure Geſchichte!

Sehr gern, ſagte der Bauer. Er ſetzte ſich; Mary und Fanny aber gingen wieder hinaus. Nun fing er an:

Ich bin hier aus dieſem Dörfchen gebürtig. Hier in dieſem Hauſe wohnte mein ſeliger Vater; ich hab es neu aufgebaut und reparirt; es war ſehr verfallen. Ich war in meiner Jugend ein flinker Burſch und munter. Nun trug es ſich einmal zu, daß der hochſelige Herzog Heinrich zu Bergſtein war und hier herum jagte. Die Bauern wurden aufgeboten, und ich mußte aus unſerm Hauſe mitgehen. Da geſchah es, daß Prinz Philipp, der letztverſtorbene Herzog, der mit mir gleich alt war, ein Schwein fangen wollte; ich weiß es noch ſo gut, als wenn es heut geſchehen wäre. Ich ſtand nicht weit von ihm; er ſtellte ſich neben einem Baum und hielt ihm den Spieß vor. Das Schwein kam und ging auf ihn an, aber der Fang fehlte und das Eiſen ſchlug aus. Ha, dacht ich, da iſts Zeit! Ich lief hinzu und griff den Spieß. Das Schwein tanzte weidlich auf dem Prinzen herum; ich hielte den Spieß vor, und es

gerieth mir so gut, daß mir das Schwein in den Spieß ging, und ich es also glücklich erlegte. Indessen gabs Lärmen; Alle kamen herzu, der alte Herzog auch, gerade da mir das Schwein am Spieß zappelte. Der Prinz hatte sonderlich keine Noth gelitten; das gab denn eine Freude, da denk ich mein Lebtag dran. Nun, Alle standen um uns her; der Herzog schenkte mir fünfhundert Gulden, die gab ich meinem Vater. Der Prinz aber wollte mich in seinem Dienst haben; ich ließ mich auch nicht lange bitten und nahm den Dienst an. Ich war erst bei den Pferden; da ich mich aber gut schickte, so nahm er mich von den Pferden und brauchte mich als einen Livreebedienten zu allerhand Geschäften.

Als ich nun ein paar Jahre bei ihm gewesen war, so nahm der Prinz seine Reise nach England vor und ich mußte mitreisen; unsere Bedienten waren nicht sehr viel. Wie's da nun in England all gegangen hat, das wäre zu weitläufig zu erzählen. Genug, die Königin hatte eine junge Herzogin bei sich; diese gewann unser Prinz lieb und sie ihn auch. Die Heirath kam zu Stande und der Prinz bekam sie. Nun erlaubte Herzog Heinrich dem Prinzen, noch einige Jahre in England zu bleiben; er miethete sich also einen Palast in London, und wir hatten da so unser Wesen.

Vielleicht hatte der Prinz seine Gemahlin zu lieb, ich weiß es nicht; allein es zeigte sich so nach und nach, daß er ihr nicht traute, ob sie ihm treu wäre, und doch war sie eine sehr fromme christliche Dame. Aber es gingen immer Geistliche bei ihr ab und zu, und da hieß es, daß sie mit Einem unter ihnen zuhielte. Es hat sich aber nachher gewiesen, daß es nicht wahr war. Indessen, der Teufel ruhte nicht.

Anderthalb Jahre nach der Heirath bekam unsere Prinzessin einen Prinzen. So groß auch überall die Freude darüber war, so schien sich doch Prinz Philipp nicht sehr darüber zu freuen; doch blieb noch alles in guter Ordnung. Zu der Zeit fand ich Gefallen an einer Küchenmagd unserer Prinzessin und sie auch an mir. Wir hielten um Erlaubniß an, uns zu heirathen, und die bekamen wir; ich blieb dabei in meinem Dienst und meine Mary auch. Nun schien sich alles nach und nach zu ändern. Der Prinz gewann seine Gemahlin lieb, und so lebten wir noch ein paar Jahre allzusammen vergnügt fort; aber leider desto härter fiel endlich der Schlag auf unsere arme Prinzessin! Der Prinz mochte nun heimlich noch immer mißtrauisch seyn, und da fand endlich der Teufel Gelegenheit, sein Meisterstück zu machen.

Ein vornehmer englischer Herr, Lord E..., hatte von jeher die Prinzessin geliebt, sie ihn aber nicht; denn er war ein gottloser Mann, so wie ich von allen Menschen hörte. Der konnte nun nicht vertragen, daß es dem Prinzen so wohl ging, und er hatte gemerkt, daß er eifersüchtig auf seine Gemahlin war. Da war nun der Teufel los, und er suchte nichts anders, als die Beiden unglücklich zu machen. Dazu brauchte er einen Menschen, der eben so schlimm war, als er selber. Diesen unterrichtete er in allen Stücken, wie er sich verhalten sollte. Er war ein ansehnlicher geschickter Mensch, und es wurde so eingekartet, daß er bei unserer Prinzessin Kammerdiener wurde. Der Geistliche, welcher unsere Herzogin immer besuchte, war ein berufener frommer Mann. Nun hatte der Prinz vielleicht ein Mißtrauen von Anfang in ihn gehabt; aber doch war er zu klug dazu, sich etwas merken zu lassen, theils, um das Gerücht zu vermei-

den, als wenn er eiferſüchtig ſey, theils auch, um ſeine Gemahlin nicht zu betrüben, die er noch immer zärtlich liebte, theils auch darum, weil er, aller Klugheit ungeachtet, noch keine Spur von etwas Unrichtigem gemerkt hatte. Eduard, der Kammerdiener, der von ſeinem Lord E... wohl unterrichtet war, wie er ſich zu verhalten habe, paßte heimlich immer auf Gelegenheit, ſeinen Zweck auszuführen. Er brachte dem Prinzen immer mehr und mehr Verdacht bei, und ſuchte ſich deſſen innerſtes Vertrauen zu erwerben, und das gelang ihm auch. Endlich, als er glaubte, ſeine Teufelei ausführen zu können, kam er des Abends ſpät zum Prinzen auf ſein Zimmer und raunte ihm in's Ohr, daß jetzt der Geiſtliche bei ſeiner Gemahlin ſey, und daß er leider vermuthete, ihn dieſen Abend ſichtbar überzeugen zu können; er möchte deßwegen nicht zu Bette gehen.

Die Prinzeſſin hatte indeſſen ihre gottſeligen Geſpräche mit dem frommen Mann und dachte an nichts Arges. Nun war ſie gewohnt, demſelben, ehe er nach Hauſe ging, ein Glas Burgunder geben zu laſſen, und da ſie ſelber zuweilen davon trank, ſo pflegte ſie ein Gläschen mit ihm zu trinken; das wußte der Gaudieb, und daher bediente er ſich des Mittels, ſie unglücklich zu machen. Als daher ihm die Herzogin befahl, ein Glas Wein zu geben; ſo hatte er im Winkel auf einem Credenztiſchchen den Wein und die Gläſer ſtehen. Er goß etwas Schlafmachendes in die Gläſer, und nun den Wein darauf, und brachte ihn. Beide tranken den Unglückstrank; der Geiſtliche trank noch ein paar Gläſer darauf, die Herzogin aber keins mehr. Nun nahm der Geiſtliche Urlaub; damit er aber nicht zu weit laufen möchte, ſo hielt ihn Eduard noch im Vorzimmer auf, mit dem Vorgeben,

er habe etwas sehr Wichtiges mit ihm zu sprechen. Die Herzogin wurde indessen schläfrig und forderte ihre Kammerjungfern, aber die hatte Eduard nebst allen Bedienten auch entfernt, und indem er der Herzogin versprach, sie zu suchen, auch wirklich wegging, überraschte sie der Schlaf, daß sie auf einem Lehnsessel einschlief; der Geistliche entschlief auch im Vorzimmer ganz fest. Da er nun sich nicht getraute, den Geistlichen allein zu Bette zu bringen, so rief er einen Kameraden. Diesem machte er weiß, der Geistliche habe sich so stark betrunken, und damit es nicht auskomme, so möchte er ihm helfen, denselben auf ein Bette zu bringen. Der that das willig; Eduard aber kartete es so, daß der arme Mann neben der Herzogin Schlafkammer auf der Kammerjungfer Bette zu liegen kam. Sie hatten ihm seine Kleider nicht ausgezogen, sondern ihn so hingelegt. Nun ließ der gottlose Mensch den Einen wieder gehen, ging darauf hin und fand die Herzogin im tiefen Schlafe. Diese war ihm nun nicht zu schwer, besonders da sie eine mittelmäßige und nicht sehr dicke Person, er aber ein schwerer starker Engländer war. Er trug sie zu dem Geistlichen und brachte sie Beide in eine Positur, die verdächtig genug war. Um den Prinzen rasend zu machen, ließ er sie eine Zeitlang liegen, damit ein allzufester Schlaf bei dem Ueberfall seinen Anschlag nicht verrathen möchte; indessen ging er zuweilen zu dem Prinzen, und hielte ihn auf und erzählte ihm, wie sich die Beiden so stark im Burgunder berauschten. Endlich, des Nachts gegen zwei Uhr däuchte es ihm Zeit zu seyn. Der Prinz ging mit ihm; sie schlichen auf's Zimmer, und da fand er nun die Beiden verdächtig genug beisammen liegen. Wer unsern hochseligen Herzog Philipp gekannt hat, der weiß,

daß er ſich nie den Zorn zur Uebereilung verleiten ließ. Er ließ durch Eduard ſeine Bedienten zuſammen berufen, damit ſie die Sache bezeugen könnten, im Fall es Noth thun würde, und darauf retirirte er ſich, und ließ Beide ſo beiſammen; Eduard entfernte ſich auch. Des Morgens früh erwachte die Herzogin zuerſt. Nun kann man ſich leicht vorſtellen, wie Beiden zu Muthe war, als ſie ſich in dieſen Umſtänden fanden. Sie beſannen ſich, erſchracken, zitterten, waren unſchuldig, und wußten nicht, wie oder wann? Ob nun die Kammerjungfer, welche auf dem Bette zu ſchlafen pflegte, dahin gekommen, das bin ich nicht gewahr geworden: genug, es entſtand eine Konfuſion, die nicht zu beſchreiben war. Eduard erſtaunte ſo gut, wie alle Andere. Die Herzogin hatte ihn gefragt, ob er nicht wüßte, wie ſie dahin gekommen wären? aber er that ſo unſchuldig, und ſchien dabei ſo bekümmert zu ſeyn, wie ihre andere Bedienten. Der arme Geiſtliche wußte ſich nicht zu rathen noch zu helfen. Er wollte zum Prinzen gehen, ſich entſchuldigen, um Gnade bitten; allein er kam nicht vor, er wurde in Arreſt genommen und weggeführt. Der Prinz aber hatte einen Brief an ſeine Gemahlin geſchrieben, ihr ihre Untreue bitter zu Gemüthe geführt, und ihr anbefohlen, ihm nie wieder vor's Geſicht zu kommen. Und da er nunmehro von ihrem verdächtigen Umgange mit dem Geiſtlichen feſt überzeugt zu ſeyn glaubte, ſo traute er ihr auch nicht zu, daß der junge Prinz von ihm wäre. Er befahl ihr alſo, denſelben mitzunehmen; denn er erkenne ihn für ſein Kind nicht. Die Prinzeſſin ſahe wohl ein, daß es ihr an allen Mitteln fehlte, ſich zu entſchuldigen; ſie überließ alſo Gott die Sache, und reiste denſelben Tag mit ihrem Prinzen und Bedienten fort auf ihre Gü-

ter. Meine Frau zog mit ihr und ich ſuchte um meinen Abſchied an, um bei meiner Frau bleiben zu können. Den erhielt ich, und ſo zog ich nach einigen Wochen auch zu ihr; Eduard aber bekam Dienſte bei ſeinem Lord, und blieb alſo in London. Der Herzog hatte nun auch keine Freude mehr in England, und zog in kurzer Zeit nach Deutſchland in ſeine Länder.

Wo kein Kläger iſt, da iſt auch kein Richter. Der Geiſtliche wurde bald hernach auf freien Fuß geſtellt; doch wurde ihm ſeine Bedienung abgenommen. Er lebte alſo ruhig und ſtille im Verborgenen, ſo wie auch die Herzogin, welche ihren Prinzen durch gottſelige und geſchickte Leute erziehen und ihn in allem Nöthigen und Nützlichen unterrichten ließ. Sie that mir und meiner Frau ein Gut ein, wovon wir ihr eine erträgliche Pacht geben mußten, und da hab' ich nun zwanzig Jahre lang gewohnt und den engliſchen Ackerbau aus dem Grunde gelernt.

Es wird nichts ſo klein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonne; das iſt ein Sprüchwort, und ein wahr Wort! So ging's auch hier, Eduard war viel zu gottlos dazu, um nicht an den Galgen zu kommen. Was er all' begangen hat, weiß ich nicht mehr; aber es kam heraus, und er bekannte vor ſeinem Ende die ganze Geſchichte. Dieſes wurde der Herzogin kund gethan; ſie ließ ſich die Ausſage des Eduards förmlich durch ein gültiges Inſtrument aufſetzen, und es wurde ihr gerathen, dieſes zu ihrer Rechtfertigung an den Herzog Philipp abzuſchicken. Allein ſie war zu fromm dazu, um es zu thun; denn der Herzog war nun ſchon lange wieder vermählt und an der Regierung. Sie wollte ihm alſo die unſäglichen Schmerzen erſparen, die ihm dieſe Nach-

nicht würde verursacht haben, ohne die Sache nunmehro ändern zu können.

Der Geistliche war in seiner Jugend ein sehr wilder Mensch gewesen; er hatte sich aber von Herzen bekehrt, und war hernach ein heiliger Mann geworden. Dieser Mann starb nicht gar lange nach der Zeit, als Eduard hingerichtet wurde. Er hatte vor seinem Ende einem getreuen Freund aufgetragen, daß er ihn nach seinem Tode durch ein paar geschickte Aerzte besichtigen und ein Instrument über seine körperliche Beschaffenheit aufsetzen lassen möchte, um es der Herzogin zu ihrer vollkommenen Rechtfertigung zuzuschicken. Dieses geschahe auch, und so wurde sie ganz vollkommen in den Stand gesetzt, ihre Unschuld zu beweisen.

Diese vortreffliche Frau lebte so ganz in der Stille fort, und der Prinz wuchs heran, so daß er nunmehro bald in Kriegsdienste gehen sollte. Alles wurde dazu bereit gemacht; allein es kam ein großer Schlag über ihn. Seine Mutter starb an einer Brustkrankheit, und er begab sich darauf auf Reisen, und ich bekam auch Lust, nach meinem Vaterlande zurückzureisen. Fanny war noch ein kleines Mädchen. Ich packte alle meine Sachen zusammen, machte zu Gelde, was ich konnte, und zog hieher. Meine Eltern waren todt, meine Schwestern verheirathet und dieses Gut verpachtet. Ich zog darauf und lebe noch, so lang als Gott will.

„Wie heißt Ihr? fragte Morgenthau."

Dietrich Hollstein, sagte der Alte.

„Habt Ihr keine Kinder mehr, als diese Tochter?"

Nein, gnädiger Herr!

Nun dankten unsre beiden Spazierenden dem alten Bauer für seine Erzählung und wanderten wieder nach Hause.

So edel nun auch Morgenthau auf dieſem für ihn ſo fatalen Spaziergange gehandelt und die Ehre eines braven Mädchens gerettet hatte; ſo zog er ſich doch dadurch eine Trübſal zu, die ſobald nicht ihre Endſchaft erreichte. Die beiden Jägerknechte waren Bedienten des Oberförſters zu Bergſtein. Sie merkten leicht, daß wenn ihre Sache auskommen ſollte, ihre Strafe nicht gering ſeyn würde. Sie erdachten alſo einen Fund, wie das Bauernmädchen am Laubſcharren geweſen wären und ſie es hätten pfänden wollen, worüber es ihnen aber entlaufen wäre, und daß ſie gerade darüber, als ſie es gegriffen hätten, von Morgenthau und ſeinem Gefährten wären mißhandelt worden. Der Oberförſter berichtete dieſen Vorfall an den Oberjägermeiſter, den Herrn von Löſchbrand, welchem es eben recht war, auf ſolche Weiſe, wenigſtens dem Scheine nach, eine gerechte Urſache an Morgenthau zu bekommen. Er brachte dem Herzog die Sache ſo ſchief vor, als möglich war, und es wurde nicht nur ein ſcharfer Verweis an Morgenthau eingeſchickt, ſondern man forderte auch 500 Reichsthaler, welche den beiden Jägerburſchen zuerkannt wurden. Morgenthau ſchrieb an den Herzog, ſtellte ihm die Sache im rechten Lichte vor, bezahlte darauf die 500 Reichsthaler und duldete im Uebrigen das Unrecht ganz großmüthig. Dieſes verdroß Löſchbranden über die Maßen; er hätte gern geſehen, daß ſich Morgenthau recht dagegen geſetzt hätte, damit er mehr Gelegenheit bekommen möchte, ſich an ihm zu reiben. Dieſes aber war nun nicht thunlich; er mußte ſich alſo bis auf die nächſte Gelegenheit zufrieden geben.

Die ganze mittägige Seite des Bergthals war ein ſteiler Wald voll großer wuchſiger Bäume. Groß

und klein Wildpret fand ſich darinnen genug; denn da die Gegenden umher oft von den Bergſteiner Jägern durchſtreift wurden, ſo nahmen die wilden Thiere ihre Zuflucht dahin. Morgenthau aber war kein Liebhaber der Jagd; daher gab er ſeinen Bauern Erlaubniß, zuweilen die Waldung zu durchſtreifen, um das Wild zu verjagen, wenn es an den Feldfrüchten Schaden anrichtete. Bei dieſer Gelegenheit pflegte dann wohl Pöll ein und ander Stück zu ſchießen, denn er liebte die Jagd aus der Maßen. Nun trug es ſich einmal zu, daß er auf einer Anhöhe ſtand und dem vorbeiſtreifenden Wilde aufpaßte. Sein Schwager Caſpar ſtand oben auf der Gränze ebenfalls mit einer Flinte und that deßgleichen. Die Bergthaler Bauern trieben von unten herauf, und bei dieſer Gelegenheit dachten die beiden Brüder, einige Stücke zu ſchießen. Indem kam ein Hirſch die Seite herauf an Pöll vorbei. Er ſchoß nach ihm und verfehlte ihn. Nach einer kleinen Weile hörte er oben einen Schuß fallen; er eilte hin, um zu ſehen, ob ihn ſein Schwager vielleicht erlegt hätte, und fand ihn neben dem ſterbenden Hirſch ſtehen und ſich freuen. Indem ſie ſo da ſtanden und überlegten, ſo traten zwei Jäger mit aufgezogenen Hahnen aus dem Gebüſche hervor, ſchalten ſie Wilddiebe und drohten, wofern ſie nur muckten, ſo wären ſie des Todes; befahlen ihnen auch zugleich, vor ihnen hin nach Bergſtein zu wandern. Die beiden ſahen die Gefahr und erkannten wohl, daß hier kein andrer Rath ſey. Sie wanderten alſo höchſt betrübt fort und ließen ſich ihr Gewehr abnehmen; glaubten aber, ihr Herr würde ihnen gewiß helfen, weil ſie auf eigenem Grund und Boden geblieben waren. Sie

wurden also nach Bergstein geführt und in ein schlimmes Gefängniß gesteckt.

Die Bauern hatten auch den Schuß gehört, und als sie im Streifen endlich auf die Höhe kamen, so fanden sie den Hirsch da liegen, jedoch niemanden dabei. Sie dachten aber nicht anders, als daß die Schützen etwa noch ein und ander Stück verfolgt haben möchten, und daher gingen sie nach Hause. Pöll und Caspar kamen aber den Abend nicht nach Hause. Morgenthau wunderte sich darüber und ward unruhig; Trine hingegen, Caspars Frau, gerieth in die äußerste Angst. Als sich aber auch des andern Tages niemand fand, so schickte Morgenthau aus und ließ sie suchen. Da hörten nun die Ausgeschickten, daß man sie nach Bergstein geführet hätte. Sie kamen also wieder und hinterbrachten, was sie gehört hatten. Caspars Frau wollte darüber vergehen; Morgenthau aber ließ sie trösten und ihr sagen, sie sollte sich nicht bekümmern, er wollte sorgen, daß ihr Mann wieder loskäme. Er that auch wirklich sein Bestes; denn er schickte nicht nur sofort nach Bergstein, um seine beiden Unterthanen wieder zu fordern, sondern er schrieb auch an den Herzog; erhielt aber eine Antwort aus der Conferenz, die ihm Grauen machte. Man würde, hieß es, diese Wilddiebe einmal exemplarisch abstrafen, auch wohl Mittel zu finden wissen, seinen Eingriffen und Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Morgenthau sah also wohl, daß er Leiden ohne Zahl würde durchzustreiten haben; er beruhigte sich aber und beschloß, zu dulden, so lang er konnte; daran dachte er aber wohl nicht, daß man die Sache so weit treiben würde, als man wirklich that.

Die beiden Gefangenen saßen sehr übel, denn sie

waren ſchwer geſchloſſen und bekamen nichts als Waſſer und Brod; doch den einzigen Troſt hatten ſie dabei, daß ſie beiſammen waren. Caſpar war äußerſt verzagt, denn er glaubte nicht anders, als daß er würde ſterben müſſen. Pöll aber dachte daran nicht; aber in der Schubkarre in Bergſtein herumzuziehen, das fürchtete er; doch hofften beide noch immer, ihr Herr würde ihnen heraushelfen. Der Thurm, auf welchem ſie ſich befanden, ſtand einſam in der Mauer. Er war rund und in gothiſcher Bauart gebaut, und hatte gegen Abend ein viereckigtes Loch, durch welches die Sonne in dieſen melancholiſchen Behälter ſchien. Sie waren kaum drei Wochen Gefangene geweſen, als Pöll einmal gegen Abend ſo ganz ungewöhnlich traurig wurde. Er ſchaute mit naſſen Augen auf den viereckigten lichten Platz hin, den der Sonnenſchein durch das Mauerloch dort ſchief an der Mauer machte. Schwager! fing er an, man ſollte nicht meynen, daß das die nämliche Sonne ſey, die im Bergthal ſcheint! da ſcheint ſie ſo freudig, ſo fröhlich, und hier ſo traurig. Ach, ſagte Caſpar mit einem Seufzer, wie mag es mit meiner Frau und Kinder ſtehen! Möcht ich ſie doch noch einmal wiederſehen! Pöll verſetzte: ich habe noch immer gehofft, wir ſollten mit dem Leben davon kommen; aber jetzt zweifle ich daran. Ich hab's ſo überdacht. Der Herzog liebt ſein Wild mehr als ſeine Bauern, und ich habe letzthin gehört, daß es bei Lebensſtrafe verboten ſey, einen Hirſch zu ſchießen. Ja, erwiederte Caſpar, wir haben ihm ja keinen Hirſch geſchoſſen! Pöll antwortete: meynſt du denn, der Höllenbrand von Oberjägermeiſter laſſe die Wahrheit vor den Herzog kommen? da denke nicht dran! dem wird's ſeine Seelenluſt ſeyn, wenn er unſern Herrn ſo recht drü-

cken kann, und unser Herr ist nicht stark genug, sich gegen den Herzog zu setzen. Ach! versetzte Caspar, ist denn kein Recht mehr in der Welt? Ja! erwiederte Pöll; aber bei dem Kaiser es jetzt zu suchen, ist eben so gut, als wenn man einem hungrigen Bettler im Mai sagen wollte: habe Geduld; im Herbst, wenn ich geerndtet habe, dann sollst du Brod haben. So vertrieben die beiden guten Leute diese Abendstunden. Endlich, als es stark dämmerte und nunmehro Nacht werden wollte, trat ein Prediger in ihren Behälter. Sie erschracken beide, daß sie fast ohnmächtig wurden; der Geistliche aber tröstete sie, so gut er konnte. Er war so, wie alle Welt, in seinem Herzen überzeugt, daß sie unschuldig waren; aber alle Hülfe und Vorspruch waren vergebens. Nach und nach suchte er ihnen beizubringen, daß sie morgen ihr Todesurtheil zu gewarten hätten. Caspar gerieth dadurch in eine vollkommene Ohnmacht; Pöll aber knirschte mit den Zähnen, stand auf, schüttelte seine schwere Kette und sagte: Herr Pfarrer! wissen Sie, daß ich nun getrost sterbe! Ich habe mich drein gegeben; ich sterbe als ein Opfer für meinen theuren Herrn, und nur diese Bitte habe ich an Sie: schreiben Sie an ihn und melden Sie ihm, daß ihn sein getreuer Pöll bis in den Tod geliebt habe, und daß er nur meiner armen Schwester — nun, das brauch' ich ihm nicht zu sagen, das thut er doch! Jetzt bereiten Sie mich zum Tode; ich will nun der Welt vergessen; jetzt freut's mich unendlich, daß ich Gott immer geliebt habe; Christus wird mich selig machen; der Pfarrer blieb die ganze Nacht bei ihnen. Caspar war immerfort betäubt und sah aus wie ein Todter; aber Pöll war ganz munter. Des andern Tages wurden sie vor den Schöppenstuhl ge-

führt, um das unerhörte und höchstseltsame Todesurtheil anzuhören, daß sie sollten gehangen werden. Nachdem das furchtbare Ding aus dem Munde des Richters heraus war, sagte Pöll so halblächelnd: ich habe mich recht verwundert, daß der Herr das so ruhig daher sagen kann, gerade als wenn der Metzger eine Kuh aus dem Stall führt, nun so ganz gelassen eine Pfeife Tabak anzündet, und sie vor den Kopf schlägt, indem der Andere mit der Nachbarin plaudert, und das Messer auf dem Stahl schleift. Nun dräute er mit dem Finger und sagte nachdenklich: es wird einmal eine Zeit kommen, wo euer Herzog, Löschbrand und Sie, vor einem andern Richter stehen werden, und dahin appellir' ich. Nun wurden sie losgeschlossen und weggeführt.

Die paar Tage, welche nun noch übrig waren, brachten die Gefangenen so zu, wie es solche Umstände mit sich bringen; Pöll war ziemlich munter, Caspar aber sehr niedergeschlagen. Morgenthau hatte indessen ein wachsames Auge auf alles, was zu Bergstein vorging. Trinen, Caspar's Frau, tröstete er auf's Beste, und ging oft allein zu ihr und sprach ihr zu; sie wollte ihren Mann besuchen, aber Morgenthau erlaubte es ihr nicht.

Nun brach der Gerichtstag an. Ein Lieutenant, welcher mit fünfzig Mann in Bergstein lag, war bestimmt, mit seinen Soldaten einen Kreis zu schließen, und Jedermann bedauerte die armen Leute, welche gehangen werden sollten; denn ein solches Verfahren war im Herzogthum Hochbergen etwas Unerhörtes. Gegen neun Uhr wurden die Gefangenen ausgeführet, alle Glocken wurden geläutet, und zween Geistliche begleiteten die armen Sünder nach dem Gerichtsplatz, wo sich eine unglaubliche Menge Men-

schen versammelt hatte. Nachdem nun die Gefangenen in den Kreis getreten waren, nahte sich der Henker und die Geistlichen fingen an zu beten. Auf einmal brach aus dem Wäldchen in der Nähe ein Trupp Reiter hervor, welche in einem Galopp angesprengt kamen. Voran ritte Morgenthau, wie ein heldenmüthiger General, neben ihm waren seine Erzbauern, Lilienthal und Ulli Schwabach; denn so wenig diesem Letztern seine Religion erlaubte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so machte er doch hier eine Ausnahme. Er saß auf seinem Ackerpferde, wie seine Nachbarn; er hatte ein langes braunes Camisol an, einen rund um abgekrempten Hut auf dem Kopf und einen schönen langen Bart; seine wohlpolirte Flinte hing ihm auf der Schulter, welche er nun mit der Hand ergriff und sie vorwärts lenkte. So wie Morgenthau daher kam, theilte sich alles Volk von einander, und der ganze Trupp folgte ihm nach vollends in den Kreis; denn auch die Soldaten machten Platz. Der Lieutenant, welcher das Commando hatte, mochte diesen Umstand wohl gar nicht vermuthet haben; weil er aber fürchtete, er möchte sich eine schwere Rechenschaft zuziehen, wenn er die Gefangenen ausfolgen ließe; so kommandirte er seine Soldaten, auf Morgenthau und seine Leute Feuer zu geben. Morgenthau aber sprengte vor ihn, hielt die Pistol auf ihn und befahl ihm, augenblicklich seine Leute das Gewehr strecken zu lassen; Schwabach und Lilienthal thaten mit aufgezogenen Hahnen ein Gleiches, und während der Zeit führten die Bergthaler Bauern die Gefangenen fort. Morgenthau hatte seinen Leuten den Plan vorher aufgegeben, nach welchem sie handeln sollten. Ob nun der Lieutenant und seine Leute wirklich feige Mem-

men waren, oder ob ſie heimlich an dem ungerechten Gericht einen Abſcheu hatten, oder wie die Sache bewandt war; genug, ſie ließen Morgenthau ruhig abziehen. Ich meines Orts glaube, daß ein Schrecken von Gott über dieſe Leute gekommen war, wegen der böſen Sache, die ſie vorhatten.

Pöll und Caſpar aber waren nicht in den Umſtänden, daß ſie gehen konnten; Ulli Schwabach wollte den Pöll Niemand anders in ſeiner Gewalt laſſen. Du ſollſt auf mein Pferd ſitzen, rief er, und ich will's an dem Zaum führen! Du Märtyrer Gottes und unſers Herrn, wart! Dir ſoll's wohl gehen! ſo rief er über Wegs oft gegen ihn aus. In dieſem Aufzug kam man endlich nach Morgenthau hin. Sobald Pöll in den Hof kam, legte er ſich in der Länge nach auf die Erde nieder. Die Frau von Morgenthau und alles Geſinde kam und ſtand um ihn her; er kroch längs die Reihe, küßte Jedem die Füße und weinte laut; Morgenthau aber trat herzu, hob ihn auf und ſagte mit naſſen Augen: Du haſt einen harten Stand gehabt, guter Pöll! aber dafür ſollſt du nun auch Glückſeligkeit genießen, deſſen bin ich dir Bürge. Johannette hätte ihn gern geküßt, wenn es ſich geſchickt hätte; doch ſtreichelte ſie ihm die Wangen und weinte.

Nun ſchickte Morgenthau Boten nach Korndorf an ſeinen Schwager Steilmann, und erſuchte ihn, mit ſeiner Frau eilends überzukommen; deßgleichen ließ er auch die Herren Gebrüder Sommer zu ſich bitten, nebſt ihrem Sohn, und zugleich die Landwirthſchafts-Kommiſſion zuſammen kommen. Zu dem Herrn von Haberklee ſandte er gleichfalls einen Boten; denn dieſer war jetzt auf dem Gute, welches ſein Schwiegervater vor kurzer Zeit noch be-

wohnt hatte, und grämte sich fast zu Tode; denn sein Herzeleid war im Grunde noch größer, als dasjenige, welches Morgenthau zugestoßen war. Ich habe diese Geschichte bis daher verschoben, um mich in der Mitte meiner Erzählung nicht zu unterbrechen.

Sobald der Herr von Löschbrand in des Herzogs Dienste getreten war und Letzterer die Regierung bekommen hatte, machte Löschbrand Anschläge, sich so hoch zu schwingen, als es nur möglich war, und zugleich sich recht in der Gunst des Herzogs zu befestigen, und dieses gelang ihm auch vollkommen. Er studirte die Neigung dieses Herrn recht aus, und was er ihm an den Augen ansehen konnte, das that er. Dadurch entstand nun eine Drangsal im Lande, die nicht zu beschreiben war. Die alten Minister machten die besten Vorstellungen, aber umsonst; daher wurden einige vom Hofe entfernt und die andern entfernten sich selber. Der Herr von Bletri zog auf sein Landgut und lebte da als Landwirth; er war ein gar herrlicher vortrefflicher Mann, und eben deßwegen war er am wenigsten geschickt, am Hofe zu bleiben. Von allen Seiten schrieen die Landleute gen Himmel über den Schaden, den ihnen das überflüssige Wild an ihren Früchten zufügte. Geldpressen, Frohndienste, falsche Urtheile, unüberlegte Edicte überschwemmten das Land, so daß aus allen Hütten und von jedem Bette Seufzer und Thränen über die Regierung gen Himmel stiegen!

Reymund von Haberklee war ein vernünftiger Mann und sahe gar wohl ein, daß sein Schwiegervater die größte Schuld an all' diesem Unglück hatte; er und seine Gemahlin klagten unter sich darüber von Herzen. Nun trug es sich einmal zu, daß Löschbrand seinen Schwiegersohn und seine Tochter

zu sich einlud; sie hatten diesen Besuch so lange verzögert, konnten ihn aber doch auf die Länge nicht ganz unterlassen. Sie reisten daher an den Hof; der Herzog sahe Claren und verliebte sich in sie. Löschbrand merkte das nicht nur mit inniger Seelenfreude, sondern der Herzog entdeckte ihm auch diese Neigung. Beide beschlossen daher, die gute Frau in die Falle zu führen. Löschbrand hielt bei seinem Schwiegersohn an, er möchte doch seine Frau einige Zeit bei der Mutter lassen, denn ihre Seele hing an dieser einzigen Tochter. Reymund konnte das nicht abschlagen, wie ungern er es auch that, und eben so wenig hatte Clara Lust, da zu bleiben; aber sie mußte sich zufrieden geben. Reymund reiste also sehr schwermüthig wieder fort. Er schrieb alle Wochen an seine Gemahlin, bekam aber nie einen Brief; das machte ihn fast rasend. Endlich schrieb ihm sein Schwiegervater ganz kaltblütig, daß seine bisherige Gemahlin in Dienste des Herzogs getreten wäre und daß er sich fernerhin keine Rechnung mehr auf sie zu machen hätte.

Der Herr von Haberklee wüthete über diese abscheuliche Behandlung; aber das half alles nichts. Endlich wußte er keinen Rath anders, als sich zu Gott zu wenden. Er flehte ihn als ein unbekanntes Wesen Tag und Nacht um Rache an; dadurch empfand er nach und nach eine fremde Beruhigung in seiner Seele, die er bis daher noch nicht erkannt hatte, und die ihm die Kraft einflößte, seine schwere Leiden zu ertragen. Er fing an, in der Bibel zu lesen; er fand darinnen so etwas Wirksames auf sein Herz, seine Zweifel verschwanden nach und nach ganz, und er wurde einer der festesten und gegründetsten Chri-

ſten, ſo daß er ſein ſchweres Kreuz nunmehro mit Ruhe ertragen konnte.

So weit war er in ſeiner Bekehrung gefördert, als er von ſeinem alten Freund Morgenthau eingeladen wurde. Er machte ſich alſofort auf den Weg und kam des Abends auf dem Schloſſe in Bergthal an, wo auch die andern Geladenen ſchon alle eingetroffen waren. Morgenthau hatte alle Freunde auf einem großen Saal ſich verſammeln laſſen, welcher an der Abendſeite des Schloſſes lag. Daſelbſt war eine Mahlzeit zubereitet, und ſeine Gemahlin beſchäftigte ſich damit, den Freunden den Abend angenehm zu machen; er aber hatte den ganzen Nachmittag im Kabinet gearbeitet. Nachdem nun die Sonne untergegangen war, trat Morgenthau in den Saal. Er grüßte Alle mit einem fröhlichen Geſicht, und nun ging man an die Tafel. Nach dem Eſſen fing er an: Meine Herren und Freunde, und du, meine Liebſte! Der Zeitpunkt naht heran, daß meine ganze Geſchichte an's Tageslicht kommen muß. Ich werde dieſe Nacht wegreiſen, um meinen Verfolgern aus dem Wege zu gehen; aber nach Verlauf eines Vierteljahrs werde ich wieder bei Ihnen ſeyn, und dann erſt, hoffe ich, ſoll unſere Glückſeligkeit dauerhaft werden. Ich hab' ſie alle zu dem Ende hieher kommen laſſen, um Ihnen Lebewohl zu ſagen, und Sie allerſeits zu bitten, meine Liebſte und Kinder zu bewahren, und ihr in allen Umſtänden mit Rath und That an die Hand zu gehen. Wenn ich wieder komme, ſo werd' ich es einem Jeden, der etwas zu ihrem Troſte beigetragen hat, vergelten können. Dieſe Rede ſetzte alle Anweſenden in Erſtaunen und Traurigkeit. Er war ſo der Mann, der

einem Jeden Schutz gegen Sturm und Ungewitter schaffte, wenn er nur an ihn dachte, und einem Jeden schien es, als wenn mit seiner Abreise der Zaun und seine Güter eingerissen würde.

Johannette fiel ihm um den Hals und weinte laut. Fahre wohl! sagte sie, mein Geliebter! sage mir nur, hast du Gefahr auf dem Wege? bist du gewiß, daß deine Sache gut ausschlagen muß, und wirst du es hinausführen? Ja, sagte er, meine Theure! daran zweifle ich gar nicht; aber ich besorge, du werdest während der Zeit allerhand Verfolgungen ausgesetzt seyn.

Darum bekümmere dich gar nicht, antwortete sie: ich hab' in meinem Leben noch keine Trübsal gehabt, und dann halte ich mich würdiger, deine Gattin zu seyn, wenn ich einmal um deinetwillen etwas gelitten habe. So blieben sie noch Alle zusammen bis gegen zehn Uhr. Da nahm Morgenthau von einem Jeden Abschied und ging darauf in sein Kabinet. Reymund von Haberklee und Johannette aber folgten ihm nach. Reymund wünschte mit ihm zu reisen, und es wurde ihm gestattet. Da es aber nicht mehr Zeit war, noch vorher nach Hause zu reisen, so schrieb er Briefe an seinen Verwalter und Rentmeister, und empfahl ihnen seine Sachen; Pöll aber und Caspar mußten mit ihrem Herrn reisen und Bedientenstelle vertreten, damit sie von fernern Nachstellungen sicher seyn möchten. Des Morgens mit Anbruch des Tages reisten also Morgenthau und Reymund in aller Stille fort; die andern Freunde aber blieben diesen Tag noch alle beisammen, und am Abend ging ein Jeder nach Hause. —

Johannette vermuthete wohl, daß sie nicht lange ruhig bleiben würde, denn die gewaltsame Befreiung der beiden Gefangenen konnte Löschbrand nicht ungeahndet lassen; doch beschloß sie, alles heldenmüthig abzuwarten. Wie sie gedacht hatte, so geschah es. Ein paar Tage nach Morgenthau's Abreise kam ein Capitän mit hundert Mann Reiterei vor das Schloß, welcher mit Morgenthau zu sprechen begehrte. Johannette ging heraus und fragte, was sein Begehren wäre? Er zeigte einen Befehl vor, vermöge welches er den Herrn von Morgenthau in Arrest nehmen sollte. Johannette lächelte und versetzte: Meinen Gemahl wollen oder sollen Sie in Arrest nehmen? Das ist kühn; aber er ist verreist und wird auch so bald nicht wieder kommen. Darauf zeigte der Capitän einen andern Befehl vor, worinnen ihm anbefohlen war, mit seinen Leuten in der Herrschaft Bergthal auf Execution zu bleiben, bis auf weitere Ordre, und dem zufolge, sagte der Capitän, indem er zum Thor hinein und Johannette vorbeisprengte, werd ich mich hier einquartiren. Die Frau von Morgenthau erwiederte: Wenn der Herr Capitän im Ton der Freundschaft mit mir leben wollen, so werd ich mir eine Freude daraus machen, Ihnen zu dienen. Nun vertheilte der Capitän seine Soldaten unter die Bauern, und auf Johannettens Bitte gab er die strengsten Befehle, Niemanden zu drücken oder zu quälen.

Einige Tage ging das so ganz gut; doch merkte Johannette immer, daß sie der Capitän nicht als Morgenthau's Gemahlin, sondern als seine Mätresse ansahe, auch immer kühner wurde; daher beschloß sie, ihn bei erster Gelegenheit nachdrücklich zur

Ruhe zu verweisen. Als er daher einmal hinter ihr herkam und sie ganz unverschamt um den Leib faßte, rang sie sich in einem Schwung und Sprung los und sagte ihm mit funkelnden Augen, daß sie nicht die Berührung eines fremden männlichen Fingers dulden würde, und sollte es ihr auch das Leben kosten. Ich kenne, fügte sie hinzu, den Werth meines Herrn und Gemahls, und daher muß ich um desto mehr mich durch eine heilige Treue seiner würdig machen. Sie hielt sich darnach sehr zurück; sie speiste nicht mehr mit ihm und blieb auf ihren Zimmern. Dem Capitän wurde aber nach und nach die Sache ernst, so daß er mit Bitten und allerhand Versuchungen an sie setzte, und es endlich einmal wagte, in ihr Kabinet zu kommen und ihr Anträge zu thun. Als er sich aber mit ernsten Worten nicht wollte abweisen lassen, sondern sich erkühnte, sie anzugreifen, so schlug sie ihn mit geballter Faust ins Gesicht, sprang hin, ergriff ein Tafelmesser und drohte, ihm geradenwegs das Messer ins Herz zu stoßen, wenn er sich ferner erkühnen würde, sich ihr auf diese Weise zu nähern. Er ging also wüthend fort, setzte ihr aber eine Wache vor ihr Zimmer, und mit diesem Vorfall fing er mit seinen Soldaten an, die Bergthaler Bauern auf die grausamste Art zu drücken.

Pfarrer Steilmann besuchte indessen seine Schwester oft und tröstete sie, so gut er konnte. Als er aber jetzt hinkam und fand, daß sie in ihrem eigenen Schlosse eine Gefangene war, so gerieth er in Eifer, ging zum Capitain und ermahnte ihn im Namen Gottes, seine gemessene Pflicht nicht zu übertreten; der Capitain aber lachte ihn höhnisch aus und fragte ihn: Ob er auch ein hübsches Weibchen hätte?

Steilmann gerieth darüber außer sich, trat vor ihn und sagte: Ich bin ein Diener Gottes und unsers gnädigsten Herzogs, und jetzt erinnere ich Sie in beiden Eigenschaften an Ihre Pflicht und versichere Ihnen, daß ich mit allen Unterdrückten vor dem Richterstuhl Gottes klagen werde, und er wird Ihnen für Ihre Handlungen einen schrecklichen Lohn geben. Hierauf trat Steilmann ab; allein der Capitain war so aufgebracht, daß er auf die Wache rief und einen Corporal kommen ließ, der den armen Pfarrer ganz erbärmlich abprügeln mußte. Der Pfarrer Klein eilte auf diesen Lärm im Hofe herzu, und da er im Eifer auch etwas harte Worte herausstieß, so empfing er ebenfalls eine gute Portion Prügel. Steilmann war dergestalt voller Schmerzen, daß er nicht nach Hause gehen konnte, sondern sich dahin fahren lassen mußte; der Pfarrer Klein setzte sich zu ihm, und Beide trösteten sich so gut sie konnten.

Diese Gewaltthätigkeiten wurden bald durchs ganze Bergthal allen Bauern bekannt. Zorn und Verdruß bemeisterten sich aller Herzen; besonders gab die Mißhandlung an den beiden Geistlichen gleichsam einem Jeden einen Stoß zur Selbstrache, und es fehlte nur an einem Anführer, um eine Menge blutiger Köpfe zu machen. Was die Drangsal betraf, in welcher sich die Frau von Morgenthau befand, davon wußte noch zur Zeit Niemand etwas; aber auch dieses blieb nicht lange verborgen. Lilienthal, der auch etliche lebendige Teufel von Soldaten im Hause hatte, brachte es endlich dahin, daß er durch Umwege Gelegenheit fand, der Frau von Morgenthau schriftlich seine Umstände zu entdecken. Durch eben denselben Weg antwortete sie ihm wie-

der: daß ſie den heftigſten Verfolgungen und Nachſtellungen ihrer Ehre wegen ausgeſetzt ſey und ſchwerlich ohne Vergießung eigenen oder fremden Bluts ſich werde retten können; ſie ermahnte daher ihren Freund Lilienthal flehentlich und mit Thränen, um Gottes und ihrer Freundſchaft willen auf ihre Rettung bedacht zu ſeyn. Dieſe Klagen drangen Lilienthal durch die Seele, und ſo ſtehenden Fußes verfügte er ſich zu Freund Schwabach; dieſem war auch das Maß ſo voll, daß er kaum ein Tröpfchen weiter zu faſſen vermochte. Dieſe beiden Biedermänner beſchloſſen alſobald, ihre Frau zu retten, es koſte was es wolle. Ehe zwei Stunden verfloſſen waren, hatten ſie etliche zwanzig Bauern in dem Wäldchen nahe bei dem Schloſſe, bei Eliſens Grabe, verſammelt, und in größter Geheim wurde einem Jeden kund gethan, mit Frau und Kindern in der erſten Nacht ins Gebirge zu flüchten, wo ein Ort zur Zuſammenkunft beſtimmt wurde. Dieſes alles ging ſo ſtill zu, daß kein einziger Soldat etwas davon gewahr wurde.

Gegen Abend, als es zu dämmern begann, kamen Schwabach und Lilienthal mit ihren Männern aus dem Wäldchen hervor. Die Wache, welche am Thore ſtand, machte Lärm, aber die Bauern ereilten die Zugbrücke, ehe ſie aufgezogen werden konnte. Niemand war auf den Zufall vorbereitet. Die zehn Soldaten, welche im Schloſſe lagen, ſaßen ruhig bei dem Kartenſpiel; der Capitain aber hatte ſich ein halbes Räuſchchen getrunken und war eben zur Thür hinein in Johannettens Zimmer getreten, als Schwabach den Einen und Lilienthal den Andern, welche vor dem Zimmer die Wache hatten, bei

Seite stieß, ihnen das Gewehr abnahmen, und auch darauf doppelt bewaffnet hereintraten. Der Capitain erschrack heftig; Johannette aber fiel auf die Knie und seufzte glühenden Dank den Himmel hinan; Lilienthal hob sie auf und führte sie heraus. Indessen befahl Ulli Schwabach mit einer brüllenden Baßstimme dem Capitain, seinen Degen abzugeben. Der Capitain zitterte vor diesem Manne, der mit seinem alten deutschen Barte noch alten deutschen Muth und Redlichkeit zu verbinden schien. Marschier', du Kind der Hölle! sagte Schwabach, du bist mein Gefangener! Als sie zusammen auf den Gang kamen, trat der Schweizer vor den Capitain, setzte ihm die Flinte auf die Brust und rief: Knie nieder! Der Capitain zitterte und kniete. Nun fuhr er fort: Jetzt versprich nur bei deinem Ehrenwort, wenn du eins hast, daß du deinen Leuten befehlen willst, uns Bauern alle mit Weib und Kindern ziehen zu lassen! Der Capitain mußte das schwören, und nun sagte Schwabach: Jetzt befiehl das den Soldaten augenblicklich! Er gab also Ordre an alle Soldaten, daß Niemand sollte zurückgehalten werden, der ausziehen wollte. Hierauf setzten sie die Frau von Morgenthau auf ein Pferd und zogen an einen bestimmten Ort im Walde, wo sich fast alle Bergthaler Bauern mit Weib und Kindern versammelt hatten; Jeder hatte so viel Proviant bei sich, als er zu tragen vermögend war.

Johannette hatte indessen Briefe von ihrem Gemahl bekommen, worinnen er ihr meldete, daß er gesund und wohl wäre; aber sonst schrieb er ihr nichts. Sie beschloß, zum Fürsten von G... ihre Zuflucht zu nehmen, bis sich die Umstände änderten.

Sie zog dahin, und dieser Fürst, der viel Rühmliches von Morgenthau gehört hatte, nahm sie mit ihren Unterthanen freundlich auf und versorgte sie recht liebreich und anständig; die Bauern aber quartirten sich auf einigen Dörfern ein und arbeiteten um Taglohn, um sich zu nähren.

Der Pfarrer Steilmann war indessen in eine schwere Krankheit gefallen, welche ihm die Schläge, der vielfältige Verdruß und die Bekümmerniß über seiner Schwester Schicksal zugezogen hatte. Er gerieth überdas in eine solche Seelenangst, daß er sich öfters das Leben nehmen wollte und man ihn also streng bewachen mußte. Dieses Alles rührte aus einer Einsicht her, welche er in die Wichtigkeit seines Amtes bekam, wo er fand, daß er noch nie seiner Pflicht Genüge gethan hatte. Diese große Schwermuth trieb ihn endlich zu einem feierlichen Gelübde, wenn er wieder aufkommen würde, alles dasjenige durch die Gnade Gottes zu thun und auszuführen, was Pflicht und Amt von ihm forderten. Nun fielen alle die seichten und ohnehin verbessernden Begriffe von der Religion weg; was Kern und Wahrheit hatte, das gefiel ihm, das suchte er einzuführen, und so wurde er einer der rechtschaffensten Männer, die je in der protestantischen Kirche gelebt haben. Kaum fing er an, wieder besser zu werden, so wurde er seines Amts entsetzt und ihm befohlen, aus dem Lande zu gehen. Dieses schmerzte ihn zwar sehr; aber er ergab sich in sein Schicksal und zog zu seiner Schwester.

Es ist nicht zu sagen, welchen Druck und wie viel Unheil der Herzog durch sein Werkzeug, den Herrn von Löschbrand, in seinen Ländern anrichtete. Allenthalben war Bedrückung, Unrecht, Gewalt und

Seufzen gen Himmel zu hören. Sogar auch die friedlichen Herren Sommer blieben nicht frei von Tyrannei; ſie wurden angeklagt, daß ſie ihre Tochtermänner unterſtützten, und bekamen daher ebenfalls Soldaten ins Haus, welche unmenſchlich bei ihnen hausten. Der Capitain im Bergthal aber hatte nichts mehr da zu thun; alles war öde und verlaſſen, und deßwegen zog er wieder ab. Er wurde aber ſchlecht empfangen; denn weil er ſein Amt ſo übel verwaltet und alle Bauern hatte ziehen laſſen, ſo wurde er kaſſirt.

Morgenthau ſchrieb indeſſen öfters von Wien aus an ſeine Gemahlin, und ſie antwortete ihm allemal und erzählte ihm umſtändlich, wie die Sachen im Herzogthum Hochbergen ſtanden; er aber meldete ihr ſchlechterdings nichts von dem, was er dort machte oder ausrichtete, ſondern er ſchrieb nur obenhin, daß er bald wieder kommen würde.

Vierzehn Wochen nach Morgenthau's Abreiſe erſcholl ein Gerücht überall, daß ein Prinz aus England angekommen ſey, welcher zu Wien geweſen und bewieſen habe, daß er des ſeligen Herzogs Philipp rechtmäßiger Sohn ſey, und daß dieſer Prinz mit einem Kommando kaiſerlicher Soldaten in die Reſidenzſtadt Hochbergen eingerückt ſey, wo er den jetzigen Herzog nebſt ſeinen Miniſtern mit einem Staatsarreſt belegt habe. Ueber das Alles fügte man noch hinzu, daß Morgenthau mit dieſem Prinzen gekommen und ſein vertrauteſter Freund ſey. Johannette hörte das alles mit Wonne; nur wunderte ſie ſich, daß ihr ihr Gemahl von dem Allem

nichts geschrieben habe, und fast hätte sie gefürchtet, daß nichts von allem wahr wäre, wenn nicht auf einmal ein Brief von Morgenthau gekommen wäre, worinnen sie nebst ihren Kindern, Herrn Lilienthal und seiner Liebste, Herrn Pfarrer Steilmann und seiner Gattin und dem jungen Herrn Sommer eingeladen wurde, sich sofort reisefertig zu machen und nach Hochbergen überzukommen. Sie bestellte dieses alles mit größter Herzensfreude, dankte Gott für die glücklich überstandenen Leiden, und nachdem sie obige Freunde alle bei ihr versammelt hatte, so reisten sie zusammen nach Hochbergen ab, mit einer Freude, die größer war als Hochzeitfreude. Eine Nacht waren sie unterwegs und des andern Vormittags kamen sie in Hochbergen an und logirten sich in ein Wirthshaus ein, das ihnen von Morgenthau war bezeichnet worden. Sie wunderten sich sehr, als sie ihren Freund da nicht fanden, auch gewahr wurden, daß er gar nicht im Hause gewesen war. Kaum waren sie aber eine Stunde da gewesen, als Herr Reymund von Haberklee zu ihnen kam und sie alle mit einer Freude bewillkommnete, die nicht zu beschreiben war. Jetzt, fing er gegen Johannetten an, wird sich ein Schauspiel für Sie eröffnen, davon die Welt wird zu sagen wissen, und alsofort führte er den ganzen Trupp Freunde mit sich fort nach dem Palast und daselbst auf einen großen herrlichen Saal. Hier waren sie eine kleine Weile voller Erwartung gewesen, was es nun geben würde, als Morgenthau in Begleitung des Herrn von Bletri und verschiedener anderer Minister und Herren in den Saal trat. Johannette flog auf ihn zu, sah aber indessen einen großen, blitzenden

Stern auf seiner Brust. Morgenthau stand und lächelte. Sie stutzte, sah vor sich nieder, erschrack aber in allem Ernst, als man ihn Ihro Durchlaucht nannte. Doch ermannte sie sich, nahte sich wieder ein paar Schritte, schaute ihm heiter ins Gesicht und sagte: dieser Stern da blendet mich nicht; du wußtest es, Morgenthau! als du im Garten zu Korndorf das Wehen himmlischer Luft fühltest, und dein Herz in das meine und meins in deines überfloß! Ich bin deine getreue Gemahlin; und wenn du auch mehr als Herzog wärest, da beruf ich mich auf das Zeugniß aller Engel, die unsere Kopulation sahen; und nun fiel sie ihm um den Hals, drückte ihn an die Brust und weinte Thränen der Freude. Morgenthau konnte sich nicht mehr enthalten; er weinte auch, schloß sie in seine Arme und sagte: Lieber will ich ein Herzogthum missen als dich; aber du bleibst meine Gemahlin, der Kaiser hat dich dazu geadelt, und von nun an sey Herzogin von Hochbergen! Hierauf bezeigten ihr alle Anwesenden die gebührende Ehre; sie aber stand wie eine Bildsäule und zitterte; denn in dieses Schicksal konnte sie sich noch gar nicht finden. Steilmann aber und Lilienthal nebst den ihrigen waren wie träumend, und von Ehrfurcht, mit Wonne vermischt, durchdrungen. Sobald hingegen der Herzog mit seiner Gemahlin fertig war, umarmte er einen Jeden von ihnen und hieß sie alle willkommen. Nun wollte er mit seinen Freunden heute ganz allein seyn und mit ihnen zu Mittag speisen. Während dieser Zeit erzählte er ihnen seine Geschichte, welche meine Leser oben von dem Bauer bis an den Tod der englischen Herzogin gelesen haben. Prinz Friedrich, unser bis-

heriger Herr von Morgenthau, begab ſich nach dem Tode ſeiner Mutter an den Hof, wo er einige Jahre in Kriegsdienſten ſtand, nachher aber eine gewiſſe anſehnliche Bedienung auf dem Lande verwaltete. Hierauf ging er auf Reiſen, durchzog mit ſeinem getreuen Diener Wieſenthal, der ſeine Geſchichte gar wohl wußte, deßgleichen auch Weilern, zwei Deutſche von Geburt, die vornehmſten Länder von Europa, und da er die Religion liebte, auch dabei von Herzen ein praktiſcher Philoſoph war, ſo beſchloß er, ſein Leben unbekannt und ruhig zuzubringen. Zu dem Ende verfügte er ſich in ſeines Vaters Staaten, entdeckte ihm aber weiter nichts, als daß er ein engliſcher Edelmann ſey. Er gewann die Gnade und zarteſte Liebe dieſes Herzogs, und unter Bekräftigung des kaiſerlichen Hofes belehnte er ihn auf ſein Begehren mit dem öden Bergthal. Wie er nun da gelebt, das iſt aus dieſer Geſchichte bekannt. Er war nie entſchloſſen, ſeine Rechte auf die Erbſchaft des Herzogthums gültig zu machen, ſonſt hätte er vielleicht Johannetten nicht geheirathet. Da aber der junge Herzog ſo übel regierte, ſo machte ſich's Morgenthau zum Beſten des Vaterlandes zur Pflicht, ſeine Rechte am kaiſerlichen Hofe zu beweiſen und den jetzigen Herzog zu entſetzen. Seine Gemahlin ließ er nun nebſt ihren Kindern vollkommen legitimiren, um allen künftigen Schwierigkeiten vorzubeugen, ſo daß ſeine Kinder erbfähig waren, ohne daß jemand etwas dagegen einwenden konnte.

Ehe nun der Herzog Friedrich Beſitz von der Regierung nahm und ſich huldigen ließ, verſorgte er erſt ſeine Freunde. Lilienthal war ein gelehrter Mann: dieſen zog er an ſeinen Hof, um ihn durch

alle Collegia durchzuführen, wo er ſich ſo wacker betrug, daß er in kurzen Jahren geadelt und lange unter dem Namen des Miniſters von Lilienthal von Greiſen und Kindern geſegnet wurde. Pfarrer Steilmann ſollte ſich ruhig auf das Schloß Morgenthau begeben und daſelbſt die Herrſchaft Bergthal ganz zum Eigenthum übernehmen und regieren; allein er ſchlug dieſes Geſchenk großmüthig aus und erklärte ſich, daß ihm die Gnade ſeines verſchwägerten Landesfürſten und das unbegreifliche Glück ſeiner theuerſten und nunmehr Durchlauchtigſten Frau Schweſter alles erſetzte, was in dieſer Welt für ihn wünſchenswerth war. Der Herzog erklärte ihn daher alſofort für ſeinen Hofprediger; dieſes Amt mußte er annehmen, und er ſtand demſelben noch lange Jahre mit aller Treue vor. Der junge Herr Sommer erhielt auf das mächtige Vorwort des Herzogs das, was er verlangte, nämlich die Jungfer Adelheid Silberſtern. Der Bauer, welcher ſo lange in England gewohnt hatte und Bedienter bei des Herzogs Frau Mutter geweſen war, bekam ein jährliches Gnadengehalt. Wieſenthal, welcher wünſchte, ſtill und vom Geräuſch entfernt zu leben, wurde der Herrſchaft Bergthal als Oberamtmann vorgeſetzt und Weiler ihm zugeordnet; Pöll aber blieb am Hofe und geheimer Sekretär des Herzogs. Ulli Schwabach bekam einen Freibrief über ſein Gut, ſo daß er es als ein Rittergut, ohne eine einzige Beſchwerde oder Abgabe, auf erb und ewig zu beſitzen und zu genießen hatte.

Herr von Löſchbrand, ſeine Frau und Tochter waren indeſſen im Arreſt; Clara aber hatte ſchon verſchiedenemal um Audienz angehalten, die ihr denn

auch verſtattet wurde. Der Herzog verwies ihr ernſtlich ihre Untreue: aber ſie ſchaute ihn mit frohem Muth an und ſagte: Ich hab' aller Verſuchung widerſtanden, wie hart ſie auch war. Man hat meine und meines Liebſten Briefe beſtändig aufgefangen; ich wurde in immerwährender Gefangenſchaft gehalten, litt die grauſamſte Behandlung von meinen Eltern und die hitzigſten Verſuchungen des Herzogs. Gott weiß meine Unſchuld und er wird meine Treue krönen; dieſes ſagte ſie mit Thränen. Der Herzog hieß ſie abtreten und ließ ihren Gemahl vor ſich kommen, dem er ſeiner Gemahlin Bezeugung vorhielt, worüber Reymund ſo unruhig heiter wurde, daß er nicht zu bleiben wußte. O wenn das wahr wäre! rief er ein paar Mal aus! Die Sache wurde mit aller Strenge unterſucht, und Clara brachte ſolche Zeugniſſe vor, die ihre Unſchuld ins hellſte Licht ſetzten. Reymund wurde dadurch vollkommen glücklich; der Herzog machte ihn zu ſeinem Staatsminiſter, und er arbeitete mit dem Herrn von Bletri noch lange an der Glückſeligkeit des Staats. Löſchbrand aber und ſeine Gemahlin wurden auf eine entfernte Feſtung geſetzt, wo ſie in einer engen Verwahrung Gelegenheit genug hatten, ihre Gräuelthaten zu bereuen, ohne daß ſie jemand, nicht einmal ihre Kinder, zurück wünſchte. Der vorige Herzog aber nahm auf des regierenden Herzogs Veranſtaltung Kriegsdienſte, und ſeiner Gemahlin wurde ein Luſtſchloß angewieſen, wo ſie ihre Tage noch ziemlich vergnügt zubrachte, weil ihr Herzog Friedrich alle Liebe erzeigte, die nur möglich war.

* * *

So endigte ſich Morgenthau's Geſchichte, und ich wünſche, daß meine Arbeit den Nutzen ſchaffen möge, den ich bei der Ausfertigung derſelben bezielt hatte. Sollte aber das nicht ſeyn, ſo beliebe der Leſer den Fehler nicht auf meinen Willen, ſondern auf Mangel an Geſchicklichkeit und Zeit zu rechnen; denn die Veränderung meiner Umſtände verurſachte, daß ich dieſen zweiten Theil in flüchtigen Stündchen entwerfen mußte. —

Lebensgeschichte

der

Theodore von der Linden.

Erster Theil.

In den Niederlanden liegt ein Fürſtenthum längs dem Rheine hin, da, wo er auf vier bis fünf Meilen ſeinen Lauf nordweſtlich nimmt; an ſeinem nordöſtlichen Ufer hinab beſtehet das Land aus einer Ebene, welche durchgehends eine Meile breit iſt. Dann erhebt ſich gegen Nordoſten ein eben ſo langer Bergrücken, der ſich von der Ebene an allmählig aus buſchichten Hügeln, nachher aus mittelmäßigen Gebirgen, und endlich aus einer zuſammenhangenden Höhe bildet, die mit Heide und niedrigem Gebüſche überwachſen iſt.

Dieſer Strich Landes iſt ſchön, abwechſelnd und fähig, eine ſanfte Schwermuth zu erwecken. Der ſchöne Herbſt- und Winternachmittag wirft ſeine Sonnenſtrahlen ſo gegen dieſe Gebirge hin, daß er den Empfindſamen aus ſeiner Kammer lockt; da denkt er dann: wie ſchön ſieht's da auf dem Felde und dort in den Bergen aus? wie ſanft ſtrahlt die Sonne dort? Im Sommer glüht dieſer Trunkenbold, wenn er ſich im unermeßlichen Oceane des Lichtes berauſchet hat, auf die blöde Erde herab. Die Luft iſt dann eitel Blitz, der alle Empfindungen betäubt, man weicht ſeinem ſchwelgenden Lichte aus und eilt in kühle Schatten. Aber jetzt iſt die Sonne einem ſcheidenden Freunde gleich, der bei dem Abſchiede alle ſeine Zärtlichkeit fühlt und mit holder Freundſchaft auf alle die Seinigen hinlächelt; man drängt ſich zu ihm hin, um alle ſeine Blicke, ſein Lächeln zu genießen, und fühlt die ſüße

Schwermuth in ihrer ganzen Stärke. Der noch vertraulichere Mond ruht in ſeinem Glanze auf dieſer Gegend, und ſcheint nicht weichen zu wollen. So ſagt der Empfindſame zu ſich ſelbſt, und die Sympathie der Natur führt ihn in das Gebirg hin.

Leſer! komm auch mit deinem Herzen mit mir an den Pfad dieſes empfindſamen Wanderers! Ueberall Spuren des Frühlings und des Sommers. Ruinen der ſchönen Natur! Ruinen, mein Bruder! Siehſt du da den hohlen, dürren, geknickten Stängel einer prächtigen Königskerze oder Wollblume? Im Sommer ſtand er da, hoch, glühend im Prachte ſeiner hundert Blumen; der Sturm machte ihn nur ſchwanken, aber er zerbrach ihn nicht, und doch kam ſeine Zeit, ſeine hundert Blumen flatterten nieder, jede auf ihr Plätzchen, wo ſie der fächelnde Weſt hinführte; die falben Blätter ſanken hin, und nun ſteht er noch einſam der dürre Stängel, da ſteht er — wie der Rock des Großvaters im Kleiderſchrank — voller Staub und Mottenlöcher, nach fünfzigjähriger Mode gearbeitet, ſo hin hängt. Der Enkel ſchaut ihn an, erinnert ſich an die verfloſſenen Jahre, und der Gedanke der Vergänglichkeit durchſchaudert ſeine Seele.

So ſieht jetzt die ganze Natur aus, wie dieſer Stängel; unter die dürren Sträucher, welche noch zuweilen voll grauer Laubblätterchen hängen, ſtrahlt der ſchiefe Sonnenblick hin; hie und da ſteht noch ein kleines, mageres, grünes Grashälmchen, freuet ſich in der Sonne, aber es freuet ſich wie der einzelne Bürger einer verheerten Stadt, wenn er unter den Ruinen den Ueberreſt der Gaſtmahle ſeines ſchlemmenden Nachbars findet, oder wenn ihm der feindliche General, nachdem er ihm Alles geraubt hat, ein Almoſen gibt.

Leſer! dies Alles fühlen wir mit dem einſamen

Wanderer, und wenn uns vielleicht der liebſte Freund geſtorben iſt, ſo fühlen wir mehr, unſere Wonne der Wehmuth wird dann ſchmerzende Traurigkeit. Aber laßt uns nicht trauern, dieſe todte Stille der Natur iſt ein erquickender Schlaf zum ſehr glücklichen und wirkſamen Erwachen. Dieſer dürre Stängel da ſtreute Saamen um ſich her, jetzt ruhen dieſe Saamenkörnchen, aber in ihnen ruhet auch der Geiſt der Allmacht, er brütet auf den Keimen von hundert künftigen Königskerzen. So brütet er auf dem Staube unſerer entſchlafenen Freunde, um am Tage der Auferſtehung Engelshüllen daraus hervorgehen zu laſſen!

In der Mitte dieſes Fürſtenthums, welches ich Rheinau nennen will, da, wo ſanftere Hügel ſich in die Ebene verwandeln, wohnte zwiſchen zween dieſer Hügel, in einem anmuthigen Wieſenthälchen, nordwärts an einem Forellenbache, zwiſchen uralten Obſtbäumen und Eichen, Dietrich von der Linden. Sein Haus, welches man durch die Bäume kaum erblicken konnte, war eine alte Hütte, deren Strohdach faſt die Erde berührte, inwendig aber war ſie weit und geräumig, und überall Abwechſelung. So wie man zur niedrigen Hausthüre hineintrat, kam man in das Vorhaus; rechter Hand war der Viehſtall, deſſen Tröge und Abtheilungen längs das Vorhaus hinauf angebracht waren; über jedem Troge ragte dann ein brauner oder ein ſchwarzer, oder ein ſcheckigter Kühekopf hervor, deſſen Schnauben nebſt dem ſanften Knirſchen des Wiederkäuens mit zur ſanften Harmonie gehört, die das Landleben ſo angenehm macht. Gerad fort verwandelte ſich das Vorhaus ohne Scheidewand in die Küche, wo die ſägenförmige Halde *)

*) Halde oder Hahl iſt das Eiſen, welches über dem Feuer die eiſernen Häfen trägt.

an mit Roſt überfirnißten Balken hängt und den ſchwarzen Haſen mit Sauerkraut und Speck trägt. Da im Winkel drängte ſich die ſteile, ſtark beräucherte Treppe hinan an die Dachſtuben, deren immer eine entweder ein paar Schuhe höher oder niedriger, als die daran ſtoßenden waren, und gemeiniglich ein kleines Fenſterchen oben im Ecke, dann ein größeres mitten in der Wand, oder ein anderes noch etwas höher oder niedriger hatte.

Unten im Vorhauſe linker Hand führt ein enges, niedriges Thürchen in die Wohnſtube hinab, welche auch klein und niedrig, und worin kein Fenſter dem andern ähnlich iſt. Zwei Stufen und eine halbe hinauf iſt die Thüre zur Schlafkammer, auf dieſer ſteht das erhabene Bett, auf welches man vermittelſt eines Fußſchemels hinaufſteigen muß. So ſah Dietrichs Wohnung aus, ob er gleich ein Mann war, der wenigſtens achtzigtauſend Thaler im Vermögen hatte, denn er war zwar ein kleiner Landwirth, aber ein ziemlich großer Kaufmann, er handelte eigentlich mit Frucht, welche er in der Gegend zuſammenkaufte, und dann nach Holland verkaufte.

Man kann ſich gar leicht verſündigen, wenn man zu voreilig urtheilet; da ich nun in vielen Gemüthern meiner Leſer den Gedanken aufkeimen ſehe: der Dietrich war wohl ein Geizhals, ein Kornwucherer; ſo muß ich euch alſofort ſagen: nein, das war Dietrich nicht, aber er war ſonſt ſo allerhand, wie ihr nun hören werdet.

Dietrich hatte Haus und Hof und ziemlich Geld von ſeinen Eltern geerbt, und damit gut hausgehalten. Er hatte nicht viel weiter in die Welt geguckt, als ſein Haus und Hof ſich erſtreckte; wo er aber auch hinſah, und wenn es dreizehnmal beſſer war,

als das, was er hatte, so stopfte er doch die Ohren zu, verschloß die Augen, und überredete sich, was er habe, sey doch immer das Beste. Ich kann es nicht lassen, ich muß hier eine sehr wichtige Anmerkung machen. Die Neuerungssucht oder die Moderaserei, oder wie man den Hang, immer das Neue dem Alten ohne Prüfung vorzuziehen, nennen will, ist ein Verderben der Menschen; aber ein solcher Unsinn ist es, Alles, was alt ist, hoch zu schätzen, weil es alt ist, und das Neue darum zu hassen, weil es neu ist. Wenn der erste Fehler einen eiteln, leichtsinnigen Kopf anzeigt, so zeugt das Letztere von einem sehr eingeschränkten, eigensinnigen Charakter. Wer unter den Zweien ist der Gescheidteste? wenn der Erste die Pariser Mode einführt, so wie sie warm aus der Fabrik kommt, der Andere aber noch mit steifen Rockschößen, ellenlangen Aufschlägen, entweder über Quer nach der Achsel hin, oder herabhangend, und mit stumpfen Schuhen daher steigt? Oder wer ist dem Andern vorzuziehen, Der, welcher alle Bibelreligion zum Fenster seiner Vernunft hinausdemonstrirt hat, und also ein leerer Kopf ist, oder der Andere, der es nicht begreifen kann, wie ein Glied einer andern Kirche, das entweder Unser Vater, oder Vater unser betet, selig werden könne. Kurz und deutsch von der Sache gesprochen, Beide sind große Narren! Doch, ich kehre wieder zu meinem Dietrich zurück. Alles, was neu war, es mochte nun gut oder schlimm seyn, das spie er an, sogar das alte gefiel ihm nicht weiter, als in sofern es mit Dem überein kam, was bei seinen Großeltern und Eltern gebräuchlich gewesen war; das allein war gut, alles Andere nicht, daher hatte ihn all sein Reichthum nicht bewegen können, ein neues Haus zu bauen, oder etwas zu ändern, er hielt nur

Alles im guten Stande, ließ es aber ſonſt gerad ſo, wie er's gefunden hatte. Wäre ſein Urgroßvater wieder gekommen; er wäre noch immer da zu Hauſe geweſen.

Er war ein reicher Mann, doch aber nicht geizig, denn er konnte recht wohl den Armen Gutes thun, aber auch den Armen, die noch von der alten Welt waren. Junge Leute, die durch Ausſchweifungen elend geworden waren, die nun vielleicht die liebreiche, wohlthuende und leitende Hand des Chriſten noch zur wahren Tugend zurückgeführt haben würde, die mochten krepiren, wie er zu ſagen pflegte. Kaufleute, die Perücken mit Beuteln, oder friſirte Haare trugen, waren bei ihm ſchon außer Credit, weil er gewiß glaubte, daß ſie ihr neumodiſcher Staat zum Banquerot führen werde.

Eben ſo dachte er ſchon als Knabe und Jüngling, er kleidete ſich, wie ſein Großvater und wie ſein Vater. Die ganze Welt war ihm zu neumodiſch, und daher in den Grund verdorben; denn jede neue Veränderung hieß er Verdorbenheit. Als der Fürſt einen neuen Kanal quer in's Land hinein graben ließ, um eine herrſchaftliche Aue damit wäſſern zu können, ſo murrete er über dieſe Neuerung (denn der Kanal kam nicht weit von ſeinem Gute vorbei), weil er nun die alte Ausſicht verändert ſah.

Auch waren ihm alle Mädchen in der Gegend zu neumodiſch, er hatte an Allen einen Eckel; daher ging er im Gebirge herum, wo er wußte, daß da noch die alten Sitten herrſchten, und ſuchte dort reiche Bauern: deren ihre Töchter betrachtete er, um Eine aufzuſuchen. Gleich und gleich geſellt ſich gern! ſo ging es auch hier; er fand eine Haushaltung, und in derſelben die älteſte Tochter nach ſeinem

Geſchmacke; dieſe gefiel ihm aber nicht ſo ſehr wegen ihrer Schönheit, denn die war mittelmäßig, ſondern vielmehr wegen ihrer Kleidertracht, denn ſeine Mutter war eben ſo gekleidet geweſen, als er noch ein Knabe war. Dieſe Perſon heirathete er, und zeugete mit ihr einen Sohn, der auch einen alten Namen haben mußte, daher hieß er ihn Hans Jakob. Hernach bekam er auch eine Tochter, aber da wollte es nicht ſo gehen, wie er's haben wollte: denn die Frau Pfarrerin erbot ſich, das Kind aus der Taufe zu heben, und ſo mußte es auch ihren Namen haben; folglich hieß das Mädchen Theodora. Dietrich und ſeine Frau wußten nun nicht, wie ſie das Kind nennen, oder wie ſie ihm rufen ſollten. Theodora war ihnen zu lang, das verkürzte Wort Dore war ihnen unbekannt, auch fielen ſie nicht darauf; nach und nach fand ſich ein Wort: ſie nannten das Kind Thier und Thierchen. Das wurde nun von der ganzen Nachbarſchaft angenommen, man hieß es Dietrichs Thierchen. Die Frau Pfarrerin erfuhr endlich, daß man ihre Gothe Thier hieß. Das ärgerte ſie, ſie befahl, man ſollte Dore ſagen, aber es war nun zu ſpät.

Hans Jakob und ſeine Schweſter Thierchen wuchſen nun zuſammen auf. Dietrich bekam keine Kinder mehr, verdiente aber immer mehr Geld, ſo daß er endlich ſehr reich wurde; er ließ ſeine Kinder blos in die benachbarte Dorfſchule gehen, da lernten ſie Beide leſen, ſchreiben, rechnen, und die Religionskenntniſſe oder den Katechismus, ſo wie man es in dergleichen Schulen gewohnt iſt, Dietrich hatte keine weitere Abſicht, ſein Hans Jakob ſollte gerade das werden, was er war, und ſein Thierchen ſollte ſeiner Frau ganz ähnlich bleiben, ſo lang

sie lebte, das war seine unwiderrufliche höchste Willensmeynung. Die Kinder kleidete er auch gerad nach der Mode, die er von seinem Großvater und Großmutter her gewohnt war. Aus eben diesen Grundsätzen rührte es auch her, daß er sie mit Niemand umgehen ließ, denn er befürchtete, sie möchten von andern Leuten allerhand Moden und Gewohnheiten lernen, die ihm zuwider wären. Daher war Dietrichs Haushaltung gar einsam, Jedermann scheuete ihn und seine Familie, denn man hielt sie für Menschen aus einer andern Welt, oder für eigensinnig; man hatte keine Freude an ihnen und ärgerte sich, wenn man ihn oder seine Frau, oder auch eins von seinen Kindern sah. Dietrich war wohl damit zufrieden, denn er mochte auch mit Niemand weiter umgehen, als es die Noth erforderte, ja es ward endlich zum Religionsgrundsatze bei ihm. Er erklärte Alles für Verderben in der Welt, was nicht mit seinem eigensinnigen Kopfe übereinstimmte, und nach diesem Leiste formte er seine ganze Religion. Er las die Schriften der Alten; nun, daran that er wohl; aber er beurtheilte sie nicht nach ihrem innern Werthe, sondern nach ihrem Alter. Da kam es nun nicht einmal immer auf das Alter der ersten Ausgabe an, sondern ein alter Einband und alter Druck, wo noch das U V, oder das V U hieß, war so seine Sache, und erbaute ihn bis zu tiefen Seufzern.

Die beiden Kinder waren also zwei Maschinen voller schlafenden Fähigkeiten, nichts wurde an ihnen ausgebildet, sie zeigten überall, wo sie erschienen, das Aeußere eines menschenfeindlichen Dummkopfs, überall wich man ihnen aus. So blieben sie, bis Hans Jakob 18, Thierchen aber 16 Jahre alt ward.

Um diese Zeit trug es sich zu, daß Hans Jakob

und seine Schwester Lust bezeigten, die Großeltern und die Vettern und Basen im Gebirge zu besuchen; das konnte nun der Vater wohl leiden: denn da lernten sie nichts, das ihnen nach seiner Meynung schädlich wäre. Indessen begegnete ihnen doch auf diesem Wege etwas, das Dietrichs Ziel ganz verrückte.

Des Samstags Morgens vor Pfingsten machten sich Dietrichs beide Kinder auf den Weg; denn sie hatten etwa 8 Stunden zu reisen. Da es nun sehr heiß war, so wollten sie früh gehen, damit sie um 10 Uhr bei einer Base seyn möchten, die auf halbem Wege wohnte, um hernach gegen Abend in der Kühle zu den Großeltern kommen zu können. Sie gingen also von ihren Eltern fort und wanderten über's Feld gegen das Gebirg zu. Es war angenehm, sommerkühl, über dem Rheine hin ruhte eine unabsehbare Nebelwolke, über dem Gebirge ostwärts glänzte, wie blitzendes Gold, der Dunstkreis der Sonne, und indem er immer weißglühender wurde, so vergoldeten sich schon in der Ferne die Kirchthürme in der Morgensonne, und man bemerkte schon meilenlange Sonnenstrahlen, wie sie über die Fluren hinstrichen.

Es ist wahr, Hans Jakob und seine Schwester Thierchen hatten nie in ihrem Leben daran gedacht, daß ein solcher Morgen schön sey; das war ihnen aber auch gar nicht zu verdenken: denn durchgehends bemerkt der Landmann die prächtige Natur nicht, er hat keine Empfindung für sie, oder er ist ihrer gewohnt; sobald man aber auf dem Lande ein Gemüth entdeckt, das von den Scenen der Natur gerührt wird, so schreibe man den Namen auf, er ist merkwürdig, oder er wird es gewiß.

Unsere beiden Kinder hatten also keinen Namen für das Gefühl, das sie jetzt durchschauerte, sie be-

fanden ſich in einer Art von Entzückung, die ſie nicht nennen konnten, daher arteten ſie in Schäkerei aus: ſie jagten ſich auf dem Felde umher, lachten und jauchzten. Bei ſolchen Gelegenheiten kommen aber mehrere Umſtände zuſammen: das Vergnügen, ſeine Blutsfreunde zu ſehen, iſt unter Landleuten vorzüglich rein und erhaben, beſonders wenn keine Familienzwiſte obwalten. Hernach erleiden erwachſene Kinder immer am mehrſten in den Jahren, wo die Natur zur Selbſtherrſchung aufſtrebt, die Eltern aber den Kommandoſtab noch nicht ablegen wollen. Können ſie dann ein paar Tage von den Eltern wegkommen, ſo ſchmecken ſie die ſüße Freiheit, und es iſt ihnen wohl. So war es alſo jetzt Dietrichs Kindern; da war es kein Wunder, daß die ſchöne Natur ihren Jubel erhöhte, ſie drückten das auch beide mit dem Laute aus: Heute iſt es ſchön Wetter! das iſt das Kunſtwort des Landmannes, womit er das Nämliche benennt, was der Schöngeiſt mit den Worten: Wie ſchön iſt die Natur! ſagen will. Das Schäkern dauerte nicht lang, denn die Schönheit der Schöpfung hat im Frühlinge ſo etwas Zärtliches, ſie ſtimmt den Menſchen zur Liebe oder zur Vertraulichkeit. Die beiden Kinder gingen alſo nebeneinander und ſchütteten ihre Herzen gegeneinander aus. Thiere! fing Hans Jakob an: guck, da hab' ich dir ſo manchmal drüber nachgedacht, ſchau, unſer Vater iſt doch zehnhundertmal reicher, als der Böttger, und da betracht mir einmal des Böttgers Karl und ſeine Mine, ſind denn doch bei meiner Seele Leute, daß es eine Art hat. Die Mine ſitzt im vornehmſten Stuhle in der Kirche, trägt ſchönere Kleider, als die Frau Pfarrerin, und der Karl — ſchwere Hacke! der geht friſirt mit einem Haarbeutel, hat Manſchetten und ſo

allerhand; dagegen ſehen wir aus wie die Bettelkinder, und doch iſt der Böttger eben ſo gut ein Kornhändler, wie unſer Vater, er handelt nicht halb ſo viel, iſt auch nicht halb ſo reich. Schau, wenn ich mich nun einmal verheirathen will, die Zeit wird doch meiner Sir! auch endlich einmal kommen; ja, da darf ich dir nicht hinriechen, wo der Böttgers Karl hingeht, da muß ich mir dann ſo ein alt Mütterchen von zwanzig Jahren ſuchen. Guck, Thiere! wir kommen dir doch, hol mich Gott! kein Haar weiter in der Welt. Was ſagſt du? antwortete Thierchen auf dieſe ſehr pathetiſche Rede: Hör, Hans Jakob! Alles, was du ſo ernſtlich daher predigeſt, das habe ich ſchon lang gewußt; aber weißt du, was ich dachte, wenn ich dahinten in der Kirche ſaß, in meinem Wämschen von braunem Sharſche und Böttgers Mine dort vorn in zizenen Kleidern? Was ich dann dachte, das will ich jetzt eben ſo ernſtlich ſagen, wie du mir das Deine geſagt haſt: ſieh, Hans Jakob! du weißt doch wohl, daß die Kinder den Eltern gehorchen müſſen, was ſollen wir denn thun, da gib einmal Rath? Denn ſchau, entlaufen dürfen wir nicht, und das hilft uns auch nicht, da haben wir kein Geld und nichts, und ſo können wir auch nichts ändern, denn du weißt, wie Vater und Mutter ſind. Das iſt doch, hol mich Gott! ein Elend, fuhr Hans Jakob fort, da haſt du all recht, Thiere! aber was ſollen wir denn doch machen, ſo halt ich's doch auch, hol mich Gott! nicht aus, da geh ich fort in den Krieg. Thierchen verſetzte: Ei, du in den Krieg! da thätſt du was rechts; du ſagſt viel von Böttgers Karl, da würdeſt du was, wenn du ein Soldat würdeſt. Nein, ich geb dir einen beſſern Rath: guck, Junge! da liegt mir immer ſo was in der Seele,

das hab' ich seit der Zeit drauf, als ich in der Bibel las, wie es dem David ergangen ist, der war ein Schäfer und ward ein König, dazu halfen ihm seine Eltern nicht, aber unser Herr Gott that's, der Junge war fromm und betete fleißig, und da machte unser Herr Gott Etwas aus ihm: so will ich's auch machen, unser Herr Gott regiert doch Alles. Da hast du wohl all recht, Thiere! erwiederte Hans Jakob; aber davon begreif ich noch nichts, wie das zugehen soll; da ist's, hol mich Gott! noch eine große Frage, ob gerad unser Herr Gott haben will, daß wir ein wenig aus dem Drecke heraus kommen sollen. Da denk ich ganz anders, fuhr Thierchen fort: kannst du das denn nicht an den fünf Fingern zählen? Guck, daß wir beide einsehen, daß es unser Vater und Mutter nicht recht mit uns machen, ist ein Zeichen, daß wir in dem Stücke mehr Verstand haben, als sie, und wenn wir mehr Verstand haben: so gibt uns Gott auch mehr Glück, wenn wir es nur recht angreifen, und da glaub ich, das Angreifen besteht darin, wenn wir still sind, brav beten, brav arbeiten und thun, was uns unsere Eltern sagen. Dem guten Hans Jakob wollte das Ding doch noch nicht recht in den Kopf, er sahe wohl ein, daß seine Schwester recht hatte, doch schien ihm der Weg zum Glücke viel zu langweilig, er wäre gern sogleich hinauf geklettert. Die beiden guten Kinder gelangten indessen unter Gesprächen von der Art in's Gebüsche, unter dessen Schatten sie fortwallten, denn die Sonne glühete nun über Berg und Thal hin, und der Rheinnebel war verschwunden.

Indem sie so für sich fortgingen und nun der Fußpfad anfing, den Berg hinauf zu gehen: so sahen sie einen Herrn links am Wege stehen. Er mochte 22

Jahre alt seyn, sein Gesicht war männlich schön und edel, seine Kleidung nicht prächtig, aber reinlich und fein; er hatte eine Flinte in der Hand, und schien einem Hasen aufzulauren. Hans Jakob und seine Schwester kannten diesen Herrn nicht, sie hatten ihn nie in der Kirche gesehen, und weiter erstreckte sich ihre Bekanntschaft nicht. Sie grüßten ihn mit einem freundlichen guten Morgen, und der Fremde dankte ihnen eben so freundlich. Anfänglich urtheilte er aus ihren Kleidern, sie müßten geringe Bauersleute seyn; als sie ihn aber grüßten und er ihnen in's Gesicht blickte, so strahlte ihm aus beiden Gesichtern, besonders aber aus Thierchens Mienen, ein unbekanntes herrliches Etwas entgegen. Versäumte oder niedrige Erziehung, geringe bäurische oder altfränkische Kleidertracht können zwar einen edeln Geist umhüllen, daß er dem gewöhnlichen Beobachter entwischt, aber dem Menschenkenner nie. Er, der so viele Menschen sah und gewohnt ist, aus ihren Handlungen auf ihren Charakter zu schließen und diesen wieder mit den Gesichtszügen des Handelnden zu verbinden, muß Etwas ahnen, sobald er Züge in einem unbekannten Gesichte entdeckt, die ihm gewohnte Begleiter großer, edler Seelen sind. Dieß ist die fruchtbarste Quelle der Physiognomik.

Der Fremde bemerkte diese hoffnungsvollen Geister nicht so bald, als ihm seine Hasenjagd verleidet war. Er gehörte zu der seltenen Menschenklasse, die nicht nur wissen, sondern auch fühlen, was in diesem Leben ihr Beruf ist, um in jenem künftigen das zu werden, was ein menschlicher Geist in einem ihm angemessenen Körper werden kann, wenn er dem Endzwecke seiner Erschaffung ganz entspricht. Da er nun nichts zu versäumen hatte, so glaubte er nichts Bes-

ſeres thun zu können, als die beiden Kinder ein Stück Weges zu begleiten, um ſeine Menſchenkunde zu vermehren, oder auch den beiden Leuten, die er mit Recht für rohe Naturmenſchen anſah, nützlich zu ſeyn. Guten Leute, fing er an, wo geht ihr hin?

Hans Jakob. Wir gehen zu unſern Großeltern.

Der Fremde. Iſt das weit?

Thierchen. Ein Stund'er acht.

Der Fremde. Wo ſeyd ihr her?

Hans Jakob und Thierchen zugleich. Wir gehören dem Dietrich von der Linden. Der Fremde drehte ſich um, ſtand vor ſie hin und ſagte: Ei! Herr Jeh! dem reichen Kornhändler?

Hans Jakob. Ja, Herr! kennt ihr den?

Der Fremde ging nun wieder voran und antwortete: nein, ich kenne ihn nicht, aber viel habe ich ſchon von ihm gehört. Kinder, ich gehe ein paar Stunden mit euch.

Thierchen. Das iſt uns recht lieb, wenn ihr nur nicht müde werdet; die Herren ſind des Gehens nicht gewohnt.

Der Fremde. Ich bin doch des Gehens gewohnt; aber warum iſt's ihr denn lieb, mein gutes Mädchen, wenn ich mitgehe?

Thierchen. Ei, ſo haben wir ja gute Geſellſchaft.

Der Fremde. Woher weiß ſie das, daß ich eine gute Geſellſchaft bin?

Thierchen. Ach, das ſieht man einem gleich an, wenn man ihn auch ſonſt nicht kennt.

Der Fremde. Da verſteht ſie eine große Kunſt, wenn ſie den Leuten anſehen kann, ob ſie gut ſind.

Thierchen. Ja, es könnte aber doch fehlen. Wir hatten einmal einen Knecht, der ſah wohl recht fromm aus, und endlich beſtahl er uns doch, und ging fort.

Das hätte man dem Kerl nicht anſehen können, und wenn man auch beide Augen in die Hände genommen hätte.

Hans Jakob. Da ſagſt du was, Thiere! das du nicht weißt. Haben wir beide denn nicht oft davon geſprochen, der Kerl möchte ſo gut und ſo brav ſprechen, als er immer wollte: ſo könnten wir ihn doch nicht leiden, und ich konnt' ihn auch, hol mich Gott! nicht leiden, er war ein Suppenverdiener, ein Tellerlecker.

Thierchen. Das iſt gewiß auch wahr, daran dacht ich mehr; ich ſag' es und bleib' dabei, man kann's den Leuten anſehen, was darin ſteckt.

Der Fremde. Ja, eben ſehe ſie, liebes Mädchen! ſo, wie ich da bin, könnt' ich doch ein Schelm ſeyn, ich könnte ſüß und freundlich mit ihr reden, könnte ihr viel ſchöne und gute Worte ſagen, könnte ſie vielleicht ver — verführen.

Thierchen. Nein, Herr! verführen könntet ihr mich nicht.

Der Fremde, welcher voran ging, drehte ſich um, ſtand und lächelte ihr in's Geſicht, und antwortete: Nicht? warum nicht?

Thierchen. Das will ich euch ſagen: Sobald ihr ſüß und freundlich mit mir redet, ſo, als wenn man ſich heirathen will, ſo dächte ich: ſchau, der Herr kennt dich ja nicht, und ſpricht doch ſo, der kann's nicht gut meynen, und weil er es nicht gut meynt, ſo iſt er ein Schelm, und da müßte er auch ſchelmiſche Augen haben, womit man ſo die Leute nicht recht angucken darf, und die habt ihr nicht; ſo einem Herrn würde ich immer zehn Schritte vom Leibe bleiben.

Hans Jakob. Da haſt du recht, Thiere! und wenn er ganze Knochen behalten wollte, ſo müßte er mir auch auf zehn Schritte nicht zu nahe kommen.

Der Fremde lachte herzlich, aber er merkte, daß Thierchen ein herrliches Mädchen war, und das freute ihn von Herzen, so wie's jeden braven Mann freuen muß, edle Seelen zu finden. Er setzte das Gespräch fort und sagte: ich höre, ihr Vater sey ein sehr reicher Mann, und da wundere ich mich, daß er sie Beide nicht ein wenig anders kleidet und sie nicht rin wenig anders erzogen hat.

Hans Jakob. Herr! davon haben wir eben so unter uns gesprochen, das verdrießt uns auch, aber was sollen wir anfangen? Da die Thiere sagte: wir müßten halt Geduld haben, und das wird mir, hol mich Gott! schwer, da möchte ich gern heraus in die Welt, es ist mir zu Hause so, als wenn ich im Nothstalle stände, ich möchte als gern einmal hintenaus schlagen, die Arme und Ellenbogen ein wenig ausrecken und über einen Zaun springen, aber es will daheim nicht gehen, ich stoß überall damit an, und das halt ich doch, hol mich Gott! nicht in die Länge aus.

Thierchen. Nun Herr! sagt mir, hab' ich denn da nicht recht? wenn er dann nun fortläuft, was hat er dann? da kann er ja wieder nichts machen, und man soll auch den Eltern kein Herzeleid machen, da ist kein Segen dabei.

Der Fremde. Hört, Kinder! ihr freut mich, ich sehe, es steckt Geist und Kraft in euch; seyd nur zufrieden, der Geist und die Kraft werden sich so da durchkämpfen, daß es euch doch am Ende recht gut gehen wird, dafür will ich euch Bürge werden.

Die beiden Kinder freuten sich, als sie den vornehmen Mann so reden hörten. Noch nie hatte so ein Mensch freundlich mit ihnen geredet; denn da sie altfränkisch gekleidet und schlecht erzogen waren, so sah sie ein Jeder für dumme und geringe Leute an,

und ging also bei ihnen vorüber,
kehren. Der rechtschaffene Mann
Welt ausrichten, wenn er nicht b
seite der Menschen sähe, sonderr
des Geistes durchblickte und imm
dringen suchte. O wie manchen
er da entdecken und dessen schleu
befördern! Es ist wahr, eine gute
eine gute Richtung in dieser Welt
Entwickelung und Vervollkommnu
den Beistand langsam; und was k
der Weise, besser thun, als wenn
benmenschen diese Erhöhung bewi
lich! das sind Almosen, die die lei
Zeit übertreffen, als der Adel
mmenheit des Leibes übertrifft.

Der Fremde schwieg eine Wei
brannte in ihm für Liebe und Wo
jungen Leute. Gern hätte er al
angestrengt, sie zu bilden; allein er
Die Schranken, womit sie der Va
hatte, und die er aus ihrem Be
Daseyn schon halb errieth, stande
Lage, er kannte den Eigensinn so
vielfältiger Erfahrung. Indessen
der doch noch weiter ausforschen,

Woher kommt's denn doch, mei
nicht zufrieden mit euern Eltern sey
etwas?

Hans Jakob. Ich hab's E
sagt; seht, das thut uns weh; uns
als da der Böttger zu Dielsho
dem Böttger sein Karl und
hol' mich Gott! gräfliche Kinder u

****; sie sehen uns gar nicht an, und andere Leute auch nicht, und wir sind doch, hol' mich Gott! eben so viel, wie sie. Ich mag's wohl leiden, daß sie vornehm sind, aber ich möchte es doch auch seyn.

Während der Zeit, daß Hans Jakob so redete, bekam Thierchen einen Trieb, ihr Halstuch zu besehen, ob es auch in Ordnung sey; sie befürchtete auch sehr, ihre altfränkische Haube möchte nicht recht sitzen. Jetzt entstand auf einmal ein Gram in ihrer Seele über ihren Anzug, ein Gram, den sie noch nie empfunden hatte. Tausend Thaler hätte sie darum gegeben, wenn sie jetzt schön und modisch geputzt gewesen wäre: denn der Fremde gefiel ihr im Herzen, sie vermuthete auch mit Recht, wenn er just kein Edelmann wäre, so sey sie immer gut genug für ihn, wenn sie nur nach der Mode gekleidet ging und eine ordentliche Erziehung genossen hätte. Denn an Schönheit und Reichthum fehlte es ihr ganz und gar nicht; sie war gewiß ein Mädchen, so wie sie da ging und stand, von fünfzigtausend Thalern.

Der Fremde antwortete dem Hans Jakob auf seine Klage: mein lieber Freund! wer weiß, ob es nicht besser für euch beide Kinder ist, wenn ihr ein wenig zurückgehalten werdet, unser Herr Gott macht Alles wohl; er wird euch auch noch glücklich machen.

Thierchen. Ich hoff's auch; aber denkt einmal hin, lieber Herr! zum Exempel: wir können auch recht brave Leute werden, die andere Leute glücklich machen können, dazu hat uns unser Herr Gott Geld und Gut gegeben; aber so geht's nicht an, da wird mich ein Mann, so wie ich ihn gern hätte, mit all meinem Gelde doch nicht suchen. Denn für vornehme Leute schicke ich mich nicht, und für gemeine Leute

bin ich zu reich, kann auch mit meinem Gelde nichts rechts ausrichten.

Der Fremde. Ei, ſage ſie mir doch, liebes Mädchen! wie müßte denn der Mann beſchaffen ſeyn, der ſie heirathen wollte?

Thierchen. Er müßte ein frommer, braver Burſche ſeyn, der etwas gelernt hätte, er müßte verſtehen, das Geld zu gebrauchen, er müßte hübſch anſehnlich ſeyn, ſich etwas vornehm kleiden, ſo wie Ihr gekleidet ſeyd, er müßte ſehr freundlich ſeyn. O! ich weiß nicht, was er alles ſeyn müßte, nur müßte er mir kein bös Wort geben, ſonſt würde ich krank, ich würde ihm auch keines geben.

Hans Jakob. Thiere! Thiere! das iſt zu viel, ich denke nicht, daß dir unſer Herr Gott einen Mann malen wird.

Der Fremde. Laß er ſie gehen, guter Freund! der liebe Gott wird's wohl machen.

Thierchen. Ja, aber wenn ich nun juſt einen Mann lieb kriegte, der ein Edelmann wäre, das wäre ein Unglück. Ihr ſeyd wohl kein Edelmann?

Der Fremde fühlte Herzklopfen. Der Anfang war fühlbar. Nein, liebes Mädchen! ich bin kein Edelmann; aber ich könnte doch ein liederlicher Menſch, ein Betrüger ſeyn.

Thierchen war betroffen, ſie trat hervor, ging dem Fremden zur Seite, ſah ihm freundlich in's Geſicht und ſagte: ich werde mich in einen verborgenen Winkel ſtellen, wo ihr mich nicht ſehen könnt, und dann zuſehen, was Ihr macht. Weiß ich's dann, daß Ihr kein Betrüger ſeyd —

Der Fremde. Nun, was dann?

Thierchen. Je nun! ſo lieb' ich Euch, als einen braven Herrn, und bitte Gott, daß er mir ſo einen Mann geben wolle.

Der Fremde schwieg, aber aus jedem Auge rollte eine Thräne die Wange herab. Thierchen bemerkte diese Thränen und ihr ganzes Herz zerschmolz; auch ihr drang Wasser in die Augen, doch konnte sie nicht begreifen, warum der liebe Fremde weinte. Ihr war bange, das möchten furchtbare Thränen für sie seyn. Daher fragte sie: lieber Herr! warum habt Ihr nasse Augen? Er antwortete: es rührt mich, daß sie ein so gutes Mädchen ist. Das gefiel Thierchen aus der Maßen.

Jetzt fingen alle drei an zu denken, keines redete ein Wort. Hans Jakob und seine Schwester versetzten sich in eine süße Zukunft. Da gaukelten die schönsten Träume vor ihren Seelen; wenn sie sich dann besannen, daß es nur Träume waren, so ärgerten sie sich über ihre Eltern.

Der Fremde ging vor ihnen her und dachte auch; er machte aber wichtige Plane auf die Zukunft, und wir thun wohl, wenn wir warten, bis sie sich nach und nach entwickeln. Thierchen hätte nun gar zu gern gewußt, wer der Fremde wäre und wie er hieß. Der Fremde antwortete auf ihre Frage: wer ich bin, das soll sie wohl erfahren: bis dahin heiß ich Hofmann. Ich will ihn also auch so lang Hofmann nennen, bis es ihm selbst gefallen wird, seinen rechten Namen zu entdecken.

Hans Jakob hatte bei dem allem seine eigenen Gedanken. Hm, fing er endlich an, das ist doch ein sonderbares Ding; der Herr Hofmann da spricht mit dir, Thiere! schon viel bekannter, als mit mir; er lächelt dich an, mich nicht. Nun bin ich wohl so dumm nicht, ich kann's begreifen, und doch begreif ich's, hol' mich Gott! nicht ganz. Denn schau, Thiere! da ging ich eine Weile mit

des Herrn Pfarrers Louise, die sagte mir kein Wort, mir nichts, dir nichts, und mir däucht, das hätte doch des Pfarrers Louise wohl thun mögen.

Hofmann. Ja, guter Freund, da irrt er sehr. Die Frauenzimmer fangen nicht an, zu reden, das kommt den jungen Herren zu.

Hans Jakob. Ha, ha! Ja, aber — wie war's denn? — Nun, jetzt weiß ich's: ich hatte das Herz nicht; denn seht, weil ich so schlecht gekleidet bin und mit hübschen Leuten nicht zu reden weiß: so halt' ich lieber das Maul und weiß nicht, was ich sagen soll.

Hofmann. Hört, ihr lieben Kinder! seyd ihr nur freimüthig, nicht blöd, aber auch nicht grob, handelt und redet, wie es euch gut dünkt.

Unter dergleichen Gesprächen legten unsere drei Reisenden einen Hügel, einen Berg, ein Thal nach dem andern hinter sich. Zwischen 10 und 11 Uhr erstiegen sie einen hohen Berg, auf dessen Spitze sie weit und breit um sich her sahen: dort in blauer Ferne lagen Städte und Dörfer in der Menge, durch die weite Ebene strömte der gewaltige Rhein in seinen großen Krümmen, in ihm spiegelte sich die blaue Klarheit des Himmels mit unaussprechlicher Herrlichkeit. Es ist ein unersetzlicher Schade für die Menschheit, daß die Schönheiten der Schöpfung so wenig bemerkt werden: man ist ihrer gewohnt, und man hat mitten im Tempel der Gottheit ewige Langeweile; selten ist hie und da ein gefühlvolles Herz, das im Anblicke der unzählbaren Idealen wahrer Schönheiten zerschmelzt und den Schöpfer preist.

Thierchen war müde, sie äußerte das durch ein paar mühsame Schritte und durch ein Aechzen. Hans Jakob sagte: raucht der Herr keinen Tabak? Da-

mit zog er einen altfränkischen, stark mit Silber beschlagenen, meerschaumenen Pfeifenkopf mit einer handlangen Röhre aus der Rocktasche, zugleich auch eine strohgelbe Rinderblase, die ihm Thierchen mit rosenfarbenem Band eingefaßt, auch ein paar Grasblumen darauf gestickt hatte.

Der Fremde sagte: ja, ich rauche auch, laßt uns hier unter die Maibuche sitzen. Mit diesen Worten setzte er sich. Thierchen setzte sich getrost neben ihn, Hans Jakob aber stützte sich auf seinen starken Dornenknittel unter den Arm und stopfte. Indessen zog Hofmann auch seinen neumodischen, mit Silber beschlagenen, meerschaumenen Kopf heraus, steckte ihn an eine ellenlange Röhre, welche mit Perlenmutter eingelegt war, und die er aus lauter Stücken zusammenschraubte. Hans Jakob hatte nun gestopft; er reichte mit Zuversicht seine Blase hin: da, sagte er, stopfe der Herr mit mir, es ist vom besten Knaster. So, versetzte Hofmann, hat da der Vater nichts gegen, wenn man Knaster raucht? O nein! erwiederte Hans Jakob, der ist ja schon vor hundert Jahren geraucht worden.

Hofmann. So, ist also der Vater nicht geizig?

Thierchen und Hans Jakob zugleich: Er ist ganz und gar nicht geizig, wenn's nur altfränkisch ist, was er kauft.

Nun legte sich auch Hans Jakob auf den Rasen hin, so lang er war, und stützte sich dabei auf seinen linken Ellenbogen. Hofmann schaute erst in die Welt und schien versunken zu seyn ins Wonnegefühl der Allgegenwart Gottes. Thierchen sah ihm unverwandt ins Gesicht; endlich sagte sie: Herr Hofmann, warum sprecht Ihr nicht?

Lieben Kinder! antwortete er, wie ist die Welt so

ſchön, ich denk' ſo darüber nach, das hat alles unſer Herr Gott gemacht, wie groß, wie ſchön, wie gut muß Er ſeyn! Ja wohl, antworteten beide. Thierchen ergriff ihn an der Hand, ſah ihn zärtlich an und ſagte: Gelt, iſt nicht alles um uns her jetzt wie ein Garten? Aber in dem Garten iſt eine Blume ſchöner, wie das alles, die ich gern pflücken und an meine Bruſt ſtecken möchte. Hiebei drückte ſie ihm kaum merkbar die Hand. Dem guten Hofmann ſtürzten Thränen aus den Augen. Himmliſches Mädchen! ſagte er; ſie drückte ihm abermal die Hand und ſchwieg. Hans Jakob zog einen großen Mund voll Rauch, blies ihn in die Welt und ſagte: Was ihr beide da ſagt, davon verſteh' ich, hol' mich Gott, kein Wort! — Hofmann lächelte und Thierchen verſetzte: Hans Jakob! du ſollſt noch wohl einmal Ohren für ſo etwas bekommen.

Indem ſie ſo da ſaßen, ſtieg ein Bauer in einem abgeſchabten alten Rock den Weg herauf, den ſie gekommen waren, er ſah müde und traurig aus. Als er herbeikam, grüßte er die Drei mit einem guten Morgen und wollte vorübergehen. Halt! rief Hans Jakob, hier gibt man Zoll! Der Bauer guckte ihn ernſt an, als wollte er ſagen: mir iſt's nicht um Spaß, und ſchritt weiter; allein der Burſche hielt ihm den Dornenſtock vor und ſagte: ich ſehe, daß Ihr raucht, Nachbar! ſetzt Euch einen Augenblick, ich will Euch eins ſtopfen laſſen. Nun, wenn Ihr das wollt, antwortete der Bauer, denn er roch den Knaſterdampf. Er ſetzte ſich alſo gegen die Drei über, an die andere Seite des Weges; Hans Jakob ballte die Tabaksblaſe zuſammen und warf ſie ihm zu. Als der Bauer geſtopft hatte, ſtand er ſteif auf und brachte ſie ihm; mittlerweile zündete Hans Ja-

Jakob ein Bischen Schwamm an, und indem er es dem guten Manne hinreichte, sagte er: Nu, wo wollt Ihr hin? Er seufzte, setzte sich wieder an seinen Ort und antwortete: Ja, da thue ich einen betrübten Gang, ich bin meinem Grundherrn noch zwanzig Gulden Pacht schuldig, ich habe ihn immer richtig bezahlt, aber dieß Jahr starb mir mein Stall an der Viehseuche fast aus, da kann ich nun nicht zurecht kommen, ich habe alles wieder an Vieh gelegt, ich habe ihm auch schon 60 Gulden nach und nach gebracht, aber die übrigen 20 Gulden kann ich nun nicht beibringen. Wir haben alles bei den Juden versetzt, um uns zu helfen, nun habe ich nichts mehr; da habe ich nur noch zwei Kühe, soll ich nun wieder eine verkaufen, um der zwanzig Gulden willen, ja, da habe ich armer Mann mit Frau und Kindern nichts zu essen. Da schickt mir nun der Herr einen Befehl zu, wenn ich in zwei Tagen nicht bezahle, so will er mir eine Kuh aus dem Stalle wegnehmen lassen; nun geh ich jetzt hin und will anhalten, wie ein Stein am Wege, will nicht weggehen, bis er mir noch etwas Zeit gegeben hat.

Hans Jakob war während der Zeit aufgestanden, hatte seinen Stock unter den Arm gestützt und sich vor den Bauern hingestellt. Nein, hol' mich Gott! nicht, wahrhaftig nicht, der F** von Herrn soll keine gute Worte haben, da müßte ja kein Geld mehr in der Welt seyn; wer ist der Satan?

Der Bauer sperrte Nase und Maul auf, sah den Hans Jakob starr an und sprach: sachte, sachte, Junge! schilt mir meinen Herrn nicht, er sey wie er will, es geht dich doch nichts an. Was, antwortete Hans Jakob, nu ja, ihr seyd besser als ich, wenn ihr den Mann noch lieb haben könnt, indessen denk'

ich doch das Meine dabei. Hiemit griff der Burſche in den Sack, zog ein ledernes Beutelchen heraus, ſchnürte es langſam auf, guckte Thierchen an und ſagte: was meynſt du, Thiere! Das Mädchen nickte ihn an und ſagte: wenn wir nicht auskommen, ſo gibt es Leute, die uns leihen und borgen, Rübſamen gibt es allenthalben zu kaufen (dazu hatte ihnen der Vater Geld und Commiſſion gegeben). Jetzt griff Hans Jakob ins Beutelchen, zog vier Dukaten heraus und ſagte: da, Nachbar! jetzt geht hin und bezahlt den Satan von Mann, es thut mir, hol' mich Gott! wehe, daß er das ſchöne Geld bekommt, aber Euch muß doch geholfen ſeyn. Wann ſind Eure Pachtjahre aus? Der Bauer wußte nicht, wie ihm geſchah, er ſah den Burſchen vom Haupte bis zum Fuße an, getraute ſich nicht recht, das Geld zu nehmen, doch nahm er's und ſagte mit Thränen: gehen denn die Engel wie Bauernburſche gekleidet, oder wie iſt es? Hans Jakob verſetzte: ich bin kein Engel, ſagt mir nur, wann Eure Pachtjahre aus ſind? Ich habe noch ein Jahr ohne dieß, erwiederte der gute Mann; nu dann, fuhr Hans Jakob fort, ſo bringt dem Kerl das Geld und ſagt ihm den Pacht auf, ich bin Dietrich von der Linden Sohn, ich will Euch ein gutes Plätzchen ſchaffen. Der Bauer wußte nicht, was er ſagen ſollte; Thierchen ging zu ihm, drückte ihm die Hand und ſagte: Geht in Gottes Namen, raucht Eure Pfeife Tabak mit Freuden und danket Gott.

Hofmann ſah das Alles. Als der Bauer fort war, da ſtand er auf, küßte den Hans Jakob und ſagte: jetzt gehe ich nach Hauſe, ihr Beide ſeyd Engel, und ich ſage euch — doch ich will, ich darf nichts ſagen; ich bin euer Bruder. Nun küßte er auch

Thierchen, schloß sie in seine Arme und fuhr fort: Himmlisches Mädchen! ich will Gott bitten, daß er dich mir zur Braut schenkt; ich gehe, aber ich werde bald bei euch seyn.

Hans Jakob hatte Thränen in den Augen; ja, ja, antwortete er, soll mich Gott holen! so einen Schwager hätte ich um mein Leben gern; haltet aber Wort. Ja, versetzte Hofmann, gewiß, mir ist am meisten dran gelegen. Thierchen weinte und sagte: Ich küsse Euch noch einmal, Herr Hofmann! und nun habe ich keine frohe Stunde mehr, bis ich Euch wieder sehe.

Nun gingen die Kinder ihres Weges, und Hofmann auch den seinen.

Hans Jakob und seine Schwester Thierchen besuchten ihre Großeltern und Freunde, aber während den paar Tagen dieses Besuches war ihr Geist und Herz nie bei sich selbst; sie hatten nichts in den Gedanken, als den lieben Fremden; tausenderlei Vermuthungen stiegen in ihnen auf, wer er seyn möchte, und so oft sie nur einen Augenblick allein waren, redeten sie von ihm; über jedes Wort machten sie eine Auslegung nach ihrer Art, und da die Liebe und Freundschaft jeden Gedanken ausgebar, so wurde er in ihrer Einbildungskraft zum Engel. Sie kauften auch bei den Bauern den Rübsamen auf, wozu ihnen ein Freund das nöthige Geld vorschoß, und ein paar Tage nach Pfingsten wanderten sie wieder nach Hause.

So wenig Dietrich von der Linden die Welt kannte, so gut kannte er dagegen die Dinge, die beständig um ihn waren. Mehrere vernünftige Leute werden die Bemerkung gemacht haben, daß ein Mensch, dessen Erkenntnißkreis von einem kleinen Umfange

iſt, um ſo viel genauer alle kleine Theile dieſes Kreiſes bemerke und ſtudiere, je enger der Zirkel iſt, in welchem ſich ſeine Seele bewegt. In dieſer Wahrheit liegt die Urſache der Pedanterei: ein Mann, der ſich blos auf eine Wiſſenſchaft legt, und nicht Fähigkeit genug hat, ſie in ihrem ganzen Umfange zu faſſen, wird allemal, wenn er zu ſtolz iſt, ſeine kleinen Kräfte zu geſtehen, die kleinſten Wahrheiten ſeiner Sphäre wichtig zu machen ſuchen, und ſie werden auch in ſeinen Augen höchſt wichtig ſeyn, weil er nichts Beträchtlicheres kennt.

Dieß war Dietrichs Fall. Das Geſchlechtsregiſter ſeines Viehes, ſeiner Hühner und Katzen wußte er auf viele Jahre hinaus, und eben ſo fleißig bemerkte er ihre tägliche Geſchichte, beſonders aber war ſein Pudel, welcher Mordax hieß, ein ſehr merkwürdiges Thier, er beſaß faſt Menſchenverſtand, und ich wollte niemand gerathen haben, das zu läugnen. Dietrichs Frau bekümmerte ſich um das alles nicht, ſie lebte ſo ihr Leben fort, that niemand nichts Böſes, aber auch nicht viel Gutes, in ihren Geſchäften war ſie treu und rechtſchaffen, im Uebrigen ließ ſie Gott und ihren Mann ſorgen.

Die beiden Kinder kamen am Abend nach Haus. Dietrich ſtand in der Hausthüre und rauchte eine Pfeife Tabak, er ſchaute gerad vor ſich hin, und da ſeinen Augen juſt eine alte Scheuer im Wege ſtand, ſo verweilten ſie auf dieſem Gegenſtande; er dachte nach, wie der Zimmermann wohl geheißen haben möchte, der die Scheuer gebauet, was er alle für Geſellen dabei gebraucht habe; dann ſtellte er ſich die Bäume vor, woraus man die Bretter und Pfoſten geſchnitten hatte, wie ſie noch wuchſen, wie ſie noch jung waren, wie die Eicheln, woraus ſie ent-

ſtanden, noch an den Mutterbäumen hingen u. ſ. w. Plötzlich entſtand ein Geſchrei, der kluge Mordax jagte im Hofe die Hühner auf, ſie gackelten und flogen die Scheuer hinauf; dieß ſtörte ſeinen Gedankengang, er rief den Mordax herbei und verwies ihm mit bittern Vorwürfen ſeine Unart. Der gute Pudel ſchämte ſich, er nahm den Schwanz zwiſchen die Hinterbeine und kroch beiſeit. Gerad in dieſem Augenblick trat Hans Jakob mit ſeiner Schweſter zum Thore herein; hier ſuchte der Pudel Troſt, er ſprang mit tauſend Freuden hin und her, und um die beiden alten guten Freunde hinauf, aber dieſe hatten was anders zu thun. Hans Jakob gab ihm eine Ohrfeige und Thierchen ſchob ihn mit dem Fuße beiſeit; ſie gingen ſchnurgerad auf die Hausthüre zu. Der Pudel verwunderte ſich, ging in eine Ecke des Hofes, drehte ſich ein paarmal herum und legte ſich nieder. Die Kinder grüßten den Vater mit einem trockenen guten Abend, dieſer dankte ihnen trocken; ſie gingen alſofort die Treppe hinauf, um ſich auszuziehen; Dietrich aber blieb an der Thüre ſtehen, und damit ihn die Scheuer nicht hindern möchte: ſo ſchaute er zum Thore hinaus über die Wieſe hin, und überlegte, was ſeinen Kindern widerfahren ſeyn möchte: denn er hatte auf den erſten Blick in ihren Geſichtszügen eine Neuerung bemerkt, die ihm nicht gefiel. Dieſer Umſtand ſchien ihm eine wichtige Epoche in ſeinem Leben zu ſeyn. Der Wandel ſeiner Kinder war bis daher ſo einförmig und ſo gewohnt geweſen, daß er jeden Morgen faſt unfehlbar beſtimmen konnte, welche Handlungen ſein Hans Jakob oder ſein Thierchen den Tag über beginnen würde; in ſeiner Seele lag alſo die Vorſtellung, beide würden, ſo wie ſie durch's

Thor hereinkämen, vor dem entgegenlaufenden Hunde stillstehen, ihn liebkosen und dann fragen: was der Pudel während ihrer Abwesenheit gemacht habe? Darauf würde er ihnen geantwortet haben, und so würde ein vertrauliches Gespräch entstanden seyn, in welchem ein Wort das andere gebracht hätte, und so wäre man wieder auf den vorigen gewohnten Gang gekommen; da aber alles nun ganz anders ging, so wurde Dietrich mürrisch, traurig und nachdenkend. Auch seine Frau spürte Veränderung, sie erwartete von Thierchen eine genaue, bestimmte Erzählung von jedem Schritte und Tritte ihrer Reise, von jeder Mahlzeit, von allen Kleidungen ihrer Freunde u. s. w., aber auf alle Fragen bekam sie einsylbige Antworten. Dietrich fragte indessen nach nichts, sondern er dachte nur, und je mehr er nachdachte, desto ärgerlicher wurde er, doch hoffte er, es würde alles allmählig wieder ins alte Geleis kommen; er wartete ein paar Tage, fand aber zu seinem größten Erstaunen immer mehr Abweichung von der alten Spur, und nun konnte er es nicht mehr aushalten. Den vierten Tag nach der Kinder Ankunft, des Mittags nach Tische, fing Dietrich an: ich bin euer Vater noch, oder habt ihr unter Weges einen Mann mit einer schönen gepuderten Perücke angetroffen, der es seyn soll? Meinetwegen könnt ihr gehen, es geht alles seinen Gang!

Hans Jakob. Dafür kann ich, hol' mich Gott! nichts, Vater! unser Vater seyd und bleibt ihr immer, dafür respektiren wir Euch.

Dietrich. Respektiren hin, respektiren her! es geht alles seinen Gang! ihr habt etwas im Kopfe, und ich will wissen, was das ist, und da beichtet mir's, ich kann's nicht länger ertragen.

Hans Jakob ſchwieg und kratzte ſich hinter den Ohren; Thierchen aber wurde das Herz weich, ſie fühlte des Vaters Leiden tief in der Seele, und das war ihr unerträglich, ſie ſtand auf, nahm einen Stuhl und ſetzte ſich neben ihren Vater, Thränen rollten ihre engliſche Wangen herab, ſie lächelte und ſchaute ihm in's Geſicht. Dietrich mochte ein zärtliches Herz haben, aber es hatte noch nie Gelegenheit gehabt, ſich ſelbſt zu fühlen, bis jetzt; ihn durchſchauerte eine ungewohnte Empfindung bei dem Anblicke ſeiner Tochter, auch ihm drangen die Thränen in die Augen. Thierchen, fing er an, biſt du noch mein Mädchen?

Thierchen. Ja, lieber, lieber Vater! ich bin noch Euer Mädchen.

Dietrich. Nun, ſo ſey's Gott gedankt! aber ſo beichte denn doch, was fehlt euch?

Thierchen. Wollt Ihr mir nicht bös werden, Vater! ſo will ich mit Euch reden?

Dietrich. Warum ſollt' ich bös werden? ihr werdet wohl nichts Uebels gethan haben?

Thierchen. Nein, Vater! nun hört mich einmal an: Ihr ſeht doch gern, wenn Eure Kinder recht glücklich werden?

Dietrich. Das glaub' ich, ihr ſeyd ja meine Kinder, je glücklicher, je lieber, wenn nur alles ſeinen Gang geht.

Thierchen. Wir ſind aber nicht glücklich! werdet nur nicht bös, Vater!

Hans Jakob. Nein, hol' mich Gott! glücklich ſind wir nicht.

Dietrich. Nun, was fehlt euch denn? ihr ſeyd ja doch auch, bei Gott! nicht unglücklich, daß ich wüßte, es geht alles ſeinen Gang, ihr habt ſatt zu

eſſen und zu trinken, habt Kleider und Geld und Gut, ſo viel ihr braucht, es geht ja alles ſeinen Gang.

Thierchen. Wollt Ihr mir's übel nehmen, ſo will ich ſagen, was uns fehlt?

Dietrich. Nun, ſo beichte, beichte!

Thierchen. Sollte es unter den vornehmen Leuten gar keine fromme, brave Leute geben? gar keine?

Dietrich. Hm! du fragſt ja ſo prophetiſch, das hab' ich ja mein Lebtag nicht geſagt, aber ſehr wenige, ſehr wenige! aber was geht dich das an?

Thierchen. Die vornehmen Leute dauern mich in der Seele, wenn ſie nicht in den Himmel kommen. Nun Ihr habt geſagt, es gäb' noch fromme, brave Leute darunter, aber ſehr wenige, und da freue ich mich darüber.

Dietrich. Nun, wo ſoll das hinaus?

Thierchen. Hört, Vater! ich möchte gern unter die wenigen vornehmen Leute gehören.

Dietrich ſtand auf, ſagte kein Wort, ſeufzte tief und ging zur Thüre hinaus. Thierchen ſaß auf feurigen Kohlen. Hans Jakob ſtand auch auf, ging auch zur Thüre hinaus und ſagte: da haſt du's! jetzt haſt du ein ſchön Feuerchen angelegt, hol' mich Gott! Thierchen fing an zu weinen und ging auf ihre Kammer; was ſie da machte, das weiß ich nicht; die Mutter aber wußte nichts beſſeres zu thun, als daß ſie in ihre Schlafkammer hinaufſtieg und das Bett machte.

Dieſer Zuſtand dauerte faſt ein Vierteljahr; von allen Seiten wurden Pläne gemacht, wie man wieder auf die alte Eintracht des Lebens kommen könnte, Jedem wurde die Lage ſauer, in der er ſich befand, und doch war es unmöglich: denn der Gedankengang

der Kinder hatte eine ſolche Richtung genommen, daß er ſich durchaus Dietrichs Syſtem nicht mehr anpaſſen ließ; dieſer Mann trauerte daher beſtändig fort, ward mürriſch und zuweilen faſt unerträglich. Thierchen im Gegentheile litt unausſprechlich. Das Bild jenes Hofmanns ſtand ihr noch immer vor Augen, und je länger es ihre Seele anſchaute, deſto brennender wurde ihr Verlangen, ihn wieder zu ſehen, und eben ſo viel ſchrecklicher der Gedanke, er könnte ſie vergeſſen haben. Es iſt eine uralte und bekannte Bemerkung, daß ein in der Einſamkeit erzogenes Mädchen, wenn es zu reifern Jahren kömmt, eine Mannsperſon, die ihm gefällt, mit einer ganzen Seele voller Liebe ergreift, und wenn es ihr nicht gelingt, gemeiniglich unglücklich wird. Dieß war Thierchens Fall; der Vater ahnete nichts von einer ſolchen Liebe: denn die beiden Kinder hüteten ſich auf's Genaueſte, nur ein Wort von ihrem Fremden blicken zu laſſen. Indeſſen machte er doch heimlich allerhand Anſchläge, er hatte ausfindig gemacht, daß ſeine Kinder zur Ruhe kommen würden, wenn er ſie verheirathet hätte, alsdann müßte all ihr Beſtreben ein Ende haben; er durchdachte alſo alle umliegende wohlhabende Bauernhäuſer, ob nicht ein einziges wäre, das auf einer Seite altfränkiſch genug, und auf der andern doch auch reich genug für eines ſeiner Kinder ſeyn möchte: aber er fand überall Anſtoß. Daher verzog es ſich bis gegen den Herbſt, während der Zeit aber machte die Vorſehung ganz andere Anſtalten.

An einem ſchönen, ſanften Auguſttage, an welchem kein Lüftchen wehte, die Sonne anfing, ſchiefer über Berg und Thal hinzuſtrahlen und die erreifende Natur der ganzen belebten Schöpfung ihr Füllhorn mit

ſchwelgendem Ueberfluſſe auszuſchütten, ſaß Dietrich mit ſeiner Frau und Kindern noch am Ende des Mittageſſens am Tiſche: er fütterte ſeinen Mordax noch mit einzelnen Brodbrocken, die er auf ſeinem Teller fett machte, dabei dachte er tiefſinnig nach, was es mit ſeinen Kindern noch geben würde; ſeine Frau dachte nichts, als was ſie den Abend aufzutiſchen hätte. Hans Jakob kaute noch an einem Knochen und klopfte das Mark auf ſeinen Teller; Thierchen aber hatte die Hände unter der Bruſt übereinander geſchlagen und ſchaute mit großen, hellen Augen durch das Fenſter in den klaren, blauen Himmel.

Während dieſer hohen Stille trat ein alter, ehrwürdiger Mann zur Stubenthüre herein, er war nach alter Art wie ein Bauer gekleidet, ſeine grauen Haare rollten ſich um den Nacken herum, ein altmodiſcher, aber ſehr feiner brauner Rock gab ihm das Anſehen eines ſehr heitern Großvaters, und ſeine ganze übrige Kleidung paßte ganz genau auf ſein ganzes Daſeyn; er ſagte ganz freundlich: guten Tag zuſammen! Die ganze Familie wurde lebhaft bei dem Anblicke des ſaubern Mannes, ein jeder dankte ihm freundlich. Dietrich ergriff einen Stuhl, ſtellte ihn an den Tiſch und ſagte: ſetzt Euch! Der Fremde lächelte, ſchaute einen Jeden mit einer ſehr edeln Miene an und ſagte: nun freue ich mich doch auf meinen alten Tag, daß ich Euch brave Leute noch ſo geſund beiſammen ſehe, ich habe viel von Euch gehört, und da komm ich nun ſo her zu euch, um etwas mit Euch zu reden.

Es iſt uns lieb, antwortete Dietrich, wenn Ihr uns etwas Gutes bringt; was habt Ihr uns denn zu ſagen? es geht alles ſeinen Gang. Der Fremde rückte unvermerkt Thierchen näher, ihr klopfte das Herz, ſie wurde roth und bleich, ohne zu wiſſen warum.

Nun fing er an: Hört, Dietrich! Ihr seyd ein braver, redlicher Mann, ein Mann von alter deutscher Sitte und Ehrlichkeit, und da habe ich einen guten Freund, so brav, wie's keinen mehr auf Gottes Erdboden gibt, ein junger Mann, alt etwa 22 Jahr, der hat drei Stunden von hier diesen Sommer ein großes Gut gekauft und auch schon bezahlt, der möchte nun gern eine gute Haushälterin haben — Thierchen wurde blaß wie eine Wand und zitterte — und da hat er ein Aug da auf Eure Tochter geworfen (hier trat er Thierchen auf einen Fuß und fuhr fort): der junge Mensch heißt Hofmann. (Thierchen erschrack, sie wurde blutroth im Gesichte; Hans Jakob aber reckte den ganzen Körper in die Höhe, lächelte und sagte: das riecht, hol mich Gott! nach Zimmet und Nägelchen). Dietrich bemerkte die Gemüthsbewegung seiner Kinder, aber ihm fiel nichts Widriges dabei ein, denn er glaubte, die jungfräuliche Scham mache diesen Eindruck auf seine Tochter; indessen gefiel ihm der Antrag, denn er war seinen Gedanken ganz angemessen, nur hätte er, wie's denn natürlich ist, gern nähere Umstände von dem jungen Manne gewußt, der seine Tochter heirathen sollte: er fragte also ferner: wo ist der junge Mensch denn her und wer sind seine Eltern? Der Fremde erwiederte: Hofmann ist aus dem Gülcher Land, sein Vater ist dort ein reicher Bauer und ein ehrlicher Mann, und damit ihr seht, daß das Alles wahr ist, so habe ich da seinen Geburtsbrief mitgebracht. Hier zog er ein Papier mit einem großen Sigill heraus und gab ihn Dietrich hin; nachdem ihn Dietrich gelesen hatte, sagte er, das geht Alles seinen Gang, es ist mir just nicht daran gelegen, wie reich er ist, wenn er nur sein Brod erwerben kann; denn auf Reichthum seh ich

nicht, ich kann meiner Tochter ſo viel geben, daß ſie genug hat, aber ich wüßte doch gern, wie viel er ungefähr hat? Ha! verſetzte der Fremde, er hat zum wenigſten zwanzig tauſend Thaler zu gewarten. Genug! genug! rief Dietrich, laßt ihn nur herkommen, daß wir ihn kennen lernen, denn meiner Tochter muß er doch auch gefallen, ſie muß auch Freude an ihm haben können, wenn Alles ſeinen Gang gehen ſoll. Daran habt ihr recht, antwortete der Fremde, übermorgen wird er kommen, er iſt daheim auf ſeinem Gute und macht allerhand Anſtalten. Dietrich fragte ferner: wie heißt der Hof, den er gekauft hat? Der Fremde antwortete: es iſt der Blumenhof. Dietrich machte große Augen, was! rief er, er hat den Blumenhof gekauft? Ja freilich, ſagte der Alte, mit der Mühle und mit Allem. Dietrichen floſſen die Thränen aus den Augen; Mädchen! fing er an, wenn der ein braver Kerl iſt, da biſt du glücklich. Der Fremde verſetzte: an Bravigkeit fehlts ganz und gar nicht, er iſt wie ein Engel. Laßt ihn kommen! laßt ihn kommen! ſagte Dietrich, indem er aufſtand, um dem Alten eine Flaſche Wein zu holen. Die Mutter lief auch fort, dem Freunde noch etwas Eſſen zu machen. Jetzt ſagte der Alte: gelt Jungfer! ſo mußte es gehen. Thierchen ſprang auf, weinte laut und rief: dir, mein Gott und Vater! dir dank ich, dir danke ich, o Gott! mach's ferner gut! — Hans Jakob war ſonſt nicht weichherzig, jetzt hatte er aber Thränen in den Augen, er ging zu dem Alten, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: die Reihe wird doch, hol mich Gott! auch endlich an mich kommen? Wahrlich ja, antwortete der Fremde, erwartet es nur mit Geduld. Thierchen ſprang haſtig herbei und ſagte ſehr dringend: daß er aber ja nicht vornehm geklei-

det kommt! Ho! ho! antwortete er, da hat's keine Noth, der iſt klüger als wir Alle; er hat ſich den ganzen Sommer über auf's Genaueſte nach Euch Allen erkundigt, er würde gewiß kein Mädchen ſo auf den erſten Anblick geheirathet haben. Traut nur auf Gott, Jungfer! und auf ihn, es wird beſſer gehen, als ihr denken könnt. Ueberdem trat der Vater wieder ganz heiter in die Stube, er hatte gewiß auch nach ſeiner Art Gott gedankt, und von nun an war wieder Harmonie und Eintracht in allen Gemüthern. Der Fremde war ſehr geſprächig, und ein geſcheidter, weltkundiger Kopf hätte leicht merken können, daß die Bauernkleidung nicht ſeine gewöhnliche war; er aß und trank, und wanderte wieder fort.

Am dritten Tage war Thierchen beſonders ganz heiter, ſie putzte ſich auf ihre Art aus und Dietrich ſah mit größter Freude, daß Alles ſo ſeinen guten Gang ging, er war auch gar munter und gegen ſeine Kinder freundlicher, als er je geweſen war. Gegen zehn Uhr erſchien Hofmann. Thierchen ſah ihn zuerſt durchs Stubenfenſter den Fußpfad herab kommen, ſie erkannte ihn von weitem am Geſicht, wie ſehr fremd er auch in den Kleidern war, die er an hatte, ſie meynte zu Boden zu ſinken, doch hielt ſie ſich feſt. Kurz darauf trat er ins Haus, Dietrich ging ihm bis in die Hausthüre entgegen, grüßte den fremden, jungen Mann, der ſich ſo bäueriſch und altmodiſch ſtellte, als er konnte, er gefiel dem Vater auf den erſten Blick, denn er ſah ſehr gut aus und hatte eine edle Miene, er wurde in die Stube geführt, wo ſich Mutter und Kinder befanden, jetzt ſetzten ſich alle, und Hofmann fing an:

Herr von der Linden, der Mann, den ich geſchickt habe, wird Euch wohl geſagt haben, was ich bringe?

Dietrich. Ja, wir wiſſen's alle, wir wollten Euch doch auch gern ſehen. Ihr wißt, wie die Bauersleute ſind, man kauft eine Kuh nicht gern im Sacke, es muß alles ſeinen Gang gehen.

Hofmann. Da habt ihr gar recht daran, ich wollt Euch doch auch gern beiſammen ſehen. Nun, weil ich gehört habe, daß Eure Tochter ein gar braves Mädchen iſt, ſo habe ich ſie mir ausgeſucht, ich möchte ſie gar gern zur Frau haben, wenn's Euch gefiel.

Dietrich. Wollen ſehen, was es gibt, es muß Alles ſeinen Gang gehen. Seht, wie der Hund um Euch wedelt, es ſcheint, als wenn er ſchon am Geruche merkte, daß Ihr Euch gut für uns ſchickt.

Hofmann. Kann wohl ſeyn, die Hunde ſind gar freundliche Thiere, auch merken ſie bald, wer gut Freund mit ihnen iſt; den Hund ſchwätz' ich Euch ab, Herr von der Linden!

Dietrich. Ho! ho! da hat's keine Noth, den Hund miß ich nicht, ſo lang er kriechen kann.

Hofmann. Daß dich der Taufig! das iſt ein ſchöner Hund!

Dietrich. Nu! nu! wollen ſehen, was es gibt, wir können ihn ja zuſammen haben, wenn Alles ſeinen Gang geht.

Hofmann. Nein! nein! wenn er Euch ſo lieb iſt, ſo will ich ihn nicht, ich kann ja wohl die Art bekommen?

Durch dieſes Geſpräch war Hofmann ſchon ganz in Dietrichs Herz gekrochen. Thierchen und Hans Jakob meynten vor Lachen zu berſten, als ſie ſahen, wie ſich der Hofmann ſo in Alles ſchicken konnte; er blickte Thierchen zuweilen ſeitwärts an und lächelte, aus ihren Augen aber glühte die reinſte Liebe, ſo daß Hofmann ihre Blicke im Innerſten

ſeiner Seele fühlte. Die Rolle, die er ſpielte, wurde ihm indeſſen ſehr ſauer. Hans Jakob aber konnte ſeine jauchzende Seele nicht zurückhalten; hei, rief er aus, muß naus gehen, hol mich Gott! und einmal mit gleichen Füßen übern Zaun ſpringen. Hofmann verſetzte: könnt's thun, Ihr werdet wohl bald Luft und Platz dazu bekommen. Hans Jakob lachte hart und ging fort. Indeſſen ging nun auch die Mutter in die Küche und der Vater ſagte: Thierchen! leiſte du dem Freunde eine Weile Geſellſchaft, ich habe auch noch etwas zu ſchaffen, es muß alles ſeinen Gang gehen, und damit ging er hinaus. Nun ſtand Hofmann auf, umarmte Thierchen und ſagte: nun, mein engliſches Mädchen! habe ich denn nun Wort gehalten?

Thierchen. Ja, Herr Hofmann! ich habe mit Sehnſucht nach euch verlangt.

Hofmann. Sie wird alſo keine Bedenkzeit nehmen?

Thierchen. Ich habe nichts zu bedenken, ihr gefallt mir von ganzem Herzen, jetzt weiß ich auch, wo ihr her ſind; aber nehmt mir's nicht übel, ich begreife doch das Ding noch nicht recht; als ich euch zu Pfingſten ſah, da waret ihr wie ein Herr gekleidet, nun hört' ich ehegeſtern, daß ihr den Blumenhof gekauft habt, was ſeyd ihr denn eigentlich?

Hofmann. Daß ich aus dem Gülcher Land bin, das iſt wahr, daß mein Vater dort ein großes Gut hat, iſt auch wahr, eben ſo, daß er ein ſehr braver Mann iſt, meine Mutter eine ſehr brave Frau, und meine Schweſter ein ſehr liebes Mädchen, auch ich habe mich bis daher ſo aufgeführt, daß ſie nie etwas Schlechtes von mir hören wird.

Thierchen. Das glaub ich, aber wie freue ich mich, daß ihr noch Eltern und noch eine Schweſter habt, auf die Bekanntſchaft freue ich mich recht ſehr!

Hofmann. Was ich nun weiter bin und ſeyn werde, das wollte ich noch gern geheim halten, es wird ihr ſelbſt Freude machen, wenn ſie's ſo auf Einmal erfährt; wenn ſie mich heirathet, ſo wird ſie eine anſehnliche Frau werden, und ſie wird Gelegenheit haben, ſehr viel Gutes in der Welt zu thun.

Thierchen. Nun ſo will ich's auch noch nicht wiſſen, es iſt mir einerlei, was ich bin, wenn mich nur der liebe Gott lieb hat und euch.

Hofmann. Alſo hat ſie nichts gegen mich einzuwenden; ſie will mich alſo heirathen?

Thierchen fiel ihm um den Hals, weinte laut, und hauchte ein ſtilles Ja hervor, mit dem Zuſatze: wenn meine Eltern wollen. So hingen die Beiden mit umſchlungenen Armen eine Weile zuſammen; endlich riß ſich Hofmann los, eilte zur Thüre hinaus und rief den Vater, die Mutter und den Hans Jakob zuſammen; als ſie Alle in der Stube waren, fing er an: wir Beide ſind ſchon fertig, gebt ihr Eltern euere Einwilligung dazu? Dietrich und ſeine Frau erſtaunten. Hm! ſagte der Erſte, das geht ja einen hurtigen Gang, biſt du's ſo müd bei mir, Mädchen? doch meinethalben! da, Herr Hofmann, da habt ihr meine Hand und meinen Segen. Die Mutter kam nun auch ſanft herbei und gab ihre Einwilligung; endlich kam auch Hans Jakob, er lachte, ſchüttelte den Kopf, gab dem Hofmann auch die Hand und ſagte: hab's ſchon geſagt, was ich denke; es iſt doch kurios, hol mich Gott! wie ſich ein Ding ſo macht, ſeh ein Thierchen im Nothſtalle, will auch n'aus ſchlupfen. Dietrich bemerkte das; nu, Hans Jakob! fing er an, ich glaube, du meynſt, du wärſt im Nothſtalle?

Hans Jakob. Ha, Vater! nu Thiere n'aus geht, wird mir's doch wohl zu eng.

Dietrich. Wart, es gibt vielleicht auch eine Hofmännin für dich. Hofmann lachte und verſetzte: wenn Hans Jakob kann, was ſeine Schweſter kann, ſo wär's möglich.

Dietrich. Habt ihr nicht noch eine Schweſter?

Hofmann. Ja freilich! der Hans Jakob kann's einmal bei ihr verſuchen.

Dietrich. Das geht ſeinen Gang, hab' nichts dawider.

Hans Jakob. Ja, ja! das iſt, hol mich Gott! kein Spaß; ich weiß beſſer, wo mich der Schuh drückt.

Hofmann. Da denk ich nun ſo, Schwager! geht ihr ſo eine Weile hin und her in der Welt, auf einem guten Wege, ſo wird ſich der Schuh nach dem Fuße gewöhnen, und dann wird euch der Schuh nicht mehr drücken.

Hans Jakob. Verſteh's! verſteh's! wollen ſehen, was es gibt, fürchte aber, es gibt nichts.

Hofmann blieb auch noch den folgenden Tag bei ſeinen neuen Freunden und redete Alles mit ihnen ab. Den folgenden Sonntag ſollte die Verkündigung in der Kirche vor ſich gehen, und über vierzehn Tagen die Hochzeit ſeyn.

Hofmann hatte Alles ſehr weislich eingerichtet. Nachdem er ſich nach Dietrich und ſeinen Kindern in Geheim erkundigt und gefunden hatte, daß ſie brave Leute wären, und daß überhaupt nichts auszuſetzen ſey, als ihre altfränkiſche Lebensart, ſo ließ er ſich ein vollſtändiges Bauernkleid machen; ſein ehemaliger Hofmeiſter, ein ganz vortrefflicher Mann, der ſein warmer und vertrauteſter Freund war, hielt ſich bei ihm auf, denn er ließ ihn nie von ſich, mußte ſich

auch in einen Bauern verkleiden. Da sie erst kürzlich von der Universität nach Hause gekommen waren, so machten sie eine Reise zusammen nach der Stadt Rheinau, wo Hofmann bei dem vortrefflichen Fürsten eine Bedienung suchte. Bei dieser Gelegenheit war es, als er im Gebirge herumstrich und Dietrichs Kinder antraf. Dietrich von der Linden war ihm schon als ein reicher Kornhändler von Jugend auf bekannt, weil die reichen Bauern in seiner Nachbarschaft oft mit ihm gehandelt hatten und viel von ihm redeten. Dietrichs Tochter gefiel dem würdigen Hofmann sogleich im ersten Anblicke, und da er nun vollends hörte, daß sie ein herrliches Mädchen war, so schien es ihm der Mühe werth, ihrethalben einen wichtigen Plan anzulegen, um sie zu bekommen. Er war ohnehin ein Freund der Landwirthschaft und reich: und da er nun schmeichelhafte Aussichten bei dem Fürsten hatte, so kaufte er den Blumenhof, ein Landgut, wie ein Paradies Gottes. Er und sein Hofmeister, der in Gestalt eines alten Bauern bei Dietrich die erste Anwerbung machte, führten also den Plan aus, so, wie ich erzählt habe.

In den Brauttagen fiel nun weiter nichts Wichtiges vor, außer daß Dietrichs Frau und die Braut viel mit einander wegen der Kleider und andern Sachen auszumachen hatten. Die Tochter strebte immer nach dem Neumodischen, die Mutter aber nach dem Alten, und so gab es immer Wortwechsel; Dietrich aber ließ sie machen, er that nichts, als daß er ruhig und ohne Widerrede Geld zahlte, wenn es gefordert wurde; er war in seiner Seele vergnügt, denn es war ihm durch diese Heirath ein Band am Herzen los geworden.

Der Hochzeittag nahete endlich herbei. Hofmann, der ſeine Braut während der Zeit öfters beſuchte und alles anordnen half, hatte die Sache ſo eingerichtet, daß die Hochzeit auf ſeinem Gute gefeiert werden ſollte; er erkundigte ſich genau nach dem Geſchmacke ſeiner Schwiegereltern, und wie er hörte, daß ſie es gern hatten, ſo machte er es; ſein Haus wurde alſo ganz nach alter Mode ausmeublirt, Bette, Stühle, Tiſche, Bänke, Küchengeräthe, mit Einem Worte, Alles, was zu einer Bauernhaushaltung gehört, trug den großväterlichen Charakter. Der Tag vor der Hochzeit wurde in Dietrichs Hauſe mit allerhand Streitigkeiten zugebracht. Die Braut und Hans Jakob gaben ihre Stimme, daß man eine Chaiſe miethen und des andern Morgens damit nach dem Blumenhofe fahren ſollte; Dietrich und ſeine Frau aber wollten zu Fuß gehen, und das ſollten ihre Kinder auch thun; das war ihnen nun gar nicht recht, denn ſie glaubten, man müßte ſich ja vor allen ehrlichen Leuten ſchämen, wenn man zu Fuß zur Hochzeit gehen würde. Doch dieſer Streit nahm gegen Abend ein Ende; man hörte eine Peitſche muthig knallen, und wie man aufſchauete, ſo fuhr der Herr Bräutigam in höchſt eigener Perſon zum Thore herein; und was hatte er denn? — er hatte eine neue Karre, ſo wie ſie die holländiſchen Bauern brauchen, um damit zur Kirche zu fahren; die Karre hatte einen flachen, langen, roth angeſtrichenen offenen Kaſten, zwiſchen dem Rothen ſchimmerten hin und wieder weiße Streifen hervor, in dem Kaſten waren ein paar Bänke, um darauf zu ſitzen; der Bräutigam ſaß auf dem Pferde und führte die Fuhrmannspeitſche gar geſchickt; die Füße hatte er auf die Karrenbäume geſtellt, ſeine Schuhe waren ſo, wie man ſie von einem reichen

Bauer erwartet; die Schnallen klein, rund und von Silber, die Strümpfe von weißer Baumwolle, die Hosen von gutem blauen Tuche, unter dem ziemlich langen, blauen Kamisol glänzte ein roth kalmankenes Wämmschen mit vielen kleinen weißen Knöpfchen hervor; um den Hals trug er ein roth und schwarz gestreiftes seidenes Halstuch, das Haar hatte er rund abgeschnitten und hübsch glatt gekämmt, und auf dem Kopfe hatte er einen großen, genau dreieckigt aufgezäumten Hut; so fuhr er in den Hof hinein, und knallte noch ein paar Mal mit der Peitsche, daß einem die Ohren gellten. Dietrich, seine Frau und Kinder lachten laut, als sie ihn sahen, und nun hatte der Kutschenstreit ganz und gar ein Ende. Hofmann sprang vom Pferde, spannte es aus und führte es in den Stall. Als er in's Haus trat, so begegnete ihm die Braut mit ihren Eltern und Bruder, Alle lachten laut, besonders Hans Jakob und Thierchen; der Bräutigam aber fand nichts Lächerliches bei der Sache: er stellte sich, als wenn sich ja das Alles so von selbst verstände. Dietrichen und seiner Frau war es aber so ganz recht, und sie fanden an ihrem Eidame einen Mann, der sich recht für sie schicken würde. Thierchen fing lächelnd an: was wird das geben, Hofmann! wenn du deine Braut auf der Karre heim holst?

Hans Jakob. Ja, das ist, dünkt mich, hol mich Gott! auch kein gutes Zeichen.

Hofmann. Eh, was wollt ihr denn? ich glaube gar, ihr lacht mich aus?

Thierchen. Kurzweil! aber ich dachte, du würdest einen Knecht mit einer Chaise schicken, und derweil zu Haus bleiben und ordiniren?

Hofmann. Ei! ei! ei! mit einer Chaise! —

Hm! hm! so fährt man nicht in den Chaisen, es geht so nicht her!

Dietrich. Recht! recht! Eidam! so gefallt ihr mir, es geht Alles seinen Gang.

Thierchen. Ja, Vater! wir wollen einmal sehen, was der Mann da für einen Gang gehen wird.

Hans Jakob. Ja, das denk ich auch, er macht den Anfang gut.

Hofmann. Ja, spottet ihr nur, der Mann, der ich bin, der bleib ich, und da bringt mich kein Mensch davon ab.

Dietrich klopfte ihn auf die Schulter und sagte: recht so! recht so! ein Mann muß ein Mann seyn. Thierchen versetzte: ich glaub's auch, und Hans Jakob: ich glaub's, hol mich Gott! auch.

Nun ging des andern Morgens der Zug vor sich: Dietrich, seine Frau und Kinder setzten sich, nach ihrer Art hochzeitlich angezogen, auf die Karre, und der Bräutigam fuhr fort. Als sie auf dem Blumenhofe ankamen, so erwarteten sie drei Personen an der Thüre: erst jener alte Bauer, der um Thierchen die erste Anwerbung gethan hatte, er stand da, rauchte aus einer kurzen, irdenen Pfeife, sein graues Haupt bedeckte eine weiße, baumwollene Mütze, dann hatte er ein weißes Halstuch um, ein großes braunes Kamisol an, durchaus mit Knöpfen besetzt, darunter ein Wämmschen oder Brustlappen von schwarz und weiß gestreiftem Kalmank, dann braune Hosen und schwarze Strümpfe. Die zweite Person war höchst merkwürdig; ein sehr artiges Mädchen, schön wie Theodore, heiter wie ein Engel, aber mit einem Minervengesichte, stand neben dem Alten, sie hatte ihre Arme vor der Brust übereinander geschlagen; diese sahen aber nicht bäuerisch, sondern milch-

weiß und röthlich aus, ihre braunen Locken bedeckten die Haube eines Bauernmädchens, aber die Spitzen daran waren fürstlich; um den Hals trug sie ein schwarzes Sämmetbändchen mit einem goldenen Schlosse, ein seidener schwarzer Schleier lag nach ländlicher Art um ihre Schultern, ihre Arme waren nur mit den Hemdeärmeln, aber von holländischen, blendendweißen Stülpen Tuch bekleidet; dann hatte sie ein roth und weiß geblümtes seidenes Leibchen an, und einen schwarz und weiß gestreiften kamelottenen Rock; endlich trug sie weiße baumwollene Strümpfe und schwarze, rauchlederne Pantoffeln. Die dritte Person war der Herr Landpfarrer des Ortes, ordentlich und gewöhnlich angekleidet: er rauchte seine Pfeife ruhig fort, und stand hinter den beiden schon beschriebenen Personen.

Als die Brautleute ankamen, so sprang der Bräutigam vom Pferde und half ihnen von der Karre. Dietrich ging zuerst auf den Alten zu und schüttelte ihm die Hand, so auch die übrigen; Hofmann aber ergriff seine Braut und jenes herrliche Bauermädchen, führte sie zusammen und sagte zu Thierchen: sieh! das ist meine Schwester, welche jetzt Köchin ist.

Hier fehlt es mir aber an Geist und Kraft, das alles gehörig auszudrücken: eine vollendete Frauenzimmerseele, voller himmlischer Kraft und Güte, und eben so klug und vernünftig, und dann ein noch ganz rohes Naturmädchen, in welchem alle jene herrliche Tugenden in allem ihrem Vermögen ruhen, aber höchst reif zur Entwickelung sind, trafen sich hier.

Clementine (so hieß Hofmanns Schwester) schauete ihrer Schwägerin kaum in's Gesicht, so wallte ihr schon ihre ganze Seele entgegen. Läugne, wer da kann, die Gewalt der Physiognomie, ihre Kraft

und Wahrheit bestätigt sich täglich! Sie vergaß sich. Ohne daran zu denken, daß der Kuß bei den Bauersleuten von einerlei Geschlecht gar nicht gewöhnlich ist, flog sie Theodoren um den Hals und küßte sie unaufhörlich. Die gute Braut wußte nicht, wie ihr geschah. Bei den Küssen ihres Bräutigams empfand sie die reinste Wonne der Braut: denn ihre Seele war schuldlos und ihr Herz unverdorben; aber in den Armen eines so ganz vortrefflichen Geschöpfes von ihrem Geschlechte mit Küssen überschwemmt zu werden, das war ihr ganz neu und unerwartet; ihr Busen pochte, ihr Herz schwoll auf, große neue Empfindungen drängten sich in ihrer Seele empor, sie glaubte zu ersticken, sie sank, Thränen brachen aus ihren Augen, und sie konnte nichts hervorstammeln, als: Gott! o Gott! Der Zug ihres Herzens war so groß, daß sie sich endlich losriß und sagte: Mädchen! ich ersticke, kann keinen Odem holen — ich heiße dich Du, heiß mich auch so. Clementine antwortete: ja, mein Engel! das soll gelten zwischen uns, wir sind ewig, ewig Schwestern, und noch mehr!

Hans Jakob stand derweile wie versteinert und sah zu; er betrachtete Clementinen vom Haupte bis auf den Fuß, sie kam ihm vor, wie die Sonne hinter einer dünnen Wolke. Ja, ja! fing er endlich an, da werde ich, hol' mich Gott! noch was zu schreiten haben, ehe ich n'auf komme. Clementine hörte diese Worte, sie ließ also von der Braut ab und kam zu ihm; sie lächelte, bot ihm die Hand und sagte: Willkommen, Bruder von der Linden! Er ergriff ihre Hand, hielt sie fest und antwortete mit Thränen in den Augen: Bruder bin ich — und Ihr seyd meine Schwester — aber möcht' bei Euch in die Schule gehen. Clementine sah in dem Gesichte des Jüng-

lings den Bruder ihrer Theodore, das ist: seine Bildung gefiel ihr ganz, aber seine Person kam ihr wie ein ungeschliffener Diamant vor; sie fragte: möchtet Ihr denn wohl bei einem Mädchen in die Schule gehen? Ja, hol' mich Gott! versetzte er, darnach das Mädchen ist; gleich, gleich fang ich an, zu lernen, wenn Ihr meine Schulmeisterin seyn wollt. Nun gingen sie alle in's Haus.

Dietrich und seine Frau gingen überall im Hause umher und besahen alles; sie konnten mit dem Besehen nicht fertig werden. Die Braut konnte an ihrer Seite ihre Schwägerin nicht verlassen, sie hatte tausend Fragen an sie zu thun und meynte immer, sie müßte ihr um den Hals fallen. Hans Jakob war auch immer bei der Hand, aber er stand immer einige Schritte zurück und sah nur zu. Der Bräutigam und Pfarrer mußten also nach vielem vergeblichen Zusammenrufen endlich Ernst gebrauchen, damit sie die Leute zur Copulation zusammen bringen möchten; diese wurde dann auch gegen zwölf Uhr vollzogen.

Das Hochzeitmahl war eben so altfränkisch eingerichtet, als alles andere, und Dietrich war wohl nie so aufgeräumt gewesen, als heute; nur sein Hans Jakob war es nicht; er schwieg, aß nicht viel und hatte immer Thränen in den Augen. Am Nachmittag winkte er der Braut und ging hinaus; sie folgte ihm. Thierchen! fing er an, geh ein wenig mit mir in den Hof, da im Hause ist mir's zu eng; sie that's und spazierte mit ihm im Hofe herum. Thiere! fing er an, was soll ich thun? Das Mädchen da, unsere neue Schwester gefällt mir so wohl, daß mir's im Herzen weh thut, ich kann's nicht ausstehen (er weinte), aber was soll ich machen? Denk nur einmal nach, die ist dir, hol' mich Gott! nicht so schlecht,

als sie in Kleidern steckt; wer weiß, was das für Leute sind; welch ein Herr war mein Schwager, als wir ihn das erstemal sahen? Die wird eben so eine prächtige Dame seyn; da komm ich Tölpel nun herzu, was wird mich's helfen? Hätte mich mein Vater nun ein wenig in die Welt geschickt, mich ordentlich gekleidet und mich was lernen lassen, so wäre ich jetzt auch der Hahn im Korbe.

Thierchen. Sey du still, Hans Jakob! ich bin ja auch nicht besser erzogen, wie du, und es hat mir doch geglückt; laß du unsern Herr Gott sorgen, der kann wohl noch etwas aus dir machen.

Hans Jakob. Ja machen! hat sich wohl! da wird was rechts aus mir werden, da kann ich dir ja nicht einmal einen ordentlichen Brief schreiben, ich Tolpes, der ich bin!

Thierchen. Sieh, ich will dirs sagen, ich und mein Bräutigam wollen's überlegen, sey du nur freudig; bete aber fleißig und hör' nicht auf zu beten, unser Herr Gott wird dir helfen.

Bei diesen Worten kam Clementine daher gegangen: was habt ihr, ihr Kinder? fragte sie. Theodore antwortete: mein Bruder ist nicht wohl; bei diesen Worten lächelte sie. Clementine merkte etwas, sie ging zu Hans Jakob, der traurig da stand und vor sich nieder sah, sie ergriff ihn an der Hand und sagte: nun Bruder! kann ich Euch nicht etwas zur Stärkung geben? Könnt wohl seyn, antwortete er: Hört, Bruder! fuhr sie fort, Ihr habt noch viel Unreinigkeit bei Euch, ich will Euch einmal ein paar Jahr lang in die Kur nehmen, wenn Ihr dann hübsch folgt und hübsch die Medicin gebraucht, die ich Euch vorschreibe, so kann ich Euch vollends helfen; mein Bruder hat mir gesagt, Ihr hättet eine herrliche Natur, daher hoffe ich, es soll gut gehen.

Hans Jakob verſtand das Räthſel vollkommen, Theodore auch; er taumelte herbei, ergriff Clementinens Hand, ſah ſie mit naſſen Augen an und ſagte — ſagte — nichts; ſie drückte ihm die Hand und lächelte ihn an. Sein Herz drängte ſich zur Zunge, er wollte etwas ſagen und wußte nicht was. Clementine hatte noch immer ſeine Hand gefaßt; endlich fing er an: du allmächtiger Gott! was muß ich da antworten? ich weiß es nicht. Theodore fiel ihrer Schwägerin um den Hals und Hans Jakob hielt Clementinens Hand. Dieſe drückte ihm ſanft ſeine Finger und ſagte: Ihr habt ſchon genug geſagt, Bruder!

Dietrich war indeſſen guter Dinge geworden, er kam auch daher und rauchte, er hatte den ganzen Tag an Clementinen ſtudiert und zwei Wahrheiten herausgebracht. Die erſte war, ſie ſey ein bildſchönes Mädchen; die zweite, ſie müßte wohl in ihrem Leben nicht viel Bauernarbeit gethan haben. Daraus machte er nun den Schluß: es ſchicke ſich gut, wenn ſein Hans Jakob das Mädchen nähme; denn wenn er auch ein wenig an Haushältigkeit und Arbeitſamkeit an ihr verlöre: ſo ſey es doch billig, daß er auch ein wenig dabei verſpielte, da ſeine Schweſter deſto mehr gewonnen habe. Als er nun die Drei ſo vertraulich beiſammen ſah, ſo glaubte er, es ſey ſchon bald an der zweiten Hochzeit, daher fing er an: Hans Jakob, kannſt als fortmachen, hab nichts dawider. Ja! ja! rief ihm Clementine entgegen, wir müſſen noch erſt all das Unkraut vom Acker jäten, dann wollen wir ſehen, ob noch ſo viel da bleibt, daß es der Mühe werth iſt. Dietrich verſtand das nicht. Meinethalben, antwortete er.

So verfloß Theodorens Hochzeittag. Des fol-

genden Tages blieben sie noch alle beisammen, am dritten aber lud Dietrich die ganze Gesellschaft zu sich auf folgenden Sonntag, und reiste darauf mit seiner Frau und dem Sohn nach Hause.

Hans Jakob von der Linden war den ganzen Weg über mäuschenstille, es gefiel ihm nichts, alles, was sein Vater und seine Mutter sagten, war ihm gar nicht recht gesagt, alle Berge und Hügel, über die sie gingen, standen ihm nicht am rechten Orte, auch schien es ihm, als wenn die Sonne nicht mehr so wäre, wie ehemals. Dietrich und seine Frau waren auch traurig, aber sie spürten das, was ihnen fehlte, nicht eher ganz, bis sie wieder nach Hause kamen, da war's ihnen in allen Winkeln leer, überall war hohe Stille. Hans Jakob mochte nichts arbeiten, er war unerträglich traurig, immer standen ihm die Thränen in den Augen. Der Blumenhof war ihm das einzige Plätzchen in der Welt, wo es ihm gefiel, sogar die Zäune dort um den Blumenhof waren ihm ein süßerer Gedanke, als alles Vermögen seines Vaters.

Indessen war es noch sein einziger Trost, daß er künftigen Sonntag das Liebste, was er auf der Welt hatte, sehen und sprechen würde, dieses machte ihm Freude. Alle Zubereitungen, die diesen Besuch zum Zwecke hatten, waren ihm die liebste Arbeit. So verflossen vier jahrelange Tage, bis endlich der erwünschte Sonntag anbrach. Es war sehr schönes Herbstwetter, und es däuchte dem Jungen von der Linden schöner, als der angenehmste Frühlingstag. Um 10 Uhr kam Hofmanns bunter Wagen zum Thore herein gefahren, die jungen Eheleute, der alte Bauer und Clementine saßen da beisammen und lachten Jedem Freude ins Gesicht. Hans Jakob

hatte keinen andern Gedanken, als Clementinen, er half ihr vom Wagen und ſtellte ſich ſeitwärts neben ſie hin; Theodore ſprang herunter und lebte ganz. Munterkeit, Leben und Wonne war durch ihre ganze Seele verbreitet, man ſah es ihr an, wie ſie jetzt mit Eile ſich entwickelte, ſo wie eine ſchöne Blumenknoſpe, oder ein wohlriechendes Kraut ſich an einem ſchönen Maitage mit großem Triebe der Vollkommenheit nähert; ein edler Anſtand fing an, in allen ihren Handlungen hervorzuſtrahlen, ſo daß ſich Dietrich nicht recht in das Mädchen finden konnte: denn er hatte nirgends ein feineres Gefühl, als wo ſich etwas vom hundertjährigen Gang entfernte. Indeſſen bekümmerte er ſich nicht weiter darum, denn er dachte: das Vögelchen iſt gefangen, und doch irrte er gewaltig.

Dietrich von der Linden und ſeine eheliche Hausfrau thaten nach ihrer Art ihr Beſtes, heute ihre lieben Gäſte recht gut und bieder zu bewirthen, und nun fing Eva an (ſo hieß Dietrichs Frau) die Mutterphyſiognomie anzunehmen.

Hier muß ich ein klein wenig philoſophiren: ich weiß nicht, ob meine Leſer ſchon die Bemerkung gemacht haben, daß die mehreſten Mütter eine ganz andere Geſtalt, Gang und Geberden annehmen, wenn ſie einmal ein Kind verheirathet haben. Nirgends zeichne ſich dieſe Veränderung beſſer aus, als unter den Bauersweibern, wo die Natur am wenigſten verdeckt bleibt; ſobald ſie eine verheirathete Tochter oder eine Schnur haben, ſo fängt in ihrer Seele ſchon ein neuer Zeitpunkt an. Die Oberaufſicht, die ſie nun in mehr als einer Haushaltung führen, erhebt ihr Herz und ihren Geiſt; jetzt ſtellen ſich alle ihre Erfahrungen der Einbildungskraft vor, und die Wonne

des Regiments bringt durch alle ihre Glieder, so daß man es in ihrem ganzen Daseyn merken kann. Oft muß ich lächeln, wenn ich des Sonntags an meinem Fenster stehe und die Landweiber beobachte, wie sie nach der Kirche gehen, fast wollte ichs errathen, welche schon Kinder verheirathet haben: eine hohe Miene und genügsamer, wohlweiser Blick, eine gezwungene Stellung im Gehen und Stehen zeichnet sie vorzüglich aus, und wenn man eine Weile mit ihnen redet: so bedienen sie sich vieler Schleichwege, um das Gespräch auf ihre verheiratheten Kinder zu lenken, da wissen sie's dann schon an den Mann zu bringen, wie viel Gutes sie schon in den neuen Haushaltungen gestiftet haben.

Mutter Eva fing also mit diesem Sonntage an, Schwiegermutter zu seyn und sich bei Hofmann und Theodoren in Autorität zu setzen; sie stellte also in einem gelegenen Augenblicke schon eine Untersuchung an, was sie die paar Tage über gemacht, wie sie die Küche bestellt und das Vieh gefüttert hätten. Hofmann beantwortete alles selbst auf eine unbeschreiblich gefällige Art, so daß der guten Eva die Lust ankam, ein paar Wochen mitzugehen, um die Blumenhofer Haushaltung recht in Ordnung zu bringen; allein es wurde ihr ein großmächtiger Strich durch ihre Rechnung gemacht.

Es wird meine Leser wohl nicht sonderlich interessiren, wenn ich erzähle, wie Dietrich und seine Eva ihre lieben Gäste bewirtheten. Wer ein wenig Weltkenntniß hat, kann's leicht errathen. Wichtiger ist es uns, wie Hans Jakob diesen Tag zugebracht habe. Der gute Junge suchte Gelegenheit, mit Clementinen zu sprechen; diese merkte es, und weil sie eine durchaus edle und englische Seele

war, so gab sie ihm Anlaß dazu, sie schlug ihm in Gegenwart Aller einen Spaziergang vor. Dietrich schielte seine Frau an und lächelte, Eva zog den Mund in Falten, als wenn sie's noch überlegen wollte, Theodore strahlte Vergnügen, Hofmann blieb gleichgültig, er kannte seine Schwester, und wußte, daß alles, was sie that, in die Ordnung der Dinge gehörte. Der alte Bauer endlich saß und dachte auf Pläne, denn er war noch immer Mentor, und er wurde auch dafür in aller Kraft erkannt. Hans Jakob wurde bei Clementinens Antrag roth und bleich, er guckte kaum um sich, weil er glaubte, er würde überall beschämende Mienen sehen; als er aber das nicht fand, so erholte er sich, stand auf und sagte: nun, Schwester! so gehen wir. Clementine stand auf und ging mit ihm fort.

Das Gespräch dieser beiden Kinder wird uns wichtig seyn, daher will ich es von Wort zu Wort hersetzen. Sobald sie vor dem Thore waren, fing Clementine an, indem sie ihn um den Arm faßte: Bruder, wir wollen uns führen und nun einmal vertraulich zusammen reden.

Hans Jakob. O Schwester! ich bin vergnügter, als ich in meinem Leben gewesen bin, das ist, hol' mich Gott! wahr, laßt uns doch einmal rein von der Brust zusammen reden.

Clement. Das wollen wir, darum hab ich den Spaziergang vorgeschlagen. Ich hab' gemerkt, daß Ihr mich liebt, Ihr seyd ein feiner, wohlgebildeter, junger Mensch, habt ein frommes, gutes, edles Herz, das habe ich aus vielen schönen Sachen erkannt, die mir Schwester Theodore von Euch erzählt hat, und endlich habt Ihr auch Vermögen genug, um eine Frau anständig zu ernähren; aber eins fehlt Euch noch.

Hans Jakob. O Schweſter! ſag' nicht eins, nicht eins, ſag' hundert; ich bin ein grober Kerl, bin zu nichts nutz, hol' mich Gott! nicht, ich kann Euch ja nicht einmal einen ehrlichen geſcheidten Brief ſchreiben.

Clement. Nun, es gefällt mir, daß Ihr erkennet, wo es Euch noch fehlt, darum iſt Euch auch beſſer zu helfen; ſeht, jetzt will ich Euch einen Vorſchlag thun, dem müßt Ihr folgen, ſo kann alles gut gehen: mein Bruder wird jetzt mit ſeiner Frau eine Reiſe nach unſern Eltern in's Gülcher Land thun, ich reiſe mit, Ihr werdet ſchon gemerkt haben, daß wir keine Bauersleute ſind?

Hans Jakob. Freilich hab' ich's gemerkt, aber das macht mir eben Angſt.

Clement. Das braucht Euch nicht Angſt zu machen, folgt Ihr mir, ſo kann's gut gehen, wenn Gott will! Ihr müßt von Euern Eltern, Ihr müßt in die Fremde, oder ſonſt irgend hin, um noch etwas zu lernen; wenigſtens Ihr müßt mehr Wollebenheit und Anſtand haben, und dazu habe ich ſchon einen Ort ausgedacht, nur das iſt das ſchwerſte, wie wir Euch hinweg bringen: denn es muß mit des Vaters Willen geſchehen, ſonſt iſt kein Segen dabei.

Hans Jakob. O du lieber Gott! da wird, hol' mich Gott! nichts daraus, mein Vater läßt mich nicht fort.

Clement. Dieſen Winter freilich nicht, aber ich bin Euch gut dafür, daß es im Frühlinge geſchehen wird, da wird, denke ich, Euer Vater ſelbſt kurirt werden.

Hans Jakob. Das wär', hol' mich Gott! eine Hauptkur.

Clement. Ihr werdet's ſehen. Dieſen Winter

bleibt Ihr hübſch ruhig bei Euern Eltern, ich will Euch ſchreiben, und Ihr könnt mir antworten, ſo wie Ihr denkt; künſtelt ja an keinem Briefe, ſondern ſchreibt nur ſo, wie ihr ſprecht, wir kennen uns ja, und Niemand bekommt je Euren Brief zu ſehen.

Hans Jakob. Nun, da werdet ihr artige Sachen zu leſen bekommen, ich will's aber doch ſo machen.

Clement. Im Frühjahre wird ſich's ſchicken, daß Ihr an einen Ort kommt, wo Ihr ganz ein anderer Menſch werdet, wir ſind ja Beide noch jung, gibt dann Gott ſeinen Segen: ſo kann ja binnen ein paar Jahren auch ein Paar aus uns werden.

Hans Jakob. Ach Gott! da fürchte ich gar ſehr, Ihr werdet während der Zeit tauſend andere Gelegenheiten bekommen, und den guten, armen Hans Jakob von der Linden vergeſſen und verlaſſen.

Clement. Vergeſſen und verlaſſen iſt Clementinen's Sache nicht, aber ſich mit einem jungen Menſchen ein paar Jahre zu früh verſprechen, auch nicht. Wir wiſſen nicht, was Gott für Wege mit uns gehen will; wenn wir uns nun eine Sache vornehmen, die erſt nach etlichen Jahren geſchehen kann, ſo begehen wir immer einen Fehler.

Hans Jakob. Das iſt, hol' mich Gott! hart geſprochen.

Clement. Iſt das hart, Bruder? freilich! ich weiß gar wohl, daß Zwei, die ſich mit Leib und Seele verliebt haben, gar oft geſchwind zufahren und ſich ſo feſt aneinander knüpfen, als ſie können; aber immer folgt viel Leiden darauf, wenn's auch recht gut geht; das iſt nun meines Thuns nicht, ich habe

wohl gut reden, denn ich habe noch nie eine Mannsperson gesehen, in die ich mich so tief verliebt habe; aber ich glaube doch, unser Herr Gott wird mich auch davor bewahren, ich hüte mich, so viel ich kann, und dann bete ich auch darum, daß er mich nicht fallen lassen wolle.

Hans Jakob. Hm! Ihr habt Euch noch nie recht verliebt, also in mich auch nicht, da sieht's, hol mich Gott! blutschlecht für mich aus.

Clement. Bruder! Bruder! Ihr seyd nicht auf dem rechten Wege, ich sage Euch, vergessen und verlassen ist meine Sache nicht, aber sich sterblich verlieben, auch nicht. Ich kann Euch sagen, daß ich Euch mehr werde lieben, als irgend eine Mannsperson in der Welt, und das ist zum Heirathen genug.

Hans Jakob. Nun das ist, hol' mich Gott! auch genug, da gebt mir die Hand darauf.

Clement. Meinethalben, nun müßt Ihr auch der Mann werden, den ich aus Euch haben will.

Hans Jakob. Da werde ich mein Bestes thun, so wahr mir Gott helfe! sagt mir alles, ich will Euch folgen.

Clement. Dazu gibt's andere Leute, die es für mich thun, jetzt will ich Euch noch etliche nützliche Sachen sagen: ich war ein leichtsinniges Mädchen, dachte über nichts nach, so wie die Kinder zu seyn pflegen; meine Eltern aber sind sehr fromme, christliche Leute, die führten mich immer zum Beten und zu allem Guten an, aber ich bekümmerte mich wenig darum. Wo es was zu lachen, zu hüpfen und zu springen gab, da war ich die Vorderste. So wurde ich sechzehn Jahr alt. Meine Mutter hatte mich in Allem unterrichtet, was einem Mädchen hübsch an-

ſteht, und mein Bruder und ich mußten immer allerhand nützliche Bücher leſen, um Kenntniſſe zu bekommen. Jetzt ging nun mein Bruder auf die Univerſität. —

Hans Jakob. Was! hat mein Schwager geſtudiert?

Clement. Ja freilich, und das rechtſchaffen!

Hans Jakob. Das iſt mir ein Bauer! — da freu' ich mich doch, hol' mich Gott! wie ein Kind, wenn ihn mein Vater einmal recht kennen wird, wie er ſich da hinter den Ohren kratzen wird!

Clement. Darüber freut Euch nicht, das iſt ein ſchwarzer Flecken an Euch, daß Ihr Eurem Vater nicht gut ſeyd, den kann ich nicht leiden.

Hans Jakob. Ihr habt recht, unſer Herr Gott wird mir's vergeben; nun erzählt Ihr nur weiter.

Clement. Mein Bruder reiste fort, und ich war aus der Maßen traurig, meine Eltern nahmen mich mit auf einen Spaziergang, ſie waren auch betrübt, doch aber nicht wie ich. Ich denke mein Lebtag daran, wie mein Vater und meine Mutter da zuſammen redeten, jetzt machte das Alles mehr Eindruck auf mein Herz, als ſonſt, ſie ſprachen davon, wie dieß Leben in der Welt nur ein Aufenthalt in einem fremden Lande ſey, juſt ſo, als wenn ein junger Menſch auf die Univerſität reiste, es käme dann alles darauf an, daß er auf der Hohenſchule alle ſeine Stunden wohl anwende: was er da verſäumte, ſey auf immer verſäumt, und wann er dann von der Hohenſchule in ein Amt käme, ſo würde er's erſt finden, wie gut er gehandelt habe, wenn er auf der Hohenſchule fleißig geweſen wäre. Eben ſo geht's auch in dieſem Leben. Dieſes Leben iſt eine hohe Schule für die Menſchen, je beſſer wir hier unſere

Zeit anwenden, deſto beſſer wird's uns in jenem vollkommenen Leben bekommen. Nun nahm mich mein Vater an der rechten und meine Mutter an der linken Hand, ſie führten mich zwiſchen ſich über's Feld hin: Nun, ſagte mein Vater, ſiehe, liebes Mädchen! jetzt will ich dir etwas ſagen, das mußt du niemals vergeſſen: du biſt nun 16 Jahr alt, nach und nach werden ſich Jünglinge finden, die nach dir ſehen, auch werden ſie dich auf allerhand Weiſe locken, aber bedenke, daß dieß Leben kurz iſt, daß es lauter Schuljahre ſind, ich bitte dich mit Thränen (er hatte auch Thränen in den Augen), ſey behutſam, ich verſpreche dir, du kannſt dermaleins heirathen, wen du willſt, wenn du nur mit deinem Gatten fromm leben und ſelig ſterben kannſt und du nicht gar zu toll hineinplatzen wirſt; doch das hoff' ich nicht von dir. Ich weiß nicht, wie es mir damals zu Muthe war, mir war's ſo wohl, ich weinte, fiel meinen beiden Eltern um den Hals und verſprach ihnen, ewig ihre gehorſame Tochter zu ſeyn und ein gutes Mädchen zu werden. Dieſer Eindruck iſt mir ſeit der Zeit feſt im Gemüthe geblieben, doch paſſirte den andern Tag noch etwas, das mich ganz und gar veränderte. Des folgenden Tages, ſo gegen Abend, kam eine Jungfer aus unſerm Dorfe zu mir, die ein paar Jahre älter war wie ich, doch waren wir immer die vertrauteſten Freunde geweſen, ſie ſagte mir alles, was ſie auf dem Herzen hatte, und ich ſagte ihr auch alles. — Dieß Mädchen hatte ſich vor ein paar Jahren mit einem jungen Herrn verſprochen, er war Advokat, konnte ſich aber mit ihr noch nicht verheirathen, denn er hatte kein Vermögen, verdiente auch noch nicht genug, und das Mädchen erbte auch nicht ſo viel, daß ſie davon leben konnten. Die Eltern waren zwar

mit der Heirath wohl zufrieden, auch waren der junge Menſch und ſein Mädchen recht brave, gute Kinder. Allein Thorheit war's immer, daß ſie ſich verſprochen hatten und ſich heirathen wollten, ehe ſie Brod hatten. Ich ſage, es war Thorheit, ob ich's gleich ſelbſt in dem Falle gethan hätte; denn der Menſch iſt manchmal in der Nothwendigkeit, thöricht zu ſeyn. Nun kam das Mädchen zu mir, ſie weinte und war aus der Maßen traurig. Ach, Clementine! ſagte ſie zu mir, wo ſoll ich hin? — ich bin ſo traurig, daß mir die Welt zu eng wird. Ach! wo ſoll ich hin? — geh' doch ein paar Stunden mit mir ſpazieren. Gerne, ſagte ich; ich legte mein Strickzeug nieder, warf meinen ſeidenen Mantel um und ging mit ihr; es ging ſo gegen den Abend, die Sonne ſchien und es war ſtilles, ſanftes Wetter.

Als wir nun außer dem Dorfe waren, da ſagte ſie: Laß uns dort über die Wieſe hinab ſpazieren; ich antwortete: mir iſt's recht; wir gingen alſo und führten uns an der Hand; nun fing meine Freundin an, ihr Herz auszuſchütten, ſie klagte mir, daß ſie ſeit einigen Tagen unausſprechlich traurig ſey, und wüßte doch nicht warum, ſie und ihr Bräutigam ſeyen friſch und geſund, und ſonſt fehle auch Niemand etwas, und doch ſey ſie traurig, als wenn die Welt vergehen wollte; wenn ſie nun ſo darüber nachdenke, was ihr denn doch fehle, ſo könne ſie nichts finden; jetzt wär's aber ſo arg mit ihr, daß ſie's nicht mehr ausſtehen könnte. Das gute Mädchen weinte an meiner Seite laut, ich redete ihr tröſtlich zu, aber es half alles nichts.

So gingen wir über die Wieſe fort, und endlich kamen wir an ein Waſſer, welches ziemlich groß und breit iſt; jetzt hatte es geregnet und das Waſſer war

aufgelaufen; über dem Fluß lag ein schmales Holz, nur ein paar Hand breit, doch war es ziemlich eben gehauen, so daß man wohl darüber gehen konnte, wenn man nur nicht schwindlich war. Wir gingen eine Weile an dem Ufer auf und ab, der Schatten flieg die Berge hinauf, und die Sonne wollte nun untergehen. Indem wir so gehen, kommt eine Mannsperson auf der andern Seite des Wassers die Wiese herauf: er hatte einen runden Hut auf und einen weißen Frack an mit grünen Unterkleidern, er spazierte mit einem schmalen braunen Stäbchen auf der andern Seite des Wassers herauf. Wilhelmine (so hieß die Jungfer) sah ihn, sie rief: ach, mein lieber Hermann! Sie warf ihm Küsse zu, er erkannte sie, warf ihr auch Küsse zu, und nun zog sie die Liebe, sie mußten zusammen; Wilhelmine stand auf dieser Seite an der gefährlichen Brücke, Hermann auf der andern Seite; ein paarmal versuchte sie über das Holz zu gehen, aber sie taumelte wieder zurück; Hermann versuchte es auch, aber er wurde auch schwindlich, so daß er wieder zurückging. Da standen wir nun; ich widerrieth ihnen Beiden, sie sollten wieder nach Hause gehen, es sey zu gefährlich; aber es half nichts, sie strebte hinüber und er herüber: mir wurde immer banger, denn mir ahnete ein Unglück, sie sprang auf das Holz, lief fort und wankte, nun war sie zu weit, als daß ich sie hätte zurückziehen können. Ich zitterte und schrie, sie stand, schwankte, konnte weder hinter sich, noch vor sich. Hermann sah die Gefahr, er rief vor Schrecken, sprang auf das Holz, strebte auf sie zu, um sie hinüberzuführen, er schwankte auch, sie ergriffen sich, schwankten herüber, ergriffen sich noch einmal, und im Fallen waren sie in ihre Arme geschlossen, Mund auf Mund!!! —

Clementine stockte hier, Thränen quollen häufig aus ihren Augen die Wangen herab, und Hans Jakob schluchzte. Sie fuhr fort: mir ward es schwarz vor den Augen, ich sah, wie die armen Kinder durchs Wasser fortwalzten, sich immer fester in die Arme schloßen, sich noch ein paarmal küßten und endlich über ein Wehr, welches das Wasser nach einer Mühle abdämmte, hinunterrollten, wo sie nun in den großen Wasserstrudel hinabstürzten. Ich lief das Wasser hinab, streckte die Arme nach ihnen aus und sah sie nicht mehr. Alle Kraft verschwand mir, ich wankte auf den Füßen, sank zu Boden und wußte von mir selbst nichts mehr. Als ich wieder zu mir selber kam, da fand ich, daß ich im Schoos einer Bauernfrau lag, die Thränen in den Augen hatte, mich freundlich anlächelte und mich mit kaltem Wasser wusch. Die Frau sah so fromm und so brav aus, daß ich alsofort eine große Liebe zu ihr bekam. Ich fing laut an zu weinen und fragte: ob sie wüßte, was für ein Unglück passirt wäre? Sie wies mit der Hand die Wiese hinab, ich schaute hin, und sah einen Trupp Bauern beisammen stehen, welche die beiden Unglücklichen auf dem Trockenen liegen hatten und um sie herstanden. Ich setzte mich bei der Frau auf den grünen Rasen, es war schon ziemlich dunkel, ich war aber noch zu müde, nach Hause zu gehen. Die Frau drückte mir die Hand und sagte: Jungfer! lasse sie sich das Unglück Lebenslang vor Augen stehen, dort oben war ich im Felde, ich habe das Unglück von weitem mit angesehen und Leute zusammengerufen; die armen jungen Leute, Gott hab' sie selig! haben sich zu früh mit einander versprochen, das thut kein gut, die Liebe wird je länger, je stärker, wenn man nicht zusammen kommen kann, ich

hab's auch erfahren; endlich, wenn's zu lang dauert, ſo wird nichts Gutes daraus. Wenn endlich die Liebe zu heftig wird, ſo vergißt man den lieben Gott, und dann iſt's aus! Hüte ſie ſich dafür, liebe Jungfer! ſie iſt ein ſehr ſchönes Mädchen, und ſie wird Gefahr haben, daß ſie ſich nicht zu früh verliebt. Ich fühlte wohl, daß Alles wahr war, was die gute Frau ſagte, und ich nahm mir feſt vor, im Namen Gottes mich niemals in eine Mannsperſon zu verlieben, die ich nicht ſogleich heirathen könnte.

Nun hatte man einen Boten nach unſerem Dorfe geſchickt: da war nun überall Wehklagen. Die Eltern meiner Wilhelmine fielen aus einer Ohnmacht in die andere, und damit ich's kurz mache, die beiden Liebenden wurden in Ein Grab gelegt und unter tauſend Thränen begraben. Mein Vater kam und holte mich von der Wieſe nach Hauſe. Ich war wohl drei ganzer Wochen krank und konnte nicht wieder zurechtkommen; endlich bekam ich Briefe von meinem Bruder und von ſeinem Hofmeiſter, dem ehrlichen, klugen und vortrefflichen Herrn Oſterfeld; dieſe tröſteten mich wieder ganz, ſie riethen mir, ich ſollte mich ganz der Haushaltung annehmen, die Mutter ablöſen und alles beſorgen, dabei ſollte ich gute Schriften leſen, erſtlich die Bibel, dann Richardſons Romane, beſonders den Grandiſon und noch andere Bücher mehr. Mein Vater las auch dieſe Briefe, ſie gefielen ihm wohl, er rieth mir auch dazu, und trieb mich an, daß ich beſtändig etwas Nützliches in der Haushaltung thun mußte, und wenn ich etwas Zeit hatte, ſo mußte ich ihm vorleſen; ich kann auch das Klavier ſpielen. Nun haben wir einen ſehr großen Flügel, darauf mußte ich ſchöne Lieder ſchlagen, und mein Vater ſpielte die Violin dazu.

Ich habe auch eine Tante in Aachen, die besuchte ich zuweilen. Sie ist eine sehr christliche vernünftige Frau, die brachte mich dann auch in hübsche Gesellschaft, wo ich lernte, mit vornehmen Leuten umzugehen, ohne daß ich sündigte. Seht, Bruder! so hab' ich gelebt, bis mein Bruder vorm Jahr wieder kam. Ich habe viele junge Herren gesehen, in die ich mich wohl hätte verlieben können, und die auch sehr nach mir trachteten; aber sobald ich merkte, daß sie mir gefielen, so zog ich mich zurück und hütete mich, daß ich sie nicht mehr sah. Nun glaube ich, daß aus Euch ein Mann werden wird, der sich recht für mich schickt; mein Herz sagt mir auch, daß ich Euch einmal mehr als alle Mannspersonen werde lieben können; aber meine Liebe zu Euch ist so beschaffen, daß ich's abwarten kann, und doch kann ich Euch versichern, daß keine Mannsperson in der Welt ist, die ich lieber habe als Euch.

Hans Jakob. Mehr verlang' ich nicht, Schwester! hol mich Gott! nun will ich kein Wort mehr sagen, ich bin zufrieden, aber ich fühle, daß mich das Geblüt in allen Adern spannt, ich möchte sogleich Alles seyn, was ich werden soll! aber doch will ich Geduld haben und alles in der Welt thun, um ein rechter Kerl zu werden. Aber was soll ich denn nun diesen Winter thun, nichts? — Ich möchte als gleich anfangen, mich zu bessern!

Clementine. Ich will Euch sagen, was Ihr thun sollt: Ihr müßt hübsche Bücher lesen, und da will ich Euch ein Buch schicken, das recht schön ist; erstlich leset fleißig in der Bibel und bedenkt hübsch, was ihr leset, damit ihr's auch recht versteht. Darnach leset Ihr dann andere Bücher, die ich Euch schicken will: indessen geht der Winter um, nur seyd

Euren Eltern gehorsam, betet fleißig, und wartet dann, was der liebe Gott mit Euch vorhat, er macht Alles wohl.

Hans Jakob versprach Alles von Herzen, er war voller Vergnügen, daß er nun Hoffnung hatte, seinen Zweck zu erreichen. Nichts war ihm zu schwer, das er nicht unternommen hätte. Er und Clementine redeten noch vertraulicher zusammen und wanderten nun wieder nach Hause. Als sie in die Stube traten, machte Dietrich eine wichtige Miene und Eva lachte. Nun, wie weit seyd ihr denn gekommen? fing der Vater an. Hans Jakob war ärgerlich, denn er merkte, daß seine Eltern es für Clementinens Glück hielten, wenn er sie heirathete, das wußte er aber besser. Hei! sagte er, was ist da weit zu kommen, ich habe noch Zeit, ich muß erst ein Kerl werden, ehe ich an etwas denken darf. So! antwortete Dietrich, das wüßte ich doch nicht, bist doch Kerls genug, es geht alles seinen Gang. Freilich, versetzte Hans Jakob, aber es geht, hol' mich Gott! einen Gang, den wir nicht alle gehen können. Clementine merkte, daß er ärgerlich wurde, daher sagte sie: Hört, Vetter, ich werde Euren Sohn nicht verführen, und es soll alles seinen Gang gehen, habt nur Geduld. Dietrich hätte gern noch Ein und Anderes gesagt, denn er war am Unterrichtgeben, und sein Zweck war, seine jungen Leute so recht nach seinem Wunsch und Willen zu ziehen.

Es ist leicht zu denken, daß Hofmann und der alte Bauer alle Kräfte anspannen mußten, um in ihrem Plane auszuhalten: denn oft wurde es ihnen zu arg; indessen gelang es ihnen nach Wunsch. Sie blieben noch des andern Tages bei den Alten, und

nun trug Hofmann ſeinen Schwiegereltern ſeinen Plan vor, daß er mit ſeiner Theodore zu ſeinen Eltern reiſen müßte, ſeine Schweſter würde auch mitgehen, ſein alter Freund würde dieſen Winter die Haushaltung auf dem Blumenhof verſehen bis ins Frühjahr, dann würden ſie wieder kommen.

Dietrich und Eva waren damit zufrieden, denn ſie ſagten, er würde es am beſten wiſſen, was ſich für ihn ſchickte. Den Montag Nachmittag nahmen ſie alle Abſchied und fuhren wieder fort nach dem Blumenhof.

Hans Jakob litt bei dieſem Abſchied unausſprechlich, er ſuchte aber ſeinen Kummer zu verbergen, ſo gut er konnte, er ſtellte ſich munter und war ſeinen Eltern gehorſam, ſo daß ſie nichts merkten, was in ihm vorging. Zuweilen fing ſein Vater an, von Clementinen zu ſchwatzen, er begann nach und nach gleichgültig bei der neuen Heirath zu werden, er ſchlug ſogar ſeinem Sohne andere Gelegenheiten vor, aber Hans Jakob hatte dazu keine Ohren; er ließ ſich zwar nichts merken, doch ärgerte er ſich oft rechtſchaffen, beſonders wenn ſeine Mutter noch ihr Scherflein dazu that und Mutterplane machte, wie ſie Clementinen erziehen wollte, wenn ſie ihre Schnur wäre. Das Mädchen iſt miſerabel hochmüthig, ſagte ſie dann zuweilen, die glaubt, ſie ſey mehr als andere Leute, und zwanzigtauſend Thaler iſt doch auch ein ſo miſerabler Reichthum nicht. Es gibt Leute, die noch mehr haben, und ſo konnte ſie oft eine Stunde fort reden. Hans Jakob fühlte dann einen durchdringenden Schmerz in den Ohren, doch ſchwieg er ſtill, aber er freute ſich in ſeiner Seele auf die Hauptkur, die an ſeinen Eltern vorgenommen werden ſollte.

Der alte Bauer blieb, wie gesagt, auf dem Blumenhof, Hans Jakob wußte das. Nun hatte man die Sache so eingerichtet, daß er oft dorthin gehen durfte. Hofmann hatte seinen Schwiegervater gebeten, er möchte doch seinen Schwager oft hingehen lassen, denn sein Freund verstände die hiesige Landesart noch nicht recht, darin könnte ihm wohl der Schwager mit Rath und That an die Hand gehen. Dietrich und seine Frau waren recht wohl damit zufrieden, denn es freute sie in der Seele, daß der Schwiegersohn so viel Vertrauen in sie setzte und seine Sachen ihrer Regierung anvertraute. Indessen ging's doch Dietrichs Gang bei weitem nicht. Denn wenn Hans Jakob nach dem Blumenhof kam, so wurde von ganz andern Dingen gesprochen.

Drei Wochen nach Hofmanns Abreise trieb Dietrich seinen Sohn an, nach dem Blumenhof zu gehen und dort nach den Sachen zu sehen. Hans Jakob hatte lange darauf gewartet, denn er wollte sich mit Fleiß in Acht nehmen, nicht auf das Gehen nach dem Blumenhof zu dringen, damit er keinen Verdacht erregte, daß er noch an Clementinen dächte; denn er befürchtete mit Recht, seine Eltern würden's ihm dann saurer machen; er zog sich also ganz gleichgültig an und ging fort.

Der alte Bauer, von dem ich oft gesagt habe, war Hofmanns Hofmeister gewesen, und noch war er sein bester Freund, er war eben der Herr Osterfeld, von dem oben Clementine erzählte. Diesem vortrefflichen Manne hatten Hofmann und seine Schwester aufgetragen, den jungen von der Linden diesen Winter über so viel als möglich zuzustutzen, und deßwegen hatten sie auch den Dietrich ersucht, daß er ihn oft nach dem Blumenhof schicken

möchte, um nach der Haushaltung zu ſehen; das war aber nur der Vorwand, wie man leicht denken kann.

Hans Jakob wanderte alſo nun nach dem Blumenhof hin, er wußte ſelbſt noch nicht, was er da eigentlich machen ſollte; allein es war ihm bekannt, daß der alte Bauer dort die Haushaltung führte, und da hoffte er noch Ein und Anderes zu hören, was er zu thun hätte. Unter Weges dachte er hin und wieder, er fühlte einen Drang in ſich zur Thätigkeit, ohne zu wiſſen, was er eigentlich thun ſollte. Doch ahnete ihm etwas neues Großes, das er noch in ſeinem Leben erfahren würde, das machte ihn muthig froh, und gab ihm einen unerſchütterlichen Vorſatz, ein Mann zu werden, ſo wie ihn Gott und Clementine haben wollte.

Unter ſolchen Gedanken kam er zum Blumenhof; er ging in's Haus und fand den Herrn Oſterfeld in ſeiner ländlichen Kleidung in der Stube am Tiſch zwiſchen Büchern ſitzen; er grüßte den ehrwürdigen Greis, dieſer ſtand auf, drückte ihm freundlich die Hand und grüßte ihn wieder. Hans Jakob ſetzte ſich zu ihm. Herr Oſterfeld reichte ihm nun ein Päckchen, welches Clementine an ihn geſchickt hatte, darin war ein Brief an ihn und dann der Grandiſon. Sie ſchrieb ihm recht freundlich und erſuchte ihn, dem Herrn Oſterfeld zu folgen, denn der würde ihm den beſten Rath und Unterricht geben können. Hans Jakob freuete ſich über den Brief und über die Bücher ungemein, und weil er ein paar Tage da bleiben konnte, ſo nahm er ſich vor, ihr von hier aus zu antworten.

Oſterfeld nahm nun Anlaß, mit dem jungen von der Linden zu reden. Des Abends nach dem Eſſen ſteckten ſie zuſammen eine Pfeife Tabak an und

nun fing Osterfeld an: ich weiß, was Clementine mit Euch vorhat. Ihr könnt also aufrichtig und von Herzen mit mir sprechen. Gebt nun Acht! denn, was ich Euch sagen will, das ist wichtig: Eure Eltern sind recht brave, würdige Leute, daran ist nichts auszusetzen, der Fehler, den sie haben, ist im Grunde kein Fehler, ja er würde sogar eine sehr nothwendige Tugend seyn, wenn die Welt anders beschaffen wäre, als sie ist. Ich habe gefunden, daß die Leute immer die glücklichsten waren, die sich unter ihrem Stande und Vermögen hielten; nur ist bei Euch der Fehler vorgegangen, daß Ihr zu sehr von der Welt zurückgehalten worden seyd. Nun will ich Euch etwas sagen, das Ihr wohl behalten müßt: Ihr seyd in der Welt, Gott hat Euch in dieselbe gesetzet, Ihr habt Eure Leibes- und Seelenkräfte, die müßt Ihr nun so ausbilden, so verbessern, daß Gott seinen Endzweck mit Euch erreicht, Er will Euch zeitlich und ewig glüdlich machen. Da müßt ihr nun auch das Eurige thun.

Hans Jakob. Das will ich herzlich gerne, nur weiß ich nicht, wie ich's angreifen soll.

Osterfeld. Das will ich Euch nun sagen, hört mir nur zu, Eurer Eltern Haushaltung ist so eingerichtet, wie es ihr Temperament und ihre Natur mit sich bringt; freilich hätte Euer Vater viel mehr Gutes in der Welt stiften können, wenn er sich anders eingerichtet hätte, aber er hatte niemand, der ihn unterrichtete. Ihr sollt nun recht mit Euren Kräften und Gütern wuchern, und Gott gebe Euch seinen Segen dazu!

Hans Jakob. Ja, das will ich, hol' mich Gott! wüßte ich nur erst, wie ich's machen muß.

Osterfeld. Nun, so habt denn doch Geduld! wenn

Ihr nur Eures Vaters eingeschränkte Geisteskräfte hättet, so würdet Ihr gar wohl mit Eurem Stand zufrieden seyn, Ihr würdet dann noch mehr Geld zusammen häufen, bis endlich einmal der Wind hineinkäm, der's auseinanderstäubte. Nun aber fühlt Ihr einen starken Trieb in Euch, ein anderer Mann zu werden, als Euer Vater, und dieß ist eine Stimme Gottes in der Natur, der Ihr folgen müßt, aber der Weg zum Ziel ist schwer zu treffen. Ich habe Leute gekannt, die auch den Trieb fühlten, sie brachen los, stürmten ihren Lüsten nach und wurden zeitlich und ewig unglücklich. Nun versichere ich Euch, Lieber von der Linden! so wirds Euch gewiß gehen, wenn Ihr Euch nicht in Acht nehmet.

Hans Jakob. Wie! was! was sagt Ihr da? Davon verstehe ich, hol' mich Gott! kein Wort.

Osterfeld. Darum will ich's Euch erklären: wir wollen einmal den Fall stellen, Euer Vater und Eure Mutter stürben, nun sagt mir einmal, wie wollet Ihr dann Eure Sachen einrichten?

Hans Jakob. Darauf muß ich mich ein wenig bedenken — Doch dünkt mich, ich würde es so machen: ich theilte mit meiner Schwester und handelte so fort, wie auch mein Vater, aber ich würde mit den Leuten umgehen, ich würde mir ein schönes Haus bauen, ich würde mich anders kleiden, so wie auch andere Leute, die nicht so reich sind, als wir — als wir — nu! was wollt ich noch weiter sagen? das ist's, hol mich Gott! noch nicht alles! — Ja — und dann wollte ich den Armen so viel Gutes thun, als ich nun könnte, und — und — und —

Osterfeld. Halt! es ist schon genug, jetzt will ich Euch gleich sagen, daß es schnurgerad mit Euch zum Verderben gehen würde; Ihr sagt, Ihr würdet Euch

kleiden, wie andere Leute, die nicht so reich wären, wie Ihr, das heißt, Ihr würdet Euch nach der Mode kleiden; wißt Ihr aber wohl, daß Euch das noch zur Zeit ganz und gar nicht ansteht, so lang Ihr noch nicht zu leben wißt; wie es sich für solche Kleider schickt, sobald Ihr in Modekleidern daher kommt, ehe Euer Geist und Herz gebildet ist, so würde Euch Jeder für einen Narren halten, und Hungerleider, deren es unter den Vornehmen viele gibt, würden Euch oft besuchen; sie würden Euch hinter's Licht führen, denn Ihr kennt die Welt nicht; der Eine würde Euch eine Handlung vorschlagen, der Andere würde mit Euch in Compagnie eine Fabrik anlegen wollen, der Dritte schlüg' Euch vor, einen Garten zu bauen, der Vierte ein schönes, bequemes Haus, wieder Einer käme mit einer christlichen, frommen Miene und beredete Euch zu einem Vorschlag, vielen Armen Gutes zu thun, wo er dann seine Schäfchen scheeren und endlich hinter der Thür Abschied nehmen würde. Seht, mein lieber Freund! so geht's reichen Leuten, die keine Weltkenntniß haben und sich auf Einmal hervorthun wollen. Das ist Alles lange der rechte Weg nicht! Ihr müßt gar nicht daran denken, daß ihr vornehmer werden wollt, aber daran müßt Ihr denken, so nützlich und so fromm in der Welt zu werden, als es nur möglich ist; darum ists nöthig, daß Ihr noch etwas lernt. Ihr müßt noch ein wenig studiren. Diesen Winter könnt Ihr noch einige nützliche Bücher lesen, im Frühjahr wird sich's dann wohl machen.

Hans Jakob. Ja, du lieber Gott! studiren — da wird wohl schwerlich was daraus; was sollt' ich studiren?

Osterfeld. Von allem etwas, damit Ihr nur Kennt-

niß bekommt und die Welt kennen lernt, darnach wird man unter der Hand vornehm, ohne daß man daran denkt. Wenn Euch da vernünftige Leute leiten und Ihr folgt ihnen, so werdet Ihr der Mann, der ihr werden wollt. Nur müßt Ihr immer den großen Zweck vor Augen haben, daß Liebe und Wohlthätigkeit die fruchtbarsten Tugenden sind, und daß ohne diese Tugenden die größte Heiligkeit Frömmelei und Heuchelei ist. Darum müßt Ihr alle Eure Maßregeln so einrichten, wie Ihr am Fruchtbarsten in der Liebe seyn könnt, immer das lernen und das thun, was Euch am Geschicktesten dazu macht. Seht, darin besteht der Fehler Eurer Eltern. Sie haben sich durch ihre Lebensart unfähig gemacht, so viel Gutes zu thun, als sie wohl ihrem großen Vermögen nach thun könnten.

Hans Jakob. Nun das ist doch, hol mich Gott! wahr, seht Ihr's, ich hab mir den Kopf immer darüber zerbrochen, worin denn doch mein Vater eigentlich fehlte und das konnt' ich nicht finden. Ich dachte immer: so viel Geld — und doch so bäurisch — Je nun, dacht ich dann weiter, das kann doch auch keine Sünde seyn, und wenn's keine Sünde ist, so thue ich Sünde, daß ich unzufrieden bin. Nun wollt ich gern vornehm seyn, aber dann fiel mir ein, das wäre auch sündlich; nein doch! dachte ich dann weiter; sündlich vornehm will ich, hol mich Gott! nicht seyn, und so dachte ich dann und dachte, und konnt's finden; jetzt weiß ich's, was es doch eine schöne Sache ist, wenn man gestudirt hat! Seht, Herr Osterfeld! da habt Ihr recht ins Schwarze getroffen, hol mich Gott! Um's Vornehmwerden ists mir gar nicht zu thun, gerade ein vornehmer Mann seyn, daran liegt mir nicht ein Haar, hol mich Gott! nicht; aber seht,

wir haben gar keinen Umgang in der Welt, und da kann ich ja gar nichts ausrichten. Nun wollt ich gern so vornehm seyn und so viel verstehen, daß ich mit allen Menschen umgehen könnte, mit allen Menschen! Sehet, Herr Osterfeld! das ist meine Sache. Mir ist den Henker an Pracht gelegen, nur ein solches Kleid, womit ich zu allen Leuten gehen darf, ohne daß sie mich auslachen, und auch so ein Haus, mehr verlang ich nicht; wenn ich so zu allen Menschen gehen und mit ihnen umgehen darf, dann habe ich genug, und so viel muß ich lernen, daß ich das kann. Seht, Herr Osterfeld! so ist es.

Osterfeld. Recht, so recht! jetzt habt ihr den wahren Fleck erblickt, ihr seht jetzt den Ort von weitem, wohin ihr reisen wollt: jetzt fangt an zu gehen, ich werde euch immer den nächsten Weg zeigen. Bekümmert euch nun gar nicht darum, wie ihr euch vor den Leuten stellen wollt, ihr müßt gar nicht daran denken, Komplimente zu machen, sondern euch nur hüten, daß ihr nichts thut und nichts redet, das schädlich und unanständig ist. Eins habe ich euch abgemerkt, ihr pflegt immer den Ausdruck: hol mich Gott! zu gebrauchen, das ist unnöthig, und sogar sündlich, denn es ist den Namen Gottes mißbraucht, davon müßt ihr euch ganz abgewöhnen, das steht übel.

Hans Jakob. Ja, das ist, hol — Siehe, da war ich schon wieder! Ja, das ist wahr, ich will thun, was ich kann, damit ich mir's abgewöhne; nun, was muß ich weiter thun?

Osterfeld. Ihr müßt euch gewöhnen, auf alle eure Gedanken, Worte und Werke Acht zu geben, ihr müßt immer wissen, was ihr denkt, und nichts reden, bis ihr's überlegt habt; und ebenso müßt ihr, wenn ihr Etwas thun wollt, Alles vorher wohl be-

denken, wie ihr's machen wollt, so daß es Gott gefällt und euch und den Menschen wahrhaft nützlich ist: wenn ihr das recht in Acht nehmt und euch daran gewöhnt, so werdet ihr nach und nach ein ganz anderer Mann werden, so wie ihn Gott und Clementine gern haben.

Hans Jakob. Das habe ich recht wohl verstanden, ich will mich dran geben, ich hoffe, das soll gut gehen; ich begreife auch wohl, daß das recht gut und christlich ist. Aber ich bin noch ein grober Tölpel; wie komm ich davon ab?

Osterfeld. Das kommt nach und nach. Befleißiget euch nur der Reinlichkeit in allen Sachen, zieht nichts an, als was reinlich und ganz ist, nichts macht uns verächtlicher, als wenn wir unreinlich sind, und es zeugt immer von einem sehr übel geordneten Geist, wenn man nicht in allen Stücken reinlich und proper ist. Dieß ist sehr wichtig. Ein Freund speist ja nicht einmal bei euch, wenn ihr unreinlich seyd; das versäumen sehr viele brave Leute, und werden dadurch verhaßt. Darnach seyd schamhaft, sprecht so gut ihr könnt, und praktizirt ja nicht darauf, daß ihr höflicher und besser sprechen wollt, wie ihr's versteht, ihr werdet sonst lächerlich und Niemand hat Respekt vor euch. Wenn ihr nun einmal unter die Leute kommt, so werdet ihr nach und nach lernen, wie man leben muß, ohne daß ihr euch sehr darum zu bemühen braucht. Und ordentlich sprechen könnt ihr leicht lernen, nehmt nur da den Grandison, und wenn ihr ein Stündchen Zeit habt, so geht ganz allein, wo euch Niemand sieht oder hört, da leset dann laut, damit ihr die Zunge recht an die Sprache gewöhnt, so werdet ihr nach und nach leicht und angenehm reden, ohne daß ihr's wißt und dran denkt,

und dann wird euch auch kein Menſch auslachen: denn man hört's euch nun an, daß ihr ſprecht, wie ihr's gewohnt ſeyd, ohne daß man merkt, ihr wolltet vornehmer thun, als ihr's verſteht. Ebenſo wird euch dann auch das Schreiben leicht, denn wenn ihr ſchön geſchriebene Bücher fleißig leſet, ſo bekommt ihr Geſchicklichkeit in der Sprache, ohne daß ihr's gewahr werdet.

Hans Jakob. Nun das begreif ich Alles recht wohl, ich verſtehe auch, daß das alles recht nützlich ſeyn wird. Jetzt will ich mich, hol mich — (daß dich!) jetzt will ich mich ernſtlich dran machen. Schreibt nur der Clementine, daß ich's gerad ſo machen will. —

Oſterfeld. Das ſchreibt ihr ſelber, ich werde auch auf ihren Brief antworten, und ihr ſagen, was zu ſagen iſt.

Dieß waren die vornehmſten Lehren, die Oſterfeld dem Hans Jakob gab, und darauf gingen ſie ſchlafen. Der gute Junge konnte aber gar nicht ſchlafen, er ließ das Licht brennen, ſtand auf und ſpazierte in der Stube auf und ab und dachte ſich müde, wie er nun Alles machen wollte; dann nahm er den Grandiſon und fing an zu leſen, das gefiel ihm wohl, er begriff's, ſo wie die Henriette Byron da, ſo iſt Clementine gerad, ſollte denn kein Kerl da im Buch ſeyn, an dem ich ein Exempel nehmen kann, ſo redete er zu ſich ſelbſt; aber ich werde wohl noch etwas finden, das mich angeht, jetzt kann ich nicht leſen. — Halt, ich will an Clementine ſchreiben, ich will's nun verſuchen.

Hans Jakob hatte da im Fenſter ein Dintenfaß, Feder und Papier entdeckt, daher war's ihm eingefallen, zu ſchreiben. Er nahm einen halben Bogen

Papier, faltete ihn zuſammen, ſetzte ſich, nahm Feder und Dinte und ſchrieb, wie folgt:

Hochgeehrte und herzinniglich geliebte Schweſter Clementine!*)

Ich bin heute auf den Blumenhof gekommen, ich wär' ſchon lang gern da geweſt; aber ich konnt nicht eher als heut, iſt auch noch immer früh genug. Denn ſeht, ich dummer Tölpel! darf nicht vorlaufen, ſonſt fall ich, hol mich — ich darf nicht mehr hol mich Gott! ſagen, ſagt der Herr Oſterfeld, und ihr wollt haben, ich ſoll gerade ſo ſchreiben, wie ich denke, und da gibts tolles Zeug durcheinander, wie's der Hirt vor's Thor treibt. Nun was wollt ich doch weiter ſchreiben; ja, da fiel ich auf die Naſe, wenn ich ſo voran liefe. Nun hat mir Herr Oſterfeld vielerlei geſagt, und das will ich auch Alles, wenn Gott will, halten, denn ich hab' euch in der Seele lieb, nur müßt ihr auch ſo hübſch Alles halten, was ihr mir verſprochen habt. Um euretwillen möchte ich gern der beſte Menſch auf Gottes Erdboden werden, und das wird mir auch ſelbſt gut ſeyn, wenn ich's werde.

Da bin ich eine Weil in der Stub herum gegangen und habe mich bedacht; denn ich möchte ſo herzlich gern euch das Schönſte ſchreiben, was man nur ſchreiben kann. Ja, du lieber Gott, was weiß ich? ich weiß keine ſolche Worte, wie man ſie einem vornehmen Mädchen ſchreibt. Ich wollte euch gern meine Liebe zu euch beſchreiben, und da weiß ich gar nicht, wie ich's machen ſoll. Ich ſtelle mir's oft ſo vor:

---

*) Ich habe dieſen Brief in ſeiner fehlerhaften Orthographie nicht einrücken mögen. Dieſe Mode iſt ſchon abgenutzt. Genug, wenn wir den Charakter des Ehrenmannes kennen lernen.

ſeht, wenn wir Beide ins Waſſer fielen, ſo wie ihr mir von dem Hermann und der Wilhelmine erzähltet, was thät ich? Ich machte meine Arme zu eiſernen Pfählen, ſtemmte ſie unter euch, hielt euch über's Waſſer und ertränke mit Freuden; ſchöner kann ich euch Nichts ſagen.

Da bin ich wieder eine Weile herumgegangen und hab' geweint, daß ich mein Herz da ſo nicht aufs Papier hinmalen kann, recht, wie es iſt.

Nun, goldige Clementine! ich will Alles thun, was ihr haben wollt. Der Grandiſon gefällt mir in der Seele wohl, ich habe ſchon gefunden, daß die Henriette Byron ungefähr ſo ein Mädchen war, wie ihr. Jetzt will ich nur noch ſuchen, wie ihr Freund iſt, und ob ich auch ſo Einer werden will. Nun Adjes, grüßt meine Schweſter und Schwager und eure Eltern, ich grüße euch aber tauſendmal; bin und verbleibe ꝛc.

Zehnmal überlas Hans Jakob den Brief, er gefiel ihm nicht, doch wurde er endlich müde und ging ſchlafen.

Des andern Morgens nahm er den Brief und zeigte ihn Herrn Oſterfeld, der las ihn, lächelte und ſagte: ſo viel ſehe ich, ihr habt Kopf und Herzens genug, nicht nur Clementinens Mann, ſondern noch ſogar ein großer Mann in der Welt zu werden. Den Brief ſchlag ich ein und ſchick ihn fort, ſo wie er da iſt, und ich verſichere euch, Clementine wird zufriedener damit, als wenn er gedreht und gezirkelt wäre. Hans Jakob ſchüttelte den Kopf, ſah mißvergnügt aus und ſagte: Herr Oſterfeld! Herr Oſterfeld! verſündiget euch nicht an einem armen Jungen! Ihr habt, hol mich Gott, den Narren an mir. Nein, antwortete Oſterfeld ſehr ernſtlich, das

würde mich beleidigen; wenn ihr mich kenntet, ich habe nie den Spott mit einem Menſchen, am wenigſten aber mit einem ſo ehrwürdigen Jünglinge, als ihr ſeyd.

Nun dann, fuhr Hans Jakob fort, wenn euch das Ernſt iſt, ſo glaube ich ſelbſt, es kann noch Etwas aus mir werden. Oſterfeld erwiederte: folgt ihr nur meinem Rathe und fliegt niemals höher, als euch die Federn gewachſen ſind, ſo verſichere ich euch, es wird Alles recht gut gehen.

Hans Jakob blieb zween Tage auf dem Blumenhofe; Oſterfeld unterrichtete ihn beſtändig, ſo daß er ſchon in Vielem aufgeklärter und voller Drang, ein rechtſchaffener Mann zu werden, nach Hauſe ging.

Dietrich und ſeine Frau verlangten mit Schmerzen nach ihres Sohnes Wiederkunft, um zu hören, wie es auf dem Blumenhofe ſtände, denn dieſe Haushaltung lag ihnen nun auch an, damit nichts zu ſchaden käme. Derowegen, als Hans Jakob zur Thüre herein trat, fragten ihn beide Eltern zugleich, wie's auf dem Blumenhofe ausſähe? Er gab ihnen von Allem richtigen Beſcheid und beſchrieb die Sache ſo, daß Dietrich anfing zu glauben, der alte Bauer müßte wohl ſeine Sache recht gut verſtehen. Er erzählte nun ſeinem Sohne, daß er einen Brief von Hofmann und auch einen von Thierchen bekommen hätte, und daß es ihnen wohl ginge.

Hans Jakob. Das habe ich auch gehört, der alte Oſterfeld, ſo heißt der Bauer dort, hat auch einen Brief bekommen.

Dietrich. Hör, Junge! es geht Alles ſeinen Gang, da lies den Brief von deinem Schwager, das iſt ein Kerl wie ein Doktor; wie ſchreibt der ſo ſchön! — und ſo gelehrt! das iſt doch eine Freude, es geht Al-

les seinen Gang! Es thut mir doch leid, daß ich dich nicht habe besser lernen lassen, das ist ein ganzer Kerl.

Hans Jakob. Ja Vater, ich sorge, des Leidthuns gibt's noch mehr, wir wollen noch einmal davon reden, es kommt noch eine andere Zeit.

Dietrich. Das ich nicht wüßte! es geht Alles seinen Gang.

Hans Jakob. Vater! wenn's euch darum zu thun ist, ich will noch wohl besser schreiben lernen, der alte Osterfeld schreibt eine so schöne Hand, wie ein Schulmeister, ich hab's gesehen, er schreibt magnifik: wenn ihr mich nur missen wollt, so wollte ich wohl diesen Winter auf dem Blumenhofe bleiben, er kann auch gar schön rechnen, so ging ich noch ein wenig bei ihm in die Schule, ich könnte dann als helfen auf die Haushaltung Acht geben.

Dietrich. Das Ding geht seinen Gang! was meynst du, Eva? wir haben ja Knechte und Mägde, wir können ihn missen, es schakrinirt mich doch, daß mein Eidam mehr weiß und versteht, als mein Junge. Denk, das Mädchen, die Clemens, war auch ein anderer Kauz, als Thierchen.

Eva. Ja, da habe ich schon lang daran gedacht. Das war ein miserabel geschicktes Mädchen, aber auch hochmüthig. Die wird das arme Thierchen wohl schwerlich über die Schulter ansehen, aber es wird nicht lang währen. Wenn die jungen Leute auf den Blumenhof kommen, so wird Thierchen Herr und Meister, und dann hat's ein Ende.

Dietrich. Das soll wohl Alles seinen Gang gehen, aber meynst du denn, daß Hans Jakob nach dem Blumenhofe diesen Winter gehen soll?

Eva. Gotts ja! es gefällt mir recht wohl. Nun war alles beschlossen. Hans Jakob freuete sich in

ſeiner Seele, und es ſchien ihm ſo, als wenn unſer Herr Gott zu allem ſeinen Segen geben wollte. Die Mutter machte ihm Kleider und Wäſche zurecht, und nach etlichen Tagen zog er mit tauſend Freuden ab. Er hatte zwar nicht ehe angefraget, ob ihn auch der alte Oſterfeld annehmen würde, aber daran durfte er ganz und gar nicht zweifeln. Er kam auf dem Blumenhofe an und wurde mit Freuden aufgenommen. Herr Oſterfeld glaubte ſelbſt, daß es ein Wink der Vorſehung ſey und daß alles nach Wunſch gehen würde.

Nun wandte der alte Greis alle Mühe an, um den Hans Jakob zu bilden. Der junge Menſch, welcher einen guten Kopf hatte, nahm außerordentlich zu; er war unermüdet im Lernen und Oſterfeld unermüdet im Unterrichten. Clementine freuete ſich über den Gang der Sache recht innig, und ſie fing wirklich ernſtlich an zu glauben, daß er endlich ihr Mann und daß ſie glücklich mit ihm ſeyn würde. So verfloß dieſer Winter mit Lernen und Briefwechſeln, und je näher der Frühling heranrückte, deſto mehr wuchs die Neugier bei dem jungen von der Linden, was es nun mit Ihm und mit allem werden würde.

Um Oſtern machte der alte Oſterfeld Anſtalten zur Abreiſe, wie er vorgab, und er erſuchte den Hans Jakob, auf vierzehn Tage zu ſeinen Eltern zu gehen. Der gute Jüngling merkte etwas, ſein Herz erweiterte ſich, beſonders als ihm Oſterfeld ſagte, es ſey nun an dem, daß die Sache einen ganz andern Gang gehen würde. Er ging alſo mit Freuden zu ſeinen Eltern, und Zeit und Weile wurden ihm lang, bis er ſahe, wo es hinaus wollte. Als er heim kam, freueten ſich ſeine Eltern. Dietrich merkte

wohl, daß er nicht mehr der alte Hans Jakob war, der immer mit seinem hol' mich Gott! um sich warf, er kam ihm beinahe so vor, wie der Schulmeister da im Dorfe, und das konnte er vertragen, nur mußte er sich wundern, woher der alte Bauer so gelehrt geworden wäre; sein Sohn aber belehrte ihn, er sey ehemals lang Schulmeister gewesen. Indessen machte Dietrich mit seiner Frau allerhand Plane, um den Hans Jakob zu verheirathen: denn es hatte sich ein Gewisses, ich weiß nicht was, ihrer Seelen bemächtigt, so daß sie nicht gern sahen, wenn er Clementinens Mann würde; sie hatten eine gewisse Furcht vor dem Mädchen, ohne daß sie wußten, warum. Endlich fiel ihnen die Tochter eines benachbarten Schulzen ein, es däuchte sie beide, das wäre wohl eine Gelegenheit für ihren Sohn, denn der Schulz war ein reicher Mann und seine Tochter ein gutes, flinkes Bauernmädchen. Als die beiden Eltern das des Abends auf dem Bette ausgeklügelt hatten, so nahm sich Dietrich vor, des Morgens seinem Sohn den Antrag zu thun. Als er daher aufgestanden war und Hans Jakob auch in die Stube kam, fing der Vater an:

Dietrich. Hör, Junge! ich muß dir einen Vorschlag thun, es muß alles seinen Gang gehen.

Hans Jakob. Was ist das, Vater?

Dietrich. Deine Schwester ist nun verheirathet, und ich glaube, ich habe sie gut an Mann gebracht, nun bist du zwar erst im zwanzigsten Jahre, es hätte noch Zeit mit dir, aber es muß doch alles seinen Gang gehen, du kannst auch noch immer warten, und doch wüßte ich gern, wo du bliebst. Da habe ich an des Schulzen Tochter zu Mayenbach gedacht, deine Mutter ist mit mir einig.

Hans Jakob. Des Schulzen Tochter zu Mayenbach mag ein gutes Mädchen seyn, aber laßt uns noch ein wenig warten, bis wir sehen, was unser Herr Gott mit uns vor hat.

Dietrich. Nun, so sehr haben wir freilich nicht zu eilen, wenn ich nur weiß, daß es dir nicht zuwider ist, denn schau! es geht alles seinen Gang, und ich muß es sagen, es gefällt mir nicht recht, wenn du die Clemens heiratheſt, es ist so ein vertrackter Name, und dann fürchte ich mich ordentlich vor dem Mädchen. Ich habe nichts wider sie, sie kommt mir sehr gut vor, aber es geht alles seinen Gang. Mich dünkt, wenn man uns alle in Eine Wagschale legte und die Clemens in die Andere, sie wippte uns alle in die Luft!

Hans Jakob. Hab's lang gewußt, daß es so wäre, gerad so kommt mir mein Schwager auch vor. Aber die schweren Leute gefallen mir doch, und ich bin noch am Wachsen, es könnte seyn, daß ich so schwer würde, wie Clementine, und dann hättet ihr doch wohl nichts dawider?

Dietrich. Ich weiß nicht. Siehe, Junge, die Meynung ist doch, daß du hier in deiner Eltern Haus bleiben und wohnen willst, und da wär's doch verdrießlich, wenn deine Frau deine Mutter unter die Bank steckte. Es muß alles seinen Gang gehen.

Hans Jakob. Dafür soll uns Gott behüten! Ihr und meine Mutter müßt lauter Freude an uns Kindern haben, und das hoffe ich bald zu sehen, daß ihr vor Freuden über uns weint.

Dietrich. Junge! ich weiß nicht, wie mir's ist, es steckt was unter euch, ich merke was, will doch sehen, wo es hinaus will, es muß alles seinen Gang gehen! Da fällt mir deine Mutter ein, wie sie mit

Thierchen ſchwanger war, da wußte es lange niemand, ich und deine Mutter auch nicht. Da kam's nun endlich heraus, ſie war ſchwanger, und ehe wir uns verſahen, war Thierchen auch da.

Hans Jakob lachte und antwortete: das iſt doch kurios, laßt uns noch eine Weile wegen des Schulzen Tochter bedenken.

Dietrich. Meinethalben, es muß Alles ſeinen Gang gehen.

Nun wurde von der Sache nicht weiter geſprochen. Hans Jakob war etwa zehn Tage vom Blumenhof weg geweſen, als auf einmal der alte Bauer mit dem bunten Wagen in den Hof hereingefahren kam, und eben ſo flink mit der Peitſche knallte, als es ehemals Hofmann gethan hatte. Der Alte war ſo munter wie ein junger Burſch, er ſprang vom Wagen und rief Heiſa!

Hans Jakob lief heraus und bewillkommnete ihn, das Herz fing ihm an zu klopfen wie ein Hammer. Nun, wo n'aus? rief er dem alten Oſterfeld entgegen, werdet ſehen, antwortete er. Dietrich machte ſich nun auch herbei, auch Eva, ſie waren alle froh, den ehrlichen Alten zu ſehen. Sie führten ihn ins Haus und fragten nach Neuigkeiten von ihren Kindern. Oſterfeld verſetzte: Eure Kinder ſind alle auf dem Blumenhofe, ſie ſind geſund und wohl, und ich ſoll Euch alle drei abholen, Ihr müßt heute noch mit fort. Das gilt, rief Dietrich, Eva, wacker! mach Eſſen, damit wir früh was bekommen, wir müſſen zu unſern Kindern. Eva war ſo froh, daß ihr das Herz hüpfte. Alles war bald bereit, niemanden ſchmeckte aber das Eſſen, und Hans Jakob hätte fliegen mögen, denn er hatte ſchon vernommen, daß auch Clementine da war. Kurz,

Nachmittags um Ein Uhr fuhren ſie fort und allen Dreien wurde der Weg Jahrslang.

Endlich gelangten ſie auf den Hügel vor dem Blumenhof; nun ſchauten ſie dort vor das Haus hin und ſahen drei Perſonen im Hofe unter den Bäumen ſpazieren, einen prächtigen Herrn in einem weißgrauen, koſtbaren Kleide und zwei Frauenzimmer in weißen zizenen Jacken, recht vornehm aufgeputzt. Die beiden Frauenzimmer hatten die Mannsperſon zwiſchen ſich und hingen ihm an den Armen. Nun ſahen ſie, daß die Drei ſtille ſtanden und herauf ſchauten. Dietrich guckte ſtarr hin und ſagte: Oſterfeld! wer iſt das? Ho! antwortete er, das iſt' der Herr Kammerrath Ehrenfried mit ſeiner Liebſten und Jungfer Schweſter. Hu! hu! rief Hans Jakob, die Sonne geht auf! — Dietrich ſah Eva und Eva den Dietrich, beide fragten weiter; was machen dann die hier? Oſterfeld antwortete: werdet's ſehen! indem fuhren ſie zum Hofe hinein. Die Drei ſtanden da und guckten mit thränenvollen Augen in den Wagen, und die Drei auf dem Wagen ſaßen da wie ſteinerne Bilder. Der alte Bauer ſtieg vom Pferde herab, hielt es am Zaume und ſchaute bald die eine, bald die andere Parthie an. Dietrich zog erſt den Hut ab und wollte guten Tag zuſammen ſagen, während der Zeit aber, daß das Wort auf ſeiner Zunge jung wurde und eben hervorbrechen wollte, entdeckte er in des Kammerraths Geſicht ſeinen Schwiegerſohn Hofmann, und nun erblickte er Thierchens Geſicht auch, nun auch Clementinen; er wußte nicht, was er ſagen und denken ſollte, ob er träumte oder wachte. Eva faltete die Hände, ſah vor ſich nieder und wußte nicht, wie ihr war. Hans Jakob ermannte ſich zuerſt, er ſprang vom

Wagen, lief zu seinem Schwager, nahm den Hut ab und wollte ihn bewillkommen, aber Ehrenfried fiel ihm um den Hals, küßte ihn und drückte ihn an seine Brust. Theodore fiel ihm nun auch um den Hals, weinte und küßte ihn. Clementine bewillkommte ihn herzlich und drückte ihm beide Hände oftmals.

Dietrich sah das so an. Eva! sagte er, wie steht's? wollen wir nicht auch absteigen. Es geht alles seinen Gang. Eva antwortete: das ist miserabel wunderlich! Indessen trat Hofmann, oder nunmehr der Kammerrath Ehrenfried an den Wagen, Theodore und Clementine mit ihm, alle Drei weinten und riefen: willkommen, willkommen, liebe Eltern. Als Dietrich und Eva den Ton hörten, schmolz ihnen das Herz. Dietrich hatte wohl vielleicht lang keine Thränen vergossen, aber jetzt kam's ihm, sie floßen ihm die Wangen herab. Ehrenfried schloß ihn in seine Arme und sagte: lieber, lieber Vater! verzeiht uns, daß wir Euch so behandelt haben, ich hätte Eure Tochter nicht bekommen, wenn ichs nicht so angegriffen hätte. Theodore fiel ihm auch um den Hals und küßte ihn; eben so machten sie's auch der guten Mutter Eva. Clementine war eben so freundlich. Die guten Alten wußten gar nicht, wie ihnen geschah, sie hatten nie in ihrem Leben so freundliche vornehme Leute gesehen, sie schwiegen beide still, denn sie wußten nicht, was sie sagen und was sie denken sollten. Hans Jakob aber war lustig und guter Dinge. Jetzt gingen sie nun alle ins Haus, wo der alte Osterfeld auf sie wartete, er hatte sich auch während der Zeit verändert, denn er hatte sein schwarzes Kleid angezogen und war nun ein feiner, ehrwürdiger Geistlicher.

Als sie alle in der Stube waren, so erholte sich Dietrich von seiner Verwunderung, er saß still und sah vor sich hin. Eva saß auch blöde da und schämte sich. Hans Jakob aber stahl sich mit Clementinen bei Seite und ging mit ihr im Hofe spazieren, denn er hatte sehr viel mit ihr zu reden. Ehrenfried, Theodore und Osterfeld aber setzten sich vor den Alten her, waren freundlich und fingen bald dieses, bald jenes an zu reden, sie bekamen aber lauter einsilbige Antworten; dieß schmerzte Ehrenfried, er stand auf, ging heraus und Theodore folgte ihm mit nassen Augen nach.

Osterfeld blieb sitzen, er wurde eifrig, setzte sich vor Dietrich und Eva hin und fing an: Herr von der Linden! warum denn nun so still, jetzt da Ihr Eure Tochter doch wahrlich glücklicher sehet, als Ihr sie je hättet machen können.

Dietrich. Ich will meine Kinder nicht vornehm haben, sie sollen nicht mehr werden als ich, es soll alles seinen Gang gehen, und es ist nicht brav, wenn man einen so an der Nase herumführt.

Osterfeld. Warum sollten Eure Kinder nicht vornehm werden? Warum nicht?

Dietrich. Weil ich die vornehmen Leute nicht leiden kann.

Osterfeld. Warum könnt Ihr sie nicht leiden?

Dietrich. Ei nun! das Geblüt verkehrt sich in mir, wenn ich vornehme Kleider sehe.

Osterfeld. Pfui, pfui! ich dachte, Ihr wäret ein vernünftiger Mann, machens denn nun die Kleider aus? Ob das Kleid so oder anders geschnitten ist, daran liegt nichts, es ist die Pflicht eines rechtschaffenen Mannes, sich so zu kleiden, wie es sein Beruf mit sich bringt.

Dietrich. Dagegen habe ich nichts, aber meiner Kinder Beruf bringt's so nicht mit sich, es geht alles seinen Gang. Sie sind Bauern und sollen auch Bauern bleiben.

Osterfeld. Hört, ich will Euch etwas sagen, glaubt Ihr denn, daß alles wahr ist, was Christus gesagt hat, und daß wir alles thun müssen, was Er uns befiehlt?

Dietrich. Ja freilich, darauf laß ich mein Leben, aber Der will nicht haben, daß man stolz werden soll, es soll alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Halt! ihr geht schon zu weit. Ihr sagt, was Christus befohlen hat, darauf wolltet Ihr euer Blut vergießen. Nun erzählte aber Christus im Gleichniß von dreien Knechten und von einem Hausherrn: Der Hausherr wollte verreisen, darum vertheilte er sein Geld unter drei seiner Knechte. Dem Ersten gab er fünf Talente, dem Andern zwei, und dem Dritten ein Talent. Und als er nun verreiste, da befahl er den dreien Knechten, sie sollten nun brav mit dem Geld handeln, damit sie viel gewönnen. Nun zog der Herr fort. Der Erste war ein wackerer Mensch, denn als der Herr wieder kam, da hatte er sein Geld noch einmal so hoch gebracht, er konnte seinem Herrn nun zehn Talente überliefern. Der Zweite hat mit den zweien Talenten auch gut gehandelt, er konnte jetzt vier bringen. Der Dritte aber hatte nichts gethan, sondern, damit ihm sein einziges Talent nicht gestohlen würde, so begrub er's an einen heimlichen Ort und brachte es nun so dem Herrn wieder, wie er's bekommen hatte. Es hatte also in der Zeit nichts gewonnen. Nun was geschah? die beiden Ersten wurden herrlich belohnt, der Dritte aber wurde verdammt; versteht ihr das, Herr von der Linden?

Dietrich. So halb und halb, aber ich weiß nicht, wo ihr damit hinaus wollt.

Osterfeld. Jetzt wollen wir's sehen: der Hausherr ist Christus selbst.

Dietrich. Das ist richtig.

Osterfeld. Die drei Knechte bedeuten die Menschen, Euch, mich, auch Eure Kinder.

Dietrich. Nu fort! es geht alles seinen Gang.

Osterfeld. Die Talente bedeuten das ganze Vermögen und alle Kräfte des Menschen, Geld und Gut, Leibes- und Seelenkräfte. Habt Ihr etwas dagegen?

Dietrich. Gar nichts, das begreif ich, da sollen wir Alle unsere Sachen recht anwenden und damit handeln, damit alles seinen Gang geht. Aber was wollt Ihr damit?

Osterfeld. Das sollt Ihr sehen: wie macht man das Handeln und das Anwenden?

Dietrich. Darauf muß ich mich bedenken! — Ja, das weiß ich so nicht recht, mir däucht, man müßte fromm seyn und als ein rechtschaffener Mann leben, so ging alles seinen Gang.

Osterfeld. Ja, aber was heißt Ihr fromm und rechtschaffen? darauf kommt jetzt alles an.

Dietrich. Ihr katechisirt mich so streng, was wollt Ihr damit?

Osterfeld. Ihr seyd ein rechtschaffener Mann, der gern vor Gott und Menschen recht thun will, und da Ihr in Ansehung Eurer Kinder einen großen Fehler begangen habt, so wollte ich gern, daß Ihr ihn erkennet und nun Euren Kindern gut wäret und sie segnetet.

Dietrich. Nun so fahret denn fort, es geht alles seinen Gang.

Osterfeld. So sagt mir, was Ihr damit meint, fromm und rechtschaffen seyn?

Dietrich. Man muß niemand Unrecht thun, den Armen helfen und ihnen Gutes thun, seiner Haushaltung wohl vorstehen, und — und — noch so allerhand, es muß alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Beten, lesen, singen und dergleichen gehört auch daher, nicht wahr?

Dietrich. Freilich, freilich! das hätt' ich schier vergessen.

Osterfeld. Jetzt wollen wir das alles untersuchen; Christus will haben, wir sollen mit unsern Talenten wuchern, damit in der Welt Nutzen schaffen, das ist die wahre Religion. Beten, singen, lesen ist alles gut, aber nur in so fern, als es uns anfeuert, Lust und Muth macht, recht viel Gutes zu thun. Der Mensch muß aus wahrer Liebe zu Gott, um ein recht fruchtbares Werkzeug in seiner Hand zu seyn, um sein Reich, seine Herrlichkeit, seine Ehre und seine Erkenntniß auszubreiten, alle seine Kräfte anstrengen, alle gottesdienstliche Uebungen, die nicht den Zweck haben, sind Gott ein Greuel, da muß Jeder in seinem Beruf recht von Herzen treu seyn, alle seine Kräfte dazu anwenden, um darinnen Nutzen zu schaffen, unserem Gott ist nichts damit gedient, ob wir ganze Tage beten, singen und lesen. Unser Glaube auf Christum soll voller guter Werke seyn, sonst ist alles nichts, und ein Greuel vor Gott.

Dietrich. Das begreif' ich alles sehr wohl, da geht alles seinen Gang; aber ich weiß noch nicht, wo Ihr damit hinaus wollt.

Osterfeld. Glaubt Ihr denn das alles, Herr von der Linden! was ich da gesagt habe?

Dietrich. Dawider habe ich nichts, ich hab's

zwar nie so recht bedacht, aber ich begreife doch, daß es so recht ist.

Osterfeld. Nun hört: die Talente, womit wir Gott zum Preis handeln und wuchern sollen, sind unser Vermögen, unser Geld und Gut, unsere Leibes- und Seelenkräfte u. s. w. Das alles sollen wir aus wahrem Glauben an Christo, zu unseres Nächsten Besten so gut anwenden, als wir nur können; das heißt zur Ehre Gottes mit seinem Talent wuchern, wer das nicht thut, der vergräbt sein Talent, dem geht's gerad wie dem Knecht mit seinem anvertrauten Einen Pfund. Der Richter der Welt wird dermaleinst schwere Rechenschaft von ihm fordern. Ist das nicht wahr?

Dietrich. Freilich ist das wahr, das erkenne ich sehr wohl; aber Gott im Himmel! wer kann das?

Osterfeld. Wir müssen thun, was wir können. Nun untersucht Euch einmal, hättet Ihr nicht viel mehr Nutzen stiften können, Ihr seyd ein reicher Mann, wenn Ihr ordentlich mit den Leuten umgegangen wäret? Wie viele arme Nothleidende hättet Ihr durch eine nützliche Manufaktur ernähren und ihnen Brod geben können, wenn Ihr durch einen fröhlichen, frommen Wandel Euer Licht vor den Menschen hättet leuchten lassen, so hätten sie Eure guten Werke gesehen, hätten Gott gelobt und Euch nachgeahmt; aber jetzt verachtet Euch Jedermann, Niemand mag mit Euch umgehen, weil Ihr ein Sonderling seyd. Was liegt nun daran, ob Euer Rock so gemacht ist, wie er vor fünfzig Jahren Mode war, oder wie er jetzt Mode ist? Damals war er neumodisch, eben so wie jetzt unsere Kleider. Nun gälte alles einerlei, wenn es nicht hinderlich am Christenthum wäre, aber eben durch solche Aufführung macht Ihr Euch verächtlich,

so daß Ihr nicht mit Euern Talenten gehörig wuchern könnt. Pracht und Ueppigkeit ist vom Bösen und taugt nichts, aber sich durch altfränkische Lebensart lächerlich und zur Ausübung der Liebe des Nächsten ungeschickt machen, ist nicht viel besser. Was denkt Ihr nun wohl? Es ist Euch noch nicht genug, daß Ihr selber Euer Pfund vergraben habt, Ihr wollet auch noch Eure Kinder zwingen, es zu vergraben. Die fühlten nun Trieb und Drang in sich, mit Menschen umzugehen und etwas in der Welt auszurichten; war es nun nicht ein großes Glück, daß sie in Herrn Ehrenfrieds Hände fielen? Es war wahrlich hohe Zeit, endlich, wenn die Kinder gesehen hätten, daß sie durchaus so bleiben sollten, wie Ihr, so wäre Hans Jakob in den Krieg gegangen, und Theodore hätte sich an den ersten besten Mann gehängt, Beide wären dann vielleicht zeitlich und ewig unglücklich geworden, und wer hätte dann die Schuld gehabt? Wer anders als Ihr?

Dietrich. Davor wollte ich meine Kinder wohl gehütet haben, es muß alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Armer Mann! warum habt Ihr sie denn nicht vor Herrn Ehrenfried gehütet?

Dietrich schwieg und seufzete tief, er fühlte wohl, daß Osterfeld recht hatte, er konnte gar nichts darauf antworten, er empfand tief in seiner Seele, daß es blos Naturell und Temperament bei ihm war, und nicht Ueberzeugung, was ihn zu seiner eigensinnigen Lebensart verführt hatte, Hochmuth war's bei ihm, er wollte sich auszeichnen, und da er's in großen Tugenden und Geschicklichkeiten nicht konnte, so beneidete er jeden Andern und verachtete Alles, was nicht nach seinem eigensinnigen Geschmack war.

Niemals hatte ihm Jemand so die Wahrheit ge-

sagt, als Osterfeld, er konnte nichts darauf antworten, im Grunde hatte er ein gutes Herz und einen redlichen Charakter, an Kopf fehlte es ihm auch nicht, er war keiner von denen, die gegen ihre Ueberzeugung handeln wollen, wenn sie's auch besser erkennen. Indessen war er durch den heutigen Vorfall so zu Grunde gerichtet, daß ihm übel wurde, er konnte sich nicht mehr aufrecht halten, und er verlangte ins Bett; seine Kinder waren gegen das Ende der Predigt wieder in die Stube getreten und hatten's mit angehört.

Theodore und Hans Jakob waren bestürzt über des guten Vaters Leiden, und so unruhig, daß sie sich nicht zu fassen wußten. Beinahe reuete es Alle, daß sie ihn mit List hintergangen hatten; innerlich seufzten sie zu Gott, Er möchte es zum Guten ausschlagen lassen.

Dietrich wurde also zu Bett gebracht, Eva folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen. Den ganzen Abend waren sie Alle still und traurig und man verlangte nach dem Morgen, um zu sehen, wie es dann mit dem Vater aussehen würde. Des Morgens früh standen sie Alle wieder auf, und als sie in der Stube beisammen waren und mit Schmerzen verlangten, den guten Dietrich vergnügt zu sehen, so schaute Hans Jakob durch's Fenster, und sahe seinen Vater und Mutter zusammen völlig angezogen im Hofe herumspazieren, er rauchte mit großen Zügen seine Pfeife Tabak. Sie freueten sich Alle, gingen mit einander zu den Eltern in den Hof und wünschten ihnen einen guten Morgen. Dietrich und Eva dankten ihnen freundlich, sogar zog Dietrich seinen Hut ab, setzte ihn aber doch sogleich wieder auf; nun gingen Alle zusammen in's Haus, um Thee zu trinken; als sie nun so beisammen saßen, fing Ehrenfried an:

Liebſte Eltern! ich hoffe, daß ihr mir nun vergeben werdet, daß ich eure Tochter durch Liſt bekommen habe. Ihr hättet mir ſie ſonſt nicht gegeben, und ich mußte ſie doch haben. Dietrich antwortete: ich kann mich nicht ehender zufrieden geben, bis ich weiß, ob alles ſeinen Gang geht, ich weiß ja noch nicht, was ich für einen Schwiegerſohn habe, ich muß ja gewärtig ſeyn, daß man mich nun in allen Stücken hinter's Licht geführt hat.

Ehrenfried. Ihr habt recht, Schwiegervater; jetzt will ich Euch alles nach der Wahrheit ſagen, wie es iſt: Ich bin aus dem Gülcher Land, dort iſt mein Vater Amtmann, er hat ein großes Gut, und darum ſagte ich Euch, er ſey ein Bauer.

Dietrich. Was? wie iſt das? Euer Vater iſt doch wohl nicht der Hofrath Ehrenfried zu Marſchen?

Ehrenfried. Ja freilich; der iſt mein Vater.

Dietrich. Nun ſey Gott gelobt; den kenn' ich, er iſt ein Apoſtel von einem Mann, er hat mir einmal aus einem Proceß geholfen.

Ehrenfried. Ich und meine Schweſter da, wir ſind ſeine einzigen Kinder, ich habe ſtudiert und bin nun Kammerrath bei dem Fürſten zu Rheinau mit Sitz und Stimme geworden; nun war ich vorm Jahr einmal hier, und als ich ſo herumſtrich, traf ich Eure Kinder, ich lernte Theodore kennen, ſie gefiel mir, ich erkundigte mich nach ihr und nach Eurer Haushaltung, und fand nun für gut, mich der Liſt zu bedienen, denn ich fürchtete, Ihr möchtet mir ſonſt Eure Tochter nicht geben. Den Blumenhof habe ich gekauft, weil ich ein Freund von der Landwirthſchaft bin. Der Herr Oſterfeld da iſt in der Jugend unſer Informator geweſen, und wir behalten ihn bei

uns, ſo lange er lebt, denn wir können ihn noch immer nicht entbehren.

Dietrich erſtaunte über alles, was er ſah und hörte; endlich fing er an: nun, es geht doch alles ſeinen Gang, jetzt kann ich mich zufrieden geben; aber wie ſchicken wir uns zuſammen, ich bin ein bäueriſcher Mann, wie kann ich Euch beſuchen, die Leute werden ja aus den Häuſern laufen, um den Schwiegervater des Herrn Kammerraths zu ſehen.

Ehrenfried. In dem Stück irret Ihr, lieber Vater! und Ihr kennet die Welt noch nicht genug. Ich will Euch einen Rath geben, wie Ihr glücklich und vergnügt ſeyn könnt: Ihr müßt keineswegs neumodiſch und vornehm werden, das ſteht Euch nicht an; kleidet Ihr Euch nur wie ein reicher ordentlicher Landmann, nicht ſo altfränkiſch wie jetzt, aber auch nicht kaufmänniſch, unſere liebe Mutter macht es eben ſo, geht Ihr dann ordentlich mit den Leuten um, laßt ſie ihre Thorheiten treiben, ohne Theil daran zu nehmen und ſeyd gegen Jeden freundlich. Ich werde Euch helfen, Euch ſo mit der Welt bekannt machen, daß Jeder Freude und unſer Herr Gott Wohlgefallen an Euch haben ſoll. Herr Oſterfeld will ſich gern zur Ruhe begeben, und da hat er ſich den Blumenhof auserſehen, um hier zu leben und zu ſterben, er will die Aufſicht über die Haushaltung führen, um doch immer noch der Welt nützlich zu ſeyn. Er beſucht Euch oft und Ihr beſucht ihn, auch kommen wir oft zu Euch, und Ihr zu uns, und ſo werden wir, will's Gott! glücklich ſeyn.

Nun ſtand Dietrich auf, war froh und vergnügt und ſagte: nun geht alles ſeinen Gang, ich will Eurem Rath folgen, nun bin ich zufrieden! Jetzt fielen ſie ihm Alle um den Hals, küßten ihn

und dankten Gott. Theodore aber ging mit ihrer Mutter bei Seite und sprach noch einmal nach der alten Art mit ihr, um ihr zu zeigen, daß sie noch immer das alte Thierchen auch in den vornehmen Kleidern sey. Mit Einem Wort: nach und nach kamen sie Alle in Harmonie und waren recht glücklich zusammen.

Hans Jakob war mit den Andern froh, nun kam's aber noch darauf an, daß auch seine Sache mit dem Vater in Ordnung gebracht würde; er gab seinem Schwager einen Wink, der führte Dietrichen hinaus in den Hof, um allein mit ihm zu sprechen. Vater! fing er an: nun muß auch noch mein Schwager versorgt werden, was dünkt Euch von ihm?

Dietrich. Herr Schwiegersohn! ich kann nichts mehr machen, es geht alles seinen Gang, der war ja mit in Euerm Complott, und da werdet Ihr's ja auch wohl eingefädelt haben, wie es gehen soll.

Ehrenfried. Seht nur die Sache nicht unrecht an, meine Schwester ist ein vortreffliches Mädchen, und eine Christin, die es mit Gott und allen Menschen gut meint, Ihr könnt ihr nachfragen, wo Ihr wollt. Als sie nun im Herbste wie ein Bauernmädchen verkleidet war, da hatte er sich in sie verliebt; sie mag ihn auch gut leiden, denn er ist ein Mensch, der einen guten Kopf und ein sehr gutes Herz hat. Jetzt dünkt mich, es sey am besten, wenn wir ihn noch ein wenig in die Welt schicken, er kann noch Etwas studiren, nur um einige Erkenntniß und Lebensart zu bekommen; ein Staatsmann soll er aber nie werden, er braucht keine Pracht, nur anständige Lebensart, anders will er auch nichts, wenn er dann sein und seiner Frau Vermögen zusammennimmt, so kann er wohl leben und Gott und dem Nächsten durch eine nützliche Handlung dienen.

Dietrich. Das Ding gefällt mir; es geht seinen Gang, ich habe nichts dawider, ich habe als oft gedacht, es würde doch mit meinen Kindern nicht recht gut thun, sie würden sich doch nach und nach der Welt gleich stellen wollen, und da würden sie dann über Hals und Kopf ins Verderben stürzen, ich hab's oft erlebt. Da wußte ich mir dann nicht zu helfen.

Ehrenfried. So geht's, wenn man in seiner Lebensart zu weit hinter seinem Vermögensstand bleibt, die Kinder fühlen hernach, daß sie reich sind, und da sie nicht gelernt haben, wie man vernünftigen christlichen Aufwand machen soll, so treiben sie's ins Wilde und werden unglücklich. Darum dankt Gott, daß eure Kinder unter unsere Hände gerathen sind, jetzt werden sie vortreffliche Leute werden.

Dietrich. Ich erkenne es, ich erkenne es, ich habe gefehlt.

Ehrenfried. Davon wollen wir nun nicht mehr reden, es wird alles gut gehen.

Dietrich überließ nun seinem Schwiegersohn und dem alten Osterfeld die ganze Leitung seines Sohnes, und freute sich, daß noch am Ende alles seinen guten Gang ging. Ehrenfried nahm nun seine Schwester Clementine und seinen Schwager auch allein und erzählte ihnen des Vaters Meinung, worüber sie sich aus der Maßen freueten, Hans Jakob besonders, er konnte sich der Thränen nicht enthalten, er lief fort auf's Feld, wo ihn Niemand sahe, breitete sein Herz vor dem Allgegenwärtigen aus und sank vor Empfindung über seine Güte auf den Boden nieder.

Als sich nun unsere Gesellschaft ein paar Tage zusammen erfreuet, Dietrich und seine Frau aber sich in ihre neue Lage sich ziemlich geschickt hatten,

da ſchieden ſie von einander. Der Kammerrath zog mit ſeiner Gattin und Schweſter nach Rheinau, Oſterfeld blieb auf dem Blumenhof und die übrigen Drei gingen nach Hauſe. Hans Jakob aber ſchickte ſich zur Abreiſe, die nächſtens vor ſich gehen ſollte, wie nun im Verfolg weiter erzählt werden ſoll.

Ich laſſe nun den Herrn Kammerrath Ehrenfried mit ſeiner Theodore eine Zeitlang zu Rheinau ſitzen, wir können uns leicht vorſtellen, was er da macht: er wartet treulich ſeines Amts, arbeitet immer zum Beſten des Fürſten und des Staats, und erzieht beiläufig ſein Weibchen, ſo gut er kann; zu allem dem wird aber Zeit erfordert, und die wollen wir ihm auch gerne ſo lang vergönnen, bis ſeine ferneren Schickſale unſere Aufmerkſamkeit wieder an ſich ziehen werden. Indeſſen beſchreibe ich immer Theodorens Leben; ſie iſt der Sitz aller Spannkraft, welche die Sphäre dieſer Geſchichte herumtreibt.

Dietrich war nun ſchon ziemlich in der Kur geweſen. Ehrenfried glaubte gewiß, er ſey nun zu ſeinem Vortheile ganz verändert. Hans Jakob freute ſich auch in ſeiner Seele darüber; allein Oſterfeld äußerte ſeinen Zweifel, er ſagte: eine ſo langwierige Krankheit wird gar leicht wieder recidiv, und dann iſt das letzte Uebel ſchlimmer, als das erſte. So müßt ihr nicht reden, Herr Oſterfeld! fiel ihm Hans Jakob ein, ſonſt wird's windig mit mir ausſehen, da werde ich glücklich von der Höhe wieder den Purzelbaum zurückſchlagen. Sorgt nicht, verſetzte Oſterfeld.

Dies war die Materie eines kurzen Geſprächs an der Thüre des Blumenhofs, als Dietrich und ſeine Eva ſchon auf dem bunten Karren ſaßen und

den Hans Jakob noch erwarteten. Dieſer behielt von Oſterfelds Beſorgniß einen Stachel in ſeinem Herzen, er ſtieg etwas unmuthig auf den Wagen und ſchwieg. Dietrich ſah das als eine Folge des Abſchieds an; allein der rührte ihn jetzt nicht ſonderlich, weil er wußte, daß er in wenig Tagen wieder bei dem Gegenſtand ſeiner Liebe ſeyn würde, wenn ihm nur des Vaters Recidiv nicht alles vereitelte, denn das war eigentlich jetzt ſeine Sorge.

Nu, nu! fing Dietrich an, ſey doch nicht ſo maulhenkiſch, wirſt wohl wieder zu deiner Clemens kommen, wenn alles ſeinen Gang geht.

Hans Jakob. O Vater! da ſitzt mir's nicht, das Hündchen hat andere Flöhe, will ſie aber jetzt nur ruhig ſitzen laſſen.

Dietrich. Was iſt, was iſt's denn? Ich meine, es gehe ja alles ſeinen Gang!

Hans Jakob. Nu freilich geht's bis dahin gut, wenn's nur ſo fortrutſcht und kein Stein in den Weg kommt.

Dietrich. Nu, dein Vater iſt ja auch noch da?

Hans Jakob. Weiß wohl! weiß wohl! Gott gebe nur, daß er auch da bleibt!

Dietrich. Wer? ich? wo ſollte ich bleiben? Junge, biſt ein Narr! es geht alles ſeinen Gang.

Hans Jakob. Nun, Gott geb's! mir iſt halt bange, ihr möchtet nicht wieder zurückgehen und wieder an des Schulzen Tochter zu Mayenbach denken.

Dietrich. Schweig davon! es ſoll alles ſeinen Gang gehen.

Dabei blieb's auf dem Wege. Dietrichs Kopf war voller neuer Vorſtellungen; allein eben dieſe Vorſtellungen waren ihm noch ſo ungewohnt, daß er ſich nicht recht behaglich dabei befand, er wußte nicht

recht, wie ihm war. Als er aber zu seinem Hofthor wieder hineinfuhr, seine alte Hütte und alles auf seinem Fleck wieder um sich her fand; ja, als ihm sein Mordax mit krummen Sprüngen entgegen lief, den Wagen hinansprang und mit dem Schwanz wedelte, da war's ihm wieder ganz anders, sein Herz erweiterte sich, er sprang vom Wagen, hob seine Eva auch herab und rief: Nu Gott sey Dank! es geht doch nichts über Großvaters Brodkorb. Hans Jakob erschrack über diesen Worten. Ja! ja! dachte er bei sich selbst, da haperts; er schwieg aber doch still und folgte seinen Eltern in die Stube.

Diesen Abend bliebs dabei; Hans Jakob sagte kein Wort weiter von seinem Vorhaben, seine Eltern schwiegen auch, indessen war Dietrich tiefsinnig und überlegte; vielleicht brütete er die Gedanken mit seiner Frau auf dem Bette aus, mit welchen er des andern Morgens seinen Sohn heftig erschreckte; denn als dieser in die Stube trat und seinen Vater gegrüßt hatte, so reichte ihm dieser die Tabaksblase und sagte: da stopf dir eine Pfeife und setz dich dann da her, ich habe mit dir zu reden. Dem guten Jungen klopfte das Herz, indessen folgte er. Als sie nun beide da saßen, so fing der Alte an:

Junge! es geht alles seinen Gang, schau! ich habe so über alles nachgedacht, wir sind doch schwache Menschen, da habe ich so ruhig in meinem elterlichen Hause gelebt und keinen Theil an der Welt und ihrer Herrlichkeit gehabt, und doch hat mir der Kammerrath das Mädchen weggekappert; das gute Kind ist nun hin, unser Herr Gott wolle sich über sie erbarmen, da hat mich auch der alte Osterfeld bald übertölpelt, daß ich bald vom Weg der Wahrheit ab-

gewichen wäre, aber es ſoll alles ſeinen Gang gehen; hör, Hans Jakob! mache deinem Vater Freude und bleib bei mir! Hans Jakob wurde blaß, die Thränen drangen ihm in die Augen, er antwortete: Habs wohl gedacht, daß mir ein Stein in den Weg kommen würde, aber nehmt mirs nur nicht übel, Vater! das geht nicht an, ein ehrlicher Mann muß ſein Wort halten.

Dietrich. Ein ehrlicher Mann kann auch fehlen, und wenn er dann fehlt, ſoll er dann thun, was er im Irrthum verſprochen hat? Junge! es iſt dein Unglück, wenn du heraus kommſt und ein vornehmer Mann wirſt, daran will ich keinen Theil haben.

Hans Jakob. Nehmt mir nicht übel, Vater! aber ich will Theil daran haben; ich laß mich nicht länger am Narrenſeil herumführen, hol mich Gott, nicht! Ihr habt mir alles Guts verſprochen, und nun bekommt ihr Grillen, und wollt wieder nicht, habs wohl gedacht.

Dietrich guckte ſeinen Sohn ſtarr an, ſolch eine Sprache hatte er in ſeinem Leben von ihm nicht gehört, er wurde blaß vor Zorn und Enſetzen, er ſtand auf, ſtellte ſich hin und ſagte mit harter Stimme: welcher Teufel redet da aus dir?

Hans Jakob fühlte jetzt tief in ſeiner Seele, wohin ihn ſeine Leidenſchaft verleitet hatte, er ſtand auf, weinte laut und rief: Ach Vater! Vater verzeihet mir! ich bedachts nicht, ich hatte mich ſo ſehr gefreut, daß ich nun heraus ſollte, und da kehret ihr mir mit eueren Reden das Unterſte zu Oberſt, ich hab mich vergangen, verzeiht mir nur!

Dietrich. So was laß mich dein Lebtag nicht mehr hören, es geht alles ſeinen Gang, und wenn du ja laufen willſt, ſo lauf dann!

Mit diesen Worten ging Dietrich zur Stube hinaus, Hans Jakob folgte ihm nach und ging zu seiner Mutter, er erzählte ihr, was er gemacht hatte, und bat sie, sie möchte doch mit dem Vater reden, daß er ihm vergebe und ihm erlaubte zu reisen. Eva redete ihm ein, sie suchte ihn zu bereden, daß er bei den Eltern bleiben möchte; aber es half alles nicht, Hans Jakob sahe und hörte nicht, er wollte und mußte fort. Nach und nach ließ sich endlich Dietrich bereden, desgleichen auch Eva, sie versahen ihn mit dem Nöthigen auf die Reise, und damit ja nichts wiedrum in den Weg kommen möchte, so eilte Hans Jakob fort und nahm seinen Weg über den Blumenhof.

Kaum war er daselbst angekommen, und kaum hatte er sich bei Osterfeld niedergesetzt, um mit ihm Rath zu pflegen, so trat ein Bote in die Stube; Hans Jakob erkannte ihn, er befürchtete, er würde wieder zurückgerufen, mit Schrecken rief er ihm entgegen: Christian, was willst du? Ja, was will ich? anwortete der Bursch unwillig, daß er so geschwind hatte laufen müssen: Ihr sollt wieder nach Hause kommen; gebt mir zu trinken, ich bin abscheulich durstig.

Osterfeld befahl, daß man ihm eine Kanne Bier zapfen sollte, er hieß den Kerl hinaus gehen und sein Bier trinken, und wendete sich nun zum Hans Jakob: hört! sagte er, ich hab wohl gedacht, daß euer Vater nicht so geschwind kurirt seyn würde, gebt euch nur zufrieden, es geht doch Alles gut; aber ihr müßt jetzt eurem Vater gehorchen und wieder nach Haus gehen.

Hans Jakob. Ja, du lieber Gott! so wirds immer gehen, und da wird ja in Ewigkeit nichts draus, da kommt dann ein anderer Kerl als ich und schnappt

mir die Ringeltaube vor der Naſe weg. Das muß doch Gott geklagt ſeyn!

Oſterfeld. Ruhig! ruhig! das hat nichts zu bedeuten, wir wollen Alle an euerm Glück arbeiten, aber daraus wird ſein Lebtag nichts Guts, wenn man den Eltern widerſtrebt und ungehorſam iſt, da iſt kein Segen bei, geht in Gottes Namen wieder nach Haus; ſeht, ich will euch eine große Wahrheit ſagen: Alles, was in der Welt recht glücklich gehen ſoll, das führt Gott durch lauter ſchwere Hinderniſſe durch, damit wir erkennen ſollen, daß wir es nicht ſind, die uns unſer Glück bauen. Er will allein die Ehre davon haben, er wirds ſo führen, daß euch euer Vater mit gutem Willen gehen läßt, glaubt ihr nur mir, und traut auf Gott.

Hans Jakob. Nun ſo will ich dann in Gottes Namen folgen; unſer Herr Gott wird mich doch nicht verlaſſen.

Oſterfeld klopfte ihm auf die Schultern und ſagte: das iſt brav, ihr werdet gewiß glücklich ſeyn!

Mit recht betrübtem Gemüthe kehrte alſo Hans Jakob mit dem Chriſtian wieder zurück, er fand ſeinen Vater in der Stube ſitzen, er lehnte den Kopf auf die Hand und ſahe gegen die Thür zu, und Mordax lag zu ſeinen Füßen. Als Dietrich den Hans Jakob ſahe hereintreten, ſprang er freudig auf, bot ihm die Hand und ſagte: biſt du wieder da, guter Junge! es ſoll Alles ſeinen Gang gehen, bekümmere dich nicht, ich kann euch nicht Alle miſſen, du mußt noch Etwas bei mir bleiben, es ſoll doch Alles ſeinen Gang gehen. Mordax that auch Luftſprünge um ihn hinauf; ſiehſt du! fuhr Dietrich fort, wie das arme Thier ſo froh iſt, ſtreichle ihn doch ein

wenig, den armen Schelmen! Hans Jakob war zwar innerlich zornig, doch ließ er sich nichts merken, sein Vater dauerte ihn jetzt; nun dann, antwortete er: so will ich dann bei euch bleiben, aber helft mir auch, daß ich glücklich werde, ich bin ja ein armer geplagter Kerl! Das sollst du nicht seyn, versetzte Dietrich, hab nur Geduld, es wird sich wohl noch machen!

Hans Jakob war indessen äußerst schwermüthig, und wer weiß, ob nicht Dietrich, dem diese Gemüthslage seines Sohns sehr beschwerlich war, ihn nicht noch weggeschickt hätte, wenn nicht etwas Anders in den Weg gekommen wäre; denn Eva wurde auf Einmal schwer krank, sie bekam ein hitziges Fieber, an welchem sie den siebenten Tag starb. Dietrich schickte alsbald, sobald er sahe, daß seine Frau sehr krank wurde, einen Boten nach Rheinau zu seiner Tochter; Theodore kam auch, und blieb bei der Mutter bis nach ihrer Begräbniß.

Mutter Eva war, wie meinen Lesern schon bekannt ist, eine von den Weibern, die durch ihr Leben zwar eine Lücke ausfüllen, übrigens aber wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte; so war sie auch in ihrer Krankheit, sie litte stille und geduldig, und starb, ohne ein einziges merkwürdiges Wort gesagt zu haben.

Dietrich und Hans Jakob trauerten sehr um die Verstorbene, und nun freuete sich der Letzte, daß ihn sein Vater wieder zurückberufen hatte, ja er sahe nun deutlich ein, wie Gott alle Dinge so weislich lenkt, das machte ihm starken Muth, so daß er fest glaubte, Er würde ferner für ihn sorgen. Nun war er getrost, und da er in einem fleißigen Briefwechsel mit Clementinen stand, die ihn immerfort

tröſtete, ſo gab er ſich zufrieden und wartete ferner ab, was Gott mit ihm vorhatte.

Dietrich war ſtill traurig, er bekümmerte ſich um nichts mehr, Alles war ihm zur Laſt. Ehrenfried, welcher wohl einſahe, wie dem guten Mann jetzt zu Muth ſeyn müßte, kam in den allerbetrübteſten Tagen unerwartet dahergeritten. Einen Traurigen erfreut manchmal ein trüber Sonnenblick, ſo gings auch dem guten Wittwer, er weinte vor Freuden, als er den Kammerrath ſahe; wie ſehr er ihn auch eine Zeit her geſcheuet hatte, ſo froh war er jetzt, ja dieſer kindliche Beſuch ſühnte ihn auf ewig mit ſeinem Schwiegerſohn aus. Ehrenfried hatte nun einen Plan mit Dietrich vor, und eine der Hauptabſichten ſeiner Reiſe war, denſelben auszuführen. Er ſchlug dem Vater vor, einen Pachter in ſein Haus zu ſetzen, die Handlung aufzugeben, zu Herrn Oſterfeld auf den Blumenhof zu ziehen und alle ſeine Kapitalien vollends auf Intereſſen zu thun. Dem Hans Jakob war dieſer Vorſchlag äußerſt angenehm, weil auch er auf dieſe Art frei würde; er half alſo ſeinem Schwager eifrig die Sache unterſtützen, ſo daß ſich der Alte endlich bereden ließ und einwilligte.

Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn's warm iſt, dies wußte Hans Jakob gar gut; nun war vor ein paar Tagen der Bauer bei ihm geweſen, der vor'm Jahr die Dukaten von ihm bekommen hatte, als er mit ſeiner Schweſter auf dem Wege in Hofmanns Geſellſchaft geweſen war. Er hatte ihn vertröſtet, er wolle ihm helfen, hatte auch ſchon darüber nachgedacht; jetzt fiel ihm ein, der Bauer ſey wohl der rechte Mann zum Pachter, denn er war ehrlich und fromm, und ſein Vater kannte ihn: er

schlug ihm also vor; Ehrenfried erinnerte sich seiner, und Dietrich war wohl damit zufrieden. Kurz! der arme Bauer wurde auf's Gut gesetzt, und der Kammerrath blieb so lang da, bis der Pachtkontrakt in Richtigkeit war.

Dietrich zog nun etliche Wochen nach seiner Frau Tod auf den Blumenhof, allwo er sein übriges Leben zu beschließen gedachte; nun gab er auch dem Hans Jakob seinen Segen, rüstete ihn aus, gab ihm Geld, und dieser wanderte nun mit tausend Freuden fort.

Da Hans Jakob von der Linden eine Hauptperson in dieser Geschichte ist, so muß ich ihn auf allen seinen Schritten und Tritten verfolgen, und nun fleißig erzählen, was sich mit ihm zugetragen hat. Er ging zu Fuß nach Rheinau, wohin sein Koffer schon vorausgegangen war; mit einem erweiterten und frohen Herzen trat er zum Erstenmal in seiner Schwester Wohnung hinein, er machte gewaltig große Augen, als er Alles so prächtig und glänzend ausgerüstet fand; seine Schwester Theodore lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, desgleichen auch sein Schwager; endlich bewillkommte ihn auch Clementine, die des vorigen Abends von ihren Eltern zurückgekommen war, welche nur acht Stunden von Rheinau wohnten; sie war gewohnt, so hin und her zu ziehen, dann war sie etliche Wochen bei ihren Eltern, dann wieder etliche bei ihrem Bruder.

So drollicht auch Hans Jakob in dieser Geschichte erscheint, so war er doch nichts weniger als grob; Dietrich hatte nach seiner Art seine Kinder recht fein erzogen, z. B. sie mußten grad am Tische sitzen und nie sich mit den Ellenbogen darauf legen; wenn sie an einem fremden Orte aßen, so waren sie ab-

gerichtet, niemals Alles aufzueſſen, was man ihnen vorlegte, denn Dietrich ſagte: es ſtehe übel, wenn man Alles rein vom Teller abäſe, gerad als wenn man nicht ſatt werden könnte; ſie durften auch nicht überlaut lachen, nicht viel reden, und wenn ſie in einem fremden Bett ſchliefen, ſo mußten ſie des Morgens beim Aufſtehen das Bettzeug in Ordnung legen, denn der Vater glaubte, es ſey unanſtändig, wenn das Nachtlager eines Menſchen des Morgens gerad ſo ausſähe, als wenn die Schweine darin gewühlt hätten. Dieſer Regeln waren unzählig viele, welche alle von Hans Jakob und Theodoren genau beobachtet wurden. Geſetzt nun auch, daß viele vor der ehrbaren Welt unnöthig und lächerlich ſchienen, ſo fielen ſie doch Niemand beſchwerlich, im Gegentheil, man hatte die beiden Leute gern, Theodoren koſtete es auch gar keine Mühe, unter der Führung ihres Mannes und ihrer Schwägerin das vortrefflichſte Frauenzimmer zu werden.

Hans Jakob war nun der väterlichen Aufſicht entgangen, er war nun ganz frei, er jauchzte im Gefühl dieſer Freiheit, und bat ſeine Freunde alle Drei, jetzt ſollten ſie ihm rathen, er wollte gern Alles ſeyn, was ſie aus ihm zu machen gedächten. Dieſe hatten aber ſchon lange den Plan entworfen, es fehlte nur noch an der Ausführung, er beſtand darinnen: Hans Jakob ſollte nach Utrecht reiſen, wo Ehrenfried einen nahen Anverwandten hatte, bei dieſem ſollte er logiren, und dann ſich mit den Sprachen, der Philoſophie und andern nützlichen Wiſſenſchaften bekannt machen, und da Ehrenfrieds Vetter ein beträchtlicher Kaufmann war, ſo war's ſchon mit ihm abgeredet, daß der junge von der Linden auf ſeinem Comptoir arbeiten und die Handlung erlernen ſollte.

Alles dieſes gefiel dem Hans Jakob ungemein, und es war gerad auch für einen ſolchen Jüngling der beſte Weg zum Glück. Er war aber noch nicht mit gehörigen Kleidern und andern Nothwendigkeiten verſehen, wofür nun Clementine und Theodore ſorgten; ſie machten nichts weniger als einen jungen Stutzer aus ihm, ſondern ſie kleideten ihn als einen verſtändigen deutſchen Jüngling, und verſahen ihn mit genugſamer feiner holländiſcher Wäſche. Während dieſer Zeit beſchäftigte er ſich beſtändig mit Leſen, hielt ſich, ſo viel er konnte, in Gegenwart des Frauenzimmers auf, welches beſtändig an ihm muſterte, ſo daß er nach und nach anfing, ein recht leidlicher junger Menſch zu ſeyn, ungefähr wie Puf van Vlieten in ſeinen Jahren geweſen ſeyn mochte.

Nun war am Rheinauer Hof ein Kanzleidirektor, Namens Böhling, ein Mann nach gewöhnlichem Schlag, ziemlich dick, ſatt und ungefühlig, die Routine war ſein Wegweiſer, und dieſer folgte er ganz getreulich, da mochte ihm nun eine arme Wittwe, oder ein reicher Wucherer in den Wurf kommen, Beide wurden nach dem Schlendrian behandelt, ungerecht war er nicht, aber ohne Gefühl. Konnte eine arme Wittwe nicht erfüllen, was er haben wollte und was er glaubte, das recht war, ſo jagte er ſie ohne Barmherzigkeit fort. Es ging bei ihm, nach Dietrich Sprichwort, Alles ſeinen Gang; er hatte einen einzigen Sohn, welcher ebenfalls nach dem Schlendrian ſeines Standes war erzogen worden, das heißt, er hatte gar keine Erziehung bekommen, bis ins fünfzehnte Jahr hatte er ſich mit dem blauen Mantel herumgeſchleppt, hatte fünf Jahr zu Helmſtädt und Göttingen den akademiſchen Degen getragen, darauf drei Jahre in Straßburg und

Paris den Damen aufgewartet, und hatte nun ſeit einem halben Jahr den Acceß auf der Kammer zu Rheinau, und hieß Herr Lizentiat Böhling.

Dieſer junge deutſche Franzos hatte Clementinen kennen gelernt, ſie gefiel ihm wegen ihres Geldes und wegen ihrer Schönheit, weil ſie aber ſehr beſcheiden und eingezogen war, ſo konnte er keinen rechten Zutritt zu ihr bekommen, ſie war ihm immer zu feierlich, und jedesmal, wenn er in ihrer Geſellſchaft war, ſo flößte ſie ihm Ehrfurcht ein, daß er ihr nicht ſo viel Schönes ſagen konnte, als er vorher ausſtudirt hatte. Indeſſen kam er faſt täglich in Ehrenfrieds Haus, denn er hoffte ſie endlich noch durch Beſtändigkeit zu gewinnen. Dieſer Herr kam alſo auch verſchiedenemal, als Hans Jakob da war; anfänglich kehrte er ſich an ihn nicht, nach und nach aber merkte er, daß ihm dieſer junge deutſche Mann im Weg ſtehen könnte, beſonders als er überlegte, daß er Theodorens Bruder, ſehr reich, ſehr ſchön ſey und allenfalls auch geſunden Menſchenverſtand hätte. Dieſer Gedanke war ihm unausſtehlich, und er ergrimmte in ſich ſelbſt, wenn er bedachte, daß er nicht nur mit einem ſolchen Bauernjungen in ein Parallel geſetzt, ſondern noch wohl gar zurückgeſchoben werden könnte.

An einem Nachmittag, als der Kammerrath Ehrenfried in Geſchäften ausgegangen war, Theodore, Clementine und Hans Jakob aber vertraulich im Wohnzimmer beiſammen ſaßen und von allerhand redeten, trat der Lizentiat Böhling in die Stube; nach den gewöhnlichen Komplimenten ſetzte man ihm einen Stuhl neben den Hans Jakob; er ſetzte ſich und fragte mit gewöhnlicher franzöſiſcher Höflichkeit, was macht denn das Frauenzimmer da Schönes?

Clementine. Wir rüſten da unſern Bruder zu ſeiner Reiſe aus.

Böhling. Um Vergebung, wo werden denn der Herr von der Linden hinreiſen?

Clementine. Nach Utrecht auf die Univerſität.

Böhling. Was! Sie wollen noch ſtudiren?

Hans Jakob. Wills Gott! Ich will noch ſtudiren.

Der poſitive Ton, womit er dieſes ſagte, beleidigte den Lizentiaten, er hohnlächelte und fuhr fort: dazu rieth ich nun nicht, wenn ich zu rathen hätte; iſt nicht der Vater ein Kornhändler?

Theodore. Ja, Herr Lizentiat! Glauben Sie denn, daß des Vaters Kornhandel des Sohns Studiren hindere?

Böhling. Das wohl eben nicht, aber die Väter pflegen doch gemeiniglich ihren einzigen Sohn in ihren eigenen Beruf zu ſetzen, und ſo ſtellte ich mir die Sache auch mit Ihnen vor, und da däuchte es mir, daß das Studiren bei ſo reifen Jahren etwas ungewöhnlich ſey.

Hans Jakob. Ungewöhnlich mag's wohl ſeyn, Herr Lizentiat! aber eben darum möchte ich gerne ſtudiren, ich hab' nichts lieber als das Ungewöhnliche. Sehen Sie! ſo gings auch meiner Schweſter da, es iſt gar zu ungewöhnlich, daß ein Bauernmädchen einen braven Kammerrath heirathet, weil ſie aber das Ungewöhnliche liebt, ſo machte ſie, daß ſie den Vogel fing, und ſchauen Sie, Herr Lizentiat! da probier ich's jetzt gerad ſo, will verſuchen, ob ich auch ſo glücklich hinanſpringen und ſolch einen Vogel haſchen kann, wie meine Schweſter, gelt, Herr Lizentiat, das iſt eben nicht ſo ſehr zu verwerfen.

Die beiden Frauenzimmer lachten laut, Hans Jakob ſah mit ernſter Miene gegen das Fenſter,

und Böhling drillte sein seidenes Stockband und guckte vor sich nieder. Nach ein Paar Minuten stand er auf, empfahl sich und ging fort.

Clementine bewunderte in der Stille den jungen von der Linden und dachte nach, was aus ihm bei aller seiner Kraft werden könnte, denn ob sie gleichwohl einsah, daß er den Lizentiaten etwas zu deutlich und zu stark abgefertigt hatte, so freute sie sich doch in der Seele über ihn, sie fand, daß er in Gottes Welt auf dem rechten Fleck stand, und daß ein Mann aus ihm werden würde, der ein ganzes Fürstenthum zittern und auch glücklich machen könnte. Die beiden Schwestern führten ihm zu Gemüth, daß er etwas zu hart gewesen sey, und daß er sich ein andermal mehr mäßigen müßte; indessen konnten sie doch nicht aufhören zu lachen und öfters alle seine Worte zu wiederholen; ja, sie kamen endlich so weit, daß sie ihn beide küßten und umarmten und ihm die zärtlichste Liebe bezeugten. Hans Jakob empfand Himmelswonne in diesen Umarmungen, er stand ellends auf, die Thränen drangen ihm in die Augen, er ging hastig die Stube auf und ab und sagte: hm! ich sollte zu viel gesagt haben! — Nein bei Gott nicht! — Das hab' ich nicht. Der Bursche ist aus Zucker und Beutelmehl zusammengeknetet, kann keine Nässe vertragen, ein Mensch ist ein Mensch und der bin ich, wills Gott! auch einer. Ja, Bruder! versetzte Theodore, sein Vater ist aber Kanzleidirektor, er gilt viel bei dem Fürsten, es ist doch klug gehandelt, wenn wir uns die Leute nicht zu Feinden machen. Hans Jakob antwortete: wie, Schwester! du hast doch unter deiner hohen Haube nicht den Muth verloren, bist ja Dietrichs von der Linden Tochter, guck, Mädchen, es mag auch aus uns werden, was da will,

wir müssen uns auf die Zähne sehen lassen, wo's gilt, ich weiß wohl, man muß den Vornehmen aus ihren Nestern bleiben, aber hol mich Gott! in mein Nest laß ich mir auch vom Fürsten nicht kommen, oder ich beiß um mich. Dabei schützt mich Gott. Aber, versetzte Clementine, da wird Bruder Hans Jakob etwas in der Welt zu thun bekommen und seine Clementine oft in Leiden und Unglück stürzen. Hans Jakob seufzte und antwortete: ja, von dem Fleck müßt Ihr mir wegbleiben, Schwester! sonst werd ich matt, da kann ich nicht viel vertragen, helft mir, ich werde wohl lernen, Maaß und Ziel halten. Nein, erwiederte Clementine, Ihr gefallt mir so, ich verlang Euch nicht anders, als Ihr seyd.

Jetzt trat der Kammerrath herein, Theodore erzählte ihm von Wort zu Wort, was sich zugetragen hatte; Ehrenfried lachte herzlich, erinnerte aber doch seinen Schwager, sich in Acht zu nehmen.

Endlich war nun Hans Jakob bereit, zu verreisen, die beiden Frauenzimmer weinten die letzten Tage beständig, er aber weinte nicht, sondern war immerfort um seinen Schwager, um ihn in allen Stücken wegen des akademischen Lebens, wegen seinem Studiren und Einrichtung um Rath zu fragen, oft beschwerte sich Clementine gegen ihn, daß er ihr seine letzten Stunden nicht ganz widmete. Schwester! gab er ihr dann zur Antwort, alles, was ich thue, geschieht ja aus Liebe zu Euch, ich würde Euch, weiß Gott! nicht lieben, wenn ich Euch beständig da an der Seite hing und ein schiefes Maul machte. Sie fühlte nicht allein, daß er Recht hatte, sondern sie fing auch an, Ehrfurcht für ihn zu empfinden, mit Einem Worte, sie wurde gewahr, daß in ihrem Herzen die weibliche Liebe lichterloh aufzuflammen begann.

Ich muß Euch doch ſagen, nach Standesgebühr geehrte Leſer, warum ich das Wort weibliche Liebe unterſtrichen habe, dazu hab' ich höchſt wichtige Urſachen; ich wills durch ein Exempel erklären: Jungfer Martha, ein Mädchen von 36 Jahren, hat durch viele Erfahrung Vieles gelernt, Philipp, ein junger Mann von 23 Jahren, hat aber noch nicht viel erfahren, es hat ſeine Urſachen, daß er ſich in Martha verliebt, und Martha hat ihre Urſachen, daß ſie gegen das Ende ihres Mädchenſtandes nimmt, was ſie bekommen kann. Martha liebt den Philipp von Herzen und Philipp die Martha auch; hier iſt alſo die Liebe auf beiden Seiten herzliche Liebe, und doch hat dieſe Liebe ſo einen unangenehmen Nachgeſchmack, ungefähr ſo wie das Süßholz. Martha liebt, aber nicht weiblich, ſondern männlich, und Philipp liebt nicht männlich, ſondern weiblich. Jetzt will ich alles mit Einem Wort erklären: die Liebe des Frauenzimmers muß etwas Aehnliches haben mit der Empfindung einer Taube, welche zu ihrem Schlag herausguckt und vor dem ſchleichenden Iltis ſich geſchützt findet. Ihre Liebe muß mit dem Wonnegefühl gepaart gehen, jetzt hab' ich hülfloſes Geſchöpf eine Stütze in dieſem Erdenleben, ſie ſchlingt ſich um ihren Mann hinan, und das macht ihre Liebe unumſchränkt, das heißt weibliche Liebe. So konnte aber Martha nicht lieben. Eben ſo wird die männliche Liebe dadurch unendlich erhöht, wenn der Mann empfindet, wie glücklich ſeine Frau, das holde, ſchuldloſe, zarte Geſchöpf unter ſeinem Schutze iſt, er trägt und pflegt ſie; männliche Liebe iſt erbarmende, wonnevolle Liebe gegen das herrlichſte Geſchöpf Gottes; ſo konnte aber Philipp nicht lieben.

Clementine liebte bei ihrer erſten Bekanntſchaft den von der Linden nicht weiblich, ſondern männ-

lich, und da war's kein Wunder, daß ſie noch einen edlen Nachgeſchmack in dieſer Liebe fand; nun aber, da Hans Jakob anfing, ſeine Kraft zu fühlen, Clementine ihre Stütze wachſen ſahe, da ſank ſie zurück ins Mädchen-Element, wurde zärtlich, liebreizend, ſchmiegend, und nun erſt weiblich liebend, und nun befand ſie ſich wohl. Ein Mann, der die Obermacht ſeiner Frau fühlt, iſt auch bei aller ſeiner Liebe doch nicht im rechten Gleis, es fehlt ihm immer was, es iſt jeden Augenblick etwas da, das ihn roth macht. So mochte es auch ungefähr Hans Jakob gehen, und ich glaube faſt, ich kann den Zeitpunkt auf die Minute angeben, wo er erſt anfing, das Glück der männlichen Liebe zu empfinden; es war gerad dazumal, als ihm Clementine die Erinnerung gab, er ſey gegen den Lizentiaten Böhling zu heftig geweſen, er werde ſeine Clementine noch unglücklich machen, wie er dieſen Vorwurf mit Erbarmen fühlte und Mitleid bezeugte, ſie aber doch proteſtirte und ſagte: nein, er gefiel ihr gerad ſo, und ſie verlange ihn nicht anders, als er ſey. In dieſem Augenblick fühlte ſich Hans Jakob, fühlte, daß er Mann war.

An einem Montag früh ſtand Clementine auf: ſie erſchrack, als ſie erwachte, denn es war ihres Geliebten Abſchiedstag. Sie ſtand auf, kleidete ſich an und machte noch ein zierliches Souvenir, nebſt einem ſchönen Etui zurecht, welches ſie dem von der Linden zum Andenken ſchenken wollte; ſie vergoß viele Thränen und ſchickte heiße Seufzer zu Gott für den edlen Jüngling. Indem ſie nun eben im Begriff war, aus ihrer Kammer zu gehen, ſo trat die Magd herein mit einem Paket, ſie gab's ihr mit einem Kompliment vom Herrn von der Linden; Clementine erſchrack, ſank auf einen Stuhl, erbrach zitternd das Paket und fand folgenden Brief:

Herzlich geliebte Clementine!

Seit ich da bei euch gewesen bin, ist mir der Schwester- und Brudername verleidet, mag auch nicht mehr Ihr sagen, sondern: Du bist mein Herzens-Mädchen! das klingt anders, das möcht ich wohl tausendmal sagen, so herzinniglich freut mich's. Nun nimm mir nicht übel, daß ich schon fort bin, wenn du dieß lieseſt; ich dachte: warum sollen wir da zusammen uns am Hals hangen und weinen, besser, ich geh stillschweigend fort, hab's auch so mit meinem Schwager und mit meiner Schwester gemacht, nimm mir's nicht übel, Mädchen! daran hätteſt du Unrecht. Doch du bist ja verständiger als ich.

Hier schick ich dir so ein paar Kleinigkeiten, einen Trauring, ist gutes Gold und gute Steine, gerad so aufrichtig, als mein Herz. Dabei liegen dann auch ein Paar Armbänder, wo du mein Gesicht drauf sehen wirst, kannst sie aber zurücklegen, bis du mein Gesicht sehen lassen darfst, bis dahin trägst du die andern, die dabei liegen. Es kann leicht seyn, daß das Dings nicht so ganz nach deinem Kopf ist, denn ich hab niemand in Rath genommen, als ichs kaufte, ich wollte halt seh'n, ob ich selber Grütz genug dazu hätte; nun bitte ich mir aus, daß du mir sagst, ob's alles so recht und gut sey.

Nun leb wohl, goldenes Mädchen! darauf kannst du dich verlassen, daß ich dein bin, wo ich gehe und stehe, und daß ich nichts thun werde, dessen du dich zu schämen brauchst, aber sey so gut und bleib auch die Meinige, hörst du! Ich bin

Dein

P. S. Ich werde dir auch schreiben, sobald ich zu Utrecht bin.

Joh. Jak. von der Linden.

Clementinen war's doch nicht recht, daß er ſchon fort war, ſie weinte rechtſchaffen und bat Gott recht inbrünſtig, daß er den guten Jüngling in ſeinen Schutz nehmen möchte. Nun beſah ſie auch die Sachen, die er ihr geſchenkt hatte: alles gefiel ihr recht wohl, er hatte gerad nicht die neueſte Mode gewählt, aber man ſah wohl, daß er einen natürlichen guten Geſchmack hatte: alles war koſtbar und mehr ſolid als glänzend.

Nachdem ſie ſich nun allmählig in die Umſtände geſchickt hatte, ſo ſtand ſie auf und lief zu Theodoren, die auch ihr Stückchen geweint hatte, der Kammerrath aber billigte es, daß Hans Jakob ſo ſtill weggegangen war und tröſtete ſie beide; nun beſahen ſie alle ſein Geſchenk, bewunderten ſeine Art, zu handeln, und plauderten ſo lange zuſammen von ihm, bis ſie vergnügt und ruhig waren.

Nach von der Lindens Abſchiede fand ſich Böhling fleißig ein und fing nun an, ſein Geſuch beſtimmter zu entdecken; allein er wurde nach und nach höflich abgewieſen und ihm alle fernere Hoffnung benommen.

Hans Jakob reiste indeſſen ohne fernere merkwürdige Vorfälle nach Utrecht, meldete ſich bei ſeines Schwagers Vetter, dem Herrn van der Gracht, welcher ihn auf holländiſche Art, ohne viel Ceremonien, aber freundſchaftlich empfing und in ſein Haus einquartirte. Er richtete ſich in wenig Tagen ganz ein, fing an zu ſtudiren und auf dem Comtoir zu arbeiten; er ſchrieb nun an alle ſeine Freunde, beſonders an Clementinen, und erzählte ihnen umſtändlich, wie er lebte und was er machte. So verfloß ein Vierteljahr ruhig fort, ohne daß weiter etwas Merkwürdiges vorfiel.

Während dieſer Zeit kam Prinz Albert von Rheinau zu Rheinau an, er war Capitain in holländiſchen Dienſten und ein Bruder des regierenden Fürſten, er wollte ſich bis nächſtes Frühjahr daſelbſt aufhalten. Der Fürſt empfing ihn brüderlich und ſtellte allerhand Luſtbarkeiten um ſeinetwillen an, unter andern wurde auch ein maskirter Ball veranſtaltet und befohlen, daß ſich die ganze Dienerſchaft mit ſämmtlichen Frauenzimmern dabei einfinden ſollte, die Frau Kammerräthin Ehrenfried mußte alſo nebſt Clementinen auch dahin gehen; es war beiden gar nicht angenehm; denn obgleich Theodore während ihrem Eheſtand auf Antrieb ihres Mannes noch Tanzen gelernt hatte, ſo hatte ſie doch von jeher einen natürlichen Widerwillen dagegen, indeſſen mußte ſie des Fürſten Befehl gehorchen.

Der Ball wurde gewöhnlich im Schloß auf einem großen Saale gehalten: er war für dießmal ſehr glänzend und zahlreich, auch war der benachbarte Landadel dazu eingeladen. Die Fürſtin war eine Liebhaberin vom Tanzen und dieſen Abend beſonders heiter und luſtig. Während einer Ruhezeit, als ſie mit Theodoren in Geſellſchaft getanzt hatte, die ſie ſehr wohl leiden konnte, nahm ſie dieſelbe an der Hand und ging mit ihr zu den Erfriſchungen. Die Fürſtin drückte ihr die Hand, hieß ſie neben ſich ſitzen und fragte ſie ganz gnädig um alle ihre Umſtände; indem ſie ſo da ſaßen, erſchien eine Maske, mit einem ſchrecklichen Buckel und ungeheuern Naſe, dieſe forderte Theodoren auf; die Koſtbarkeiten, welche dieſe Maske an ſich hatte, ließen ſie etwas Vornehmes vermuthen, ſie konnte den Tanz nicht wohl ausſchlagen, ſie folgte alſo. Als der Tanz aus war, ſo nahm die fürchterliche Maske eine Flaſche Limonade,

ſchenkte ein und präſentirte Theodoren ein Glas, ſie nahm's mit einer Verbeugung an und ſtellte es hin, weil ſie die Fürſtin wieder anredete und zum Sitzen nöthigte; die bucklichte Maske hielt ſich indeß immer in der Nähe auf, ſo daß die Fürſtin endlich aufmerkſam auf ſie wurde. Darauf fing die Fürſtin zu Theodoren an: mein Kind, ſchenken Sie mir ein Glas Limonade ein; flugs ſprang die Maske herbei, ergriff ein Glas, ſchwenkte es in einem Winkel aus, ſchenkte es voll, ſtellte es auf einen Präſentirteller, fiel auf ein Knie und ſagte mit veränderter heißerer Stimme: Euere Durchlaucht geruhen dieſen Trunk von einem ehemaligen ſehr treuen Diener anzunehmen. Die Fürſtin nahm's an und bat ihn, die Maske wegzuthun, er verbat ſich's aber unterthänigſt und verſicherte: er werde Ihro Durchlaucht in Kurzem aufs Angenehmſte überraſchen. Die Fürſtin erſtaunte und vermuthete, es müßte einer von ihren Herrn Brüdern ſeyn, der ſie plötzlich überfallen wollte, ſie wurde darinnen beſtärkt, weil ſich die Maske im Augenblick verlor; ſie ſetzte das Glas an den Mund, und weil ſie ſehr erhitzt war, ſo ſchlürfte ſie nur einen kleinen Mund voll ein; ſie glaubte etwas Widriges zu ſchmecken, ſie erſchrack, ſtellte das Glas hin und ſagte: mein Gott! ich glaube, man hat mich vergiftet; dieß Wort drang Theodoren durch Mark und Bein; ſtill, ſtill! fuhr die Fürſtin fort, mir wird ganz übel, rufen Sie einen Bedienten; in dem Augenblick hatte ein Anderer etwas an der Fürſtin gemerkt, es gab Unruhe im Saal, der Fürſt und Prinz Albert, welche oben auf einem Sopha ſaßen, hörten ein Gemurmel von der Fürſtin, ſie erſchracken, ſprangen auf, liefen herzu und fanden ſie in einem heftigen Erbrechen, Theodore hielt ihr das Haupt und weinte

bitterlich: der Fürſt liebte ſeine Gemahlin über die Maßen, er war alſo ſo betäubt, daß er an nichts dachte; indeſſen fand ſich der Leibarzt, welcher von einer kleinen Reiſe gerad zurückgekommen war: dieſer machte nun alle nöthige Anſtalten, und gab ihr die gehörigen Mittel ein, verſicherte auch, daß es hoffentlich nichts zu ſagen haben würde. Während dem Tumult ſchlich ein Laquai heran, der verſtohlen nach der Fürſten Glas griff, um es wegzuputzen. Theodore bemerkte es; ſo wie er daher reichte und das Glas angriff, rief ſie: Ihro Durchlaucht! laſſen Sie den Kerl ſetzen! Der Fürſt ſchaute hin, aber in dem Augenblick war er ſchon gepackt: denn Ehrenfried, der auch bei der Hand war, und bei der herzlichen Betrübniß, die er als ein treuer Diener um die Fürſtin hatte, doch Seelenfreude empfand, als er ſein gutes Landmädchen an einem ſo guten Poſten ſahe, war auf ſeiner Gattin Ruf wie ein Blitz bei der Hand, damit der Kerl gepackt würde; der Fürſt befahl, man ſollte ihn aufs ſtrengſte bewachen und verwahren. Indeſſen ſpürte die Fürſtin einen ſtarken Froſt, und verlangte, man ſollte ſie zu Bette bringen; man brachte eine Sänfte, ſie ergriff Theodoren an der Hand und ſagte: liebe Kammerräthin! bleib Sie doch bei mir ſo lang ich krank bin. Theodore küßte ihr die Hand und antwortete: dieß Vertrauen Euer Durchlaucht iſt das größte Glück meines Lebens. Sie folgte alſo der Sänfte, der Fürſt zog ihr die Maske vom Geſicht und ſagte: braves Weibchen! ich will erkenntlich ſeyn; Theodore neigte ſich tief und ging.

In allem Tumult hatte man vergeſſen, nachzufragen, wer der Fürſtin zu trinken gegeben hätte; Ehrenfried, der noch immer auf dem Saale war und

Alles beobachtete, was vorging, bemerkte ein paar Leute, welche gesehen hatten, wie die bucklichte Maske der Fürstin den Trunk präsentirt hatte; er ersuchte sie, still bei der Hand zu bleiben, ging zum Kanzleidirektor Böhling, der aber gerad den Abend nicht zu genießen war, denn er hatte epps zu viel getrunken, wie er sich ausdrückte: indessen setzte man ihn doch an einen Tisch, die Räthe, welche anwesend waren, setzten sich auch, und Ehrenfried führte das Protokoll; wer nun etwas gesehen und gehört hatte, das zur Sache etwas beitragen konnte, der wurde abgehört. Sobald das geschehen war, eilte er zur Fürstin Zimmer und begehrte den Fürsten zu sprechen. Als die Fürstin im Bette hörte, daß Ehrenfried da wäre, so befahl sie, man sollte ihn herein kommen lassen; als er hereintrat, sagte sie: nicht wahr! Sie gönnen mir Ihr Weibchen, so lang ich krank bin? Er antwortete: sie ist Ihro Durchlaucht Dienerin, und ich schätze mir's für's größte Glück, daß sie die Gnade hat, Euer Durchlaucht zu gefallen. Theodore saß vor dem Bett und die Fürstin hatte ihre Hand gefaßt. Nun zeigte Ehrenfried dem Fürsten das Protokoll, auch fragte er seine Theodore ab, die nebst der Fürstin alles erzählte, was vorgegangen war; der Kammerrath setzte sich hin, schrieb alles auf und ging nun wieder in den Saal; indessen hatte der Leibarzt das Glas Limonade, aus welchem die Fürstin getrunken hatte, zu sich genommen, um zu sehen, was darinnen sey; Ehrenfried trieb ihn alsofort nebst den übrigen beiden Stadtärzten, den Versuch zu machen, um der Sache gewiß zu seyn: das geschah, und man entdeckte bald, daß Arsenik in der Mischung war. Der Fürst zitterte vor Schrecken und flehete den Arzt, sein

Beſtes zu thun, auch bat er ihn, noch erfahrne und berühmte Aerzte zu ſich zu nehmen, damit ja nichts verſäumt werden möchte. Ueber dieſen Geſchäften ging ein guter Theil der Nacht hin, Einer verlor ſich nach dem Andern; endlich ging auch Prinz Albert fort, der Fürſt aber blieb bei ſeiner Gemahlin im Zimmer, welche nun in ein hitziges Fieber verfiel und irre redete. Ehrenfried war indeſſen bei den Bedienten im Vorzimmer; ſobald aber der Fürſt gewahr wurde, daß er da war, ſo kam er ſelbſt, führte ihn hinein und ſagte: halte Er mir aus, Kammerrath! es rührt mich ſehr, daß Er's ſo treu mit mir meint, theile Er mein Leid mit mir, ſo wie mein leidender Engel dort mit Seiner Frau. Ehrenfried blieb ſtumm und küßte ſeinem Fürſten die Hand mit größtem Feuer. Ach! fuhr der betrübte Herr fort: wie ſchwinden die Vorzüge des Standes in ſolchen Fällen! wie fühlt man da die menſchliche Natur! glückſelig iſt der Fürſt, der dann Freunde hat. Ehrenfried antwortete: genug, genug, Ihro Durchlaucht! dieſe Gnade iſt zu ſchwer für mein Herz, ich halte es nicht aus, indeſſen will ich nach meinem geringen Vermögen alle meine Kräfte zu Eurer Durchlaucht Dienſten verwenden. Bei allem dem hatte der Kammerrath noch etwas auf dem Herzen, er hätte gern Nachforſchungen wegen der bucklichten Maske angeſtellt, er hielte dafür, der Böſewicht ſey vielleicht jetzt noch zu erhaſchen; dieſer Gedanke war eigentlich die Urſache, die ihn ins Vorzimmer der Fürſtin getrieben hatte, er eröffnete dem Fürſten ſeine Gedanken, und dieſer gab ihm Vollmacht, nach Gefallen zu verfahren; Ehrenfried empfahl ſich augenblicklich und ging fort.

Während dieſer Unruhe haben wir die Clemen-

tine vergessen, auch sie hatte schon früh vor der Vergiftung einen merkwürdigen Vorfall gehabt, der aber im Verfolg erst erzählt werden soll.

Die Fürstin ruhete die Nacht nicht wohl, sie schlummerte und phantasirte. Der Fürst verließ sie keinen Augenblick, er unterhielt sich mit Theodoren, und so erschien endlich der erquickende Morgen. Die hohe Kranke befand sich etwas besser, und der Arzt gab Hoffnung, daß sie vielleicht das Gift gleich abgebrochen habe, und also gar nichts zu befürchten stände. Dennoch wurden alle nur mögliche Maßregeln genommen, auch das, was etwa in dem Magen geblieben seyn könnte, unschädlich zu machen und abzuführen. Theodore war indessen immer Krankenwärterin, und sie war es gern. Ein Jeder, der das menschliche Herz auch nur nach der Oberfläche kennt, kann leicht begreifen, warum?

Jetzt muß ich die Fürstin verlassen und sehen, wo der Kammerrath geblieben ist, was Clementine für ein Abenteuer gehabt hat, und wie sich der Hof überhaupt bei der Sache verhält, denn wenn man eine Geschichte erzählt, so muß man jede Gruppe bis auf die entferntesten Gegenstände ausmalen, damit die Hauptgegenstände in vollem Glanze der Wahrheit dastehen und gehörige Wirkung thun können. Den Lesern, welchen etwa angst seyn möchte, die Fürstin sey gestorben, dient mittlerweile vorläufig zur Nachricht: daß sie an der Vergiftung nicht starb; sie können deßhalb ruhig mit mir gehen, wir werden die liebe Kranke zu seiner Zeit wieder besuchen.

Die Stadt Rheinau ist eben nicht sonderlich groß, aber ziemlich befestigt. Sie hat drei Thore; Eines geht auf den Rhein, und heißt das Rheinthor, das andere heißt das holländische Thor, und

das dritte das Oberthor oder Schloßthor. Ehrenfrieds erste Sorge war, dem wachhabenden Officier aufzutragen, daß er keine lebendige Seele hinauslassen, auch des Morgens nach Eröffnung der Thore alle Hinausgehende auf das strengste examiniren möchte; das wurde ins Werk gerichtet. Nun durchstrich der Kammerrath die Stadt und beobachtete alles auf's schärfste, wo jemand ging und stand, zugleich überlegte er, ob es nicht möglich sey, jemand auszuspähen, der die ungestaltete Maske noch irgend an einem andern Orte, als auf dem Balle gesehen, wo er also näher auf die Spur kommen möchte. Bei dieser Gelegenheit nun machte er manche Nebenentdeckung, bald jagte er hier, bald da ein Paar auseinander, die des Nachts am liebsten beisammen sind; wo er Licht sahe, da lauerte er von Weitem und Nahem und sah manch wunderlich Schauspiel, das uns aber hier nichts angeht; in der Hauptsache entdeckte er übrigens nichts. So strich er herum und gerieth endlich auch an seine Thür, er war vielleicht schon ein paarmal diese Nacht da vorbeigegangen, hatte es aber nicht bemerkt, bis jetzt, und daran war ein Umstand Schuld, den er bei dem ersten schwachen Lichte der Morgenröthe entdeckte, seine Thüre war nicht geschlossen: er erschrack von Herzen, denn er hatte Depositogelder bei sich liegen, auch sonst noch Sachen genug, für welche ihm bange war, sie möchten ihm gestohlen worden seyn, besonders da sich Diebe und Räuber gerade der Verwirrung zu bedienen pflegen, die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlich sind. Mit pochendem Herzen ging der Kammerrath in sein Haus, er schlich leise auf den Zehen, guckte überall hin, fand aber nichts in Unordnung; er ging die Treppe hinauf, und zuerst auf sein Arbeitszimmer; doch auch hier war al-

les, wie er es den vorigen Abend verlaſſen hatte. Nun erinnerte er ſich, daß er ſeine Schweſter auf dem Balle noch eine Zeitlang vor dem Tumulte nicht mehr bemerkt hatte; er lief alſo nach ihrem Zimmer und fand ſie ruhig ſchlafen. Der Morgenglanz ſtrahlte durch das Fenſter auf ihr Angeſicht, er ſtellte ſich hin und weidete ſeine Seele an dieſer ruhenden Unſchuld. Da lagen ihre Kleider, aber nicht hingeworfen, auf einander und über einander her, ſondern jedes Stück zuſammengefalten und in Ordnung, ſo als wenn ſie des Morgens früh einpacken wollte; jeder Möbel war an ſeinem Orte, was glänzen ſollte, das glänzte, was hängen mußte, das hing, und was ſeiner Natur nach liegen mußte, das lag; nichts war ſchmutzig, nichts zerriſſen, ſondern alles in der ſchönſten Ordnung; ſie ſelbſt aber lag da, das Deckbett über die Bruſt unter jeden Arm geſpannt, ihr Anzug war ſchneeweißer Barchent, mit roſenfarbenen Schlüpfen; ein blaßrother, ſeidener Schleier feſt um den Hals, und hin und wieder mit Nadeln befeſtiget, verdeckte ihre Bruſt; ihre Haare hingen nicht verworren hervor, ſondern ſie waren glatt aufgekämmt, und mit einem bleichrothen Bande war die Schlafhaube umſtrickt; ſo lag ſie da, die Arme über das Deckbett ausgeſtreckt, und der Odem ging ſanft und langſam aus und ein und bewegte eine Pflaumfeder, die ſich durch den zizenen Ueberzug durchgearbeitet hatte. Ehrenfried ſtand gegenüber, ein heiliger Schauer durchdrang ihn, er vergaß eine Weile Vergiftung, Ausſpähen, Gefahren, Hoffnung und alles, was in ſeiner Seele arbeitete. Welch ein Engel iſt ein ſolches Frauenzimmer? dachte er bei ſich ſelbſt, und welch ein Teufel muß der ſeyn, der ein ſolches Heiligthum entweihen kann, ja der nur von Weitem daran denken kann,

auf Unkosten eines solchen Meisterstückes des Schöpfers sich lustig zu machen? — Jetzt stellte er eine strenge Prüfung über sich selbst an, er durchdachte alle seine durchlebten Jahre, und fand sein Herz oft am Rande des Sturzes, ohne doch jemals einen Sturz gethan zu haben. Innig demüthigte er sich vor Gott wegen seiner Schwäche, und innig dankte er ihm, daß er dem Frauenzimmer das furchtbare Siegel der Scham an die Stirne gedrückt habe, damit es nicht Jeder tödten möchte, der es fände: denn er entdeckte jetzt erst, daß ihn fast allemal dieß Siegel zurückgescheucht habe, wenn Vernunft und Religion der Macht der Lüste hatten weichen müssen. Ja aber, fiel ihm ein: ein Mädchen, das dieß Siegel von der Stirn wegwischt? — Geschieht ihr nicht recht, daß sie dann zum zertretenen Weg wird? — Nein! durchdrang ihn die starke Stimme der innern Ueberzeugung; nein! dann breite der Mann seinen Mantel über sie aus und schütze sie gegen den Sturm des Verheerers, er sey ein Cherub mit dem Flammenschwert, und Gott wird ihn einen Engel seyn und bleiben lassen! Ein Mann, der das feinste Weibsbild mißbraucht, ist nicht ein Haar besser, als ein Räuber, der in eine wehrlose Stadt bricht und Greise und Säuglinge mordet!

Darf Stilling ein Wort dazu sagen? Mich dünkt ja, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ein solcher Wollüstling einem Gewitter, mit lauter Blitzen geladen, gegenüber stehen wird, zur Seiten zittert der arme Wurm, mit dem er seine Lust büßte; zur Rechten steht der furchtbare Engel des Todes, und um ihn her ein Heer ungeborner Kinderseelen, alle laut über ihn klagend: dieser greuliche Wütherich sey schuld, daß sie nie geboren worden, daß sie nie ein Leben wirksam zum Dienste Gottes und der Menschen hät-

ten führen können, und alſo im unnützen Beſtreben nach dem Werden verſchmachten müßten, dann wird die arme verlaſſene Seele zur Linken alle Blitze zur Rache gegen ihren Verführer aufrufen, und ihr Ruf wird erhöret werden.

Als nun Ehrenfried ſo da ſtand, ſeine Schweſter ſegnete und von ihr zu ſeiner ehrwürdigen Mutter in Gedanken hinaufſtieg, die doch eigentlich durch ihre Erziehung den Engel gebildet hatte, ſo überkam ihn ein Huſten; Clementine fuhr in Schrecken auf, daß ſie zitterte; nun ſah ſie ihren Bruder, lächelte, legte ſich wieder, kehrte ſich gegen ihn und ſagte: Bruder! was bringſt du ſo früh? Der Kammerrath nahm einen Stuhl, ſetzte ſich und fing nun an zu erzählen, was dieſe Nacht alles paſſirt war. Clementine fuhr bald zuſammen, bald verwunderte ſie ſich, bald trat ihr eine Thräne in die Augen, wie es dann zu geſchehen pflegt, wenn man einer theilnehmenden Seele Sachen von Wichtigkeit vorträgt; endlich kam er auf ſeine Bemühungen, den gräulichen Thäter ausfindig zu machen; Clementine hörte ihm aufmerkſam zu, ſie lag eine Weile in tiefen Gedanken; endlich fuhr ſie auf, wie von einem blitzenden Gedanken gerühret, der einem durch Mark und Bein dringt. — Mein Gott! rief ſie, da fährt mir ein Gedanke durch die Seele, Bruder! ich muß dir etwas ſagen: haſt du den italieniſchen Bauern bemerkt?

Ehrenfried. Freilich! — war das nicht Böhling?

Clementine. Ja, der war's; nun höre, was mir paſſirt iſt: er war äußerſt zudringlich gegen mich, jeden Augenblick forderte er mich zum Tanze auf, ſo daß man ſchon anfing, uns zu bemerken; ich entſchloß

mich daher, keinen Tanz mehr zu thun und schützte eine Unpäßlichkeit vor; ich setzte mich also hin und dachte darauf, wie ich mit guter Manier wegkommen könnte; indessen entdeckte ich eine geheimnißvolle Bewegung, oft schlich Böhling hinaus, guckte oft nach der Thür, wenn dann ein gewisser Lakai zum Vorschein kam, so schlupfte er zu ihm, lispelte ihm in's Ohr; dann schaute der Lakai ernst umher, als ob er fürchtete, belauscht zu werden. Das Geschäft, welches sie unter sich betrieben, schien kein Spaß zu seyn, denn alles kam mir so wichtig vor; indessen bekümmerte ich mich nicht weiter darum, ich dachte nur darauf, mich wegzuschleichen; dieß gelang mir auch, wie ich glaubte; eine gewisse Angst trieb mich fort, und mein Herz dachte nicht daran, daß Böhling ein so scharfes Aug auf mich haben würde; weil es nun sehr finster war, scheute ich mich nicht, maskirt über die Straße zu gehen. Ich war schon beinahe auf der Hälfte des Weges, als ich Jemand hörte schnell hinter mir kommen, ich schritt stärker, aber ich wurde eingeholt; es war Böhling, der meinen Arm ergriff, mir die Hand küßte und mich begleitete; ich ließ das, wiewohl ungern, geschehen; als wir an unserer Thüre waren, so erwartete ich, er würde nun umkehren, allein er trat mit herein, riß mir die Larve vom Gesicht, griff mich in die Arme und wollte mich küssen; ich drehte mich ihm mit Gewalt aus den Armen, stieß ihn mit der Linken zurück und mit der Rechten zog ich einen so derben Streich über das Gesicht, daß er forttaumelte; nun flog ich die Treppe hinauf und legte mich schlafen. Jetzt vermuthe ich fast, daß er in dieser Sache verdächtig ist.

Ehrenfried war blaß von Entsetzen. Schwester! fragte er, kannst du mir sagen, wer der Lakai war?

Ja, antwortete ſie; es iſt der, den der Prinz verwichenen Herbſt dem Fürſten geſchickt hat.

Das war nun gerade derjenige, der unvorſichtig genug war, das Glas wegputzen zu wollen, worüber ihn Theodore ertappte und Ehrenfried alſofort ſetzen ließ; jetzt war es dem Kammerrathe ſehr wahrſcheinlich, daß eine geheime Kabale bei Hofe wirkſam ſey, in welche ſich der junge Böhling habe einflechten laſſen; hier ſahe er nun das Ende dieſer Kette der ſchwärzeſten Bosheit, er ſchaute in Gedanken die Glieder hinauf, und vermuthete das andere Ende an einem Orte zu finden, wo er nicht einmal hinblicken, geſchweige unterſuchen durfte. Er erkundigte ſich ferner, ob ſeine Schweſter keine Anſtalten zu der bucklichten Maske bemerkt habe? Sie beſann ſich, konnte ſich aber nichts erinnern. Indeſſen war das alles unnöthig, denn die ganze Sache nahm für dießmal ein ſchleuniges Ende. Ehrenfried hatte beim Hereintreten in ſein Haus die Hausthüre verſchloſſen, er hörte ſchellen, er lief heraus und ſchaute durch das Fenſter: da ſahe er den Kanzleirath Thiele vor der Thüre ſtehen; er ſprang herab, machte auf und führte ihn herein in das Anſprachzimmer. Erſtaunen, Schrecken, Verwunderung und alles, was nur ſchreckliche Leidenſchaften ausdrücken kann, war auf ſeinem Geſichte gemalt, ſo daß Ehrenfried gerade das Allerſchlimmſte vermuthete. Herr Rath! rief er, iſt ſie todt? Nein, antwortete Thiele, ſie iſt nicht todt, ſie lebt, und, Gott ſey Dank! der Doktor ſagt, ſie habe keine Gefahr. Nun war es dem Kammerrathe wieder wohl: denn alles Uebrige ſchien ihm außerdem jetzt eine Kleinigkeit zu ſeyn.

Nun ſetzten ſich beide, und der Kanzleirath fuhr fort: nein, Gott Lob! ſie lebt, aber ich bringe Ihnen

doch erſtaunliche Neuigkeiten, wornach einem Hören und Sehen vergehen möchte. Dieſen Morgen, als Sie vom Fürſten weggegangen waren, vermuthete ich gleich, was Sie im Schilde führten. Ha! dachte ich, du darfſt da auch nicht müßig ſitzen: denn ich ſtrich als noch immer im Schloſſe herum, theils, um zu hören, was die Fürſtin mache, vornehmlich aber, um zu ſpioniren, ob man nicht von Weitem ein Fünkelchen Licht in der verworrenen Sache entdecken könnte. Endlich fiel es mir heiß auf das Herz, man dürfe doch wohl hier nichts verſäumen, man ſollte den gefangenen Lakaien im erſten Taumel, in der erſten Verwirrung abhören, ehe er ſich auf künſtliche Antworten beſinnen könne, und dann dacht ich, wenn man ihn zum Geſtändniſſe brächte, ſo könnte man vielleicht den ausgeflogenen Vogel noch erhaſchen. Ich lief alſo gleich zum Kanzleidirektor und ſchellte an der Thür, polterte und raſete, bis ſich endlich Jemand fand, der mir aufmachte; nun ließ ich den Herrn wecken; allein da war kein Fortkommen, dem that es ſo weh, daß man ihn in ſeinem Schlafe ſtörte, ſo daß der tiefſte Aerger aus ſeinen halb offenen Augen hervorblinzelte; indeſſen war ihm doch die Sache zu gefährlich, liegen zu bleiben: er kleidete ſich alſo an, zog einen weißen und einen ſchwarzen Strumpf an, warf einen Ueberrock um ſich, behielt aber die Schlafkappe auf, denn die Perücke mit den zween Zipfeln vergaß er. Ich lief ſchon früher fort, um noch die Andern, nebſt dem Secretair zu wecken; endlich kamen wir denn zuſammen. Das Kollegium ſah gar wunderlich aus, denn die zween Juſtizräthe hatten Schlafröcke an, der eine Kanzleirath kam im Mantel, und ich war noch vom Ball angezogen: wir ſetzten uns, und da der Direktor nicht zur Sprache zu bringen

war, ſo ſchlug ich vor, man ſollte dem Lakaien völlige Gnade verſprechen, wenn er alles frei und offen bekennen würde, ausgenommen, wenn er ſelbſten die Limonade vergiftet hätte. Dies wurde einhellig beſchloſſen, und nun der Lakai vorgeführt. Man ſah ihm an, daß er Willens war, ſtreng zu läugnen; ich fing gar ſanft mit ihm zu reden an und ſagte ihm, man habe ſchon ſichern Verdacht auf ihn, ſo daß ihm alles Läugnen nicht mehr helfen würde; daher ſollte er nur frei alles ſagen, was er wüßte: denn dieß ſey das einzige Mittel, wodurch er nicht nur ſein Leben retten, ſondern ſogar ungeſtraft davon kommen könne.

Der Kerl ſchien darüber gerührt zu ſeyn. Er fiel auf ſeine Knie und dankte uns demüthig für die Gnade. Aber, fuhr er weiter fort, iſt es denn auch gewiß, daß mir nichts geſchehen ſoll, wenn ich alles ſage, was ich weiß? — Freilich darf ich ſo nicht reden; denn ich bin ohnehin ſchuldig, Alles zu ſagen; aber weil die Herren doch ſo gnädig mit mir verfahren, ſo will ich ſie doch auf den Knien gebeten haben, verſchonen Sie meiner um meiner braven Eltern und Geſchwiſter willen, ich will auch alles ſagen. Wir wollen ihm Wort halten, antwortete der Juſtizrath Gold, nur in dem Falle können wir es nicht, wenn er ſelbſt die Limonade vergiftet hat. —

Jetzt ſpitzen Sie die Ohren, Herr Kammerrath, denn ſie werden Ihnen gellen. — Er antwortete: ich habe die Limonade nicht vergiftet, aber ich wußte, daß es geſchehen würde, ich habe das Pulver dem Lizentiat Böhling gebracht, und der hat es gemiſcht.

Jetzt hatte das ganze Verhör ein Ende; denn der Zuſtand, in welchen der Direktor bei dieſen Donnerworten gerieth, beſchäftigte uns ſo, daß wir den Gefangenen wieder wegführen laſſen mußten. Der gute

Alte riß ſich in den Haaren, ſchrie laut, dann ſank er wieder halb betäubt hin; während der Zeit hatte doch Einer von uns die Vorſicht gebraucht, die Wache zu beſtellen, um des Direktors Haus damit zu beſetzen; indeſſen kamen wir mit der Sänfte, worin der arme Mann nach Hauſe getragen wurde. Er bekümmerte ſich jetzt um die Wache nicht, ich glaube nicht einmal, daß er ſie bemerkt hat; indeſſen gingen wir alle mit ihm und verſiegelten ſeines Sohnes Zimmer. Welch ein Jammer und Wehklagen in dem Hauſe entſtand, davon mag ich nichts ſagen; der Lizentiat aber war fort, und niemand weiß wohin. Jetzt gingen wir auseinander, und ſo wie ich daher zu Ihnen gehe, ſo jagt Prinz Albert mit allen Sechſen zum holländiſchen Thor hinaus. Riechen Sie jetzt Lunten, Herr Kammerrath? Ja, die habe ich ſchon ehe gerochen, antwortete Ehrenfried: denn dieſen Morgen hat mir meine Schweſter ihre Ballgeſchichte erzählet, und da bin ich auf Spuren gekommen (hier erzählte er alles, was er von Clementine gehört hatte) und ſetzte noch hinzu: Sie wiſſen, daß der Lizentiat oft in mein Haus kam, da hat er es gar herrlich wiſſen an den Mann zu bringen, wie hoch er bei Prinz Albert angeſchrieben ſtehe. Aber das iſt mir ein Räthſel, was Albert beim Tode der Fürſtin für einen Profit ſucht? Thiele wußte das auch nicht zu errathen; indeſſen hoffte er, es würde ſich noch aufklären.

Nun hatte der Kanzleirath noch etwas auf dem Herzen, daher fing er an: Herr Kammerrath! darf ich Ihnen eine nützliche Erinnerung geben? Sie wiſſen, ich bin Ihr Freund, bin länger bei Hofe geweſen, als Sie, und kenne die Schliche. Ehrenfried hatte wohl bemerkt, daß ihm Thiele immer freund-

lich begegnet war, allein er hatte noch keine Proben von einer wahren Freundschaft, denn so viel Empfindung hatte er doch von der Hofluft, daß die Freundlichsten oft die Gefährlichsten sind; daher antwortete er: Herr Kanzleirath! Ihre Erinnerung soll mir sehr angenehm seyn: denn ich bin freilich noch sehr wenig an Höfen gewesen, und habe also sehr wenige Kenntnisse von dem Betragen eines rechtschaffenen Mannes am Hofe.

Thiele antwortete: nun so will ich Ihnen denn im Vertrauen sagen, daß Ihr Betragen bei der Begebenheit auf dem Balle diese Nacht Ihnen alle Hofleute feind und neidisch gemacht haben.

Ehrenfried erstaunte, besann sich und sagte: das kann wohl seyn, ich muß gestehen, ich war zudringlich, nahm mich der Sache zu sehr an, mehr als mich's anging, griff Andern ins Amt; aber auf einer Seite war denn doch meine tiefste Hochachtung gegen die Fürstin so bei mir zur Leidenschaft geworden, daß es mir gerade war, als wenn ich alles allein thun müßte; und hernach war mir die Gnade, die meiner Frau ganz ohne ihr Suchen widerfuhr, so angenehm, daß ich aus dieser Ursache nicht recht wußte, was ich that. Allein, liebster Herr Kanzleirath! was soll man denn machen? Hätten meine Frau und ich den Lakaien nicht bemerkt, was wäre denn daraus geworden, die Sache wäre nicht herausgekommen, man hätte den schrecklichen Versuch mit mehr Behutsamkeit wiederholt, und bedenken Sie die Folgen.

Ganz richtig, versetzte Thiele, Sie konnten alles thun, was Sie gethan haben, ohne so zudringlich zu scheinen; Jedem las man es auf der Stirne, daß er dachte, der Ehrenfried ist ein wahrer Suppenverdiener, und damit kocht schon Verrath, Gift und Galle in der Seele des Hofmannes; denn jetzt denkt

ein Jeder und glaubt es schon gewiß zu wissen, daß Sie in höhere Stellen sich hinaufzuschwingen gedenken. Sie waren so vollkommen glücklich, von dem Fürsten bemerkt zu werden, daß Sie jetzt nur wählen können, was Sie werden wollen, und Sie sind es. Z. B. der alte Böhling hat Feierabend, denn der wird gewiß seine Stelle niederlegen wollen und müssen; Sie haben nur ein Wort zu verwenden nöthig, so sind Sie Kanzleidirektor, und wenn noch zehn ältere Räthe da wären. Ihre Frau Gemahlin darf nur die Fürstin darum ansprechen, so brauchen Sie nicht einmal zu scheinen, als wenn Sie es gerne werden wollten.

Ehrenfried antwortete: davor wird mich aber der Himmel behüten, so etwas zu beginnen.

Thiele fragte: warum wollen Sie nicht? der Kammerrath erwiederte: darum nicht, weil noch viel verdientere Männer da sind, als ich.

Thiele. Wenn es Ihnen aber ohne Ihre Bemühung angeboten würde.

Ehrenfried. So würde ich mich sehr dafür bedanken und es ganz gewiß nicht annehmen.

Thiele. Steht das so in Ihrer Seele geschrieben, wie Sie da reden?

Ehrenfried. Ja ganz gewiß, warum fragen der Herr Kanzleirath so dringend?

Thiele. Jetzt will ich es Ihnen sagen, Sie sind ein rechtschaffener Mann, Sie verdienen Präsident, ja Sie verdienen Minister bei einem noch größern Fürsten zu werden. Ihre Pflicht ist es auch, zu werden, was Sie können: aber nur auf dem Wege der Menschenliebe und Tugend, nicht aus Ehrgeiz und auf Unkosten anderer auch braver Leute. Gesetzt, Sie würden jetzt Kanzleidirektor, so wären Sie es gewiß

nicht lange, man würde Sie noch viel tiefer ſtürzen, als Sie geſtiegen ſind: denn man wüßte, Sie wollten es werden, wollten andern vorlaufen, und ſuchten ſich nur über Andere zu erheben, und das gebieret am Hofe tödtlichen Haß. Wenn Sie aber Ihrem jetzigen Berufe, den Ihnen ein Jeder gönnet, recht getreu ſind, ſo werden Sie nach und nach Ihre wahren Verdienſte erheben, und Sie werden ein großer Mann werden. Nun muß ich Sie noch um etwas erſuchen, und Sie müſſen mir verſprechen, daß Sie es thun wollen.

Ehrenfried. Ich bin Ihnen zu allen Dienſten verbunden.

Thiele. Der Juſtizrath Schwalbenau verdient das Amt in allem Betrachte, er war immer das laſtbare Thier, dem man alle Commiſſionen auftrug und der dem Rheinauiſchen Hauſe die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat; Jeder weiß das, auch ſelbſt der Fürſt, und dennoch bezahlt man ihn nur, aber man belohnt ihn nicht; man haßt ihn zwar nicht, aber man liebt ihn doch auch nicht, und das rühret daher: er erſcheint ſehr ſelten am Hofe, und wenn es einmal geſchiehet, ſo bleibet doch ſein arbeitſamer Geiſt zu Hauſe, er iſt immer zerſtreuet, bemühet ſich nie, Jemanden zu gefallen, auch ſelbſt dem Fürſten nicht, beleidiget aber auch Niemand. Sie ſollten ihn nur einmal beobachten, wenn er in Geſellſchaft des Fürſten iſt, das iſt oft zum Todtlachen; der Fürſt neckt ihn auf eine edle gutmüthige Weiſe, Schwalbenau verſteht nun gar keinen Spaß, und ſchleicht ſtill fort, ſo wird er überall vergeſſen. Nun wünſchte ich, daß dieſer Mann Kanzleidirektor würde, aber dazu muß Hand an das Werk gelegt werden, denn von ſelbſt kommt der Fürſt nicht darauf, daher erſuche ich Sie,

liebſter Herr Kammerrath! jetzo, da ſie bei dem Fürſten Etwas vermögen, helfen Sie dazu, daß er es wird, denn der Mann hat auch viele Kinder und wenig Einkommen, es iſt alſo ein Werk der Barmherzigkeit, und Sie werden ſich bei dem ganzen Hofe wieder außer Verdacht ſetzen, wozu Sie Anlaß, und zwar gegründeten Anlaß gegeben haben.

Ehrenfried erkannte von ganzem Herzen die Treue des Herrn Thiele, er dankte ihm dafür, verſprach ihm aufs genaueſte zu folgen, und Beide ſchloßen dieſen Morgen einen genauern Freundſchaftsbund zuſammen.

Jetzt finden wir den Herrn Kammerrath Ehrenfried in einer glücklichen und hoffnungsvollen Lage. Er und ſeine Gattin bedienten ſich der Gnade des Hochfürſtlichen Paares, wie man ſich einer ſtark wirkenden und ſtärkenden Arznei bedienet, ſparſam und zu rechter Zeit, damit ſie ihrer deſto länger genießen könnten; ſie ſchlugen jede Beförderung aus, und befeſtigten ſich ſolchergeſtalt auf alle Weiſe in der Gnade des Fürſten und in der Liebe und Hochachtung des Hofes.

Während der Zeit, daß dieſe Geſchichte zu Rheinau vorging, war die menſchliche Natur auch auf dem Blumenhofe nicht müßig; ſie ſpielte da ihre gewohnten Rollen eben ſo gut, als am Hofe.

Ehrenfried und Theodore entſchloßen ſich, nach dieſem ihrem Landgute zu fahren, denn die Fürſtin war jetzt vollkommen wieder hergeſtellt. Sie kamen gegen eilf Uhr daſelbſt an, und fanden den alten Oſterfeld in ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen; das iſt: er ſaß am Tiſche zwiſchen Büchern. Den Dietrich von der Linden ſahen ſie nicht; ſie fragten alſo gleich: wo iſt der Vater? Oſterfeld

lächelte und antwortete, indem er aufstand und durchs Fenster guckte: er wird wohl nicht weit seyn, ich denke, er meditirt, denn er hat jetzt sehr viel Bedenken. Die Beiden wurden neugierig, setzten sich und verlangten zu wissen, was es bedeute, daß er so geheimnißvoll antwortete. Osterfeld erwiederte: ich hab' es wohl gedacht, es ist etwas Besonders um den Menschen; jetzt, glaub ich, würden wir keiner List bedürfen, wenn ein Kammerrath seine Tochter frei und öffentlich verlangte. Indem sich Beide ansahen und verwunderten, so trat Dietrich zur Thüre herein; er hatte einen damastenen Schlafrock an, mit dunkelblauem Grunde und hellblauen Blumen, eine weiße baumwollene Kappe auf, und sein rundes halbgraues Haar war schön und zierlich geschnitten und gekämmet; jetzt war er ein schöner Mann. Daß sich sein Schwiegersohn und seine Tochter nicht auf den Kopf stellten, das war ein Wunder, denn es kam ihnen vor, als wenn sich die ganze Welt nun umgedreht hätte. Sogar versuchte Dietrich ein Kompliment, und er empfing seine Kinder fast neumodisch. Der gute Alte merkte, daß sie sich verwunderten; ja, sagte er: ich muß mich jetzt ein wenig anders aufführen, nachdem ich einen Kammerrath zum Schwiegersohne habe, denn ich mag doch nicht haben, daß ihr euch meiner schämt, dazu wird ja auch mein Sohn ein Herr, und da muß doch Alles seinen Gang gehen. Die Kinder billigten sein Betragen, vermutheten aber, es müßte noch etwas Anders dahinter stecken, sie suchten daher Gelegenheit, mit Osterfeld allein zu reden, der ihnen dann Alles umständlich entdeckte. Die Sache verhielt sich folgendergestalt:

Etwa eine Stunde vom Blumenhofe war ein Kirchdorf Namens Sonnenberg, daselbst wohnte

eine verwittibte Frau Pfarrerin nebst ihrer einzigen Tochter; sie schrieb sich Stoßin, ein Weib, wie es viele gibt, deren Seele immer beschäftiget seyn muß, es mag auch kosten, was es will. Sie hatte ein kleines Kapitälchen, von dessen Interessen, nebst einem kleinen Wittwengehalt, sie sich mit genauer Noth durchbrachten. Ihr seliger Mann hatte mit dem alten Osterfeld studirt und beständige Freundschaft mit ihm gehalten, das wußte die gute Frau; als sie nun hörte, daß sich dieser Freund auf dem Blumenhof aufhielt, so ging sie zuweilen hin, um ihn zu besuchen: dies geschah nun auch wieder vor etlichen Wochen; es ist der Mühe werth, daß ich diesen Besuch umständlich beschreibe.

Die Frau Stoßin hatte gehört, daß der reiche Dietrich von der Linden Wittwer sey und nun auf dem Blumenhofe wohne; es fuhr ihr ein warmer Gedanken durch die Seele, sie fühlte sich dadurch in allen Gliedern gestärkt, und fand nun in dem Augenblicke, daß sie noch jung und stark genug sey, wieder zu heirathen, sie war nur 45 Jahr alt und ihre Tochter 24. Nichts däuchte ihr bequemer zu seyn, als wenn sie den Dietrich heirathete, sie kannte ihn von Person, er war sehr reich, hatte einen braven Sohn, dem sie dann ihre Tochter zuzuschanzen gedachte, und damit wären sie ja Beide vortrefflich versorgt. Alsofort hielt sie den Gedanken für eine göttliche Eingebung. Karolinel fing sie im Muttertone an: rüste dich, wir müssen diesen Nachmittag noch einmal den alten Osterfeld besuchen, und meine Mutterplage läßt auch ganz nach. Karolinen war es so ganz recht: denn ob sie gleich dort wenig Nahrung für ihre Seele fand, so kam sie doch heraus in die freie Luft, und das war ihr schon genug. Kurz,

die Mutter zog sich schön und nett, doch sehr ehrbar an, so, wie sie glaubte, einen gesunden sechszigjährigen Mann locken zu können. Die Tochter aber, wie sie in solchen Fällen gewohnt war; in ihrer Seele lag noch nichts weiter, als der allgemeine Grundtrieb, dermaleins eine ehrliche Frau zu werden. Netze warf sie noch nicht aus, denn sie sahe noch keine Fische.

So wanderten beide gute Seelen zu Fuß nach dem Blumenhofe, und kamen Nachmittag um 2 Uhr daselbst an; sie wurden höflich empfangen und Anstalten zum Kaffee gemacht. Dietrich, der sich wenig im Hause aufhielt, sondern gewöhnlich auf dem Felde herumstrich, kam endlich auch. Um aber die Wirkungen dieser Zusammenkunft mit allen ihren Ursachen recht einsehen zu können, damit man nicht ohne Noth auf ein Wunderwerk verfalle, muß ich auch sagen, was in Dietrichs Seele vorging. So lang seine gute Eva lebte, ging Alles seinen Gang ohne Beschwerlichkeit fort, nachdem sie aber todt war, so fand sich nach und nach ein Etwas in dem innersten Winkel seines Herzens, das er weder in seinem ledigen Stande, noch nachher, folglich niemals, gewahr geworden war. Seine Seele blinzelte zuweilen seitwärts nach dem Etwas hin, wandte aber den Blick sogleich wieder weg und ward roth; denn die Seelen können auch geistlich roth werden, und das ist noch immer ein gutes Zeichen; denn es bedeutet, daß der Herr Registrator Gewissen noch in guter Aktivität ist. Dem Allem ungeachtet fand Dietrichs Seele doch für gut, dieß Etwas unter einem strengen Incognito wirken zu lassen. Das war also die entfernte Ursache seiner großen Veränderung; die verschiedenen Larven und Farben, unter welchen sich diese Ursache dem Publikum darstellte, zeigt die Geschichte

selber. Kurz, Dietrich fing an zu glauben, es sey nothwendig, daß er wieder heirathete, er sey ja nur erst 60 Jahr alt, sein Vater habe 75 Jahre gelebet, sein Großvater 80, und sein Urgroßvater sogar 90, und es sey gar wohl möglich und kein Wunder, wenn auch er 90 Jahr alt würde, denn das sey ja schon mehr geschehen, und da könne er ja noch wohl heirathen, Kinder zeugen und Enkel von ihnen erleben. Wenn er dann so dachte, so probirte er es im Hofe, ging geschwind, sprang über den Zaun und fand, daß er seit 40 Jahren fast nichts an Kräften verloren habe. Ausgemacht war es also, daß er wieder heirathen wollte; nun waren aber noch zween Posten zu bedenken. Der erste betraf seine Kinder, besonders scheute er den Kammerrath: denn er vermuthete doch noch immer, daß er seine Tochter mehrentheils um seines Geldes willen genommen habe. Da nun die Summe in mehrere Theile getheilt werden würde, denn er sah schon im Geiste ein Häufchen Kinder um sich her laufen: so konnte er sich nichts anders vorstellen, als daß Ehrenfried eine saure Miene machen und es Theodoren entgelten lassen würde; um seine beiden Kinder bekümmerte er sich weniger. Allein nach und nach überwand er auch diese Schwierigkeit, denn er fühlte seine Vaterwürde und die Pflicht seiner Kinder, und darnach dachte er auch, sie sollen sich wohl nach und nach zufrieden geben, wenn einmal Alles wieder seinen Gang geht. Aber der zweite Punkt war eine härtere Nuß für seine alten Zähne; die Frage war nämlich: wo find' ich eine Frau, die sich für mich schickt? Da hatte er nun bald hieher, bald dort hinaus gedacht, und nirgends fand er Etwas, das ihm recht war, oder da er sich's zu wagen getraute. Jetzt fühlte er recht tief in seiner Seele,

daß ein altfränkischer Geck sey, alle Wahrheiten, die man ihm sonst darwider gesagt hatte und die er nie glauben und begreifen können, wurden ihm nun zur hellen anschauenden Erkenntniß, und er ärgerte sich recht über sein Betragen bei der Heirath seiner Tochter: denn er fand jetzt, daß sie recht wohl und nach seinem Geschmacke verheirathet war; er nahm sich also vor, von nun an alle Gelegenheiten zu bemerken und keine entwischen zu lassen.

Nun fand also Dietrich nothwendig, sich etwas modischer zu betragen. Osterfeld, der Menschenkenner, merkte schon an seinem Odem jenes Etwas, das in der Seele brütete, er nahm daher die Klugheit zur Hand, deren sich der Vernünftige in solchen Fällen bedient, das ist: er ließ sich nichts merken, und lebte ihm doch zu Gefallen, so daß in Dietrichs Seele nicht der ferneste Gedanken kommen konnte, man merke Etwas an ihm. Als er daher dem Osterfeld vortrug, es beginne ihm doch nach und nach einzuleuchten, daß seine bisherige Lebensart anstößig gewesen sey, und er wolle sich modischer kleiden, er möchte ihm doch mit Rath und That beistehen, damit er sich nicht lächerlich mache; so blieb Osterfeld ganz treuherzig und zeichnete ihm genau den Mittelweg aus, der sich für ihn am besten schicken würde. So weit war schon Dietrich in der Aufklärung und Verfeinerung vorgerückt, als die Frau Pfarrerin Stoßin mit ihrer Tochter den Besuch ablegte, von dem ich jetzt reden will.

Er trat in die Stube und stutzte, die beiden Frauenzimmer da zu sehen. Frau Stoßin stand auf, lächelte ihn freundlich an und machte ihm nach ihrer Art ein Kompliment, ihre Tochter that's auch, und Osterfeld erklärte ihm mittlerweile, daß diese Freun-

bin eine Frau Wittib Stoßin, die Pfarrerin von Sonnenberg, nebst ihrer Tochter sey. Dietrich hatte sich ehender in ordentliche Kleider stecken, als einen guten Umgang lernen können; doch leitete ihn Osterfeld auch darin so, daß er, ohne lächerlich zu werden, nach und nach nicht mehr auffallend war. Es ist nicht zu sagen, wie der Alte jetzt so behaltsam und so fähig zum Lernen war.

Dietrich mochte wohl allerhand denken, ob er gleich nichts sagte. Die Pfarrerin dachte auch allerhand, nur kam's noch drauf an, wie sie's geziemend an den Mann brächte, ohne sich bloszugeben, und doch eine gute Wirkung hervorzubringen. Als daher der Kaffee aufgetragen war, so fing Frau Stoßin an: der Herr von der Linden werden wohl hier auf Besuch seyn?

Dietrich. Nein, Frau Pfarrerin! ich wohne jetzt immer hier.

Fr. Stoßin. Mit der Frau Liebsten?

Dietrich. Meine Frau ist todt.

Fr. Stoßin. Behüt der Himmel! was! — Ihre Frau Liebste todt?

Dietrich. Ja, Frau Pfarrerin! es geht Alles seinen Gang, sie ist gestorben.

Fr. Stoßin. Nun da dauern Sie mich doch von Herzen. Ach lieber Vater! ich weiß, wie's einem in den Umständen zu Muth ist! so einsam, ohne Rath und Trost.

Dietrich. Ja, was soll man machen, man muß zufrieden seyn, es geht Alles seinen Gang.

Fr. Stoßin. Ja wohl, lieber Vater! Ach ja! aber Sie sind noch ein Mann recht in ihrem Besten. Haben Sie denn keine Haushaltung mehr?

Dietrich. Nein! ich habe meine Haushaltung aufgegeben.

Fr. Stoßin. Ei! Herr von der Linden! das hätt' ich doch nicht gethan; Sie können ja heirathen, wo Sie wollen, nur eine Hand in den Haufen gesteckt, an jedem Finger bleibt Ihnen eine Frau hängen.

Dietrich lachte. Meynen Sie, Frau Pfarrerin? —

Fr. Stoßin. Ei, ganz gewiß. Herr jeh! die müßte ja ihre fünf Sinne nicht mehr beisammen haben, die eine solche Partie ausschlüge.

Dietrich. Ja, ich bin aber doch schon ein alter Kerl.

Fr. Stoßin. Pfui, Herr von der Linden! solch ein flinker Mann! Was gilts, Sie werden noch nicht weit über 65 Jahr seyn?

Dietrich. Behüte! ich bin erst sechszig Jahr alt.

Fr. Stoßin. Was: — erst sechszig? — Du lieber Vater! — das ist ja kein Alter. Doch es schickt sich nicht (schmunzelnd), daß ich als eine Wittwe so mit Ihnen spreche; vergeben Sie mirs, ich vergaß mich in der That. Sie könnten einen Verdacht bekommen, als wenn ich Etwas mit dem Gespräche gemeynt hätte; wir wollen von Etwas Anderm reden.

Dietrichen gefiel die Frau ungemein; denn alles, was sie da gesagt hatte, schien ihm ganz richtig und wahr zu seyn, und dann däuchte ihn, sie habe das alles so anständig gesagt, daß nichts darüber ging. Nun, was brauch ich denn lang drum herumzugehen, wie die Katz um den heißen Brei. Genug, beide wurden verliebt, wiewohl aus verschiedenen Ursachen. Osterfeld fand für gut, sich nicht in die Sache zu mischen und ließ also Dietrichs Gang gehen. Jetzt, da ihn nun seine Kinder besuchten, da war er schon etlichemal zu Sonnenberg gewesen und die Heirath war schon so gut als geschlossen.

Als nun Ehrenfried und Theodore eine Weile geschwiegen hatten und nicht wußten, was sie sagen sollten, fing Osterfeld an, zu vermuthen, sie möchten unwillig werden, daher begann er schon vorzubauen: das war aber nicht nöthig, denn Ehrenfried unterbrach ihn bald und sagte: Theurer Freund! denken Sie nur nicht, daß michs verdrießt, wenn mein Schwiegervater heirathet, nein! Gott weiß es, ich freue mich von Grund meiner Seele darüber; was liegt mir an meines Schwiegervaters Geld, genug, daß ich seine Tochter habe, die ist mir alles. Aber daß sich ein Mensch so plötzlich verändern, seinen ganzen Charakter so ganz umschaffen kann, das macht mich erstaunen!

Theodore fügte hinzu: und darüber wundere ich mich nicht so sehr, mein Kind! denn ich weiß, welche Veränderung die Liebe bei mir gemacht hat; aber mit welchem Abscheue mein Vater oft von der zweiten Ehe gesprochen hat, das ist nicht zu sagen, und kann doch nun selber und so bald zur zweiten Ehe schreiten!

Ehrenfried antwortete: eben darum sage ich, ich kann's nicht begreifen, wie sich ein Mensch so ganz verändern kann.

Osterfeld erklärte die Sache nach der Wahrheit: Leib und Seele ist bei der ehelichen Liebe gar sehr interessirt, sie bleibt immer das größte Geschenk des Himmels auf der Welt, wenn sie anders rechter Art ist. Alle Leibes- und Seelenkräfte drängen sich von den Jünglingsjahren bis ins Alter auf diesen Zweck des Lebens zu, und da ists gar kein Wunder, daß die ganze Natur eine ganz andere Richtung nimmt, wenn sie durch gewisse Umstände gehindert wird, geraden Weges zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Ehrenfried glaubte nun, es sey seine kindliche Schuldigkeit, in dieser Sache seines Schwiegervaters Vertrauter zu werden und ihn zu dem Ende zu bewegen, daß er ihm sein Vorhaben entdeckte. Er redete von dieser Sache mit Theodoren, sie war mit ihm einstimmig; daher nahmen sie ihren Vater allein und der Kammerrath fing an:

Schwiegervater! Sie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen einen Vorschlag thue: Sie sind noch ein starker, gesunder Mann, Ihre Kinder haben Sie nicht mehr bei sich, Sie können noch lang leben, und ich halte dafür, daß es angenehmer und zuträglicher für Sie wäre, wenn Sie sich eine brave Gattin von mittlerem Alter wählten; Sie haben Vermögen, und lassen Sie sichs nur nicht einfallen, als wenn Ihre Kinder um dieser nichtigen Vortheile willen scheel dazu sehen würden, wenn Sie wieder heirathen. Ist irgend in Ihrer Seele schon ein Gedanken von der Art aufgestiegen, so entdecken Sie ihn uns, wir wollen Ihnen beistehen, Ihnen helfen, damit Sie je eher, je lieber zum Zwecke kommen mögen. Theodore setzte ihr Scherflein noch hinzu: Ja, Vater! Ihr könnt gewiß versichert seyn, sagte sie, daß wir Euch von Herzen Glück wünschen und Eure zweite Frau wie eine wahre Mutter verehren werden; sagt uns nur Eure Gedanken.

Dietrich erstaunte über diesen Vortrag; Thränen drangen ihm in die Augen, sein väterliches Herz wallte seinen Kindern entgegen. Nun fing er an, es geht doch alles seinen Gang! Ja, ich hab den Gedanken, wieder zu heirathen, und jetzt freue ich mich von Herzen, daß Ihr Kinder mit mir eines Sinnes seyd; nun es soll euch nicht reuen, gewiß nicht, es soll alles seinen Gang gehen. Ich will euch nun

alles erzählen, wie es steht, denn ich bin schon weiter, als Ihr wißt und denkt.

Nun erzählte er seinen Kindern die ganze Geschichte mit der Frau Stoßin. In seinen Augen war sie schon mehr als Mensch, sie war ein Engel. Indessen werden wir in Zukunft sehen, wie dieser Engel und ihre Tochter in dieser Geschichte gewirkt haben. Es gibt Menschen, deren Leben ein wahres Meisterstück der Vorsehung ist, da macht sie schon in der Ferne ihre geheimen Plane, stellt ihre Werkzeuge nach und nach auf ihren wahren Standpunkt, und gerade da, wo sie der rechten Wirkung nicht verfehlen können, da fangen sie an zu arbeiten. Freilich geht dann alles ganz natürlich zu, aber wer machte diese Natur?

Der Mensch handelt in jedem Augenblicke so, wie ihn die gegenwärtigen Umstände bestimmen, und daran thut er auch wohl. Vernünftig ist der Mann, der diese Bestimmung nach den weisesten Gesetzen der Wahrheit und der Religion einrichtet! — Indessen ändern sich auch oft seine Gesinnungen; was er heut für fest und unumstößlich ansieht, das ist ihm morgen ein wahrer Irrsatz, und er wundert sich oft sehr, wie er so kindisch habe denken und handeln können. Indessen folgt hier die erhabene Vorsicht ihrem unbegreiflichen Plane, sie führt alles so weislich und wunderbar aus, daß man doch am Ende findet, wie unsere Fehler sogar in ihren Plan gehört haben, indem sie oft gerade die nützlichsten Folgen nach sich ziehen. Dietrichs von der Linden Geschichte beweist dieß deutlich. Als seine Frau gestorben war, so fand sich in seiner ganzen Einbildungskraft kein Zug, keine Spur zur zweiten Heirath; die Vorstellung, ein so sorgenfreier Wittwer zu bleiben, sich in

Gedanken bis an sein Ende mit dem seligen Geiste seiner Eva zu vereinigen, ihr nachzuseufzen, so lang, bis der Tod auch die Bande seines Lebens getrennt und seine Seele mit seiner Eva würde vereiniget haben, hatte seinen Geist und sein Herz so erfüllt, daß er gezürnt haben würde, wenn man ihm nur von ferne zu verstehen gegeben hätte, diese Gesinnung könnte sich wieder ändern; daher kam's auch, daß er willig Haus und Hof verpachtete und sichs leicht und unwiderruflich vorstellte, auf dem Blumenhofe den Abend seines Lebens ruhig zuzubringen. So bestimmten die gegenwärtigen Umstände Dietrichs Handlungen. Nun aber, da seine ganze Seele wieder mit einer zweiten Heirath angefüllt, sein Gut aber in fremden Händen war, so konnte der kurzsichtige Nachbar, wie er glaubte, mit vollem Rechte sagen, der Dietrich war doch wohl ein großer Narr, daß er sein Gut verpachtete und seine Haushaltung aufgab, denn er hätte doch wohl denken können, daß sich seine Gedanken wieder ändern würden. Dem ersten Anblicke nach hat der Nachbar recht, aber im Grunde hat er's doch nicht; denn es fand sich nachher, daß es im Ganzen viel besser gewesen, so wie er's gemacht hatte. Daß aber Ehrenfried zu der Verpachtung gerathen hatte, er, der doch Weisheit genug besaß, zu vermuthen, daß sein Schwiegervater könnte seine Gedanken wieder ändern, das scheint anstößig zu seyn; aber im Grunde war es doch nicht zu tadeln, dieß wird aus dem Verfolge erhellen, denn auch Ehrenfried hatte planmäßig gehandelt. Doch ich höre auf zu raisonniren und erzähle.

Dietrich und Frau Stoßin schlossen also ein Eheverbündniß zusammen, und vollzogen es auch, sobald sie konnten. Die nunmehrige Frau von der

Linden suchte nun alle nur möglichen Beweggründe hervor, ihren Mann zu überzeugen, daß sie ihn nicht wegen seines Reichthums, sondern blos aus Neigung und Uebereinstimmung beiderlei Gesinnungen geheirathet hätte; Dietrich glaubte das auch gerne, weil es seinen Wünschen am Angemessensten war und er doch auch, noch zur Zeit wenigstens, keine Ursache fand, anders zu denken.

Ehrenfried und Osterfeld brachten auch während den Brauttagen die künftige ökonomische Verfassung in Ordnung, die in folgenden Hauptstücken bestand: Dietrich und seine Frau sollten auf dem Blumenhofe wohnen, sie bekamen etliche schöne Zimmer im Hause, die für sie und eine Magd hinlänglich waren, dazu wurde ihnen ein schöner Gemüsgarten eingegeben, in welchem sie erziehen konnten, was zur Küche nöthig war: Milch und Butter wurde ihnen gereicht, so viel sie brauchten, und für das alles bezahlte dann Dietrich jährlich ein gewisses Stück Geld an seinen Schwiegersohn; Osterfeld aber behielt immer die landwirthschaftliche Verwaltung und Haushaltung wie vorher. Da nun die ersten Monate hindurch Dietrichs ganze Geschichte sehr einförmig ist, so lasse ich billig diese neu angehenden Eheleute in Ruhe und erzähle wichtigere Dinge, als in ihren Paar Zimmern vorgingen.

Die Vergiftungsgeschichte am Rheinauer Hofe hatte wenigstens vor den Augen der Welt ein Ende, die Fürstin war wieder vollkommen hergestellt, und was man sich unter einander ins Ohr sagte, hatte weiter keine Folgen, denn wenn's auch der Fürst vermuthete, so entdeckte er sich doch gegen niemand; es ist sehr wahrscheinlich, daß er den rechten Mann in Verdacht hatte, weil er auf keine weitere Untersuchung

drang, denn der junge Böhling war fort und niemand wußte, wohin; sein Vater nahm seinen Abschied und setzte sich auf ein entlegenes Landgut, wo er seine übrigen Tage vergrämte.

Der Kanzleirath Thiele hatte indessen Ehrenfrieden die Wahrheit gesagt; von jener fatalen Nacht an spürte letzterer handgreiflich, wie der größte Theil der Hofleute und Beamten ihm mit falscher Höflichkeit schmeichelten, ihn als den Günstling des Fürsten ansahen, den man fürchten, äußerlich verehren, heimlich aber untergraben müßte. Der Kammerrath fühlte diese Lage ganz, sie wurde ihm nach und nach so peinlich, daß er auch ohne die Warnung seines Freundes gewiß alle Beförderungen verbeten haben würde. Es ist eine sehr wichtige Bemerkung, die ich oft und vielfältig aus der Geschichte und der Erfahrung abgezogen habe; sobald als ein Mann die Gunst und Gnade des Fürsten sich durch eine oder andere Gelegenheit erworben hat, so soll er sich derselben nie bedienen, um zu steigen, sondern andere würdige Menschen, die es verdienen, zu erheben; er selbst soll immer zurückbleiben. Dieß ist das sicherste Mittel, nach und nach emporzukommen, denn da er jetzt nicht beneidet werden kann und nicht steigt, so kann er auch nicht gestürzt werden; seine Verdienste und die dauerhafte Gnade des Fürsten erheben ihn dann doch abmälig und setzen ihn fest; alles, was jählings aufgethürmt wird, das stürzt auch bald wieder ein. Dieß war Ehrenfrieds Grundsatz. Ehrliebe kann man ihm nicht absprechen, er suchte freilich nach und nach emporzukommen, aber weil er ein Christ war, so schlug er den rechten Weg ein, und wer diesen geht, dem kann es nie fehlen.

Einsmals, als am Hofe Ruhe und Ordnung wie-

der hergestellt und der alte Böhling nun auf sein Gut gezogen war, ließ die Fürstin Theodoren zu sich rufen; dieß geschah öfters, denn es schien, als wenn ihr die Zeit lang würde, wenn die Kammerräthin nicht in ihrer Gesellschaft war. Um allein beisammen seyn zu können, nahm sie die Fürstin mit in den Garten und ließ alle ihre Frauenzimmer zurück. Hier spazierten nun Beide vertraulich zusammen, so wie zwei Freundinnen zu thun pflegen; die Fürstin schüttete dann ihr Herz aus und verlangte, daß es Theodore auch thun sollte. Als sie nun im Lustwandeln hinten in ein einsames Wäldchen gekommen waren, in welchem sich eine anmuthige Einsiedelei befindet, so ging die Fürstin in dieselbe hinein und zog die Kammerräthin am Arme nach sich; Beide setzten sich da auf von Binsen geflochtene Stühle, und nun fing die erhabene Dame an: meine theuerste Theodore! so will ich dich hinführo heißen, ich habe dich mit hieher genommen, um ein Bündniß mit dir aufzurichten. Jetzt in diesem Augenblicke gebiete ich dir als deine regierende Landesfürstin, daß du nichts dagegen einwendest, und damit du nicht über diese feierliche Rede erschrickst, so will ich dir geschwind und in einem Odem sagen, was es für ein Bündniß seyn soll; siehst du dieß schlechte Häuschen mit seinem einfachen Hausrathe, siehst du dieß Wäldchen umher? — Dieß Haus und dieß Wäldchen soll von nun an das Privilegium haben, daß wir Beide, so oft wir hieher kommen, alle Verhältnisse der Welt vergessen und blos als Freundinnen leben dürfen; sobald wir Beide durch jenes Pförtchen hereingetreten sind, so verliere ich allen Rang von dir, ich bin dann deine Lotte und

du biſt meine Dore; ſobald wir aber wieder hinaus ſind, ſo gehören wir wieder in die Welt, dann bin ich wieder Fürſtin und du Kammerräthin; darauf gebe ich dir aber auch mein Ehrenwort, daß Alles, was wir hier reden werden, nicht jenſeit den Grenzen dieſes heiligen Ortes kommen, nicht einmal ſeine Wirkungen weiterhin erſtrecken ſoll: und eben ſo mußt du mir auch ſchwören, daß du, wenigſtens ſo lang ich lebe, kein Wort gegen irgend Jemand auf der Welt von dieſem Bündniſſe ſagen und eben ſo wenig entdecken willſt, was wir hier mit einander reden, es ſey denn, daß wir's unter einander ausmachen, was geſagt oder nicht geſagt werden darf. Dore, ich habe dich geprüft, und gefunden, daß du allein würdig biſt, mit mir in ein ſo enges Verhältniß zu treten. Theodore erſtaunte, ſtand, ſchlug die Augen nieder und weinte; die Fürſtin fuhr fort: wie, findet dein Herz deine Lotte nicht würdig, deiner Freundſchaft theilhaftig zu werden? Gott! — Gott! — rief Theodore, damit umſchlang ſie ihre Lotte mit ihren Armen, die Fürſtin empfand die Wonne der Freundſchaft, die bei Menſchen ihres Standes ſo ſelten iſt, in ſo hohem Grade, daß ſie mit Theodoren niederſank. Beide hielten ſich in ihren Armen halb ohnmächtig, unter tauſend Küſſen beſchworen ſie das Bündniß, von welchem ſie ſich unendliches Vergnügen verſprachen; endlich erhoben ſie ſich von den Knien und ſetzten ſich wieder auf ihre Stühle. Nun fing die Fürſtin an: jetzt, liebſtes Dorchen! jetzt hab ich an deinem Herzen ein geheimes Kabinet, in welches ich meine verborgenſte Anliegen verſchließen darf. Ich kann nun meine Wünſche und meine Klagen in deinen Schooß ſchütten, und du wirſt mich dann tröſten, ohne mir zu ſchmeicheln; hier

darfſt du meine Fehler mir vorhalten und mich beſſern: denn wer ſagt den Fürſten ihre Fehler? — Ich beſchwöre dich, thue es! — denn das gehört mit zu unſerm Bündniſſe. Ja, meine beſte Lotte! antwortete Theodore, dieß heilige Bündniß will ich ſo anwenden, daß es uns durch alle Ewigkeiten durch Freude machen ſoll, ſo wahr mir Gott helfe! Dieſer Zug in deinem Herzen macht einer Fürſtin Ehre, und nie ſoll es dich reuen, an mir ſo gehandelt zu haben. Taumelnd vor Freude über dieſen nie gehörten Ton, fiel ihr die Fürſtin wieder um den Hals und ſchluchzte vor Freuden.

Theodore geſtand mir, als ſie mir ihre Geſchichte erzählte, daß ſie in dieſer Stunde den zweiten Emporzug gefühlt habe; der erſte war, als ſie ehmals Hofmann kennen lernte. Sie drückte ſich ſo aus: es gibt gewiſſe Zeitpunkte im Leben des Menſchen, wo alle Umſtände zuſammen wirken, ein Herz zu erweitern; ſobald dieß geſchieht, ſo kann man ſich auch darauf gefaßt machen, daß es die ewige Liebe ausfüllen will; dieß geſchieht oft mit ſolchem Uebermaße, daß man glaubt, man würde zu den Sternen emporgezogen, und in ſolchen Zeiten rückt man dem Mittelpunkte der Vollkommenheit allemal tauſend Meilen näher.

Es war ein ſchöner Nachmittag, kein Wölkchen trübte den Himmel, kein Lüftchen bewegte ein Blättchen in dem heiligen Haine, in welchem ſich die zwei vertraute Seelen befanden, alles Getümmel des Hofes und der Stadt war fern; der heilige Schauer der Natur, den man ſo oft im entfernten Dunkel des Waldes empfindet, in welchem vermuthlich die trauernden Schutzengel laſterhafter Menſchen himmliſche Luft ſchöpfen und ſich wieder erquicken, wenn ihnen der Dunſtkreis

der Sünden wehe gemacht hat, umwehte Lotten und Theodoren, und reinigte ihre Phantasie von allen flatternden Bildern nichtsbedeutender Vorstellungen; erhabene Bilder der Vergangenheit, der große Weg der Vorsehung, den die Fürstin bisher gewandelt hatte, ging vor ihrer Seele vorüber, sie athmete langsamer, Majestät breitete sich über ihr Gesicht aus; Theodore, fing sie an, noch nie habe ich einer lebendigen Seele meine Schicksale erzählet, und ich werde selten ein Herz treffen, dem ich sie entdecken kann; bis dahin bist du die einzige Freundin, der ich so ganz trauen darf, laß mich meine Geschichte in deine Seele gießen, dann werde ich dir hinführo immer meine Leiden klagen können, und du wirst meine Klagen verstehen.

Theodoren war's bei dieser Rede zu Muth, als wenn ehmals ein Prophet ein Gesicht sahe und die glänzende Gestalt eines Engels sich zu hohen Weissagungen rüstete; Lotte, antwortete sie, mir schaudert vor Verlangen, deine Geschichte zu wissen, und ich werde sie tief in meiner Seele verborgen halten, alles, was dir eine Freundin seyn kann, das fordere von mir: denn ich will's seyn, bis auf den letzten Tropfen meines Blutes. Nun fing die Fürstin an:

Du weißt, ich bin die Tochter des Fürsten von Traubenheim, meine zwei Brüder sind die ältesten, ich das mittlere und meine Schwester Elisabeth das jüngste Kind dieses Herrn. Meine Mutter war eine Gräfin von Ballenburg, und mein Vater hatte sie blos um ihrer Reichthümer willen geheirathet, denn ihrer übrigen Tugenden waren sehr wenig. Ich könnte dennoch den Fürsten, meinen Vater, nicht so ganz tadeln, er hielt es für nöthig, bei seiner Heirath auf Geld zu sehen, weil das Land

wegen den vielen Ausschweifungen meines Großvaters äußerst verschuldet war. Indessen mißlang ihm seine Absicht ganz; eine durchaus unglückliche Ehe ließ ihn keine frohe Stunde genießen, und ein elender Hang zur Alchymie verzehrte nicht nur die Reichthümer, die ihm meine Mutter zugebracht hatte, sondern er verursachte noch überdas eine kaiserliche Commission, wodurch er mit seiner Familie in eine traurige Lage gesetzt wurde. Doch ich will dir Alles umständlicher erzählen.

Mein Vater war von Natur ein rechtschaffener guter Mann, er liebte die Religion, aber nach seiner Art. Er kannte ihre gereinigte Grundsätze gar nicht; denn ein mystischer, sehr strenger Hofprediger, der auch an und für sich selbst ein frommer Mann war, aber nicht Weisheit genug hatte, einen Fürsten zu leiten, hatte sein gänzliches Vertrauen. Diese Denkungsart meines Vaters zog, wie's gewöhnlich zu geschehen pflegt, allerhand seltsame Menschen an den Hof; der Eine war ein wegen seinen Grundsätzen vertriebener Prediger, der Andere ein wunderlicher Arzt, der Dritte ein Laborant, der Vierte ein Separatist, der Fünfte ein Reformator, der die großen Anstalten zum tausendjährigen Reiche zu machen von Gott in die Welt gesandt war; der Sechste war ein außerordentlicher Bußprediger, der auf Wegen und Straßen predigen mußte, und was für sonderbare Menschen mehr da waren, denen Allen mein Vater Brod und Unterhalt gab. Dieß wäre nun so sehr nicht zu tadeln gewesen, denn solche wunderliche Menschen zu ernähren, mag doch immer eben so gut seyn, als ganze Käfige voll rarer Thiere, wenn sie nicht so vielen Einfluß auf seine Denkungsart gehabt hätten. Ich mag mich mit allen wunderlichen Anstalten

in unſerm Fürſtenthume, die aus dem geheimen Rathe jener eingeſchränkter Köpfe entſproſſen waren, nicht aufhalten, denn davon könnte man ein ganzes Buch ſchreiben; ein Plan war thörichter als der andere, jeder wurde ausgeführt, und jeder gab der Glückſeligkeit des Volkes einen Stoß, und ebenſo den wenigen noch übrigen Einkünften, ſo daß auf allen Seiten des Elendes immer mehr wurde. Ich will lieber mit meiner Erzählung näher auf mich ſelbſt kommen und alſo nur desjenigen gedenken, was darauf unmittelbare Beziehung hat.

Meines Vaters Charakter kennſt du nun ſchon beiläufig, beſte Theodore! Du wirſt ihn aber im Verfolge noch beſſer kennen lernen; meine Mutter hingegen war ſtolz und geizig. Beide Fehler waren zugleich mit allen den Laſtern verbunden, die ihre natürliche Folgen ſind. Doch glaube ich, daß man ſie von der Untreue in ihrem Eheſtande ganz frei ſprechen kann; Alles, was nur Wolluſt hieß, war ihr zuwider; hingegen ſparen und Alles vermeiden, was Geld koſtete, das war ihre höchſte Freude. Auch mein Vater hatte das Geld lieb, wenigſtens ſuchte er nach ſeiner Art alle Mittel herbei, deſſen zu bekommen; aber nicht aus dem Grunde meiner Mutter, um Schätze zu häufen, ſondern um Schulden zu bezahlen, und noch mehr, um ſeinen Nebenmenſchen wohl zu thun, denn das muß man ſagen, er hatte das beſte Herz von der Welt; nichts fehlte ihm, als ein vernünftiger Mann, der ihn den rechten Weg leitete. Eben dieſe Neigung verführte ihn auch dazu, den Stein der Weiſen zu ſuchen; er verwendete alles darauf, was er nur beibringen konnte, und das ſtürzte ihn endlich ganz.

Meine Mutter bekam uns vier Kinder bald nach

einander; im letzten Kindbette aber litte ſie ſo viel, daß ſie zu fernerem Kindergebären unfähig wurde. Wir wurden von einer alten franzöſiſchen Mamſell erzogen, die von Allem, was man mit Kindern von dieſen Jahren beginnen ſoll, nichts verſtand; ſie war im Grunde eine erzliederliche Perſon, hatte aber einen frömmelnden Ton und eine Sprache der Sparſamkeit angenommen, wodurch ſie ſich in unſerer Eltern Gunſt bis an ihren Tod erhalten hat. Ich könnte eben nicht ſagen, daß ſie uns verdorben hätte, ſie ließ uns ſo aufwachſen, wie es die Natur mit ſich brachte; ſehr oft ließ ſie uns auch allein und ging ihren geheimen Lüſten nach, wo wir uns dann vollends überlaſſen waren. So verfloſſen unſere Kinderjahre ohne merkwürdige Vorfälle. Meine beiden Brüder bekamen nun ihre Hofmeiſter, in deren Wahl mein Vater bei aller ſeiner Phantaſterei nicht unglücklich war. Wir beiden Prinzeſſinnen bekamen auch einen, und mit dieſem Zeitpunkte geht die merkwürdige Geſchichte meines Lebens an.

Wir hatten einen gewiſſen Mann an unſerm Hofe, dem unſere Familie viel zu verdanken hatte, es war der Hofrath Heimburg. Ich glaube gewiß, Theodore! daß du ſchon ſeinen Namen haſt nennen hören: denn er iſt weit und breit, ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit, noch mehr aber wegen ſeines rechtſchaffenen Charakters und wegen ſeiner Schickſale, bekannt. Dieſer Mann wohnte zu meinen Zeiten in einem Privathauſe in der Stadt Traubenheim, er lebte und wirkte in Geheim, aber deſto fruchtbarer. Seine Geſchäfte forderten ihn wöchentlich einmal an den Hof, dann kam er, that, was er zu thun hatte, und dann ſah man ihn nicht wieder, bis es ſein Beruf wieder erforderte. Mein Vater konnte den Hof-

rath nicht recht leiden, denn er widerrieth ihm fast alles, was er that; daher fragte ihn der Fürst endlich nicht mehr und Heimburg wurde beinahe vergessen; auch meine Mutter konnte ihn nicht leiden, denn auch ihr widerrieth er Alles, wohin ihr Hang ging. —

Einsmals, als ich und meine Schwester auf der Gallerie ohne Aufsicht hin und her spazieren gingen, und Heimburg, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in Gedanken da am Fenster stand und in die weite Welt schaute, so blieb ich im Vorbeigehen stehen. Ich war beinahe eilf und meine Schwester neun Jahr alt. Der Hofrath bemerkte uns, machte eine Verbeugung und sagte: womit beschäftigen sich Ihre Durchlaucht? Ich antwortete: mit nichts. Heimburg versetzte: große Seelen müssen niemals müßig seyn; zählen Sie einmal siebenzig Jahre, schwerlich werden Sie so alt werden, und nun haben Sie schon zehn Jahre, das ist der siebente Theil dieser Zeit, zurückgelegt, und noch haben Sie nichts gethan, nichts anfangen zu thun. Das Leben fürstlicher Personen ist tausendmal kostbarer, als das Leben anderer Menschen, denn sie haben Pflichten auf sich, die unendlich schwer sind. Diese Worte gingen mir durch Mark und Bein. Es kann seyn, daß der Ton und die Art, womit sie Heimburg sagte, den mehrsten Antheil an dem tiefen Eindrucke hatten, die sie auf meine Seele machten; genug, mir liefen die Thränen die Wangen herab. Heimburg sahe das, und auch ihm drangen die Thränen in die Augen. Gnädigste Prinzessin! sagte er, und küßte mir die Hand, ich will laufen und Ihnen einen Mann besorgen, der wird Ihnen sagen, was Sie thun sollen. Ach, thun Sie das, Herr Hofrath! rief ich aus. Von dem Augen-

blicke an fühlte ich einen Trieb zu Wissenschaften und zur Erkenntniß meiner Pflichten in mir, dem ich gar nicht widerstehen konnte, und ich brannte vor Verlangen, Unterricht zu bekommen.

Heimburg ging den Augenblick fort zum Hofprediger. Diesem stellte er die Nothwendigkeit vor, daß wir einen rechtschaffenen Hofmeister haben müßten; zugleich schlug er ihm seinen eigenen Sohn vor; der Hofprediger hatte zu gutem Glücke eine vortheilhafte Meinung von dem jungen Heimburg, weil er öfters in seine Predigten kam, sonst still und eingezogen lebte und nicht nach Aemtern und Ehren strebte. Da nun der Hofprediger alles bei meinem Vater vermochte, so versprach er dem Hofrathe, daß sein Sohn Hofmeister bei den Prinzessinnen werden sollte. Die Sache wurde betrieben und beschlossen, und 8 Tage hernach bezog schon der junge Heimburg zwei Zimmer in unserm Schlosse und fing zugleich seine neue Bedienung an zu verwalten.

Sobald ich den Hofmeister sahe, sobald gewann er mein Herz. Stelle dir eine Person vor, an der vom Scheitel bis zu den Fußsohlen auch die allerdelikateste Männerkennerin nicht ein Pünktchen zu tadeln finden würde. Ich darf wohl sagen, er war das höchste Ideal männlicher Schönheit, zugleich aber von so gesetztem und feierlichem Wesen, daß ihn Jeder fürchten und verehren mußte, sobald er ihn nur sahe. — Heimburg fing seinen Unterricht auf eine ganz sonderbare Art an. Sobald als er sich auf seinen Zimmern ordentlich eingerichtet hatte: denn bis auf die Zeit betrug er sich gegen uns als ein Fremder, der uns gar nichts anging, so kam er modest, aber sehr niedlich angekleidet zu uns auf den Saal, wo wir bei etlichen Hofdamen saßen und — nichts thaten.

Heimburg trat mit Würde herein und sein Ansehen stahl ihm aller Anwesenden Herzen; mich und meine Schwester ersuchte er zum Spaziergange, wir nahmen ihn willig an und er führte uns hinter dem Schlosse den Wald hinauf auf den Berg, auf dessen Spitze das alte ruinirte Stammhaus unserer Familie liegt. Es ging gegen Sonnenuntergang zu; Heimburg redete den ganzen Weg über nichts mit uns, ausgenommen, wenn wir ihn um etwas fragten, so antwortete er mit lauter einzelnen Sylben, aber das bemerkte ich an ihm (denn ich betrachtete ihn ganz genau), daß er immer in sich gekehrt wandelte, und wie ich lange nachher erfahren habe, für uns zu Gott betete.

Als wir oben an den alten Mauern anlangten, so stand die Sonne über den westlichen blauen Gebirgen noch, wie man zu sagen pflegt, eines Baumes hoch; unsere Schatten schossen Ruthen lang über den Rasen hin, und aus Osten fächelte ein Lüftchen und wiegte die bald verblühten Königskerzen, die da der Reihe nach auf den berasten Wällen standen.

Da sind wir! sagte Heimburg so ganz ernsthaft, dort blicken Sie hinauf, meine Prinzessinnen! da sehen Sie in der Mauer zwei Löcher neben einander, die ehemals Fenster waren, da strahlt jetzt die untergehende Sonne in öde leere Winkel, Alles ist da still — da feiern jetzt die Wohnungen Ihrer Voreltern den ewigen Sabbath. — Ihre Großmütter haben da ihre Pflichten vollendet; die Mauern da haben jetzt nichts mehr zu thun — auch sie haben ihre Pflicht vollendet. — Da spann Margarethe von Traubenheim mit eigenen Händen ihren Flachs, den sie dort in dem jetzt mit Ginster bewachsenen Garten selber gesät und gezogen hatte, ließ ihn von

ihren treuen Unterthanen zu feinem Tuche weben, und dann nähte sie selber ihrem Herrn Egmund von Traubenheim Hemder aus dem Tuche — die er unter seinen eisernen Harnisch anzog. Die Hemder stärkten ihn dann, daß er in der Schlacht für zwei Leben kämpfen konnte.

Das erzählte Heimburg mit einer solchen Art, daß uns Beiden die Thränen in den Augen standen. Herr Hofmeister! fing ich an: wissen Sie denn die Geschichte von der Margrethe und von dem Egmund? — Erzählen Sie uns doch alles, was Sie wissen.

Setzen Sie sich da neben mich auf den Rasen, fuhr Heimburg fort, und betrachten Sie da die alten Gemäuer wohl, ich kann ein Liedchen von der Margrethe und von dem Egmund, die Ihre Voreltern waren, das Liedchen will ich Ihnen singen. Wir setzten uns und er sing mit einer männlichen angenehmen Stimme an:

Es äugelte der Morgenstern
Im blauen Osten hoch,
Als Egmund, Graf von Traubenheim,
In ferne Länder zog.
Und Margreth, die Gemahlin sein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht sie Wein
Und sprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund, Gott geleite dich,
Er geb dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring ich dir
Hier edlen Rebensaft.
Trink nun den Abschieds-Trunk mit mir,
Den ich mit Thränen mische;
Denk stets an Weib und Kind allhier
Bei deiner Väter Tische.

Nie wird ein Freuden-Trunk allhier
Margrethen eingeſchenkt,
Bis Egmunds Roß in ſeinem Stall
Wird von mir ſelbſt getränkt.
Bis ich vom blanken Harniſch dir
Der Feinde Blut abwiſche,
Und du dann wieder trinkſt mit mir
An deiner Väter Tiſche.

Graf Egmund drückte ihr die Hand
Und ſchwung ſich auf ſein Pferd,
Auch ſeine Knappen folgten ihm,
Er ſchwung ſein blankes Schwert.
Er ſchwung es dreimal um ſein Haupt,
Die Knappen thätens alle;
Der große Rappe ſtampft und ſchnaubt,
Es ſcholl durch Egmunds Halle.

Nun zogen hin die Reiter all',
Graf Egmund ritt voran,
Die Gräfin aber ſtieg betrübt
Ihr Kämmerchen hinan.
Da flehte ſie zum lieben Gott
Um ihres Egmunds Leben:
Und daß ein heil'ger Friedensbot
Ihn möge ſtets umſchweben.

Nun ging zur gelben Spindel ſie,
Zu ihren Jungfrau'n hin,
Und ſprach: jetzt werd't ihr Mägde ſehen,
Wie ich ſo fleißig bin.
Ein feines Gärnchen ſpinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edlen Helden Zier,
Heim kömmt mit ſeinen Leuten.

Nun ſponnen ſie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfchen trieben dann
Ihr kindlich Ritterſpiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie ſcherzten treu und bieder,
Und ſungen dann mit frohem Muth
Viel alte Heldenlieder.

Vier keusche Knaben webten nun
Das feinste Flachs-Gewand,
Und edle Mädchen legten es
Aufs grüne Rasen-Land,
Begossen's aus der Silberquell
In warmen Sonnenblicken,
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbst schlich nun heran,
Gelb färbte sich der Wald,
Und alle Boten zeigten an:
Graf Egmund käm nun bald.
Die Gräfin ging am Abend hin
Zu ihrer weißen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr so weiche.

Sie schaut' so eben auf das Tuch
Und wurde hoch erschreckt,
Das schön Gewand war überall
Mit Kreuzchen ganz bedeckt.
Voll Traurigkeit schlich sie hinweg,
Im blassen Mondesschimmer,
Mit tausend Thränen klagte sie:
Ich sehe Egmund nimmer!

In dunkler Dämm'rung sah sie nun
Ein Dunstbild vor sich stehen:
Aschgrau, hohlaugig, fürchterlich,
Und schrecklich anzusehen.
Mit dumpfer Stimme sprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat sein Geist
Den Todesweg gefunden!

Nun wankt die Gräfin still und matt
Zu Egmunds stiller Halle,
Sank hin und stöhnt aus enger Brust:
Hin sind die Freuden alle!
Indem hört man der Rosse Huf
Im blassen Mondschein stampfen;
Doch still, und ohne Freudenruf,
Sah man die Rosse dampfen.

Die Knappen traten nun herein
Mit hangendem Geſicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm ſein Todtenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie ſenkten in der Väter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräfin gab das ſchöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man ſie
Umher im ganzen Land.
Gekränkt durch Kummer ſtarb ſie bald,
Sie liegt an Egmunds Seiten,
Und ihre Seel erquickt ſich dort
Im Reiche ew'ger Freuden.

Die ernſthafte Melodie, der Inhalt des Liedes, der Schauplatz der Geſchichte in den alten Ruinen vor uns, der feierliche Hofmeiſter und endlich die ſcheidende Sonne, alles das wirkte zuſammen ſo heftig auf uns, daß wir nicht mehr wußten, ob wir in oder außer dem Leibe waren, der Eindruck dieſes Abends bleibt ewig in meiner Seele das Fundament aller guten Vorſätze; ſo oft er mir einfällt, ſo wird mein Herz über alles Irdiſche erhoben, und ich fühle Luſt und Muth, alles zu werden, was Gott und gute Menſchen aus mir machen wollen.

So wie Heimburg die letzte Zeile ausgeſungen hatte, blieben wir ſtarr und ſtill, und zogen den Odem ſo leiſe, daß er ſich endlich mit einem gewaltigen Seufzer aus der Bruſt herausdrängte. Der Hofmeiſter merkte, daß ſeine Arznei die gehörige Wirkung that; er ſtand nun auf und erſuchte uns, mit ihm über den Wall zu ſpazieren; dieß thaten wir mit Freuden, immer aber ſahe ich Egmund und Margrethen vor mir, und meine Luſt zum Flachsziehen und ſpinnen war

in dem Augenblicke die größte, die ich empfand. Ueber dem Spazierengehen äußerte ich dieſes Verlangen, Heimburg billigte das, doch ſagte er: gerade die Flachsarbeit, theuerſte Prinzeſſin! iſt eben nicht das, was Großmutter Margrethen ehrwürdig machte; überhaupt der wirthſchaftliche Fleiß iſt es, der auch den erhabenſten Damen wohl anſteht; heut zu Tage hat ſich die Sache geändert, jetzt können die Fürſtinnen viel nützlichere Sachen lernen. Ich wollte gern dieſe nützliche Sachen gleich wiſſen; allein Heimburg antwortete: das ſind heilige Geheimniſſe, die ich Ihnen erſt nach und nach ſagen darf, Sie faſſen das alles nicht auf einmal, aber Sie ſollen alles wiſſen, ſo wie ſich Ihr Verſtand aufklären wird; jetzt wollen wir einmal um uns her ſchauen, ſehen Sie, wie die Sonne jetzt hinter den Berg ſinkt, wie ſie jetzt ſo ſanft und lieblich daherſtrahlt? — Sehen Sie alle die Berge, alle die Thäler, alle die Wälder, Felder, Gärten, Wieſen, mit all' den mannigfaltigen Bäumen, Kräutern und Blumen, und nun knien Sie nieder und betrachten Sie die Erde genau: ob Ihnen nicht alle Augenblicke ein lebendiges Thierchen in die Augen fällt, und dann — hier ein Vergrößerungsglas! betrachten Sie das Thierchen, mit allen ſeinen Füßen und Gliedern, ſehen Sie einmal das alles von der Sonne bis zum Wurm durch, und denken Sie dann, was das für ein Meiſter ſeyn muß, der das alles gemacht hat — deſſen Kraft alles bewegt, und wo ſich etwas bewegt, da iſt Er, der große Meiſter, gegenwärtig. — Denken Sie, wie groß, wie mächtig iſt Gott! — Darüber denken Sie nur einmal nach, das ſoll Ihre erſte Lektion ſeyn — darnach gehen wir weiter. Sie haben jetzt Trieb bekommen, brav, wie Ihre Voreltern, zu werden; dieſer Trieb iſt recht, nun will ich Ihnen dazu hel-

fen, darum fange ich zuerſt mit der Erkenntniß der Größe Gottes an, und ſo gehen wir immer weiter.

Wir wollten nun wiſſen, was wir denn weiter lernen ſollten, aber der Hofmeiſter antwortete: ich darf Ihnen nie ſagen, was ich zukünftig lehren muß, bis Sie das Gegenwärtige gefaßt haben.

So ſpazierten wir eine Weile, bis es anfing ganz dunkel zu werden. Jetzt, meine Prinzeſſinnen! fing nun Heimburg an, jetzt wollen wir zum Erſtenmal zuſammen den Vater aller Dinge anrufen, knien Sie nieder! Wir knieten, er kniete auch, — nun betete er, — er betete ſo, wie ichs noch nie gehört hatte; wie uns zu Muthe war, das läßt ſich nicht ſagen; ſtill und ohne ein Wort zu ſagen, aber voller laut ſchallender hoher Empfindungen, wanderten wir nach Haus.

Hier war mir jetzt alles klein, ich empfand meinen Rang und den Unterſchied zwiſchen mir und meinem Kammermädchen nicht anders, als wenn man von einem hohen Kirchthurme herab einen großen Mann und einen Knaben neben einander gehen ſieht, der Unterſchied der Größe ſcheint nur ein Finger breit zu ſeyn. Ich und meine Schweſter, wir waren beide ſo ſtille und ſo feierlich, als wenn wir Geſichte geſehen hätten, ſo daß es auch meine Mutter bemerkte und mich um die Urſache fragte. Ich erzählte ihr die Geſchichte dieſes Abends; blos der wirthſchaftliche Zug vom Flachsſpinnen war die Urſache, daß ſie zur Noth zufrieden war; übrigens aber war ihr nichts recht, und ſie führte uns ſehr ſtreng zu Gemüthe, daß wir uns mit dem Hofmeiſter nicht zu gemein machen müßten, wir müßten immer bedenken, daß wir Prinzeſſinnen und er nur ein gemeiner Menſch ſey; das Spazierengehen könne ſie auch nicht leiden, u. ſ. w. Jetzt empfand ich erſt etwas Tadelhaftes an meiner

Mutter, der Vergleich zwiſchen uns und Heimburg war mir ſo auffallend und eckelhaft, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr keine Widerworte zu geben. Heimburg war in meinen Augen ein ſo würdiger und vollkommener Mann, daß ich mir nichts Erhabeneres denken konnte, folglich machte mich die Ermahnung der Fürſtin nur kalt gegen ſie, weiter hatte ſie keine Wirkung.

Ich mag mich weiter mit der Methode unſers Hofmeiſters, deren er ſich in ſeinem Unterrichte bediente, nicht aufhalten, ſie war, mit einem Worte, höchſt edel und unvergleichlich. Der Fürſt bekümmerte ſich wohl nicht ſehr um uns, doch aber, wenn er mit uns redete, ſo brach er in Lobſprüche über Heimburg aus. Dieſer junge Mann hatte auch zugleich die herrliche Gabe, ſich Jedermann zum Freunde zu halten, ohne ſich etwas zu vergeben, er war duldend, nachgebend und von Herzen demüthig, er ſtrebte nie nach Ehre und Rang, überall war er der Niedrigſte, und ſo vermied er allen Neid und Haß der Hofleute. Er ſagte uns oft: wer Nutzen ſchaffen will unter den Menſchen, der muß Allen Alles werden und Jedermann nachgeben. Dennoch aber gerieth er endlich für alle ſeine treuen Dienſte in die äußerſte Verfolgung, und dieß iſt es eben, was ich dir erzählen will, weil es mit meinen Schickſalen in der genaueſten Verbindung ſteht.

Vier Jahre lang war alles in Ruhe: wir beiden Schweſtern lernten in der Zeit unſere Pflichten und unſere Beſtimmung kennen, und Heimburg wurde von Jedermann geſchätzt und geliebt. Wenn auch die Fürſtin zuweilen etwas gegen ihn einzuwenden hatte, ſo war das doch von keiner weitern Folge, ihre Verweiſe vertrug er geduldig, bekümmerte ſich weiter nicht

darum und that, was seine Pflicht war. Als ich nun vierzehn Jahre alt war, so trug sichs zu, daß Prinz Albert von Rheinau an unsern Hof kam, er war eben in holländische Dienste getreten, und just im Begriffe, dahin abzugehen. Nun hatte ihm sein Herr Vater, der damals noch lebte, eine Commission an unsern Hof aufgetragen, zu deren weitern Befolgung der alte Böhling mitgeschickt wurde. Der Prinz wurde sehr höflich empfangen, er machte uns auch seine Aufwartung; und weil ich damals schon ausgewachsen war, so machte ich augenscheinlichen Eindruck auf ihn, er konnte seine Liebe nicht verbergen, und er gab mir sie so deutlich zu verstehen, daß ich ungemein in Verlegenheit gesetzt wurde, was ich ihm antworten sollte. Er hielt sich meinetwegen acht Tage länger auf, als sein Vorhaben war, und ich glaube, ich würde ihn haben lieben können, wenn ich nicht seine wollüstige und ganz verdorbene Seele noch zeitig genug hätte kennen lernen: denn keine Kammer- und keine Küchenmagd war vor ihm sicher, so daß ihm jedes nur ein wenig züchtiges Weibsbild schon von weitem aus dem Wege ging. Dieß bemerkte ich noch zu rechter Zeit, und dadurch bekam meine Seele einen solchen Abscheu vor ihm, daß ich ihn nicht mehr vor meinen Augen sehen konnte. Heimburg war der erste, der mir diese abscheuliche Lebensart entdeckte und mich darauf aufmerksam machte. Während allen seinen Ausschweifungen machte er mir dennoch die größten Carressen, und ich bemerkte, daß seine Liebe zu mir nach und nach zur Wuth wurde. Mein Hofmeister verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seine Warnungen gegen ihn; nun mochte Albert bemerkt haben, daß ihm Heimburg nicht günstig war; dieß machte ihn rasend, und um sich recht an ihm zu rächen, so

ſtellte er der Fürſtin die Gefahr vor, in welcher ich ſtände, indem ich ein geheimes Liebesverſtändniß mit dem Hofmeiſter unterhielt, und er allein die Urſache wäre, daß ich ihm kaltſinnig begegnete, denn Prinz Albert hatte meine Mutter ganz auf ſeiner Seite, weil das Haus Rheinau wegen ſeiner weltbekannten Oekonomie ſehr reich iſt. Nun entbrannte die Fürſtin vor Zorn gegen Heimburg; ſie verfügte ſich im Augenblick zu meinem Vater, ſtellte ihm die ganze Sache mit ſolcher Wuth und mit ſolcher Vergrößerung der Umſtände vor, daß er auch aufgebracht wurde. Heimburg wurde noch denſelben Tag in ein enges Gefängniß geſperrt, und ich bekam eine Wache vor mein Schlafzimmer, ſo daß ich ebenfalls in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten wurde.

Prinz Albert hatte es alſo ſchon weit gebracht. Ehe er nun verreiste, ſo hielt er bei meiner Mutter an, mich noch einmal beſuchen zu dürfen. Ich ſaß an einem Nachmittag und ſtickte Etwas, um meine traurige Zeit zu verkürzen: mein Kammermädchen hatte ich ausgeſchickt, um in der Stadt Etwas für mich zu kaufen; auf Einmal öffnete ein Lakai die Thüre, und Prinz Albert trat herein; ich entſetzte mich, daß ich blaß wurde, doch erholte ich mich wieder, und empfing ihn ſo höflich, aber auch ſo kalt, als ich konnte. Mit verdoppelter Freundlichkeit fing er ſeine Liebesanträge mit ſolcher Heftigkeit an zu betreiben und vorzutragen, daß ich mich länger nicht mehr enthalten konnte, der Zorn überlief mich, und ich fühlte, daß ich feuerroth im Geſichte wurde. Prinz Albert! fing ich an: Ihre Methode zu Freien iſt gar nicht nach meinem Geſchmacke, ſo wie Sie mich behandelt haben, können Sie ſich ja leicht vorſtellen, daß von meiner Seite auch die geringſte Liebe zu

Ihnen unmöglich iſt, dieß iſt meine Erklärung, die ein für allemal unveränderlich iſt, darauf verlaſſen Sie ſich, und nun reiſen Sie in Gottes Namen zu Ihrer Beſtimmung.

Albert wurde blaß im Geſicht vor Zorn und entfernte ſich im Augenblicke. Sein rachſüchtiger Geiſt trieb ihn an, noch vor ſeiner Abreiſe dem guten Heimburg den allerempfindlichſten Stoß zu verſetzen; er ſchlug nämlich vor: er wolle ihn mit ſich nehmen und ihn dort unterbringen, allem Anſehen nach aber würde es dem braven Mann erbärmlich übel gegangen ſeyn, wenn Albert hätte durchdringen können; vermuthlich hätten meine Eltern eingewilliget; allein der alte Hofrath, ſein Vater, der Wind von der Sache bekam, erſchien am Hofe und begehrte Audienz bei meinem Vater in Gegenwart des Prinzen Alberts, welches ihm auch verſtattet wurde. Nun ſagte der Hofrath zum Fürſten: Ew. Durchlaucht haben meinen Sohn gefänglich einziehen laſſen, ich bin Vater und hab' das Recht zu fragen, warum? Vier Jahre lang hat er ſein Amt mit Ruhm und ohne Tadel verwaltet; ohne ein bekanntes Verbrechen begangen zu haben, ſitzt er in enger Verwahrung, ich begehre jetzt die ſtrengſte Unterſuchung ſeiner Handlungen, wird er ſchuldig befunden, ſo werde ich der Erſte ſeyn, der ihm das ſtrengſte Urtheil ſpricht, iſt er aber unſchuldig, ſo fordere ich auch die ſtrengſte Genugthuung gegen ſeinen Kläger, er ſey wer er wolle; und damit Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde, ſo flehe ich Ew. Durchlaucht meinen gnädigſten Herrn unterthänigſt an, ihn nicht eher los oder in andere Hände kommen zu laſſen, bis ſeine Sache ins Reine gebracht iſt.

Der Fürſt antwortete: Hofrath! Er hat recht, ſein

Sohn bleibt in Sicherheit, und was Er verlangt, das soll geschehen. Prinz Alberten war das gar nicht recht; Herr Hofrath! fing er an, es gibt Umstände, die sich weder genau untersuchen, noch ins Reine bringen lassen, am besten wär es, wenn ihr Sohn entfernt würde, ich kann ihm zu Ehren helfen, und werde es gewiß auch thun, wenn er sich würdig macht.

Durchlauchtigster Prinz! antwortete der Hofrath ernst und feierlich, wenn ich bei meiner Untersuchung finde, daß die Umstände so beschaffen sind, wie Sie sagen, so bin ich der Mann, der es am deutlichsten einsieht, daß mein Sohn auf immer von hier entfernt werden muß, und dieß zu bewerkstelligen, dazu habe ich unstreitig das nächste Recht, ich danke also für Ew. Durchlaucht gnädiges Anerbieten, und bitte nochmals inständig meinen gnädigsten Herrn, ihn so lange hier zu behalten, bis die Sache in Ordnung ist. Prinz Albert kochte Rache, und mein Vater bestätigte sein Versprechen.

Nun reiste der Prinz unverrichteter Sache ab, ich sah ihn dießmal nicht wieder, und der Hofrath betrieb nun seines Sohnes Sache mit solchem Ernste, daß er bald wieder auf freien Fuß kam; mein Vater wollte ihn wieder in sein voriges Amt einsetzen; allein Vater und Sohn verbaten sich das, ich sah auch Heimburg nicht wieder; er reiste alsofort ab, und ich weiß nicht, wo der edle Mann hingekommen ist.

Kurz hernach bekamen wir wieder einen Hofmeister, er war ein guter Werktagsmann, von dem ich weder Gutes noch Böses zu sagen weiß. Indessen gingen alle unsere Sachen den Krebsgang; meine Mutter grämte sich so sehr darüber, daß sie ein hitziges Gallenfieber bekam, und auch daran starb. Wir bekamen eine kaiserliche Kommission, alle unnütze Brodesser wur-

den vom Hofe weggeſchafft, die Landesregierung wurde von der Kommiſſion übernommen, und mein Vater bekam ein abgelegenes Luſtſchloß zu ſeinem Aufenthalte, wohin wir ihm folgten und wo uns ein kümmerlicher Unterhalt gereicht wurde; meine Brüder traten in fremde Dienſte, ich aber und meine Schweſter blieben bei unſerm Vater, jede hatte ihr Mädchen, dazu wurde uns eine alte ehrwürdige Predigerswittwe zur Gouvernantin gegeben, und ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß die zwei Jahre, welche ich dort gelebt hatte, einige wenige ſchreckliche Tage ausgenommen, die zufriedenſten meines Lebens waren. Auch der Fürſt lebte recht vergnügt, er ſchickte ſich in ſeinen Zuſtand, las erbauliche Schriften, beſchäftigte ſich mit der Chemie, und ſtarb drei Jahre hernach auch.

Ein Jahr waren wir auf unſerm einſamen Schloſſe geweſen, als der Prinz Wilhelm von Rheinau uns beſuchte; ich geſtehe es, ſchon der Name eines Prinzen von Rheinau machte mich ſchaudern, indeſſen konnten wir doch den Beſuch nicht ausſchlagen; ich ſahe den Prinzen, er gefiel mir im erſten Augenblicke; ich gefiel ihm, und jetzt empfand ich zum Erſtenmal in meinem Leben, was das vorbeſtimmende Gefühl des Eheſtandes iſt. Des Prinzen große und edle Seele wirkte ſo ſtark auf mein Herz, daß er ſchon bei der erſten Unterredung ganz mein war, mein Vater hing auch mit ganzer Seele an ihm, folglich wurde unſer Ehekontrakt ſchon bei dem erſten Beſuche beſchloſſen, und die ganze Vollziehung unſerer Vermählung nach einigen Wochen feſtgeſetzet.

Acht Tage hernach kam auch ganz unvermuthet Prinz Albert zu uns, er kam aus Holland zurück, um ſich einige Zeit zu Rheinau aufzuhalten,

er wußte von meiner Verbindung mit seinem Herrn Bruder noch kein Wort, und wurde wie vom Donner gerührt, als es ihm mein Vater sagte, doch schien er sich zu beruhigen; aber er schien es auch nur, denn daß er's nicht war, das zeigten seine schrecklichen Maaßregeln. Er blieb nur Eine Nacht bei uns, betrug sich ordentlich, und des andern Morgens reiste er schleunig wieder ab. Ich ahnete lauter Unglück aus seinem drohendem Gesichte, denn er schien mir innerlich Gift und Galle zu kochen, sein Abschied von mir war kurz und heimlich drohend, ich vermuthete alles Böse von ihm, was sich nur vermuthen läßt, daher beschloß ich für mich, wohl auf meiner Hut zu stehen und gar nicht auszugehen, für meinen Prinzen aber war ich am meisten besorgt, denn ich fürchtete, Prinz Albert möchte zu ihm eilen und ihn unverwarnter Sache umbringen. Daher schickte ich einen vertrauten Bedienten mit einem Briefe an ihn ab; dieser ritte am Abend desselbigen Tages fort, als Albert den Vormittag weggereist war; ich befahl ihm ernstlich, er solle einen unbekannten Weg nehmen und eilen, so sehr er könnte. Der Bote ritte fort, und kein Mensch hat ihn je wieder gesehen, mein Prinz bekam den Brief nicht, und mit aller Mühe und der genauesten Ausforschung haben wir weiter nichts herausgebracht, als daß ihn ein Bauer hat schnell durch den Altenburger Wald reiten sehen; da war er also noch auf dem Wege nach Rheinau; wo der gute Kerl hingekommen seyn mag, das weiß Gott, sein Verlust kränkte mich aus der Maßen, besonders weil ich Schuld daran war. Nach vier Tagen merkte ich, daß der Bote unglücklich gewesen seyn müßte, denn ich bekam Briefe von Rheinau, die von ihm keine Meldung thaten. Nun wurde ich noch

vorſichtiger, und um meinen Prinzen war ich ängſtlich beſorgt, denn jetzt ſchloß ich nicht ohne Grund, daß Prinz Albert den Boten aufgefangen, meinen Brief erbrochen und geleſen, und nun erſt böſe Entſchlüſſe gefaßt haben würde, und darin hatte ich mich auch nicht betrogen: wenn Gott nicht ſonderlich gewacht hätte, ſo wäre Prinz Wilhelm des Todes geweſen. Albert reiste nämlich in aller Stille von uns, und auf Rheinau zu; eine Stunde vor der Stadt ſtieg er in einem Dorfe an einem Wirthshauſe ab, ließ ſeinen Wagen daſelbſt ſtehen, ſetzte ſich auf das Pferd ſeines Couriers, jagte fort und befahl ſeinen Leuten, auf den erſten Wink ſich zur ſchleunigen Abreiſe fertig zu halten; ſo kam er in vollem Galoppe auf dem Schloſſe zu Rheinau an. Zu allem Glücke ſah ihn Prinz Wilhelm durchs Fenſter in den Hof ſprengen, ihn durchdrang eine ſchauderhafte Ahnung, er entwich an einen abgelegenen Ort, und entging alſo Alberts erſter Wuth. Dennoch aber war Wilhelms Meynung nicht, ihm immer aus dem Wege zu gehen; er wußte durch Nachrichten von mir, daß Albert in mich verliebt war, er kannte auch ſeines Bruders unerſättliche und hölliſche Rachbegierde, daher traute er ihm nicht das Geringſte und war auf ſeiner Hut, aber er fürchtete ihn nicht; denn ſobald als Albert im Palaſte war und ſeinen Bruder nicht fand, auch durch Nachfragen nicht finden konnte, ſo ging er in den Garten ſpazieren. Wilhelm ſahe ihn, legte ſeinen Degen an, und ging auch in den Garten zu ihm. Sobald Albert ſeinen Bruder ſahe, zog er den Degen und drang auf ihn ein, Wilhelm zog auch und defendirte ſich nur eine Zeitlang; endlich aber drang er auf ihn ein, entwaffnete ihn und ſagte: hier bin ich Herr und

regierender Fürſt, geh mir im Augenblicke aus dem Geſichte und laß dich nicht wieder ſehen, oder ich werde Leute kommen laſſen, die dich wegſchaffen. Albert ging weg, und nahm mit der Drohung Abſchied, daß er immerhin alle ſeine Kräfte anſtrengen würde, ſeinen Eheſtand unglücklich zu machen. Wilhelm antwortete auf dieſe Drohung nichts, doch nahm er ſie wohl zu Herzen: er blieb im Garten und dachte nach, was Albert denn nun wohl beginnen würde; auf Einmal fiel ihm heiß ein, daß ihn ſeine Wuth vielleicht zu mir treiben und mich unglücklich machen könnte. Dieſer Gedanke wurde ſo lebhaft in ihm, daß er alſofort Ordre gab, ſein beſtes Pferd zu ſatteln, und daß ſich zwanzig Mann von ſeiner Leibgarde beritten machen und zur ſchleunigen Abreiſe gefaßt halten ſollten. Das Alles geſchah ſo zu ſagen in einer Viertelſtunde, und eh eine halbe Stunde verfloſſen war, ſo befand ſich ſchon mein Prinz mit ſeinen Leuten auf dem Marſch zu mir, ſie nahmen einen unbekannten Weg und ritten Tag und Nacht fort.

Auch Prinz Albert war augenblicklich wieder von Rheinau weggeritten, in jenem Dorfe ſetzte er ſich wieder in ſeinen Wagen und gab Befehl, ſpornſtreichs und in vollem Galoppe nach unſerm Schloſſe zu fahren; da er nun den geradeſten und gebahnteſten Weg vor ſich hatte, ſo langte er einen ganzen halben Tag früher an, als ſein Bruder. Die göttliche Erbarmung fügte es ſo, daß ich um halb zwölf Uhr gerad auf dem Balkon ſtand und mich an der ſchönen Ausſicht weidete; von ungefähr ſchaute ich über den Weg hin und ſahe eine Kutſche in der Ferne in vollem Galopp daherjagen. Ich erſchrack und ahnete, daß es wohl Prinz Albert ſeyn könnte, ich

fing an zu zittern, und fürchtete, er könnte wohl seinen Bruder umgebracht haben. Dieser Gedanke war ein Pfeil in mein Herz, doch erholte ich mich wieder und faßte so viel Gegenwart des Geistes, daß ich zu meinem Vater lief, ihm die Gefahr vorstellte und ihn dahin brachte, daß er die acht Mann, die wir zu unserer Wache bei uns hatten, beisammen an die Pforte postirte, und ihnen den gemessensten Befehl gab, keinen Menschen einzulassen, er möchte auch seyn wer er wollte, bis sie Ordre dazu bekämen. Kaum war das alles ins Werk gerichtet, als Albert wieder vor dem Thore hielt, die Wache berichtete, wer da wäre; wir schickten den Schloßverwalter an ihn ab, ließen ihm glückliche Reise wünschen, und zugleich bedeuten, daß er sich entfernen möchte, weil wir ihn durchaus nicht sprechen könnten. Allein er stieg aus und logirte sich in ein Wirthshaus, das nahe am Schlosse an der Straße stand.

Die Angst, in welcher ich mich befand, war unaussprechlich, vorzüglich marterte mich die Ungewißheit, ob nicht mein Prinz durch ihn unglücklich geworden seyn möchte. Den ganzen Nachmittag blieb die Wache am Thore stehen, Albert versuchte es ein paarmal mit guten Worten, ob er nicht Audienz bekommen könnte, aber wir schlugen es ihm jedesmal ab.

Gegen Abend langte Prinz Wilhelm bei uns an; mit welcher Freude wir ihn empfingen, das ist unbeschreiblich. Er schickte alsofort ein versiegeltes Billet an seinen Bruder, worin er ihm befahl, augenblicklich abzureisen, oder er würde ihn arretiren lassen. Dieß that seine Wirkung, Albert fuhr noch denselbigen Abend fort, und mein Prinz schickte ihm ein paar Reiter nach, die ihn so lang beobachten mußten, bis er weit genug entfernt war. Jetzt war also

die Gefahr vorüber, wir vermählten uns, und ich habe nun seit vier Jahren die Süßigkeit einer vergnügten Ehe ununterbrochen genossen.

Aus dieser Geschichte siehest du, liebste Theodore! meine Schicksale, und wie sehr Prinz Albert zu fürchten ist. Er versöhnte sich hernach mit meinem Gemahl, aber die letzte Vergiftungsgeschichte beweist, daß seine Rache noch nicht gelöscht ist. Man wird selten einen Menschen finden, der diesem an höllischer Rachsucht und an Bosheit gleichet, und mir ahnet schwer, daß wir doch endlich noch durch ihn unglücklich werden, er hat gar zu viele geheime Absichten und Pläne, in deren Ausführung ich ihm hinderlich bin; denn ob ich gleich noch keinen Erben habe, so ist doch alle Hoffnung da, daß ich ihrer noch bekommen werde, eine gewisse Kränklichkeit war schuld, daß es noch bis daher nicht geschehen ist. Ich glaube also, daß nebst der Rache einer verachteten Liebe, das Gerücht: ich sey schwanger, die Ursache seiner letzten Anherokunft und seiner veranstalteten Vergiftung war: denn wenn ich einen Prinzen gebähren sollte, so würde ihm das einen häßlichen Strich durch seine Rechnung machen; wäre ihm sein teufliſches Vorhaben gelungen, so würde mir mein Gemahl bald nachgefolget seyn, und es nimmt mich ewig wunder, daß er da seinen erschrecklichen Versuch nicht zuerst gemacht hat. Mir dünkt immer, es liegen noch andere Geheimnisse der Bosheit in seinem Betragen verhüllt, die sich erst nach und nach entwickeln werden. Indessen kann ich es nicht anders erklären, als daß ihn die Furcht, ich möchte mit einem Erbprinzen schwanger seyn, vorzüglich zu meiner Vergiftung verleitet habe.

Theodore, die bisher aufmerksam zugehört hatte,

war voller Erſtaunen über den erſchrecklichen Charakter des Prinzen Alberts, ſie kannte auch den jungen Böhling, der ſich zum Werkzeuge jener ſchwarzen That hatte gebrauchen laſſen, und der nun wahrſcheinlicher Weiſe ſeinem Anführer nachgefolget war, ſie äußerte daher der Fürſtin ihre Beſorgniß: daß beide noch die allerentſetzlichſten Pläne verſuchen würden, daß es daher höchſt nöthig ſey, alle Behutſamkeit zu gebrauchen, übrigens aber mit gänzlicher Uebergebung an die göttliche Bewahrung und Vorſehung, ohne deren Willen doch kein Haar von unſerm Haupte fallen könne, den Weg der Tugend und Rechtſchaffenheit getroſt fortzuwandeln. Die Fürſtin billigte das auch und hielt dieſen Rath für den beſten, den man geben könne.

So verfloß dieſer Nachmittag unter vertraulichen Geſprächen, und die Fürſtin verſicherte, daß er einer der vergnügteſten ihres Lebens geweſen ſey. Theodore war über denſelben ganz wonnetrunken, ſie ahnete an ihrer Seite eine merkwürdige und erhabene Zukunft, die freilich durch große Leiden, aber auch durch deſto fruchtbarere große Handlungen ſich unter vielen Tauſenden auszeichnen würde.

Indem nun Beide noch da ſaßen und bald im Begriffe ſtanden, wieder wegzugehen, ſo naheten ſich der Fürſt und Ehrenfried, ſie waren in einem ſehr ernſthaften Geſpräche begriffen, und wurden die beiden Frauenzimmer nicht eher gewahr, bis ſie nahe vor der Einſiedelei waren. Die Fürſtin und Theodore ſtanden auf und gingen ihnen entgegen; der Fürſt lächelte mit Verwunderung und ſagte: ich glaube, beſte Lotte! daß dir die Kammerräthin das iſt, was mir ihr Mann iſt: ich habe ihm heute die Geſchichte in Anſehung meines Bruders vertraut, wir haben

treue Leute nöthig, die uns mit Rath und That in dieſer kitzlichen Familienangelegenheit an die Hand gehen, und mir dünkt, ich hätte noch nie einen Mann gefunden, der ſich beſſer für uns ſchickte, als eben Ehrenfried. Die Fürſtin antwortete: das iſt denn doch wahrlich eine ſonderbare Fügung, denn ich habe zu eben der Zeit ſeine würdige Frau zu meiner Vertrauten gemacht und ihr eben die Geſchichte erzählt. Haſtig ergriff der Fürſt ſeine Gemahlin an der Hand, führte ſie in die Einſiedelei, rief auch Ehrenfried mit ſeiner Theodoren herzu und ſagte: das iſt auch wahrlich eine Fügung Gottes, die wir nun alle Vier gehörig und behutſam benutzen müſſen; indeſſen muß ich mir den Kammerrath nothwendig näher rücken, er ſoll Kanzleidirektor ſeyn. Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht erlauben mir gnädigſt, bei dieſer Sache einige wichtige Anmerkungen zu machen: ſobald ein Fürſt einem ſeiner Diener ſeine Gnade und Vertrauen ſchenkt, ſo entſtehen ſo viele Neider als Hofleute da ſind, und eben ſo viele Laurer. Nun iſt aber der weiſeſte und frömmſte Mann nicht im Stande, ſo behutſam zu wandeln, daß man nichts an ihm tadeln, und kein Fürſt ſo ſcharfſichtig, daß er Herzen und Nieren prüfen könnte; daher iſt gewöhnlich das Steigen eines Hofmannes der Weg zu einem Sturze, und wenn er ein rechtſchaffener Mann iſt, auch der Weg zur Unthätigkeit, und das iſt erſchrecklich; ich bitte alſo Ew. Durchlaucht inſtändigſt, erlauben Sie mir, Kammerrath zu bleiben, bis mich Rang, Alter und langwieriger treuer Dienſt zum Steigen berechtiget, indeſſen ſchenken mir Dieſelben Dero beſtändigſte und vertrauteſte Gnade, ſo lang ich es verdiene, und auf dieſe Weiſe können wir Beide, ich und meine Frau,

Ew. Durchlauchten beiderseits treue, wahre und desto nützlichere Dienste leisten.

Der Fürst erkannte die Richtigkeit dieser Gesinnung Ehrenfrieds in ihrem ganzen Umfange, er bestätigte also Alles mit seinem Beifalle und sagte: wen erkennt Er aber für den Geschicktesten, Kanzleidirektor zu werden? Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht haben einen Mann am Hofe, der von jeher wohl am weisesten und nützlich gearbeitet hat, ohne daß er dafür gehörig belohnt worden, weil seine Außenseite ihn nicht empfiehlt; aber zum Wohl des Staates und zum Interesse Ew. Durchlaucht weiß ich kein tauglicheres Subjekt, als eben diesen Mann. Der Fürst unterbrach ihn und versetzte: Er meynt den Justizrath Schwalbenau; ich weiß nicht, ich habe immer etwas gegen den Mann, ohne es nennen zu können, aber das muß ich gestehen, daß er vielleicht der allergeschickteste Mann zu diesem Amte ist, und es auch wohl schon lange verdient hat; er soll also Kanzleidirektor werden, noch heute will ich ihm das Patent ausfertigen lassen. Dann aber wird die wichtige Stelle eines Justizrathes erledigt; wen nehmen wir denn dazu? Ehrenfried antwortete: ich rathe den Kanzleirath Thiele, der ist am allergeschicktesten dazu, sowohl was seine Wissenschaft als seine Aufrichtigkeit und Gerechtigkeitsliebe betrifft. Der Fürst war über diesen Vorschlag ganz vergnügt; Kammerrath! fing er an: Er hat eine vortreffliche Gabe, Diener auszusuchen; ich werde ihn da immer brauchen, nur Schade, daß er immer selber dabei zurückbleibt. Ich bleibe nicht zurück, Ihro Durchlaucht! erwiederte Ehrenfried, ich und meine Frau sind beide wohlhabend, daß ich um Brods willen nicht zu dienen nöthig habe; mithin kann ich nur noch zwei

Urſachen dazu haben, entweder den Trieb, um Nutzen zu ſchaffen, oder Ehrgeiz; letztern verwandle ich in Ehrliebe und befriedige ſie in dem Triebe, Nutzen zu ſchaffen; je mehr ich alſo Nutzen ſtiften kann, deſto mehr wahre Ehre habe ich davon bei Gott und Menſchen. Nun kann ich aber den allermehrſten Nutzen ſchaffen, wenn ich Kammerrath bleibe, mithin habe ich auch die mehreſte Ehre in dieſem Stande. Der Fürſt lächelte und fügte hinzu: und ich werde Ihn zu meinem vertrauteſten Freund machen, und mich Seiner in allen Stücken bedienen.

Die Fürſtin freute ſich über die Gnade ihres Gemahls gegen den Kammerrath, weil ſie dadurch auch ihre eigene Geſinnung gebilligt fand; daher fing ſie an: machen Sie es, mein Gemahl! mit dem Kammerrathe, wie ich es mit ſeiner Frau gemacht habe; hier erzählte ſie die ganze Geſchichte ihres Bündniſſes mit Theodoren. Dem Fürſten gefiel dieſer Gedanke ausnehmend; nun denn, ſagte er: ſo baue ich mir auch eine Eremitage in dieſes Wäldchen, wo ich mit meinem Ehrenfried mich unterhalte, während der Zeit du deine Theodore bei dir haſt. Kammerrath! da räth Er mir dann wie ein wahrer Freund, ich verſpreche Ihm, daß da im Kabinete alles eh' beſchloſſen werden muß, eh' etwas ausgeführet wird, nur muß Er mir eben ſo, wie ſeine Frau, die ſtrengſte Verſchwiegenheit ſchwören.

Ehrenfried verſprach Alles und freute ſich höchlich über die herrliche Gelegenheit, die er nun bekam, viel Gutes in der Welt zu ſtiften. Jetzt wurde nun unter dieſen zwei Paar Menſchen, die das irdiſche Verhältniß ſo weit, die Uebereinſtimmung der Geiſter und Herzen aber ſo nah zuſammenrückte, ein feſtes Freundſchaftsbündniß geſchloſſen, deſſen prakti-

ſche Ausführung aber blos in die Gränzen des heiligen Wäldchens und ſeine Hütten eingeſchränkt war; aber die Wirkungen dieſes Bundes beglückten Land und Leute. Die Einſiedelei des Fürſten wurde nun hundert Schritte von der vorigen gebaut.

Der Mann mit dem Ritterbande und dem Stern auf der Bruſt, wenn er etwa das, was ich bisher daher erzählt habe, mit flüchtigem Auge überliest, mag wohl eine ernſte Miene machen und ſagen: der Fürſt von Rheinau habe ſich gewaltig compromittirt, und Stilling ſey ein — ein N...; allein wenn das geſchieht, ſo ſtelle ich mich hin an die Spitze der Menſchheit und ſchreie überlaut, daß es ganz Deutſchland hört: möchte jeder Fürſt einen Ehrenfried und jede Fürſtin eine Theodore haben, und dann — möchten Beide ein Bündniß von der Art mit ihnen aufrichten! Ich verſichere, Greiſe und Jünglinge werden ſolche Fürſtenpaare ſegnen und ſagen: Gott lohne ihnen!

Die Geſchichte der Theodore nähert ſich immer mehr und mehr großen Scenen, und ich werde mich freuen, ſie hier zu erzählen, um die Herzen meiner Leſer zu erweitern und ſie zu edeln Thaten empfänglich zu machen.

Lebensgeschichte

der

Theodore von der Linden.

Zweiter Theil.

Die Folgen der Gnade, welche Ehrenfried mit seiner Gattin bei dem Fürstenpaar genoß, waren groß und fruchtbar. Bei Hofe wurde das Bündniß nicht bekannt. Jeder wußte wohl, daß der Kammerrath hoch angeschrieben war; allein da er sich dessen gar nicht rühmte, ganz und gar nicht merken ließ, daß wenn er den geringsten Einfluß hätte, auch bei allen Gelegenheiten den bescheidenen demüthigen Mann zeigte, vorzüglich aber, weil er nicht steigen wollte, so wurde ihm nun diese Gnade gar nicht mißgönnt, im Gegentheil, Jeder freute sich darüber, als über ein Mittel, wodurch man glücklich werden könne, wenn man nur Ehrenfrieden gewinnen könne, und das konnte Keiner ohne die strengste Tugend, einen guten Kopf, vorzüglichen Fleiß und das beste Herz. Das ganze Fürstenthum empfand diese Verfassung des Hofes als eine fruchtbare Quelle von vielen heilsamen und gesegneten Verordnungen, und jeder rechtschaffene Unterthan segnete seinen Fürsten, und wünschte ihm, nicht aus Schmeichelei, sondern von Herzen ein langes Leben.

Clementine lebte während der Zeit immer im Stillen fort, sie nahm allen Antheil an dem Glücke ihres Bruders, zuweilen reiste sie zu ihren Eltern, dann kam sie wieder; so wechselte sie mit ihrem Aufenthalte ab, theils ihre Pflichten zu erfüllen, theils auch, um sich die Zeit der Abwesenheit ihres Geliebten immer kürzer zu machen. Sie schrieb auch dem

jungen von der Linden alles, was am Hofe zu Rheinau vorgegangen war, und erhielt dagegen um dieſe Zeit von ihm die wichtigſten Briefe, aus deren Inhalt ich nun den Faden meiner Geſchichte fortſpinnen kann.

Der Herr van der Gracht war ein recht ehrlicher Holländer, das heißt: er war im ſtrengſten Sinne der reformirten Kirche, oder vielmehr der niederländiſchen zugethan. Die Dordrechtiſchen Synodalſchlüſſe waren die Norm, nach welcher er ſich die Bibel erklärte, er glaubte die Gnadenwahl ſteif und feſt, und es hielt hart, wenn er andern chriſtlichen Religionsparteien die Möglichkeit, ſelig zu werden, zugeſtehen ſollte; d'Dufreins Erklärung des Heidelbergiſchen Katechismus und Doktor Lampens Schriften waren ſeine tägliche Lektüre; dabei war er aus der Maßen pünktlich im Wort halten, und eben das forderte er auch von denen, die mit ihm umgingen; Alles, was er ſagte, war im ſtrengſten Sinne wahr. Sechs Tage in der Woche arbeitete er ſehr fleißig, aber den Sonntag feierte er ſehr ſtreng, und ging ſo oft in die Kirche, als nur gepredigt wurde. Eben ſo wie er lebte, ſo hielt er auch alle ſeine Hausgenoſſen, ſogar Hans Jakob mußte ſich aufs Genaueſte nach ihm bequemen: dieſen ſahe er nicht als einen Akademiſten, ſondern als ſeinen Vetter und Comptoirbedienten an, von deſſen Aufführung er Rechenſchaft zu geben ſchuldig war. Der junge Menſch hatte, wie meine Leſer wiſſen, ein feuriges Temperament, das ſehr zur Freiheit geneigt war, daher fiel ihm oft der Zwang ſchwer, in welchem er lebte, beſonders da er ſahe, wie ſeine Mitſtudirenden alle Freiheit genoſſen; oft fühlte er auch ſein Geld, ſeinen Reichthum, und dann ging's ihm im Kopf herum; gern hätte er zuweilen hinten

ausgeſchlagen und ſich frei gemacht; allein der Briefwechſel mit Clementinen, mit Ehrenfried und Theodoren hielt ihn immer in den Schranken; denn ſo oft er über ſeine gezwungene Lage klagte, ſo oft gaben ihm alle Drei in ihren Briefen den dringendſten Rath, geduldig auszuhalten, weil eben dieſer Zwang ſeine Seele im Gehorſam übte, der doch jedem Menſchen zu ſeinem Glücke und zu einem ruhigen und vergnügten Leben ſo nöthig ſey.

Ich weiß wohl, daß man in Geſchichten lieber Thatſachen, als die eigenen Gedanken des Schriftſtellers lieſt; allein ich kann mich doch zuweilen nicht enthalten, auch mein Scherflein dazu zu thun, wer's nicht leſen mag, der ſchlage es über. Die ganze Erziehungskunſt, was die Bildung des Herzens betrifft, beruht auf einem Hauptpunkte, auf der Brechung des Eigenwillens. Der Menſch hat von Jugend auf ſehr lebhafte Neigungen, von dieſen läßt er ſich leiten, beſonders weil es ihm noch an Vernunft und Erfahrung fehlt; jene Neigungen gehen aber immer auf ſinnliche Vergnügen aus, denen jagt der Menſch nach und wird nie geſättigt; wird nun dem Kinde von Jugend auf der Wille ganz gelaſſen, ſo ſetzt ſich die Neigung feſt und wird herrſchend; daher ſetzt ſich Eigenſinn und Eigenliebe auf den Thron und beherrſcht Geiſt und Herz mit der größten Tyrannei. Solche Menſchen ſind nun ihr ganzes Leben durch unglücklich. Der Gang der Dinge und des Schickſals in dieſer Welt iſt ſo beſchaffen, daß unmöglich die Neigungen eines Jeden befriedigt werden können, denn ſie laufen gar zu oft gegen einander; wenn nun einem ſo eigenliebigen Geiſte ſein Wille nicht geſchieht und nicht geſchehen kann, ſo ärgert er ſich und bedienet ſich aller, oft der unerlaubteſten Mittel, zu ſeinem

Zwecke zu gelangen. Das ſind die Folgen der ſich ſelbſt überlaſſenen menſchlichen Natur: bleibt ſie in ihrem Laufe ungeſtört, ſo bildet ſie den Menſchen zum Satan; dies beſtätigt die tägliche Erfahrung und die Vernunft, und dieſes iſt auch der unwiderlegbarſte Beweis vom allgemeinen Verderben der menſchlichen Natur.

Wird aber dem Kinde von Jugend auf der Wille gebrochen, wird es von der Wiege an gewöhnt, das, was es mit Leidenſchaft will, nicht zu bekommen, ſondern dem Willen eines Andern zu folgen; wird alſo jede eigenwillige Neigung getödtet und zugleich der Verſtand nach den Regeln der Vernunft und der Religion ausgebildet, ſo gewöhnt ſich der Wille und das Herz allmälig zum Gehorſam an die Stimme des Gewiſſens, und beide gehorchen gerne. Solche Menſchen ſind biegſam, und das erhabene Vergnügen, welches die Seele in dem aus dem Gehorſam und aus der Erfüllung ſeiner Pflichten fließenden innern Frieden empfindet, gibt endlich der Sache den Ausſchlag, es leitet den Menſchen immer mehr zur Ergebung in den Willen der Vorſehung, zur Sanftmuth, zur Demuth und zu allen chriſtlichen Tugenden. Eil man bemerke nur, wie Gott die frommen Menſchen nach und nach zu Engeln bildet; man leſe nur ihre Geſchichten, ſo wird man finden, wie eine immerwährende Kette von lauter Leiden, Kreuz und Trübſalen ihren Lebensgang durchſchlingt, immer ihren Eigenwillen durchkreuzt und ſie nach und nach zu wahren Menſchen bildet, die dann fähig werden, nicht nur vortreffliche Nachbarn und hülfreiche Freunde, ſondern auch vortreffliche Bürger der zukünftigen Welt zu werden.

Dieß alles iſt eine ſo reine Wahrheit, daß es nicht zu begreifen iſt, warum ſie nicht allgemein erkannt

wird und wie man noch blind seyn kann, daß man in der natürlichen Freiheit des Willens die beste Erziehungsmethode sucht? Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte.

Alles, was ich da gesagt habe, das wurde dem guten Hans Jakob so weitläufig und so klar von seinen dreien Korrespondenten vordemonstrirt, daß er sich zufrieden gab und seinen Lastkarren geduldig fortschob. Ich glaubte aber, daß doch wohl die Furcht, seiner Clementine zu mißfallen, noch den größten Antheil an seiner Geduld und Unterwerfung haben mochte. Indessen seine Beweggründe mochten seyn wie sie wollten, genug, er bildete sich von Tag zu Tag zu einem immer edlern und würdigern Mann; sein Geist klärte sich auf durch den Fleiß, den er auf's Studiren wandte, er gewöhnte sich an eine strenge Ordnung, die fast bis zur Pedanterei in van der Grachts Hause herrschte, und sein Herz wurde mürber und biegsamer durch den strengen Gehorsam, den sein Herr von ihm forderte; jeden Augenblick wurde ihm durch den Sinn gefahren und sein Eigenwille gebrochen, wodurch er allmälig ein sanfter, thätiger und edler Jüngling ward, denn sein ohnehin vortrefflicher Charakter erhielt dadurch die herrlichste Temperatur und Richtung.

Hans Jakob pflegte wohl des Sonntags Nachmittags bei schönem Wetter spazieren zu gehen, allemal mußte er aber vorher seinen Herrn fragen, der es ihm dann erlaubte oder nicht erlaubte, je nachdem er es für gut fand. Nun trug sich's zu, daß einsmals ein guter Freund zum von der Linden kam und ihn zu einem schönen Buytenplaats einlud; Hans Jakob erhielt Erlaubniß dazu, und die Beiden gingen nun zusammen fort. Der Weg führte sie durch einige

abgelegene Gassen, besonders weil sie ihn etwas abkürzen und eher beim Thor seyn wollten; während der Zeit aber, daß sie von Haus weg waren, hatte sich eine trübe Wolke über der Stadt zusammengezogen: diese fing an, mit aller Kraft ihre Last herabzugießen, so daß beide Obdach suchten. Nun war in der Nachbarschaft ein Kaffeehaus, welches dem Freunde unsers Hans Jakob wohlbekannt war; er schlug vor, da hinein zu gehen, eine Tasse Kaffee zu trinken und eine Pfeife Tabak zu rauchen, bis der Regen vorüber seyn würde; dieß war dem von der Linden nicht zuwider. Sie traten also da hinein und fanden daselbst eine große Gesellschaft von allerhand Menschen, wie denn an solchen Orten gewöhnlich ist. Von der Linden lief mit flüchtigem Blicke alle Gesichter durch, und als er herum war, da fiel ihm ein, er habe ein's gesehen, das ihm nicht nur bekannt war, sondern ihm auch eine unangenehme Erinnerung gemacht hatte; dieß machte ihn neugierig: er übersah also noch einmal aufmerksam alle Gesichter, und bald entdeckte er mit Schrecken einen Offizier, dessen ganzes Ansehen ihm einen tiefen Eindruck machte; er hatte mehr gesehen, und doch fiel ihm nicht ein, wer der Mensch war. Der Offizier hatte ihn indessen auch entdeckt und mit scharfem Blicke betrachtet. Kaum hatte sich Hans Jakob mit seinem Freunde gesetzt, so war der Offizier fort. Dieß machte den von der Linden noch stutziger, und jetzt fiel ihm ein, daß es der junge Böhling war. Dieser war seinem Patron, dem Prinz Albert, nach Holland gefolgt, hatte unter seinem Regiment Dienste genommen, und man kann leicht denken, daß ihn Albert auf alle Weise unterstützte und beförderte. Allein was machte Böhling hier? denn das Regiment des Prinzen

Albert lag ziemlich weit von Utrecht in Garnison; doch die Frage machte Hans Jakob weiter keinen Kummer, er trank mit seinem Freunde Kaffee, und so wie es aufhörte zu regnen, so gingen sie zusammen fort. Den folgenden Morgen schrieb er an seinen Schwager Ehrenfried nach Rheinau, in welchem Zustand er den jungen Böhling angetroffen habe.

Ob's nun Ahnung oder weise Vorsicht war, weiß ich nicht, genug, dem Kammerrath, seiner Frau und Schwester schlug das Herz bei dieser Nachricht, sie schrieben ihm alle Drei recht angelegentlich wieder und warnten ihn auf's Dringendste, auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht von Böhling in die Falle gelockt würde; denn sie vermutheten, daß sein Aufenthalt in Utrecht ihn selbst zum vornehmsten Augenmerk haben könnte. Der Prinz sowohl als Böhling mußten den jungen von der Linden fürchten, denn das gräuliche Laster der beiden war unläugbar, und Böhling wenigstens, als der eigentliche Thäter, hätte dem Fürsten von Rheinau müssen ausgeliefert werden. Zudem mußte den rachsüchtigen Böhling noch der Vorzug, denn Clementine dem Hans Jakob vor ihm gegeben hatte, in der Seele schmerzen, und dieß allein konnte seinem bösen Herzen Anlaß genug seyn, sich an ihm zu rächen. Alle diese Betrachtungen zusammen genommen, machten obige Drei für ihren Freund in Utrecht besorgt, denn Böhling hatte ein böses Gewissen und konnte wohl vermuthen, daß Hans Jakob auf Veranlassung seines Schwagers als ein Werkzeug gerechter Strafe gebraucht werden könnte. Alle diese Vermuthungen waren auch nicht vergebens, denn es währte keine drei Wochen nach dem Empfang obigen Briefs, so erhielt Ehrenfried die schreckliche Nachricht von

dem Herrn van der Gracht, daß der gute Hans Jakob verloren sey, er sey nämlich von einem Unbekannten abgeholt worden und seit der Zeit nicht wieder gesehen worden. Ehrenfried hielt diese Nachricht vor seiner Frau und Schwester geheim, er stellte sich so froh und munter, daß niemand etwas merkte. Alsbald nach diesem Brief verfügte er sich zum Fürsten und klagte ihm den Vorfall. Der Fürst nahm sich der Sache an, es wurden alle Mittel vorgekehrt, um den guten Menschen wieder aufs Freie zu bringen, die hochfürstliche Regierung schrieb in den Haag und an die Magistrate der vornehmsten Seestädte und bat, alle nur mögliche Mühe anzuwenden, um den edlen Jüngling aus den Klauen der fürchterlichen Rache zu erretten. Der Fürst selber unterstützte alles mit den freundschaftlichsten Handschreiben, und Ehrenfried schrieb auch an alle seine Freunde, die er in den Niederlanden hatte, alle ihre Kräfte zu dem Zweck anzustrengen.

Bei allen diesen Verfügungen war's nun nicht möglich, das Unglück länger verschwiegen zu halten, sowohl Theodore als Clementine erfuhren es noch allzufrüh. Es ist leicht zu denken, welche Folgen dieß alles in den Gemüthern dieser beiden Frauenzimmer hatte; ich mag mich mit Beschreibung aller Klagen und des Gemüthszustandes derselben nicht aufhalten, das Alles kann sich jeder Empfindsame leicht dazu denken, ich verfolge nur den Gang der Geschichte.

Sechs Wochen trauerte und sorgte man zu Rheinau um den Hans Jakob; auch sein Vater, der alte Dietrich, dem man's auch bekannt gemacht hatte, fing an, auf der alten Leier zu spielen und zu behaupten, das alles wäre nicht geschehen, wenn man ihn bei seinem Vater gelassen hätte, und das sey die göttliche

Strafe wegen des Hochmuths seines Sohnes, dem es in seines Vaters Haus nicht mehr gut genug gewesen sey. So schließen die Menschen, ein Jeder nach seiner Denkungsart; Ehrenfried und mit ihm die beiden Frauenzimmer glaubten indessen, es sey eine göttliche Prüfung für den guten Jüngling, um ihn desto besser zu seinem Zwecke zu leiten. Sechs Wochen hatte man so getrauert, gesorgt, geschlossen und raisonnirt, als auf einmal ein Brief vom Hans Jakob selbst, und zwar aus dem Hause des Herrn van der Gracht datirt, dem allem ein Ende machte und jeden wieder in Ruhe und Freude versetzte. Ich will hier den ganzen Brief von Wort zu Wort abschreiben, um desto besser meinen Lesern zu zeigen, wie viel der junge von der Linden in einem Zeitraume von drei viertel Jahren in der Aufklärung und besserm Geistesgange zugenommen hatte; freilich muß man nicht nach Holland gehen, um deutsch zu lernen; allein in Utrecht wird viel hochdeutsch gesprochen, und Ehrenfried empfahl und besorgte ihm immer die besten deutschen Schriften, welche sein Schwager in seinen Nebenstunden las und sich also auch darinnen ziemlich bildete.

Utrecht, den .. sten — —

Liebster Herr Bruder!

Ich möchte diesem Blatt Flügel wünschen, damit es bald nach Rheinau zu Kammerrath Ehrenfrieds Haus fliegen könnte; denn ich kann doch wohl denken, daß Ihr alle um mich bekümmert seyd. Nun seyd es nicht mehr, Ihr lieben Leutchen! ich sitz da wieder ruhig zwischen meinen vier Wänden und bin, Gott sey Lob und Dank, mit einem blauen Auge davon gekommen. Es ist ein vertrackt Ding um die Liebe, wär' da Clementine nicht gewesen, so hätt'

ich über den Spaß gelacht, aber so konnt' ich nicht lachen, doch geweint hab ich auch nicht, aber mein Herz war doch so geschwollen, daß ichs mit meinen eigenen Ohren in meinem Leib schlagen hörte, immer sagte mir ihr Bild, das so bedauerlich vor meinen Augen herumschwärmte, du armer Hans Jakob, und dann sah ich mit meinen Geistesaugen, wie das arme Bild die Hände rang und weinte, und per Sympathie wurde es mir dann auch so zitternd warm zwischen den Augenliedern.

Nun will ich Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; am Freitag vor sechs Wochen kam ein Mensch mit rund geschnittenem Härchen, einem dreispitzigen Hut, braunem Rock, schwarzen Weste, Hosen und Strümpfen zu mir auf's Comptoir, der Mensch sah so sehr ehrbar und so mennonistisch aus, daß ich ihm gleich traute; er grüßte mich freundlich und mit sanfter Stimme und mischte jeden Augenblick den Namen Gottes und Christi unter seine Reden, dem sollte der H.... nicht getraut haben. Nun, sagte der Mann zu mir: hören Sie, mein Herr und Freund! da draußen liegt ein Oberländer, Ihr Landsmann, in einem Wirthshaus, er ist sehr unglücklich gewesen, der liebe Herr hat ihn mit einer schweren Krankheit heimgesucht, er liegt da recht in Kedars Hütten, in der Fremde und winselt wie ein Kranich, und girrt wie eine Taube. Nun weiß er, daß Sie hier sind, und da verlangt er recht nach Ihnen, denn er weiß nicht genug zu erzählen, wie viel Gutes Sie immer denen erzeigt haben, die im Schmelzofen des Elends sitzen, und was er alles daher sagte. Kurz und erbaulich! er wollte mich mithaben, auch beredete er mich, etwas Geld mitzunehmen, um den Armen damit zu erquicken. Ich ließ mich nicht lange bitten,

denn in solchen Fällen kribelt's mir unter den Füßen, ich ging mit, so wie ich da ging und stand. Der fromme, ehrwürdige, feine Mennonist führte mich kreuz und quer, und brachte mich endlich an's Ende der Welt in ein großmächtiges Haus, wo es kunterbund durcheinander ging: da waren auf allen Seiten Stuben und Kammern voller Leute von allerhand Schlag. Lieber Herr! fing da der Mennonist an, wie ist doch die Welt so verdorben, Ihr Freund muß hier fort, sobald er kann, denn man muß ja befürchten, daß das Haus, wie die Rotte Korah, Dathan und Abiram von der Erde verschlungen wird und lebendig in den Höllenschlund hinunter fährt. Ich ließ das so gut seyn und folgte ihm ein Paar Treppen hinauf, dann hin und her über lange Gänge, dann wieder ein Paar Tritte herab, dann krumm herum wieder hinauf, und nun stand ich da und fand vier Soldaten und ein Weibsstück in der Karte spielen, und einer von ihnen war — denken Sie, um Gotteswillen! war Böhling. Jetzt merkte ich, wo das Ding hinaus wollte; ich erschrack, das kann ich nicht läugnen, aber ich fühlte doch inwendig so etwas — wie soll ich's nun eigentlich heißen? — Wenn man eine Weiberbrust mit den Fingern drückt, so läuft sie über und die Milch dem rothwangigen Buben in's Mäulchen; gerad so war's mit meinem Herzen beschaffen, es wurde in dem Augenblick rechtschaffen gedrückt, aber es quoll ein Saft heraus, der mir Leib und Seel' erquickte; ich fühlte — ja wahrhaftig! ich hörte es nicht, sondern ich fühlte es, daß innerlich einer zu mir sagte: sey getrost, Hans Jakob! du bist auf deines guten Gottes Heerstraße, da kann dir nichts Böses widerfahren, dein Vater im Himmel will dich nur einmal probiren, ob du auch im Unglück auf

Ihn trauen kannst! — Das Ding machte mich so muthig, daß mir nicht recht Angst werden konnte.

Wie ich nun so da stand und nun da war, so zog sich der Mennonist aus und seine Soldatenkleider wieder an, und damit fing er an zu fluchen, so sehr er nur konnte; man sah es ihm so recht an, wie sauer es ihm geworden war, nur eine Stunde fromm zu seyn. Guter Gott! dachte ich, warum verwundert man sich doch, daß du eine Hölle geschaffen hast? Sie ist ja eben so nöthig wie der Himmel: denn da könnten ja solche Leute nicht ausdauern, sie müssen eine Welt haben, die sich für sie schickt, und das ist die Hölle.

Böhling ließ den armen Sünder, Hans Jakob, eine Weile so dastehen, wie irgend ein Beamter den Bauern, und spielte erst sein Spiel aus; nun drehte er sich zu mir und sagte: Nun, junger Kornhändler! hat er schon ausstudirt? Nein, antwortete ich, bin's aber, will's Gott! Willens, noch zu thun. So sagte er: Hör Bube! spar' nur hier deinen Witz, wir sind hier nicht in deines ehrlichen Schwagers Haus, hier hab' ich ein gutes dauerhaftes Rohr, das kann dir den Kitzel vertreiben. Ha! dacht ich, es ist doch wohl wahr, was Salomo sagt: daß auch das Schweigen seine Zeit habe; ich schwieg also. Nu! fuhr er fort, hast du denn keine neuen Nachrichten von deinem Schätzchen der H... Clementine? (ich schwieg) — gelt, ich kann dir's vertreiben, du sollst sie dein Lebtag nicht wiedersehn, du Bauernschlingel durftest dich unterstehen, mir in's Gesicht zu trotzen, wart, jetzt sollst du mir's büßen; laßt uns nur einmal an einen Ort kommen, wo ich dein Geschrei nicht zu fürchten brauche, da sollst du kreischen, wie Oel in der Pfanne, wenn man Wasser hineinspritzt.

Zu dem Allem sagte ich kein Wort, ich kann nicht sagen, daß mir bei diesen Drohungen sehr Angst wurde: denn so wie er redete, so fühlte ich ein innerliches Zutrauen, recht herzlich und innerlich zu beten, und nun war es mir, als wenn ich in einer wohlverwahrten Festung wäre.

Sagst du kein Wort, Hund? so fuhr er mich an. Ja, antwortete ich: ich will reden, ich bin jetzt in Ihrer Gewalt, Herr Böhling! aber das sag' ich Ihnen, sehen Sie da meine ganze Person, wie ich vor Ihnen stehe, und fürchten Sie sich, Sie sind ein Mensch, und kein Gott, hier hilft Menschenhülfe nichts, aber der große Allgegenwärtige, vor dem Sie ein Federchen im Wind sind, ist um mich her, Sie können mir nicht mehr thun, als Er zuläßt; sehen Sie mich, wie ich da stehe, ich bin ein armer Sünder, aber ein ehrlicher Mann, keine Blutschuld drückt mich, und ich weiß gewiß, daß Sie mir nicht mehr thun können, als Ihnen Gott zuläßt.

Böhling wollte lachen, aber es hatte doch so keine rechte Art, er zwang so heraus: Lari! fari! sag, was du willst, ich thue, was ich will. Nun sollte ich mit fort, die Kerl nahmen mich zwischen sich und führten mich zu einer Hinterthür hinaus durch enge Gäßchen, und sofort zum Thor hinaus.

Jetzt wird's über meinen Buckel und vielleicht über mein Leben hergehen, dachte ich, und doch wurde mir nicht recht bang, so daß ich mich über mich selbst verwundern mußte. Man gab mich am Thor für einen Rekruten aus, es fiel mir ein, ob ich nicht Hülfe rufen sollte; allein ich fürchtete, wenn's nicht hälfe, so würde meine Sache eher schlimmer als besser dadurch, ich beschloß also, mein Schicksal geduldig abzuwarten.

Unſer Weg ging längs den Kanal bei der Ziegelhütte vorbei, hier war's noch nicht wohl möglich, daß man mir etwas zu Leide thun konnte, aber wir marſchirten ſtark, um bald von der Landſtraße zu kommen: denn ſobald als der Herr van der Gracht erfahren würde, daß ich ſo behandelt worden, ſo würden wir auf allen Straßen verfolgt werden; ſo urtheilte vermuthlich Böhling. Sobald wir uns ein wenig entfernt hatten, ſo ſchlugen wir einen Nebenweg ein, der uns ſeitwärts abführte; nun fing mir's doch an etwas übel zu werden, indeſſen mir geſchahe noch immer nichts. Böhling ſchwieg ganz ſtille und redete kein Wort, ſogar ſeine Kameraden waren ſo ſtill und ſo ernſt, daß ich mich darüber verwunderte; ich erfuhr aber bald die Urſache dieſes Stillſchweigens. Wir langten nach Verlauf einer Stunde in einem einſamen Hauſe an, das mir ſehr verdächtig vorkam; hier kehrten wir ein, man wies uns oben und hintenaus ein Zimmer an; kaum waren wir auf demſelben angelangt, als Böhling anfing mit den Zähnen zu knirſchen und die erſchrecklichen Worte herauszuſchnauben: Jetzt, Hund! mache dich bereit, eine gute und derbe Tracht Prügel zu bekommen; du Korporal! weißeſt, was du zu thun haſt. Der Korporal rührte ſich nicht, Böhling wurde beſtürzt; was! fing er an, parirſt du nicht! — Verzeihen Sie, Herr Lieutenant! antwortete der Korporal, daß ich für dießmal nicht gehorche, ich bin ein ehrlicher Kerl und kann mich nicht entſchließen, einen Menſchen zu prügeln, der ſo brav als Einer in der Welt iſt.

Ha! Ha! dacht ich, da erſcheint Gottes gnädige Bewahrung ſichtbarlich; der Lieutenant fing an zu raſen; allein der Korporal bekam Geſellſchaft, noch zween Gemeine ſchlugen ſich zu ihm, ſo daß er und ſein Helfershelfer, der Mennoniſt, allein ſtanden.

Nun fing der Korporal an: Herr Lieutenant! wir sind jetzt an dem Orte, wo wir reden dürfen, und unser sind auch gerad genug dazu: sehen Sie, wir wissen gar wohl, wie's um Sie und um unsern Kapitän aussieht, wir mußten mit Ihnen fort, wußten aber nicht, wozu wir gebraucht werden sollten, ich hätte mich sonst, bei meiner Seel'! lieber arquebusiren lassen, als daß ich hätte den ehrlichen Hans Jakob von der Linden fangen helfen. Ich kenne ihn von Jugend auf, wir sind Nachbarn, und ich leide es nicht, daß ihm Etwas geschieht, diese meine ehrliche Kameraden sind auch Rheinauer, und die denken so wie ich. Nun wissen wir gar wohl, daß wir nicht wieder zum Regiment gehen dürfen, da würde uns übel gelohnt werden, mithin desertiren wir hier auf der Stelle und setzen unsern Landsmann in Freiheit.

Diese ehrlichen Landsleute kannte ich Alle nicht, wurde es aber hernach gewahr, wo sie her waren, ich erinnerte mich auch, daß ich den Korporal gekannt hatte. Du lieber Gott! dachte ich, wie wunderlich kannst du einen doch bewahren! und wie gut ist es, wenn man sich von Jugend auf fromm und ehrlich aufführt. Jetzt drangen mir die Thränen in die Augen, ich umarmte und küßte Einen nach dem Andern und dankte ihnen recht herzlich für ihren Beistand. —

Böhling schien sich ganz zufrieden zu geben; nun so seyd denn ruhig, fing er an, wir wollen hier auf der Stelle Alles vergessen, ich geb' euch meine Parole, daß ich nichts von dem Allem bei dem Regiment gedenken will, so laßt uns denn zusammen bleiben, wir wollen hernach dann den Burschen wieder laufen lassen.

Der Korporal und ſeine zween Kameraden ſchienen ſich nun auch zufrieden zu geben, und ſo war Alles in Ordnung; ich armer Schöps hatte indeſſen Alles geglaubt, und meinte, ich würde die künftige Nacht wieder zu Utrecht in meinem Bette ſchlafen; allein ſo weit waren wir noch lange nicht.

Nun fing Böhling an: wir müſſen doch zu eſſen und zu trinken haben, du Flinder! (das war der Mennoniſt) geh wacker, beſtelle was. Flinder ging, und auf dem Fuße folgte ihm Böhling nach. Was denken Sie wohl! ſie gingen und ſollen noch wieder kommen, denn ſeit der Zeit hab' ich ſie nicht wieder geſehen.

Wir merkten endlich Unrath, als ſie ſo lang ausblieben, einer von uns ging heraus, fand aber zu ſeinem Erſtaunen die obere Treppenthür von außen verriegelt. Da ſaßen wir nun, die drei Soldaten waren äußerſt beſtürzt, mir war auch nicht wohl bei der Sache, und doch hatte ich ſo einen innerlichen Muth, ſo daß ich meine Kameraden tröſten konnte. Wir guckten zu den Fenſtern hinaus, allein da wars auch unmöglich, wegzukommen, theils war es zu hoch zum Springen, und theils hinderte uns auch eine große Mauer, weiter zu kommen, als in den Garten. Was war zu thun? wir mußten eben Geduld haben; indeſſen weinten die Kerl wie die Kinder; ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, und bat ſie, gutes Muths zu ſeyn. Ja, ich fing an, ihnen zu predigen, daß Gott noch lebe, wir wollten Ihm vertrauen, fleißig beten, und ſo ſeine Hülfe erwarten. Anfänglich hatten ſie keine Ohren für ſo Etwas, nach und nach aber thats gut, die Leute wurden ſo geſchmeidig wie Wachs an der Sonne, wir kamen gar ſo weit, daß wir Morgens und Abends Betſtunde hielten.

Doch ich will erzählen, was weiter geſchah. Als wir ungefähr eine Stunde ſo geſeſſen und Kalender gemacht hatten, ſo kam ein Kerl zur Thür herein, ich kann ihn mein Lebtag ſehen. Stellen Sie ſich einen kurzen unterſetzten Mann vor, auf dem Kopf hatte er eine rothe wollene Kappe, unter derſelben einzelne gelbrothe Härchen, ſein Geſicht war roth, kupfrig und platt, die Augen groß und blaß, ich kann die Augen nicht beſchreiben, er klotzte Einen damit an, als wenn der leidige Satan dahinter geſeſſen und heraus geguckt hätte. Die Naſe hatte ihre Stütze verloren, daher war ſie ganz platt eingefallen, unter derſelben war ein Maul gräulich anzuſehen, die Lippen waren blau, dick und voller weislichter Geſchwüre, er trug einen dunkelblauen, etwas abgetragenen Rock mit glatten meſſingenen Knöpfen, darunter ein altes ſcharlachenes Weſtchen, ebenfalls mit meſſingenen Knöpfchen, darauf folgte ehemals ſchwarz geweſene lederne Hoſen, dann weiße wollene Strümpfe, und nun alte niedergetretene Schuhe: das war unſer Wirth. Mit einer heißern dumpfen Stimme röchelte er durch die Naſe: wir ſollten nur befehlen, was wir eſſen und trinken und haben wollten, denn Alles ſtände zu unſerm Befehl.

Ich muß geſtehen, mir eckelte ſo vor dem Manne, daß ich an Eſſen und Trinken faſt ohne Grauſen nicht denken konnte, denn ich ſchloß von dem Wirth auf die Wirthin, und ich ahnete lauter Gräuelſuppen. Indeſſen vom Wind ließ ſich auch nicht leben, und wir vier arme Burſche waren ſchon ſo mürbe, daß wir uns Alles gefallen ließen. Wir ſagten ihm: er ſolle uns nur zu eſſen und zu trinken geben, was er habe. Der Wirth ging wieder fort, und kurz darauf kam ein Mädchen. — Nun, das Mädchen machte

einen ganz besondern Eindruck auf mich. Clementine darf nicht erschrecken, von der Art der Eindrücke war der meinige nicht, sie war etwas lang, schön gebildet, und aus ihrem Gesichte leuchtete so Etwas hervor — Ja, da happerts, wie soll ichs nennen? — Ich hab' wohl so das erste Mondsviertel sehen untergehen, die ganze Welt war still, kein Lüftchen wehte, kein Wölkchen war am Himmel, und da senkte sich dann das zweihörnichte blasse Licht so auf den Wald hin, als wollte es sagen: guck mich noch einmal an, Freund! bald ists stockfinster, grausende Nacht! — so wars mir, als das Mädchen den Tisch deckte. Nein! rief mein Herz in mir, da griff ich, hol mich Gott! den Mond an den Hörnern, reiß ihn herum und laß die Welt sein volles Antlitz schauen, den ganzen Vollmond, und so stell ich ihn dann da droben in Osten und laß ihn Berg und Thal erleuchten. Der Gedanke schritt mir so stark durchs Gehirn, daß ich aufstand, und eben so stark im Zimmer auf und ab schritt.

Es ist etwas Besonderes um ein Mädchen; so wie sie in das Zimmer trat, so ging bei uns Allen eine Veränderung vor, die meinige hab' ich gesagt, die der Andern weiß ich nicht, der Eine sagte: Guten Tag, Jungfer! und lächelte, der Andere sahe sie freundlich an; der Dritte blinzelte sie nur an, u. s. w. Ich sagte und that aber nichts, als was ich so eben gesagt habe.

Der Wirth und seine Tochter trugen wechselsweise auf, was wir haben sollten, und ließen uns dann allein; jetzt schlug ich meinen Kameraden vor, wir wollten suchen, das Mädchen auf unsre Seite zu bringen, so daß sie uns loshülfe und mit uns fort ginge, ich wollte dann für sie sorgen, daß sie glücklich würde; das gefiel den Burschen.

Nachdem wir gegeſſen und getrunken hatten, ſo kamen Vater und Tochter wieder und trugen wieder ab. Nun ging ich mit dem Vater heraus, drückte ihm zwei Dukaten in die Hand und ſagte: er möchte doch erlauben, daß uns ſeine Tochter zuweilen beſuchte und uns die Zeit verkürzte, ich wollte ihm Bürge dafür werden, daß ſie nicht verunehrt werden ſollte. Meinetwegen! ſchnob der Kerl und zog ſein Maul ſo, als wenn er lachte. Es dauerte nicht lang, ſo kam auch das Mädchen und brachte Etwas zu Nähen mit, ſie mochte ſechszehn Jahr alt ſeyn; in wiefern ſie aber noch unſchuldig war, das weiß ich nicht, genug, ſie hatte die beſte Anlage zu einer recht braven Hausmutter, nur mußte ſie aus dieſem Hauſe, denn da war ſie in der Höllen Rachen.

Ich gab mich mit ihr ins Geſpräch; ich redete freundlich, aber ernſtlich von der Tugend eines Weibsbildes, und wie ſie ſo glücklich mache; ich ſagte ihr: ich könnte ſie zwar nicht heirathen, aber wenn ich ſie nur in meinem Vaterlande hätte, ſo wollte ich eine Frau aus ihr machen, die eine Art hätte, und was ich ihr als weiter ſagte. So redete ich ihr täglich zu, auch meine Kameraden beredete ich, daß ſie nichts Unanſtändiges in ihrer Gegenwart ſagten. Kurz, wir machten dem Mädchen ſo große Luſt, fromm und brav zu werden, daß ſie gar bald herzlich wünſchte, mit uns fortgehen zu können, beſonders da wir leicht denken konnten, daß Böhling wieder kommen, und dann war's ſehr ungewiß, was es mit uns geben würde. Zudem mußten wir ihn ja auch alle Augenblicke gewärtig ſeyn, denn wir hatten gar keinen Grund zum Nachrechnen, ob er über lang oder kurz wieder kommen würde, doch das Letztere ſchien uns immer am wahrſcheinlichſten.

Indessen ging ein Tag nach dem andern hin, und eine Woche nach der andern, unser Jungfer Liesschen konnte nicht zum Zweck kommen, wie sehr sie es auch wünschte, und uns allen wurde die Zeit Jahrs lang, besonders weil wir immer in Angst und Furcht sitzen mußten. Das begreif' ich aber auf die heutige Stunde noch nicht, woher es kam, daß man uns so lang dort sitzen ließ, denn wollte Böhling nichts weiter mit uns machen, so konnte er uns ja laufen lassen, denn wir lagen doch da auf seiner Kost; wollte er uns aber noch zu etwas anders brauchen, warum ließ er uns dann an einem so unsichern Ort so lang sitzen? Doch was liegt mir dran; genug, wir kamen endlich weg.

Der Zugang zu unserm Zimmer vorn auf dem Gang war nicht allein von außen verriegelt, sondern der Wirth unterhielt auch eine Wache von vier Mann vor der Thür, die beständig und ordentlich abgelöst wurde; was das für Kerl waren, das weiß Gott! genug, es war da eine Mördergrube, wo mancher schon sein Leben eingebüßt haben mochte.

Es ist sonderbar, oft ist eine Sache ganz leicht, wenn man nur auf den rechten Sprung kommt; da hatten wir nun sechs Wochen lang alle unsere Erfindungskräfte angestrengt, wie wir wegkommen wollten, und jetzt auf Einmal fiel mir's ein; ich fragte Liesschen: ob sie nicht allein wegkommen könnte? Sie bedachte sich ein wenig, endlich sagte sie: das läßt mein Vater nicht zu. Ei! fragte ich weiter: so gehe Sie ohne ihres Vaters Willen! — Das darf ich auch nicht, versetzte sie, denn sobald man mich vermißt, sobald traut man nicht, und bringt Euch entweder fort oder gar ums Leben, denn weil ich so viel mit Ihnen umgehe, so traut man mir desto we-

niger. Nun, sagte ich ferner, so mache Sie, daß sie Schlafkraut (Opium) aus der Apotheke bekomme; ich unterrichtete sie, was das für eine Wirkung habe, und bat sie, recht behutsam zu seyn, dazu schenkte ich ihr eine Dukate, um etwas anzuschaffen, und das übrige für sich zu behalten. Nach zwei Tagen kam sie mit Freuden, und hatte so viel Opium, daß man einem Türken damit hätte vergeben können. Das allerschlimmste bei der Sache war, daß ich nicht verstand, wie viel man ohne Gefahr geben dürfe, denn ich wollte niemand ermorden, aber doch auch gern jedem so viel geben, als zu einem langen tiefen Schlaf nöthig war. Ich bat also Lieschen, sich bei einem verständigen Manne erkundigen zu lassen, wie viel man wohl geben müsse. Da war nun wieder guter Rath theuer; aber was vermag Weiberlist nicht? Sie wußte, daß ihr Vater in solchen Sachen recht bewandert war, aber geradezu durfte sie ihn nicht fragen, daher fing sie so an: sie erdichtete eine Geschichte, die ich meinen Kameraden erzählt haben sollte; in der Geschichte kam's vor, daß einem starken Manne sey ein Schlaftrunk eingegeben worden; und da hab' ich behauptet, einer Erbse groß sey genug, die Andern aber hätten gesagt: nein, man müsse wenigstens einer Haselnuß dick nehmen. Nun hatte der Vater gelacht und gesagt: ja, einer Haselnuß dick hätte ihm ewigen Schlaf gemacht. So! — versetzte Lieschen, so hat doch wohl der von der Linden recht? — Ja, antwortete der Vater, er hat mehr recht, als die Andern, aber einer Erbse dick ist auch noch zu viel; doch wenn einer recht schlafen soll, so muß er einer kleinen Erbse dick in dem Leib haben.

Nun wußten wirs; wir berathschlagten uns und beschloßen, Lieschen sollte veranstalten, daß des

Abends eine Bierſuppe gekocht würde, wir und Lieschen wollten' nicht davon eſſen, die Andern aber alle; nun nahm ich für jede Perſon ſo viel Opium, als mir genug däuchte und gabs Lieschen, lehrte ſie auch, wie ſie es nun ferner machen müßte. Das Ding ging gut; Lieschen richtete die Sache ſo ein, daß alle ſich ſatt an der Bierſuppe aßen, und eh wir uns verſahen, ſo ſchlief alles im ganzen Hauſe ſteif und feſt, nur wir Vier und Lieschen waren recht munter, wir kamen alſo leicht durch. Sobald als Lieschen unten alles im Schlaf hatte und die Wache auch ſchlief, ſo riegelte ſie auf und holte uns ab. Gott! wie froh waren wir, wir eilten als flögen wir davon, und nahmen unſern Weg auf Utrecht zu.

Die Soldaten aber durften nicht in die Stadt kommen, ſie nahmen alſo Nebenwege und flüchteten fort: ob ſie glücklich durchgekommen ſind, das weiß ich nicht. Ich und Lieschen aber wir blieben im Gebüſch, bis des Morgens die Thore auf waren; wir gingen nun ungehindert in die Stadt, und ich brachte das Mädchen zu einem guten Freunde bei braven Leuten, denen gab ich ſie in Commiſſion, daß ſie das Mädchen wie ihr Kind halten und zu allem Guten aufführen ſollten, denn ich wolle alles bezahlen. Beſonders aber befahl ich ihnen und dem Mädchen, daß ſie nicht weit ausgeſchickt werden dürfte, um nicht wieder verloren zu gehen oder weggekapert zu werden.

Indeſſen Lieschen will nicht in dem Haus bleiben, ſie fürchtet ihren Vater, ich bitte Sie alſo, beſter Herr Bruder, nehmen Sie ſich des Mädchens an, ich will ſie Ihnen zuſchicken, machen ſie nur etwas rechts daraus, wenn's angehen und ſich das Ding nur recht ſchicken will; eigentlich ſoll ſich meine

Clementine ihrer annehmen, denn ohne Lieschen wäre es mir vielleicht schlecht gegangen: nun, Gott hat geholfen. Ich bin doch froh, daß ich wieder hier bin; jetzt schmeckt mir das Sitzen und Studiren viel besser, aber keine Menschenseele kriegt mich wieder heraus, dafür bedank ich mich. Ob nun Böhling ruhen wird, weiß ich nicht, er mag aber machen was er will, ich bin jetzt sicher. Nebst herzlichem Gruß, u. s. w.

Dieß war des ehrlichen Hans Jakobs Brief. Alle Drei wurden nun wieder froh und heiter, und alle Drei dankten Gott herzlich für seine gnädige Bewahrung. Dem Vater wurde auch der Brief zugeschickt, um ihn aus seinem Kummer zu reißen, der wollte aber nun durchaus seinen Hans Jakob wieder bei sich haben; er sagte, es muß alles seinen Gang gehen, der Junge wird mir ganz vornehm, er soll werden was sein Vater ist, ich muß ihn wieder bei mir haben, u. s. w.

Daß diese Veränderung bei dem Dietrich von der Linden so ganz unerwartet vorgegangen war, hatte mehr als Eine Ursache; die Erste war: der gute Mann hatte nun wieder all den Glanz, den ihm die Luft zum Heirathen vor's Gesicht gemalt und gezaubert hatte, mit dem herrlichen Paradies, in welches er hoffte versetzt zu werden, verloren; daher fing sein natürlicher Charakter wieder an, die Oberhand zu bekommen, jetzt wünschte er sich oft wieder in seine alte Wohnung und so ganz wieder in seine alte Lage; allein das ließ sich nun nicht mehr thun: denn seine Frau war keine Eva, sie zankte wohl nicht mit ihm, aber sie verstand, ihn mit Freundlichkeit ganz zu beherrschen, sie lidte nicht, daß er sich altfränkisch kleidete und sonst altmodisch lebte; die

süße Zeit war nun für den alten Dietrich auf ewig verschwunden; doch wünschte er seinen Hans Jakob wieder zurück; dazu war aber noch eine Ursache, die ihn bewegte und die er selbst nicht wußte. Seine Frau hielt sehr zärtlich an, er möchte ihn doch zu sich nehmen, denn sie habe ihn so lieb, sie müsse ihn bei sich haben, sie hätte keine Ruhe, bis sie ihrem Sohn selbst aufwarten und ihre Pflicht an ihm vollführen könnte, u. s. w. Mit dergleichen Reden lag sie ihrem Manne beständig in den Ohren, dieser nahm auch alles für wahren Ernst auf, obgleich die Frau von der Linden weit andere Absichten hatte, die sie so reden machten, ihre Karoline war die verborgene Ursache davon, und sie hatte den Plan, dieß Mädchen an den Hans Jakob zu verheirathen, den wollte sie ausführen, es möchte auch kosten was es wollte; indessen hütete sie sich wohl, ihrem Manne das Mindeste davon zu sagen: denn sie vermuthete mit Recht, er möchte wegen der Clementine und seinem von sich gegebenen Wort Einwendung machen; doch glaubte sie gewiß, wenn der Stiefsohn einmal bei ihr im Hause wohnte, beständig mit dem Mädchen umginge und sie ihm dabei alle Liebe erzeigte, so würde er sich endlich gewinnen lassen, die Clementine vergessen, und so wäre die Hauptsache gewonnen. Sie konnte sich herzlich über ihre eigene Klugheit freuen: denn auf diese Weise brachte sie Dietrichs halbes Vermögen an ihre Tochter.

Ehrenfried besuchte seinen Schwiegervater zuweilen, auch wohl in Gesellschaft seiner Theodore, sie bewiesen dann auch der Mutter alle kindliche Ehrerbietung, und Karoline war immer ihre Schwester, die Mutter war auch sehr wohl mit ihnen zufrieden und erzeigte ihnen alle Liebe.

Nun trug es ſich zu, daß der Kammerrath und ſeine Frau auch jetzt nach Hans Jakobs Befreiung einen ſolchen Beſuch bei den Eltern ablegten, ſie merkten bald des Vaters Veränderung: denn er fing alſofort von der Zurückberufung ſeines Sohnes an zu reden, und ſeine Frau beſtätigte das mit den zärtlichſten Ausdrücken.

Ehrenfried kannte die Welt, er hörte die Frau Schwiegermutter von Weitem gehen, er merkte ihren Plan, und daran dachte ſie ganz und gar nicht; indeſſen fand er's doch nicht zuträglich, ihr entgegen zu arbeiten, nur das ſchien ihm nothwendig zu ſeyn, daß er den Vater von der Zurückberufung ſeines Sohnes abbrächte. Er fing alſo an: „Schwiegervater! es geht nicht an, daß wir meinen Schwager zurückfordern. Sehen Sie, ich will Ihnen ſagen, was ich mit ihm vorhabe: ſobald er ein wenig weiter iſt und die Kaufmannſchaft verſteht, auch ſonſt noch etwas gelernt hat, ſoll er wieder kommen, und wenn Sie's erlauben, ſich auf dem Lindenhof, wo ſeine Väter gewohnt haben, niederlaſſen, und dann ſoll er eine ſchöne Fabrik anfangen, vielen armen Leuten Brod geben, und ſo dem Vaterlande ein recht nützlicher Mann werden, dazu gehört aber Wiſſenſchaft, da muß er die Kaufmannſchaft verſtehen und wiſſen mit den Leuten umzugehen." Dietrich ſchwieg und dachte nach, ſeine Frau war vergnügt: denn das war ihrem Plan eben nicht zuwider, nur hätte ſie ihn gern erſt einige Zeit bei ſich gehabt. Ehrenfried beruhigte ſich damit, daß er ſagte: das kann ſich auch noch wohl machen laſſen, Frau Mutter!

Während der Zeit ſaß Karoline ganz ſtill und ſahe tief nachdenkend und traurig aus, Ehrenfried und ſeine Theodore kannten ſie noch nicht genau,

bei diesem Besuche aber entstand eine neue Zuneigung in ihnen gegen diese Stiefschwester, besonders da sie sie traurig fanden, so daß sie beschlossen, sie mit nach Rheinau zu nehmen und sie einige Zeit bei sich zu behalten; der Mutter war das ungemein erfreulich, der Tochter auch, und dem Vater war es auch lieb.

Am andern Morgen reiste Ehrenfried mit seiner Frau und Karolinen wieder ab. Unterwegs schwieg Letztere immer still, sie seufzte öfters mit verstohlenen Thränen. Theodore drückte ihr die Hand freundlich, und ermahnte sie, offenherzig zu seyn. Der Kammerrath that desgleichen, so daß endlich ihr Herz aufthaute, sie wurde offenherzig und erzählte folgende Geschichte:

Verwichenen Mai war's einmal ein vortrefflicher schöner Tag, es war Sonntag; ich wurde früh wacker, noch eh' die Sonne aufging, ich hörte die Nachtigallen so schön singen, daß ich nicht mehr liegen bleiben konnte, ich stand auf, ging ans Fenster, machte es auf und schaute hinaus. Ich weiß nicht, wie's mir war, mir wurde so wohl, daß es nicht zu beschreiben ist, da grünte und blühte Alles, in der Ferne beschien die aufgehende Sonne die Spitze des Berges, im Thal lag ein dünner Nebel, Alles war still, es wehte kein Lüftchen, und auf allen Bäumen sangen die Vögel.

Nun will ich Ihnen sagen, wie's mir war: ich dachte so nach, wie alle die Vögelchen so fröhlich wären, und wie Alles so munter wäre, auch die Menschen seyen ja munter im Frühling und machten sich lustig, und ich — ich weiß nicht, wie's mir war, ich konnte nicht recht munter seyn; wie ich so dachte, so mußte ich weinen, und ich wußte doch nicht

warum; mir war's, als wenn ich allein in der Welt wäre, und wenn ich auch an meine Mutter, an meinen Vater und an Sie dachte, und mir vorstellte, ich hätte ja Freunde genug, und ich sey ja nicht arm und verlassen in der Welt, so war mir's doch nicht genug, es kam mir doch immer vor, als wenn ich allein wäre. Lieber Gott! dachte ich so in mir selbst, was fehlt mir doch, warum bin ich doch nicht froh und fröhlich, ich bin ja gesund und hab' keinen Mangel, gib mir doch ein fröhliches Herz, lieber Gott! und mache mich sonst glücklich. Indem ich so dachte, fiel mir ein, ich wollte wohl eine halbe Stunde von hier nach Frauenbrück zur Kirche gehn. So wie mir das einfiel, so war's auch beschlossen; ich zog mich an, und sobald meine Eltern aufstanden, so bat ich sie um Erlaubniß, die ich dann auch gar leicht erhielt. Genug! ich zog mich an, frühstückte und wanderte das Thal hinab. Das kann ich sagen, in meinem Leben ist mir die Welt nie so schön vorgekommen, als den Morgen, mir war so schwermüthig, so traurig wohl, daß ich mich nicht satt weinen konnte. Nun gut! ich spazierte langsam fort, denn es war noch früh genug in die Kirche; der Fußpfad ging längs die schönste Wiese von der Welt mit einem hellen Bach neben dem Gebüsche hin; kaum war ich eine Viertelstunde gegangen, so hörte ich vor mir hin am Weg eine schöne männliche Stimme singen, ich hab' mir das Liedchen hernach geben lassen und kann's auswendig; er sang:

Komm süßer Geist in diese stille Wüste,
Und tröste doch mein schmachtend Herz,
Jetzt säuget die Natur und bietet ihre Brüste
Den Kindern dar. Sieh meinen Schmerz,
Laß doch ein Tröpflein Trost in meine Seele fließen,
Und mich ein Tröpflein nur aus deiner Quell genießen.

Soll ich allein bei dieſer Fülle ſchmachten?
Mein Vater! ſieh' mit Huld mich an,
Wie lange muß ich ſchon nach dir vergebens trachten,
Durchſeufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebſt du doch die Wohlfahrt deiner Kinder,
Mit Andern, Gott verzeih! verfährſt du ja gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein ſchenk' mir nur,
Dann will ich gern und froh noch manche Trübſal leiden,
Durchgeh'n des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörſt doch mein Gebet, erhör' es ew'ge Güte!
Erfreue meinen Geiſt, erheitre mein Gemüthe.

Ich hörte den Geſang von Anfang bis zu Ende und verſtand jedes Wort: ich blieb ſtill ſtehen, um den Sänger nicht zu ſtören, und fühlte tief in meinem Herzen, daß der Menſch gerad ſo ſang, als wenn er an meiner Stelle geweſen wäre, ſo war's mir juſt, wie er ſang; mir floßen die Thränen häufig, und meine ganze Seele ſang mit.

Als er aufhörte, ſo ging ich weiter, und bald ſah ich einen Mann vor mir ſpazieren, er kam auf mich zu, und jetzt will ich ihn beſchreiben: er war etwas lang, nicht dick und auch nicht mager, aber ſo ſchön gewachſen, als man ſich nur etwas vorſtellen kann. Seine Kleider waren modiſch, aber doch etwas abgetragen, er hatte ſehr reinliche und feine Wäſche an, ſein Geſicht war das ſchönſte männliche Geſicht, das ich in meinem Leben geſehen habe, nur etwas blaß von Traurigkeit. So wie ich daher ging, ſchien er ſich etwas zu wundern, wie ein Frauenzimmer von meinem Anzug in die ländliche Gegend käme. Er trat aus dem Weg und erwartete mich; ich ging auf ihn zu und machte ihm ein Kompliment. Er beantwortete das ſehr ernſt und edel und fragte mich: um Vergebung, mein Frauenzimmer! gehen Sie nicht

nach Frauenbrück? Ich antwortete: Ihnen aufzuwarten; so will ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, fuhr er fort, denn ich gehe auch dahin. Das edle Ansehen des Mannes, und ich gestehe es gern, weil er mir wohlgefiel, bewog mich, ihm meinen Arm zu geben; so wandelten wir fort. Nun fing ich an, sein Singen zu rühmen, und gestand ihm, daß ich das Lied ganz gehört hätte. So! sagte er: es freut mich, daß Sie das Liedchen rührt, denn obgleich keine Kunst darinnen ist, so geht es doch von Herzen.

Ich. Aber, mein Herr! mir ist's gerad so, wie dem, der das Lied gemacht oder gesungen hat, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten.

Er. So sind unsere Herzen gleich gestimmt, darf ich fragen, wer Sie sind?

Ich. Ich bin die Tochter eines verstorbenen Predigers, und meine Mutter hat als Wittwe den Herrn von der Linden geheirathet.

Er. Was! den Schwiegervater des Kammerrath Ehrenfrieds?

Ich. Ja, der ists.

Der Fremde verwunderte sich; jetzt drückte er mir die Hand und sagte sehr freundlich: es freut mich aus der Maßen, daß Sie mit dem rechtschaffensten Mann auf der Welt so nah verwandt sind.

Ich. Wenn Sie meinen Schwager lieben und schätzen, so müssen Sie selber ein rechtschaffener Mann seyn. Kennen Sie ihn?

Er. Ich kenne ihn blos von Ansehen und nur aus dem Gerüchte, aber ich nehme mich sehr genau in Acht, daß ich niemand für einen rechtschaffenen Mann halte, bis ich's gewiß weiß, daß er's ist; aber noch vielmehr hüte ich mich, einen schlecht zu halten, bis ich die überzeugendsten Proben davon habe.

Ich. Das ist sehr edel, aber sind Sie denn meinem Bruder bekannt?

Er. Schwerlich.

Ich. Darf ich mir denn nicht Ihren Namen ausbitten?

Er. Ich bin der Sohn des rechtschaffensten Mannes, Tugend und Erfüllung meiner Pflicht machten mich unglücklich, verbannten mich aus meinem Vaterlande, und noch muß ich herumirren und finde kein Plätzchen, wo mein Fuß ruhen kann, ich darf meinen rechten Namen nicht nennen, und bis dahin, daß Gott mein Schicksal ändern wird, heiß ich Dultmann.

Ich weiß nicht, wie mir das Alles so durch die Seele drang, ich spürte das innigste Mitleid mit dem Herrn Dultmann in meiner Seele, ich gab ihm das auch so zu verstehen, daß er bis zu Thränen dadurch gerührt wurde. Kurz, wir wurden ganz bekannt auf dem Wege und schieden ungern von einander.

Ich muß gestehen, daß mir das Bild dieses Mannes tief in die Seele drang, so daß ich des Mittags noch trauriger nach Hause ging; ich konnte mich den Nachmittag kaum so viel verstellen, daß meine Eltern nichts merkten. Gegen Abend kam ein Knabe, welcher mich allein rief und mir einen Brief überreichte; ich brach ihn auf und las ihn. Gott, welche Gemüthsbewegungen brachte er in mir hervor! er war von Herrn Dultmann; er schrieb: er habe sich nach mir erkundigt, und so viel Gutes von mir gehört, daß er es wirklich für ein Glück halte, in meine Bekanntschaft gerathen zu seyn, er bat mich um meine Freundschaft und versicherte mich der seinigen; ferner schrieb er: wenn mein Herz noch nicht verschenkt

wäre und ich könnte es ihm aufbehalten, bis er einmal öffentlich auftreten und mich ordentlich und mit Ehren von meinen Eltern begehren und ernähren könnte, so würde er sich das für's größte Glück rechnen; denn er müßte mir gestehen, daß er die Sympathie unserer Geister den Morgen so ganz gefühlt habe, und daß er nicht glaube, eine Person wieder zu finden, die sich so ganz für ihn schicke, u. s. w.

Der Knabe sagte mir, er müßte wieder Antwort haben; ich ging also allein und schrieb ihm ungefähr so: Es sey mir eben so ergangen wie ihm, sein ganzes Daseyn habe tiefen Eindruck auf mich gemacht, auch sey mein Herz noch frei. Indessen werde er mir verzeihen, daß ich mich mit ihm in keine genauere Freundschaft und genauen Umgang einlassen könnte, bis ich ihn ganz kennte.

Ehrenfried und Theodore hatten während dieser ganzen Erzählung die Karoline angestaunt, sie hatten so viel Geist an ihr von Ferne nicht geahnet, hier an diesem Orte ihrer Erzählung aber unterbrachen sie sie beide, beide fielen ihr in der Kutsche um den Hals, küßten und herzten sie. Das war nun Wonne für Karolinen, sie weinte hart, so daß sie schluchzte, denn die Zurückhaltung der Theodore hatte ihr weh gethan; nun aber floßen die Geister wie zween benachbarte Thautropfen in der Morgensonne zusammen; sogleich schworen sie sich ewige Liebe und Schwesterschaft, und beschlossen, sich zu duzen.

Nun, theure Schwester, sagte Ehrenfried, da haben Sie sehr weislich gehandelt, ein Frauenzimmer kann nicht zu vorsichtig seyn.

So dachte ich auch, fuhr Karoline fort, wir haben uns seit der Zeit noch ein paarmal gesehen

und öfters geschrieben. Jetzt steht unsere Verabredung so: sollte ich eine Person finden, mit der ich glücklicher zu seyn glaubte, als mit ihm, sobald sich sein Schicksal änderte, so will er mich nicht hindern, er aber will mich nicht vergessen, sondern mich heirathen, sobald er mich glücklich machen kann. Ob ich nun wohl in meinem Herzen fühle, daß ich ihn heirathen werde, in so fern er der ist, wie er sagt, und daß ich nie einen andern wählen werde, so find' ich doch nicht für gut, ihm das zu sagen, bis ich ihn ganz kenne; indessen behandle ich ihn als einen braven und guten Freund. Meinen Eltern habe ich aber noch nichts sagen mögen. Ehrenfried und Theodore billigten alles, und lobten sie wegen ihrer Vorsicht. Unter diesen Erzählungen und Gesprächen langten sie vergnügt und gesund zu Rheinau an.

Die Fürstin Charlotte von Rheinau gehörte unter die Klasse von Frauenzimmer, welchen man einen hohen Grad der süßen Schwärmerei nicht absprechen kann; dieß werden meine Leser schon in ihrer Geschichte bemerkt haben. Theodore, Clementine und nun auch Karoline wurden von dem nämlichen Geiste belebt, sie hatten alle Menschen lieb, und unsern lieben Herr Gott von ganzer Seele dazu; wäre es in ihren Kräften gestanden, so hätten sie die ganze Welt zu einem Blumengärtchen gemacht. Richtig ist es immer, daß das weiche gefühlvolle Herz eines solchen Frauenzimmers, besonders so lang es noch nicht verheirathet ist, einem Lämmchen in einem Wald voll reißender Thiere gleich ist, besonders wenn das Bild der Tugend nicht sehr hoch durch den Glanz der Schwärmerei erleuchtet wird; dennoch aber gestehe ich gern, daß mir ein solches edles, zartes Geschöpf mitten unter seinen

Abirrungen unendlich ſchätzbarer iſt, als ein ſtrenges Tugendbild, welches gerad, in der Saloppe, jeden Predigttag daher zur Kirchen ſteigt, kein Mannsbild anſehen, geſchweige anlächeln darf, und bei allem ſeinem geraden Gang doch endlich mitten in den Moraſt hineinplumpt. Freilich hütet man ſich wohl, daß Niemand das Plumpen erfährt; allein ich habe doch eine ſo feine Naſe, daß ichs ſchon von Ferne rieche, man mag ſich ſo ſehr geſchminkt und gewaſchen haben, als man will, und der Leute gibt's mehr.

Ich ſtehe Niemanden dafür, daß ſich nicht ehmals eine Gattung platoniſcher Liebe in dem Herzen der Fürſtin gegen ihren Hofmeiſter Heimburg eingeniſtet hatte; und je platoniſcher dieſe Leidenſchaft hinauf idealiſirt wird, deſto gefährlicher wird ſie; aber die Vorſehung wachte über das edle Herz, weil es aufrichtig fromm war und keinen Fehler machen wollte. Theodore war verwahrlost, indem man alle Zugänge zu ihrem Herzen verwahrt hatte, ohne es mit etwas Würdigem anzufüllen; die erſte Neigung, die Zutritt zu ihm fand, erfüllte es ganz; zu gutem Glück war's Ehrenfried, der ſie anfochte. Clementine wurde freilich von der Liebe nicht überraſcht, denn ſie ſuchte ein Fünklein, legte es an den Heerd, wachte ſehr ernſtlich darüber, daß es nicht auslöſchte, bis es ein großes Feuer geworden war: denn ſie fand, daß die ganze Sache höchſt ſchicklich war. Dem Allem ungeachtet ſchlich ſich doch nun allmälig ein kleiner Schelm von Schwärmer in ihrer Seele ein, der ſich an ihrem Feuer wärmte und nährte, und darüber zu einem dicken rothwangigten Jungen wurde. Unter dieſer Metaphre verſtehe ich ihren Hang, über Land zu ſtreichen, bald hier, bald dort bei einem Bauer Milch zu eſſen, dieſe Art Menſchen zu ſtudiren, und öfters

sehr gute Leute zu finden, die sie sich dann zu Menschen der Unschuld im Paradies träumte, und allerhand mit ihnen anfing, das sie Aufklären hieß, und ich (nehmt mir nicht übel, empfindsame Geisterchen!) ich nenne es den Kopf verrücken; sogleich will ich ein Beispiel von ihr erzählen. Karoline endlich war auch an dem empfindsamen Maimorgen, wo ihre ganze Seele lauter Frühling war, von dem Liedchen, hernach von Dultmann selber, wie er da so im Wäldchen stand, umglänzt von der Frühlingssonne und der jauchzenden Natur, dergestalt bezaubert worden, daß sie sich bei Wasser und Brod mit Dultmann ein Elysium träumte. Dennoch wurde keins von diesen Frauenzimmern unglücklich, ihre Seelen waren voller Unschuld, voller Zutrauen zu Gott, voller Gebet um Bewahrung, darum lenkte Er's auch so, daß ihr Gang vor dem Straucheln bewahrt blieb: doch ich erzähle.

Daß Clementine oft Langeweile hatte, das läßt sich leicht begreifen, denn der Zeitraum zwischen Verspruch und Hochzeit kriecht doch schneckenmäßig herum, und wenn's auch nur drei Tage wären. Diese Langeweile zu vertreiben, strich sie oft auf's Land, wie ich so eben gesagt habe.

Nachdem ihr Hans Jakob zu Utrecht wieder in Sicherheit war, so wurde ihr ganz wohl. Ihr Enthusiasmus stieg, und sie glaubte, sie könnte ihre Dankbarkeit gegen Gott nicht besser an den Tag legen, als durch Wohlthätigkeit gegen seine Menschen. Ihr Bruder warnte sie oft und sagte ihr, es sey für ein Frauenzimmer gefährlich, sich so unbeschützt in die freie Welt zu wagen; allein sie lachte darüber und folgte nicht. Jetzt, da sie nun Karolinens Geschichte mit Dultmann wußte, brannte sie vor Verlangen,

dieſen Mann zu kennen, und wenn ſie ihn edel fand, Barmherzigkeit an ihm zu erzeigen; ſie entſchloß ſich alſo, nach Frauenbrück zu reiſen und ſich ein paar Tage dort aufzuhalten. An einem Morgen früh ließ ſie ihr ungariſch Wägelchen anſpannen, zog ihr Amazonenkleid an, nahm ihren Stab in die Hand, und fort war ſie. Einige Tage hernach kam ein Bote und brachte folgenden Brief an Theodoren:

Frauenbrück ꝛc.

Du weißt, holde, ſüße Schweſter! daß ich meine Freude daran finde, wenn ich dir meine ländlichen Reiſen beſchreiben kann, und ich weiß, daß du dieſe Art Briefe von mir gern lieſeſt; ſo iſt uns alſo Beiden geholfen. Ich fuhr am Mittwoch Morgen, mit aller nur möglichen Seelenruhe erfüllt, das herrliche Rheinauer Thal herauf; ich kann mir nichts Schöners denken als einen Sommermorgen; kein Wölkchen trübte den Himmel, und von Südoſten her ſtrich mir ein angenehmer Wind durchs Haar und kühlte mir den Hals, denn ich hatte das Wägelchen zurückgeſchlagen. Der Weg geht gegen Mitternacht das Thal hinauf; rechter Hand gegen Morgen ſtreicht ein ſteiles waldigtes Gebirge fort, an deſſen hüglichten Fuß bald Wald, bald Gebüſche, bald Feld, und dann wieder ein Wieſenthälchen die angenehmſten Abwechslungen machen. Längs dieſes Gebirges geht mehrentheils der Weg hin; zur Linken hat man die ſchönſten Wieſen, hin und wieder ein Dorf, deſſen Kirch- oder Kapellen-Spitze aus einem Wäldchen von Obſtbäumen hervorguckt; das weſtliche Gebirge iſt flächer, und mehrentheils lauter Ackerland. Der Vogelgeſang, die Betglocken hin und wieder, das Morgenlied des Ackermanns, das Horn des austreibenden Hirten, das Schellengeklingel ſeiner braunen ſcheckig-

ten Heerden, das Rauschen des nahen Bachs, das Geklapper der Mühlen, und endlich das einzelne Bellen hie und da eines zottigten Pommers, Alles das zusammen drang so harmonisch durch meine Seele, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Morgengesang mit voller Kehle mit einzustimmen. Guter Gott! dachte ich und sagte es auch zu mir selbst, warum sitzt man doch so oft unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur zwischen den vier Wänden und hat Langeweile? ein solcher Morgen, wie der war, empört die ganze Seele zum Wonnegesang, zum Gefühl, zur Erhebung über alles Irdische zu Gott; ich sage mit Fleiß — empört — dieß Wort schickt sich zum Drang meines Herzens, den ich empfand. Nach und nach stieg die Sonne empor und brannte so lebhaft auf mich, daß ich nun froh war, die Wagendecke wieder über mich ziehen zu können. Ueberall schlenderten nun die Mäher mit den Sensen auf der Schulter nach Haus, und die Mädchen spreiteten lange Streifen gemähten Grases auseinander; noch an einem andern Orte lagen Mäher und Mädchen im Schatten rund um ein ausgespreitetes Tuch und langten wechselsweis mit ihren hölzernen Löffeln in ein hohes braunes irdenes Töpfchen nach dem warmen süßen Milchbrei, ich hörte sie von Ferne essen, so wohl schmeckte es ihnen; das machte mir auch Appetit. Wir fuhren in ein Dorf, wo ich dem Kutscher ein Glas Branntwein gab, mir aber ein Schüsselchen süßer Weckmilch geben ließ, die mir trefflich schmeckte. Nun reisten wir weiter, und um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier in Frauenbrück an; ich kehrte im Wirthshause ein, und ließ nun mein Fuhrwerk wieder zurückkehren. Sey so gut und schicke mir ihn den Montag wieder, damit ich wieder zu euch komme.

Nun will ich Dir auch erzählen, was ich seit den dreien Tagen, die ich hier bin, Gutes geschafft habe. Nachdem ich zu Mittag gespeist hatte, ging ich im Dorfe herum spazieren und guckte so in die Häuser hinein, wo ich vorbeiging; allmälig kam ich ans Ende des Dorfes, wo es an eine Wiese und an den Bach stößt; an der Wiese und am Bach steht ein kleines, aber wohlgeweißtes ordentliches Häuschen; auf der einen Seite hat es einen schönen Baumhof, auf der andern ein Gärtchen, vorn ist die Straße, hinter dem Haus der rauschende Bach, jenseit demselben die Wiese, dann Felder, dann ein herrlicher schöner Maibuchenwald, über welchem in dieser Jahreszeit die Sonne aufgeht. Vor der Thüre dieses Häuschens saß eine junge, schöne, sehr reinliche, aber ärmlich gekleidete Frau, sie schälte Kartoffeln, und an der Seite stand ein Knäblein im bloßen Hemdchen barfuß, und um den schönen, runden, braunaugigten Kopf hingen weiße Locken. Ich weiß nicht, wie es war, die ganze Gruppe da zog mich an; ich nahete mich der Frau, redete sie freundlich an, der Knabe kam lächelnd und gab mir eine Patschhand und hing sich an meinen Rock. Ich fragte nach den Umständen, und hörte bald, daß sie eine Wittwe war, ihr Mann war ein Schneider gewesen, und sie die einzige Tochter auch eines Schneiders. Vater und Mutter waren lange todt, sie hatte den Gesellen geheirathet, den Buben mit ihm gezeugt, und nun war er seit einem halben Jahre todt. Die Frau erzählte mir das Alles so rührend, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Dieß machte wieder Eindruck auf die Wittwe, so daß sie noch mehr weinte, mir einen Stuhl holte, und mich bat, mich bei ihr zu setzen. Ich fragte sie, ob sie denn ganz allein mit dem Kind in dem Haus wohnte? Sie

antwortete ja, denn sie hätte keine Magd nöthig, sie könnte sie auch nicht bezahlen, sie habe nichts als das Haus, den Baumhof und das Gärtchen, aber auch keine Schulden, sie nähre sich mit Nähen, so daß sie doch ordentlich mit ihrem Kinde leben könne; ich fragte sie, ob sie noch ein reines hübsches Bett hätte? O ja! sagte sie. Ich wünschte es zu sehen; flugs sprang sie auf und ersuchte mich, mitzugehen; ich folgte ihr, und sie führte mich auf ein niedliches Stübchen, mit einem Tisch, ein paar Stühlen und einem guten Federbett mit grünen Vorhängen. Das Stübchen hat zwei kleine Fenster, ein's geht gegen Morgen nach dem Bach und der Wiese zu, das andere aber ist in der Wand nach dem Baumhof hin. Höre sie, fing ich an, es gefällt mir bei ihr, ich gehe oft gern meiner Gesundheit wegen einige Tage auf's Land, und dann will ich hier auf diesem Kämmerchen wohnen, so lang ich hier bin, ich werde sie bezahlen, so daß sie mit mir zufrieden seyn soll, und was das Essen betrifft, da helf ich ihr kochen, und so essen wir mit einander, und was es kostet, das bezahl' ich. Die gute Frau freuete sich sehr über diesen Vorschlag und war von Herzen damit zufrieden; flugs ging ich hin ins Wirthshaus, holte mein Päckchen, und ich zog zu dieser Wittwe. Sieh, Schwesterchen! da hause ich jetzt, und wirklich schreibe ich hier auf dem Kämmerchen, auf dem schwarzgrauen eichenen Tisch, und zu meiner Linken am Fenster schwabbeln lauter Schatten von Aesten und Blättern in der schönen Morgensonne, gleich wird wohl meine Maria eine Schüssel voll Milchsuppe bringen, wo wir uns dann alle Drei recht satt frühstücken wollen. Ich habe allerhand Plane mit dieser Frau vor, denn sie ist ein braves liebes Weib, und in der That, ich muß und will sie glücklich ma-

chen. Freilich sie nährt sich wohl, aber doch kümmerlich, und dann soll eine Frau von 24 Jahren nicht ledig bleiben, wenn sie anders glücklich heißen soll. Nun genug von meiner Maria; aber jetzt spitz' die Ohren, ich kenne auch Karolinens Dultmann schon; ohne mich in ihn verliebt zu haben, muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nie einen edlern jungen Mann gesehen habe. Ehegestern weckte mich die Sonne, sie schien schon um halb fünf so schön auf meinen grünen Vorhang, daß ich mir allen Schlaf aus den Augen wischte und aufsprang. Ich zog mich an, und weil Maria gerad unter mir schläft, so hört sie allemal am Gehen, wenn ich aufstehe; sie kam im Augenblick herauf und fragte mich, wie ich geschlafen hätte? Ich antwortete: vortrefflich! die erste Nacht sey mir so angenehm gewesen, daß ich ihrer, beliebt's Gott! noch viele so zubringen hoffte, und Maria war sehr vergnügt darüber. Ich stand am Fenster und schauete über die Wiese hin, wie die Mäher das Gras mähten und die Mädchen hinter ihnen her streuten; nun ist gegen die rechte Hand hin eine große hölzerne Brücke über den Bach, auf derselben spazierte ein wohlgewachsener Mann in einem Frack von Bibertuch hin und her und rauchte eine Pfeife Tabak, wie es schien, sehr ruhig und zufrieden; ich fragte Maria: wer der Mann sey; sie antwortete: es sey ein fremder Herr, welcher sich seit einiger Zeit da im Dorfe aufgehalten hätte, niemand wüßte aber, wo er her sey, er sey ein gar lieber braver Mann, alle Kinder im Dorfe hätten ihn lieb, weil er ihnen immer allerhand Gutes sagte, u. s. w. Jetzt merkte ich, wer's sey; heißt er nicht Dultmann? fragte ich; ja, antwortete sie, so heißt er. Nun, mit dem muß ich reden, fuhr ich fort, denn ich habe Bestellung an ihn;

ich zog mich geschwind an, spazierte auch hinaus auf die Brücke zu, und that so, als wenn ich bei ihm vorbei spazieren wollte; doch ging ich langsam und grüßte ihn freundlich, er antwortete mir mit Ehrfurcht. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein und fand zu meinem Erstaunen einen erhabenen, vortrefflichen, mit vielen Kenntnissen und Religion versehenen Geist an ihm. Kurz, Dultmann ist ein sehr seltener Mann, so wie ich noch wenige kenne; gestern habe ich ihn wieder gesprochen, und meine Hochachtung gegen ihn ist noch um Vieles gestiegen, er muß besondere Schicksale gehabt haben. Ich kann aber nicht das Mindeste aus ihm bringen; doch vermuthe ich nicht, daß er Fehltritte gemacht hat, denn ich merke an allen seinen Reden, daß er reines Herzens ist. So viel schließe ich aus dem, was er mir gesagt hat, daß hohe Personen ihn zum Opfer der Politik gemacht haben müssen. Von Karoline haben wir auch gesprochen, denn ich war so offenherzig, daß ich ihm gleich sagte, ich sey des Kammerrath Ehrenfrieds Schwester, er kennt den Bruder nur aus dem Gerüchte. Ich fragte ihn, ob er denn nicht Hoffnung habe, noch glücklich zu werden? Keine andere als die, antwortete er: daß ich höchst unschuldig bin, und mich in allen Prüfungen fest auf die Vorsehung verlasse, die wird nicht zugeben, daß ich die Talente, die sie mir gegeben hat, vergraben soll, ich traue auf sie, auch in den dunkelsten Stunden, und ich weiß, daß dies Vertrauen nicht unbelohnt bleibt. Er liebt Karolinen wirklich recht sehr, er hat sich insgeheim nach ihr erkundigt, und ist mit ihr sehr zufrieden, ich glaube gewiß, der Mann wird noch eine große Rolle in der Welt spielen und unser gutes Mädchen noch recht glücklich machen.

Meine Maria wünscht mich immer bei sich zu haben. Mir ists auch wohl hier, allein so viel spüre ich doch, daß das so sehr gepriesene Landleben von Ferne größere Reize hat, als in der Nähe; ich wünsche doch, bald wieder in deinen Armen zu seyn; hör'! bist du denn nicht auch ein Bischen neugierig? möchtest du denn deinen künftigen Schwager nicht kennen? Komm, hol mich am Montag ab, mein Bett ist groß genug für uns Beide. Ich küsse Dich, meinen Bruder, und Karolinen im Geist, und bin ꝛc.

Wenn sich ein Ding schicken soll, so muß sich Alles darnach einrichten. Den Samstag Mittag bekam Theodore den Brief über Tisch, sie las ihn ihrem Bruder und Karolinen vor, und Letztere hatte besonders innige Freude darüber. Gleich nach Tisch kam ein Kammerdiener von der Fürstin und lud die Kammerräthin ein, zu ihr zu kommen; das war nun eine Seelenfreude für sie, denn sie konnte wohl denken, daß es wieder auf eine innige Zusammenkunft in der Einsiedelei abgesehen sey. Sie ging also hin, und ihre Vermuthung traf ein.

Als nun die Beiden dort waren und so nach gewohnter Weise vertraulich mit einander redeten, zog Theodore den Brief von Clementinen heraus und las ihn der Fürstin vor. Diese vortreffliche Dame nahm vorzüglich an Dultmann's Schicksal Antheil, sie hatte das Vermögen, dem Manne sein Glück zu machen, und sie brannte vor Verlangen, es zu thun. Theodore unterstützte diese Gesinnung aus allen Kräften, und daß ich's kurz mache, die Beiden beschlossen, den Montag ganz incognito nach Frauenbrück zu fahren, Clementinen abzuholen und zugleich zu sehen, wie dem braven Dultmann zu helfen seyn möchte.

Den folgenden Montag Morgens früh verfügte ſich alſo Theodore an Hof: ſie fand ſchon eine vierſitzige Kutſche mit vier Pferden angeſpannt und den Kutſcher auf dem Bock ſitzen; ſie ging hinauf zu der Fürſtin, welche noch eine Taſſe Chocolade trank, Theodore trank noch eine mit, und nun ſetzten ſie ſich Beide ein und fuhren fort, doch ritt ein Courier, aber ohne Livree, vor dem Wagen her. Gegen Mittag kamen ſie zu Frauenbrück an, ſie ließen den Kutſcher mit den Pferden im Wirthshaus, nahmen ein Mädchen, das ihnen das Haus der Maria zeigen mußte, und wanderten nun Hand in Hand dahin. Die Fürſtin hatte ſich ganz ländlich angezogen, und kein Menſch dachte daran, daß es die Fürſtin ſey. So traten ſie in die arme Hütte der Wittwe hinein, auf die Stubenthüre zu. Theodore war voran, öffnete ſie, und die Fürſtin folgte. Hier trafen ſie die Maria mit ihrem Buben auf dem Schoos, Clementine ſaß ihr gegenüber, Beide hatten auf dem ländlichen, reinlich bedeckten Tiſch ein Gericht wohlbereiteter Kartoffeln vor ſich, daneben ſtand noch eine hübſche bunte irdene Schüſſel voll ſüßer Milch, ſteif voll Weck gebrockt, und dann goldgelbe Butter mit ſtarkriechendem Käſe und gutes Schwarzbrod dazu, ſie aßen ganz vergnügt zuſammen. So wie die beiden Damen zur Thüre hereintraten, erſchrack Maria und ſprang auf. Clementine ſtaunte über den Anblick der Fürſtin, doch ſie wurde auf franzöſiſch von ihrem Incognito unterrichtet und ihr befohlen, ſie wie ihres Gleichen zu behandeln. Clementine gehorchte. Jetzt nahm die Fürſtin einen Stuhl und ſetzte ſich an den Tiſch, Theodore und Clementine ſetzten ſich auch, und Alle fingen an zu eſſen. Maria mußte ſich auch wieder ſetzen, doch

sie war schüchtern, bis sie mit überhäufter Freundlichkeit vertraulich gemacht wurde. Die Fürstin kostete erst behutsam das ländliche Gericht, fand es aber so schmackhaft (denn Clementine hatte gekocht), daß sie endlich herzhaft mitaß. Nach dem Essen war die Rede von Dultmann, die Frauenzimmer wünschten ihn bei sich, und sie ersuchten Maria, ihn zu rufen. Während ihrer Abwesenheit äußerte Clementine ihr hohes Vergnügen über die Gnade der vortrefflichsten Fürstin. Weil Clementine eingezogen lebte und selten an Hof kam, so kannte sie die Fürstin nicht genug, jetzt aber lernte sie das edle Mädchen recht kennen und gewann sie aus der Maßen lieb.

Nun kam Dultmann; so wie er in die Stube trat, sahe man in dem Gesicht der Fürstin das frohe Erstaunen aus allen Zügen hervorleuchten. Wenn Sie mich kennen, Herr Dultmann, fing die große Dame an, so verrathen Sie mich nicht. Dultmann stand und starrte sie an, wie ein Mensch aus dem Traume erwacht und nicht weiß, ob er recht sieht; endlich fuhr er zurück, schlug die Hände zusammen, Gott im Himmel! rief er, ja, ich kenne — ich kenne Sie! Nun dann, Herr Heimburg, fuhr die Fürstin fort, so setzen Sie sich zu uns, denn in diesem Augenblick hören Sie auf, Dultmann zu heißen. Nun kannte ihn Theodore auch aus der Geschichte der Fürstin, auch Clementine hatte von Theodore so viel vernommen, daß sie auch wußte, wer er war. Heimburg setzte sich also ganz schüchtern herzu; während der Zeit wurde Kaffee gemacht, denn Theodore hatte ihn mit dem Geräthe mitgebracht und Maria konnte ihn zubereiten. Als der Kaffee getrunken war, so schlug Theodore einen Spazier-

gang vor, der auch von allen Seiten angenommen wurde.

Dieſe vier Perſonen ſpazierten alſo über die Brücke und über die Wieſe hin. Nun fing die Fürſtin an: Sagen Sie mir doch erſt, Herr Heimburg, warum ſind Sie ſo ſchüchtern? das waren Sie ja ſonſt nicht, Sie hatten ſonſt ſo etwas Großes an ſich, ſo daß Sie über allen Unterſchied des Standes ſich weggeſetzt hatten; das erklären Sie mir zuerſt, und dann muß ich auch Ihre ganze Geſchichte wiſſen.

Verzeihen Sie mir, gnädigſte Frau! antwortete Heimburg, mir iſt in Ew. Durchlaucht Gegenwart nicht mehr ſo wohl zu Muth, als ehemals, und dazu habe ich gegründete Urſachen. Die Fürſtin verſetzte: dieſe Urſachen will ich wiſſen, Herr Heimburg! reden Sie frei, ich habe für dieſe Frauenzimmer kein Geheimniß. Heimburg erwiederte: ſo will ich denn meine Geſchichte kurz erzählen, alsdann wird ſich's aufklären, warum ich ſchüchtern in Dero Gegenwart bin.

Ew. Durchlaucht wiſſen, wie ungerecht ich ehemals bei den hochſeligen Eltern in Verdacht kam, und wer die Urſache davon war. Mein Vater fand für gut, daß ich mich entfernte; allein weil ich kein großes Vermögen hatte, ſo war nun die Frage: wohin ich mich wenden und was ich anfangen ſollte. Nun hatte er einen Freund im Herzogthum C..., der ehemals mit ihm ſtudirt hatte und von dem er glaubte, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey. Dieſer Freund war ein Beamter auf dem Lande, der ſehr viel Geſchäfte hatte und ſonſt ſehr reich war. Er hieß Vollenberg. Dieſer hatte kurz vorher an meinen Vater geſchrieben: er möchte ihm doch einen geſchickten Mann ſchicken, der ihm in ſeinen Geſchäften an die Hand

ginge, denn er habe sehr viel mit Gerichtssachen zu thun, zugleich habe er ein großes Rittergut, welches sein Eigenthum sey und das er gern selber betreiben möchte; und endlich sey er auch noch vielen Edelleuten in ihren Sachen bedient, so daß er mit ein Paar Schreiber nicht auskommen könnte, sondern er habe noch überdas einen Gelehrten nöthig, dem er Sachen zur Ausarbeitung übertragen könnte. Nun hatte ich erst Theologie studirt, fand mich aber zum öffentlichen Vortrag ungeschickt und wandte mich daher zur Rechtsgelehrsamkeit, mithin glaubte mein Vater, diese Stelle sey gut für mich, weil ich mich da im Praktischen recht ausbilden und nach und nach brauchbar machen könnte; wenigstens sahen wir's als eine Fügung Gottes an, die mich jetzt bei diesem mißlichen Vorfall zu versorgen schien. Mein Vater schrieb also an Herrn Vollenberg, erzählte ihm mein Schicksal und ersuchte ihn, mich, seinen Sohn, zu sich zu nehmen. Vollenberg antwortete bald wieder und freute sich über diesen Antrag, er bat meinen Vater, mich je eher, je lieber zu schicken; vom Lohn und dergleichen wolle er gar nichts sagen, ich sollte mit ihm zufrieden seyn. Kurz, ich war froh, dankte Gott für diese Gelegenheit und ging. Mein Vater gab mir beim Abschied zehn Louisd'or mit auf den Weg, weinte und sagte: geh, mein Sohn! ich will dir keine Lehren mehr geben, du weißt alles, was ich dir sagen kann, und ich bin mit dir zufrieden, du wirst gesegnet seyn und bleiben; nur das muß ich noch sagen: so viel ich vermuthe, stehen dir schwere Prüfungen bevor, denn du bist zu etwas Großem von Gott ersehen, und da liegen noch so einige Unarten, Steiffsinn, Stolz und dergleichen in deiner Seele, die die ewige Güte durch Leiden noch

wegbeizen muß, ehe sie dich recht brauchen kann. — Diese Worte drangen mir tief in meine Seele, ich werde sie nie vergessen, besonders da es die letzten sind, die mein vortrefflicher Vater zu mir gesprochen hat, denn er ist seit der Zeit gestorben.

Nun reiste ich fort und kam nach ein paar Tagen auf meinen neuen Posten. Ich trat kaum zur Thüre hinein, so sah ich schon mein Elend grünen; ich fand den Herrn Rath am Tische sitzen, die Frau Räthin an seiner Seite, darnach folgten ein Paar Töchter und ein Sohn, der etwa vierzehn Jahre alt war. Kein Mensch stand auf, als ich kam, Alle sahen mich an, und der Herr Rath sagte: Er wird der junge Heimburg seyn? Zu dienen! antwortete ich, und stand da wie die Butter an der Sonne; ich brachte ihm Empfehlungen von meinem Vater. Ich danke! ich danke! antwortete er darauf. Die Räthin redete leise mit ihm. Ich verstand aber wohl, wovon die Rede war. Die Frage war, zu entscheiden, ob ich allein oder da am Tische speisen sollte? Letzteres wurde endlich zur Noth beschlossen, und darauf klingelte man. Es wurde Teller und Serviette gebracht, und auf Befehl mir ganz unten an den Tisch gestellt. Ich wurde nun durch einen Wink beordert, mich zu setzen; ich schwieg, setzte mich und aß, aber ich redete kein Wort, außer wenn man mich fragte, und das geschah nicht viel. Während dem Essen machte ich meine Anmerkungen über mein künftiges Leben und wurde recht innig traurig; ich wünschte darauf, man möchte mir zeigen, wo ich schlafen sollte, denn ich sey müde. Eine Magd leuchtete mir zu Bette, ich bekam ein Zimmerchen im dritten Stock, wo es weder warm noch bequem war. Kurz, ich wurde wie die andern Schreiber behandelt, nur daß ich am Tische essen durfte.

Ich will Ew. Durchlaucht nicht mit einer weitläufigen Erzählung aller Kleinigkeiten aufhalten. Ich wurde anfänglich auf alle nur mögliche Weise gemißbraucht; hundertmal war ich fest entschlossen, wegzugehen und Soldat zu werden; allein meines Vaters letzte Rede und sein Segen war so tief in meine Seele gedrungen, und ich war von der Wahrheit seines Satzes so überzeugt, daß ich beschloß, auszuhalten, es möchte auch kosten, was es wolle. Ich fühlte tief in meiner Seele, daß meine Unarten, mein Stolz, den ich sonst für Ehrliebe gehalten hatte, mich auf immer unglücklich machen würden, wenn ich nicht durch viele Uebungen geprüft und geläutert und so zu allerhand Schicksalen, die auch dem Größten bevorstehen, bereitet würde. Daher gab ich nie Widerworte, ich hielt alles aus, ich that alle Geschäfte unverdrossen, und alles, was ich that, war gesegnet. Dieser Zustand dauerte so zwei Jahre fort; nun starb mein Vater. Jetzt fing Vollenberg an, andere Saiten aufzuspannen, allmählig machte er mich zu seinem Vertrauten: gab mir mehr Lohn und behandelte mich edler; ich glaubte, meine schwerste Prüfungszeit sey nun vorbei; allein zu meinem größten Schrecken fand sich ein Jahr später ein Umstand, der mich in noch größere Leiden stürzte. Die älteste Tochter meines Beamten war ein außerordentlich versäumtes Mädchen, sowie alle seine Kinder: sie war ein gutes Geschöpf, allein ganz ohne Erkenntniß und ohne Erziehung; diese hatte sich mit einem Schreiber zu weit eingelassen: sie wurde schwanger. Die Eltern entdeckten dieß Unglück bald und glaubten wegen dieser Schande zu vergehen, aber die Maßregeln, welche sie nahmen, waren eben so schimpflich. Einsmals an einem Nachmittag saßen die beiden Eltern zusammen,

sie hatten sich eingeschlossen und hielten Rath mit einander. Gegen fünf Uhr wurde ich hineingerufen, der Vater war nun allein und hatte eine Flasche Burgunder vor sich stehen, nebst zwei Gläsern; er war gar freundlich, stand auf, nahm mich bei der Hand und führte mich neben sich auf einen Stuhl. Herr Heimburg, fing er an, Sie sind nun schon lange bei mir, Sie haben mir treu gedient, und nun möchte ich Sie auch gern glücklich machen, jetzt bietet sich eine Gelegenheit dazu dar; damit schenkte er mir Wein ein und ersuchte mich, mit ihm zu trinken. So vertraulich war er noch nie gewesen; ich wunderte mich darüber, und glaubte fast, meine Leiden seyen zu Ende. Ich trank ein Gläschen, weigerte mich aber, mehr zu trinken, weil ich nie den Wein geliebt habe. So sehr mich mein Beamter nöthigte, so wenig ließ ich mich überreden, und da ich sahe, daß er darüber betreten wurde, so wurde er mir mit seinen Glücksanträgen verdächtig, und ich fing an, auf meiner Hut zu seyn. Doch wollte er seinen Plan nicht aufgeben, er fing an, von seiner Tochter und von ihrem Unglück zu reden, ja, sagte er, wenn sich Jemand fände, der sie heirathete, ich wollte ihm zwanzigtausend Gulden sogleich baar voraus geben. Der Schreiber hatte sich davon gemacht, sobald als die Schwangerschaft sich zeigte, der war also nicht mehr zu haben.

Jetzt verstand ich, was Vollenberg wollte, ich sollte für Geld sein Mädchen ehrlich und mich lebenslang unglücklich machen. Nun fühlte ich aber in meiner Seele nicht die mindeste Pflicht, diesen Antrag anzunehmen, im Gegentheil war es meine Pflicht, es nicht zu thun. Feierlich und ernst fing ich an, nachdem ich ihn ganz verstanden und er mir den

Antrag ganz deutlich gemacht hatte: Herr Vollenberg! ich bin der Sohn eines rechtschaffenen Mannes, von gutem ehrlichen Herkommen, aber ohne Vermögen. Mein Vater war nie zwanzigtausend Gulden reich, ich habe nichts als meine Kenntnisse und ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, und noch dazu einen guten ehrlichen Namen; diese meine Lage ist mir lieber, als jede andere in der Welt, und ich werde allen Fleiß anwenden, daß ich ja keinen Schritt thue, der mich reuen könnte; eine Person zu heirathen, die schon einem andern ihr Herz geschenkt hat, ja dessen Frau sie wirklich in den Augen Gottes ist, das wäre eine ehebrecherische Sünde, dafür mich Gott bewahren wird, und überdem schicken wir uns auf keinerlei Weise zusammen. Sparen sie also alle weitere Mühe, denn in diesem Stück bin ich ganz unüberwindlich. Sie wissen, wie treulich ich Ihnen gedient habe, und daß ich niemals in billigen Dingen Ihnen zuwider war, in solchem Fall aber bin ich ein Mann, der seine Würde kennt und sich auf die entfernteste Weise nicht zu Niederträchtigkeiten versteht, die alles Gold der Welt nicht adeln kann.

Vollenberg, der keinen Seelenadel kannte, und glaubte, es sey alles mit Geld auszurichten, weil er noch keine Erfahrung vom Gegentheil hatte, gerieth in eine solche Scham, daß er bis an die Ohren roth wurde; er wußte nicht, was er sagen sollte, denn er war bestürzt und verwirrt, und auch nicht schlau genug, sich sogleich herauszuhelfen; er schwieg eine Weile, sah vor sich nieder, und ich schwieg auch. Endlich stand er auf und sagte zornig: nun so will ich Sie auch nicht lange bitten, ich meynte es gut mit Ihnen, jetzt können Sie denn auch sehen, wie es Ihnen noch in der Welt gehen wird. Gut! antwor-

tete ich: entlaſſen Sie mich nur dieſes mir widrigen Geſuchs, und erlauben Sie mir nur, meine Geſchäfte, wie bisher, ruhig fortzuſetzen. Nun ſo gehen Sie denn an Ihre Arbeit, ſetzte er noch ſchnaubend hinzu; ich ſtand auf und folgte ſeinem Befehl. Als ich in der Einſamkeit war, ſo machte ich meine Anmerkungen über meine Umſtände, ich wäre gern aus dieſem Dienſte gegangen, wenn ich hätte wiſſen an Brod zu kommen. In meinem Vaterlande war's unmöglich, denn dort hatte ich unſchuldiger Weiſe allen Kredit verloren, und anderwärts war auch keine Hoffnung dazu, beſonders weil ich da auf dem Lande lag und niemand etwas von mir wußte; auch hütete ſich Vollenberg gar ſehr, rühmlich von mir zu reden oder mich zu empfehlen, denn er konnte mich herrlich brauchen, und er wußte gar wohl, was er an mir hatte. Ich wußte alſo nicht wohin, auch glaubte ich, es ſey meine Schuldigkeit, ſo lange auszuhalten, bis mir die Vorſehung einen Ausweg zeigen würde. Ich ſpürte nun auch die Wirkungen des Korbs, den ich meinem Herrn gegeben hatte, ich wurde nachläßiger behandelt als vorher, und ich hatte ſehr Vieles zu leiden. Aber der Schlag, der mich jetzt erwartete, übertraf alle Leiden, die ich noch bis dahin erfahren hatte.

An einem Morgen kam ein Bedienter auf die Schreibſtube und rief mich ſchleunig zum Herrn Vollenberg; mir ahnete nichts Gutes. Ich ging hin und fand ihn, ſeine Frau und die ſchwangere Tochter beiſammen. Mit einer Miene, die Erſtaunen und Grimm anzeigte, redete er mich ſo an: Nun, du Erzheuchler! iſt denn doch deine Schande einmal an den Tag gekommen, du haſt mein Kind geſchwängert, ſie überredet, die That auf den armen Schreiber zu wälzen, und den haſt du aus dem Wege gebracht und fort-

geschafft. — O das ist abscheulich! abscheulich! du stellest einen Christen, einen Mann von Ehre vor, lügst also allen Menschen ins Angesicht! — du hast mein Haus geschändet, jetzt nimm auch die Schande wieder weg, oder du sollst dein Elend nicht übersehen können, das schwör' ich dir hier bei meinem grauen Kopf! Auch die Räthin that noch ihr Scherflein dazu, indem sie sagte: Pfui, Herr Heimburg! wie konnten Sie mein armes Kind so verführen, das hätt' ich nimmermehr hinter Ihnen gesucht, ich hätte Häuser auf Sie gebaut, machen Sie nun auch Ihre Sache wieder gut! Die Tochter saß während der Zeit da mit niedergeschlagenem und dickgeweintem Gesicht. Und ich, ich war fast wie Loths Weib über dieser gräulichen Bosheit zur Salzsäule geworden; ich wußte nicht, was ich sagen oder denken sollte, mein Blut kochte, aber das half nichts, alle Drei waren von meiner Unschuld überzeugt, mithin half auch keine Entschuldigung; doch wagte ich einen Versuch. Ich trat dem Mädchen unter die Augen, sah sie scharf an und fragte: Können Sie das, was Sie da gegen mich zeugen, auch vor dem Gericht Gottes behaupten? Können Sie in Ihrer letzten Todesstunde, die Sie leicht in Kurzem überraschen kann, können Sie da froh abscheiden und sagen: Heimburg ist Vater meines Kindes? Ich merkte, daß sie blaß wurde und zitterte, und doch war die Ueberredung ihrer Eltern, vielleicht auch ein wichtiges Versprechen oder Geschenk von ihnen, und endlich auch das Verlangen, mich zu bekommen und dadurch ihre Ehre wieder zu erlangen, alles dieß war zu stark und zu reizend für sie; sie faßte sich wieder und sagte mir kühn und keck unter die Augen: ich sey der Mann, der sie entehrt habe, und ich sollte sie jetzt nun auch heirathen, oder

ſie würde vor der Obrigkeit wider mich zeugen. Ja, fiel der Alte wieder ein, zum Eid laſſen wir es nicht kommen, denn ich weiß wohl, daß ein Mann von Eurem Schlag ſich wenig aus einem Eide macht, und da wäre mein armes Kind verloren. Nein, ſo gehts nicht, geſtehen Sie mir im Augenblick, daß Sie Vater von der Leibesfrucht meiner Tochter ſind. Herr Vollenberg! fing ich an, Sie haben ihren Plan ſehr weislich und pfiffig ausgedacht, wie's aber nun mit der Ausführung gehen wird, das muß die Zeit lehren; ich kann freilich meine Unſchuld nicht beweiſen, ich bin zu ſchwach gegen Sie und muß alſo die Schande tragen, aber das ſchwör' ich Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, unter deſſen Gewalt wir alle ſtehen, daß ich Ihre Tochter in Ewigkeit nicht heirathe, und daß mich keine Gewalt zwingen wird, mich mit einer Perſon zu verbinden, die frech genug iſt, ſo etwas zu behaupten! Dieß ſagte ich mit einer ſolchen Freudigkeit, daß ſie alle Drei die Augen niederſchlugen, und vielleicht in dem Augenblick empfanden, daß der Glanz der Wahrheit gegen alle Gewalt unüberwindlich ſey.

Gehen Sie denn an Ihre Arbeit, fuhr er fort, und hüten Sie ſich, daß ſie mir keine fernere Schwierigkeiten machen, ich werde Sie wohl lehren, was Sie thun ſollen, und wenn Sie noch hundert Eide ſchwören!

In dieſer Lage empfand ich oft eine unausſprechliche Angſt, ich wußte mir nicht zu rathen und zu helfen, weglaufen durfte ich nicht, ich konnte aber auch nicht, denn ich wurde Tag und Nacht ſtreng bewacht. Doch das war ſehr unnöthig, durch mein Weglaufen hätte ich mich ja eben ſo verdächtig gemacht, als der entwichene Schreiber, meine Ehre er-

forderte also, in diesem Ofen des Elends auszuhalten und alles zu erwarten. Dieser traurige Zustand dauerte etliche Tage, als auf einmal an einem Morgen früh ein Lärm entstand: die älteste Mamsell sey fort, die Eltern kamen fast betäubt aus ihrem Schlafzimmer und lamentirten. Sogleich wurden reitende Boten überall ausgesandt, um sie wieder einzuholen, und ich mußte mich vor den Augen des Hausgesindes schändlich ausschelten lassen, daß ich Schuld an allem sey, ich hätte sie geschwängert, nur läugnete ich die That, darum sey nun das arme Kind desperat geworden und fortgelaufen, ja ich hätte den armen Schreiber auch durch meine List unglücklich gemacht und in Verdacht gebracht, u. s. w. Da ich nun wußte, daß hier keine Widerlegung half, so schwieg ich still und trug meine Schmach geduldig. Indessen betete ich beständig zu Gott und flehte Ihn an um Hülfe und Beistand in diesen großen Nöthen.

Was ich sechs Wochen lang durch Schmähworte und allerhand Behandlungen erfahren habe, das läßt sich nicht genug sagen; oft fehlte es nicht viel, daß ich nicht nach C... wäre ausgeliefert worden, denn ich erfuhr insgeheim von einem getreuen und braven Schreiber, der mir geneigt war und meine Unschuld wohl einsah, daß ich allenthalben mit äußerstem Abscheu genannt, und meiner nur mit Fluch und Vermaledeiung gedacht würde.

Endlich gefiel es Gott, mich aus meiner Noth wunderbar zu erretten, Er ist gerecht und hilft, wenn das Elend am größten ist, ja er weiß Auswege, wo kein Mensch einen ausdenken kann. Unsere schwangere Jungfer war heimlich zu einem benachbarten katholischen Geistlichen geflohen, dem hatte sie entdeckt, daß sie wünsche, katholisch und in ein Kloster aufge-

nommen zu werden. Dieser hatte sie auf eine sichere Art nach Köln ins Ursulinerkloster geschickt, wo sie auch willig aufgenommen worden. Indessen hatte das gute Kind meinetwegen schwere Gewissensangst, sie entdeckte sich der Vorsteherin und begehrte, daß mir möchte geholfen werden; es wurden zu dem Ende zween rechtschaffene Geistliche, zween bürgerliche Zeugen und ein Notarius gefordert, welche ein Instrument entwarfen, in welchem die Schwangere die ganze Geschichte mit dem Schreiber, hernach auch das Unrecht, welches mir ihre Eltern angethan und wie sie sie beredet hätten, mich für den Thäter anzugeben, erzählte. Dieß Instrument wurde abgeschrieben, das Original nebst einem Schreiben von dem Beichtvater der Schwangeren an die Landesregierung zu C... abgeschickt, mir aber schrieb auch dieser Geistliche, und legte mir eine Copie von obigem Instrument bei. Ich empfing diesen Brief mit tiefer Demüthigung vor Gott. Mein Herr Vollenberg wußte noch von Allem nichts; ich stand bei mir an, ob ich ihm Etwas sagen sollte; allein ich fand endlich für gut, zu schweigen und den Ausgang der Sache Gott zu überlassen; es dauerte nun nicht lange, so erfolgte dieser Ausgang. Herr Vollenberg bekam einen Befehl von der Regierung, nach C... zu kommen und mich mitzubringen. Wenn man kein gutes Gewissen hat, so ängstet man sich leicht, ihm ahnete nichts Gutes, er spannte gelinde Saiten auf, fing an demüthig mit mir zu reden, er zog mich nun wieder an seine Tafel, erwies mir alle ersinnliche Freundschaft, auch seine Frau war aus der Maßen betrübt. Sie gestanden mir nun freiwillig, daß sie, um die Ehre ihrer Tochter zu retten und sie durch mich glücklich zu machen, alle diese Künste angewendet hätten, und nun baten

sie mich, wenn etwa diese Sache nach der Strenge untersucht würde und es nun auf mich ankäme, daß ich sie doch nicht unglücklich machen möchte. Ich antwortete ihnen: wenn es auf mich ankommen würde, so verziehe ich ihnen von Herzen, besonders weil ich wohl erkannte, daß mir alle Leiden, die ich bei ihnen erduldet hätte, sehr heilsam gewesen wären.

Nun erscholl das Gerücht überall, daß die schwangere Jungfer Vollenberg nach Köln geflüchtet und katholisch geworden, zugleich auch, daß ich unschuldig sey; sogar vergrößerte das Gerücht noch Vieles in der Sache, meine Ehre wurde unter dem gemeinen Volk aufs Beste gerettet, hingegen der Rath Vollenberg und seine Frau verflucht und verwünscht. Endlich erschien der Tag unserer Abreise nach C... Nie hab' ich einen Menschen zaghafter gesehen, als meinen Beamten, es fehlte nicht viel daran, daß er sich Galgen und Rad vorstellte, er verließ seine Leute zu Haus in einer Art von Verzweiflung und reiste mit mir fort. Wir mußten Beide vor der Regierung erscheinen: dort wurde ihm das kölnische Instrument von Wort zu Wort vorgelesen, ihm darauf eine vollkommene Kassation angedeutet, und ich wurde gefragt, was ich zur Genugthuung von ihm verlangte? Ich antwortete: eine vollkommene Erklärung meiner Unschuld sey Alles, was ich verlange, nichts anders wäre im Stande, mir meine Ehre zu ersetzen, daher wollte ich nichts mehr, als daß Herr Vollenberg hier in Gegenwart des hohen Regierungskollegiums bekenne, daß Alles, was in dem Instrument enthalten, die Wahrheit und ich vollkommen unschuldig sey. Das böse Gewissen dieses Mannes hatte ihn so betäubt, daß er an kein Läugnen dachte, denn der Präsident fehlte wirklich darin, daß er den Beamten kassirte, ohne seine Ver-

antwortung zu hören, es ist aber bekannt, wie hitzig er in Ausübung der Gerechtigkeit ist. Hätte sich Vollenberg auf die Hinterbeine gestellt, so hätte er dem Präsidenten Etwas können zu schaffen machen; aber das that er nicht, er vergoß Thränen, gestand Alles, bat seinen Landesherrn, das ganze hohe Regierungskollegium und mich um Vergebung, und dankte für die gnädige Strafe. Wir reisten also zurück, und da Vollenberg ein reicher Mann ist, so geht ihm weiter nichts ab, als die Ehre, ein rechtschaffener Mann geblieben zu seyn. Ich suchte in C... Dienste, fand aber nicht nur alle Stellen besetzt, sondern auch noch so viele Exspectanten, daß ich mirs vergehen ließ, ferner in C... zu warten. Indessen hatte mich Herr Vollenberg verlassen, und ich glaubte, er sey schon wieder nach Hause; allein des Abends kam ein Mann mit einem Röllchen von 100 alten Louisd'ors nebst folgendem versiegeltem Billet:

„Ich weiß, mein lieber Herr Heimburg! daß Sie nicht länger bei mir bleiben können und also andere Dienste suchen müssen; ich weiß auch, daß Sie kein Geld zum Ersatz ihrer Ehre annehmen, in dieser Rücksicht schicke ich Ihnen auch beigehendes Päckchen nicht, sondern da Sie durch mich außer Dienst und also auch außer Brod gesetzt sind, so erachte ich's, meine Schuldigkeit zu seyn, Ihnen dadurch so lange Unterhaltung zu verschaffen, bis Sie wieder versorgt sind. Wenn Sie es gutwillig annehmen, so ist mein Gewissen wegen Ihrer beruhigt, darum ersuche ich Sie ernstlich, Ihre Ehrliebe nicht zu weit zu treiben, und diesen Ihren rückständigen, wohlverdienten Lohn von mir anzunehmen. Ich verbleibe ohne Aufhören Ihr

bereitwilliger

Vollenberg.

Diese edle Handlung rührte mich so, daß ich Thränen vergoß und dem guten Mann von Grund meiner Seele Alles verziehe.. Der Ueberbringer wartete noch, ich wollte mit ihm gehen, um Vollenberg meine Dankbarkeit zu bezeugen, aber er war schon fort; ich schrieb also recht höflich, und dankte ihm aufs verbindlichste für seine Güte. Nun nahm ich mir vor, an den Sch...n Hof zu gehen, weil da ein Bekannter von mir in Diensten stand; ich schrieb ihm von C... aus, und bekam Antwort, daß ich ihm willkommen seyn und er mich versorgen würde. Ich machte mich also auf den Weg und kam hier in dieß Dorf, wo ich über Nacht bleiben mußte. Nun traf sich's daß just ein Sch...r Rath hier war, ein Mann, der allgemein für einen rechtschaffenen und großen Gelehrten bekannt ist; diesem sagte ich, daß ich auf Anrathen des Herrn .... Willens sey, an seinen Hof zu reisen; allein dieser Herr erzählte mir so viel von meinem vermeintlichen Freund, von seiner Lage und von der Beschaffenheit des Hofes selbsten, daß mir alle Lust verging, dorthin zu reisen; ich hielt das für einen Wink der Vorsehung und blieb also hier, um zu erwarten, was sie denn nun ferner über mich verhängen würde. Ich habe mich hier bei hübschen Bauersleuten eingemiethet und gehe bei dem Pfarrer in die Kost, dem ich Kostgeld bezahle. Ew. Durchlaucht verzeihen meine langweilige Erzählung. Dafür danke ich Ihnen, antwortete die Fürstin, und jetzt haben also Ihre bisherigen Prüfungen ein Ende. Sie sind durch mich unglücklich geworden, durch mich sollen Sie nun auch desto glücklicher werden, ich habe dem Fürsten schon oft unsere Geschichte erzählt, er wünschte immer ihren Aufenthalt zu wissen, um Ihnen helfen zu können. Fassen Sie also Muth, Sie

fahren morgen mit uns in meinem Wagen nach Rheinau, bleiben einige Tage bei dem Kammerrath Ehrenfried, mittlerweise wird so für Sie gesorgt werden, daß Sie zufrieden und getröstet seyn können.

Während dieses Gesprächs waren die Spazierenden immer vorwärts gegangen, und Theodore hatte stillschweigend und mit Fleiß den Gang auf den Blumenhof zu geleitet, so daß sie da diese herrliche paradiesische Wohnung vor sich sahen, als Dultmann oder nunmehr Heimburg seine Erzählung geendiget hatte. Die Fürstin stutzte und fragte: wo sind wir? Zu Haus, Ihro Durchlaucht! antwortete Theodore, das ist unser Gut, wo der alte ehrwürdige Osterfeld Verwalter ist und wo sich mein Vater jetzt aufhält. Jetzt erkannte sie auch erst Clementine, denn sie war ja schon ehemals als Bauernmädchen da gewesen. Der Fürstin war dieser Spaziergang und Ueberraschung gar recht, sie drückte Theodoren die Hand und sagte: ich danke dir Mädchen, daß du mich hieher geführt hast. Heimburg konnte nicht ablassen, Thränen über sein Glück zu vergießen, er küßte der Fürstin die Hand mit innigster Rührung, und versprach, sein ganzes Leben und alle seine Kräfte zum Besten eines vortrefflichen Fürstenpaares zu verwenden!

Dietrich von der Linden war eben vom Handel zurück gekommen; denn seinen Kornhandel setzte er noch immer fort. Er hatte sich so eben ausgezogen, stand nun an seinem Fenster und schaute so fürbaß die Wiese herab und rauchte seine Pfeife Knaster, als er da drei vornehme Frauenzimmer und einen Herrn kommen sah; noch kannte er keine, nach und nach aber bemerkte er seine Tochter, dann Clementinen, die andern beiden aber kannte er nicht. Denk'

Frau, fing er an, da kommt meine Tochter Kammerräthin und Jungfer Clementine und noch ein Weibsbild, die kenne ich aber noch nicht; die vornehmen Leute haben aber viele Freunde, es mag wohl so eine von den Kostgängern seyn, es geht alles seinen Gang. und der Kerl da ist doch wohl nicht gar mein Hans Jakob, oder er müßte sich verändert haben, nein er ist's nicht, jetzt seh' ich's. Die Frau von der Linden machte sich nun etwas flink und eilte geschwind mit ihrem Mann heraus, um die Freunde zu empfangen. Osterfeld hatte sie auch bemerkt, der war schon in seinem Schlafrock und weißen baumwollenen Kappe etwas weiter voraus; aber er stand da am Baume, hielt die Kappe in der Hand und war erstaunt. Dietrich hielt die Pfeife in der Hand und guckte den Osterfeld mit aufgesperrtem Maule an. Jetzt waren die Frauenzimmer da: Dietrich eilte auf seine Tochter zu, um sie zu bewillkommen, fuhr aber wieder zurück und stellte sich, die Kappe und Pfeife in der Hand, neben Herr Osterfeld, und die Frau von der Linden stellte sich hinter die Männer und faltete die Hände vor dem Bauch. Die Fürstin konnte sich des lauten Lachens nicht enthalten. Theodore, Clementine und Heimburg mußten ebenfalls herzlich lachen, denn die drei standen da, wie Knaben vor dem Schulmeister, doch ermannte sich Osterfeld am ersten, es war ihm nichts Ungewohntes, mit fürstlichen Personen umzugehen, nur war ihm diese Ueberraschung allzu unbegreiflich und unerwartet; er trat also hervor und sagte: Gnädigste Frau! wir werden Verzeihung erhalten, daß wir so unbereitet vor Ew. Hochfürstl. Durchl. erscheinen, denn wir wußten von dieser außerordentlichen Gnade nichts und durften sie uns auch nicht

träumen laſſen. Welcher iſt denn dein Vater, Kammerräthin? fragte die Fürſtin. Theodore umarmte und küßte ihn, und mit Thränen ſagte ſie: ſehen Ew. Durchlaucht den ehrlichen Mann hier in Gnaden an, deſſen Tochter ſo unermeßlich glücklich iſt, der beſten Fürſtin zu gefallen. Die Fürſtin trat vor den Alten hin, lächelte ihn an und ſagte: Ich danke ihm, mein Freund, daß er mir eine ſo herzensliebe Theodore gezeugt hat, ich danke ihm herzlich; wenn es ihm Freude macht, daß ich ſeine Tochter liebe, ſo freue er ſich nun ſo ſehr er kann, und weiß er was, heut dieſe Nacht wollen wir bei ihm herbergen, ſeine Frau und meine Theodore und meine Clementine und — ich — wollen uns ſelber kochen. Niemals hatte Dietrich mit einer Fürſtin geredet, er hatte auch gar keinen Begriff davon, daß ihn eine Fürſtin beſuchen oder mit ihm reden könnte. Er verſtummte, ſagte kein Wort, aber die Freudenthränen liefen ihm die Wangen herab; endlich fing er an: Nun ſey doch Gott im Himmel gelobt, daß ich einmal meine Landesmutter beherbergen ſoll, ich Eſel wollte meine Kinder nicht vornehm haben, ja — da geht's doch ſeinen Gang, Gott ſey Dank, daß ſie vornehm geworden, da ſchaffen ſie mir nun die Freude, die nicht auszuſprechen iſt. Ach Mädchen! er weinte laut und fiel Theodoren um den Hals, o goldiges Mädchen, Gott lohne dir, wie machſt du deinen armen Vater ſo glücklich! — Ja ich bin reich; aber könnte ich jetzt mein halbes Vermögen in das verwandeln, was meiner Fürſtin das beſte Vergnügen macht, ich thäts bei Gott! Dieſe Worte trieben der Fürſtin die hellen Thränen aus den Augen, ſie drückte ihm die Hand und ſagte: Vater! kommt mit uns ins Haus, ich will euch ſagen, was uns Freude macht.

Die Fürstin, Theodore, Clementine und Heimburg gingen nun ins Haus. Osterfeld, der's verstand, mit vornehmen Leuten umzugehen, erhob sich selbst zur Würde eines Haushofmeisters, Dietrich aber wollte Kassirer seyn: denn die Ehre, seine Fürstin auf seine Kosten zu bewirthen, wollte er sich nicht nehmen lassen; er nahm daher Theodoren und Osterfeld allein, und bat sie, Alles zu fordern, was zum Wohlstand gehörte, damit er sich nicht schämen dürfte. Diese Bitte wurde ihm ohne Anstand gewähret.

Ein schöner Sommerabend auf einem einsamen Bauernhof, und besonders auf dem paradiesischen Blumenhof, ist für gefühlvolle Seelen etwas Herzerhebendes. Die heilige Stille der Natur, die Fülle ihrer Reichthümer, Sonne, Himmel, Erde, die reinere Luft, alles das zusammengenommen, wirkt unwiderstehlich auf ein der Empfindung des Schönen und Guten offen stehendes Herz, und stimmt es zur Harmonie mit der ewigen Liebe und Güte. Der Stadtbewohner, und besonders der Hofmann, ist an Kunst, an Gewühl der Menschen, an Form ohne Wesen gewöhnt, und hier kenne ich meine Leute. Hat der Hof- und Stadtton, der dort gewöhnliche Wirkungskreis, in einem menschlichen Geist das Bürgerrecht erlangt, wird's einem im Genuß der freien Natur weh, hat er dort langeweile, nun so gehe er immerhin wieder in seinen Stadtzirkel, lange wird der Leidende vor seinen Augen herumstöhnen und seufzen, ohne ein Tröpflein Kühlendes auf seine lechzende Zunge von ihm zu bekommen.

Dieser Abend war vorzüglich schön. Das Zimmer, in welchem die Fürstin mit ihren Freundinnen logirte, hatte alle seine Fenster gegen Morgen, unter dem-

selben war der ländliche Garten, dann eine große Flur mit Rübsaat, die just in ihrer prachtvollen gelben Blüthe stand, dahinter lag eine breite Wiese mit einem starken silberhellen Bach, voller Forellen, an welchem jetzt gerad' etliche Knechte auf und ab gingen, um auf die Abendtafel etliche zum Blausieden zu fangen. Dann stieg im Goldglanz der untergehenden Sonne eine mäßige Waldseite in die Höhe, über welcher ein graues, mit Gold verbrämtes Wolkengebirge ruhte. Theodore und Clementine standen am Fenster, die Fürstin mitten zwischen ihnen, und schloß in jeden Arm eine ihrer Freundinnen; alle Drei ergötzten sich an der herrlichen Aussicht, heilige Stille ruhte über ihren Seelen, und ihre Worte waren einzelne Ausbrüche des Wohlgefallens; gerne hätte die Fürstin nach der Wiese hin und den Wald hinauf gewandert, wenn nicht ihr müder Fuß der Ruhe bedurft hätte. Indessen stieg der Schatten den Berg hinauf, und Kühlung wehte von Morgen her.

Indessen hielt sich Heimburg bei Osterfeld auf, ihre Gemüther und ähnlicher Beruf stimmten sie zur Harmonie der Geister, sie veranstalteten alles zusammen und waren die erste Viertelstunde Freunde. Als es nun anfing, dämmernd zu werden, so schlich ein alter, mehr als sechzigjähriger Mann herzu, er hatte einen alten zerrissenen braunen Rock an, sein Silberhaar guckte an verschiedenen Orten durch den verblichenen durchlöcherten Hut, und hing verworren um seinen hageren, verfallenen Kopf, sein Bart, der nur selten konnte geschoren werden, weil seine Heller so weit nicht reichten, stand halb Fingers lang um das Kinn, und an seiner Seite hing ein leinener beschmutzter Brodsack. Kümmerlich und gebückt stand

er an der Thür und hielt zaghaft, abschlägiger Antwort gewohnt, um eine Nachtherberge an. Osterfeld war nicht gewohnt, einen solchen Gegenstand des Mitleids abzuweisen. Dietrich eben so wenig; sie standen beide an der Thür, als er kam und sagten ihm die Herberge zu. Nun trat der arme Alte mühselig herein; Dietrich holte ihm einen Stuhl und setzte ihn an die Thür in die angenehme Abendluft. Während der Zeit gefiel es der Fürstin, im Baumhof herumzuwandeln, sie ging in Begleitung ihrer Freundinnen herunter und fand den Bettelmann an der Thür sitzen. Ein solcher Anblick durchdrang ihr Herz desto heftiger, da sie dessen weniger gewohnt war; sie stellte sich vor ihn, der gute Alte kannte sie nicht, doch bewog ihn ihr vornehmes Ansehen, aufzustehn und seinen Hut abzuziehn. Lieber Alter! fing die Fürstin an, setzt euch, ihr seyd müde, die Tage müssen euch sauer werden, setzt euch! Indessen griff sie in den Sack, um ihm ein Almosen zu geben, auch die beiden andern Frauenzimmer suchten Geld für ihn. Ei, fing Clementine an, ich laß mir so gern die armen Leute ihre Lebensgeschichte erzählen, es liegt immer so viel Lehrreiches darinnen, wollen wir den armen Mann nicht bitten, daß er uns die seinige erzählt? Mir ist's recht, sagte die Fürstin, da wird's was zu weinen geben. Heimburg, der nicht weit davon stand, holte Stühle für die Damen, und die beiden Alten stellten sich nun nebst ihm in einiger Entfernung hinter sie. Nun guter Alter! sagte Theodore, erzählt uns doch Eure Lebensgeschichte, es muß Euch wunderlich um den Kopf gegangen seyn. Der Alte, welcher gebückt saß, richtete mit Würde sein Haupt auf, schaute um sich und sagte in schönem Deutsch und mit gewohn-

ter Zunge: meine Lebensgeschichte gehört für die Ewigkeit — dort, wo mein Geist ein entrolltes Buch seyn wird, da wird jeder Selige in demselben erstaunliche Wunder der Vorsehung lesen.

Alle Zuhörer guckten sich an, die Worte schienen ihnen ein hohes Orakel zu seyn. Der Ton und die Würde, womit der Mann sprach, machte sie etwas Sonderbares ahnen, besonders Heimburg wurde blaß vor Schrecken und Verwunderung, die Stimme und der Ton, der Accent und Alles kam ihm bekannt vor, doch konnte er sich auf nichts besinnen. Die Fürstin war aber nun noch neugieriger geworden, sie antwortete: warum soll Euer Lebenslauf erst in der Ewigkeit bekannt werden, warum nicht schon hier? Ihr könntet vielleicht durch die Erzählung uns erbauen und Euch Euer Elend lindern. Mein Leben, versetzte der Alte, war glänzender, als Sie mich da sehen, ich war von jeher gerecht und suchte mich eines frommen Wandels zu befleißigen, und doch verdiene ich mein jetziges Elend, ich wills auch dulden, willig tragen, und mich auf jene Welt freuen. Jetzt stürzte Heimburg herzu, bückte sich über den Alten hin und rief: ich beschwöre Euch bei Gottes Barmherzigkeit, Alter! sagt mir, wer ihr seyd? Gott sey mir gnädig! schrie der arme Mann, das ist ja mein Sohn leibhaftig, wer hat dich von den Todten zurückgerufen? Ja, ja, stöhnte Heimburg mit seelzagenden Seufzern, ich bin Hofrath Heimburgs Sohn, aber mein Geist fährt mir aus über Ihr Elend, auch ich glaubte Sie todt! Gütiger Gott! welch' Schicksal über uns! Jetzt hingen beide zusammen und weinten stumm. Die Fürstin und beide Frauenzimmer waren erstarrt über diesen Zufall, nach und nach verwandelte sich ihre Verwunderung ebenfalls in Thrä-

nen. Während der Zeit war der Ausfluß der Zärtlichkeit in den Herzen des Vaters und Sohnes verbraust, der junge Heimburg riß sich los, und in dem Kummer über seines Vaters Zustand sprang er herum, wußte sich nicht zu fassen, kam endlich und kniete vor der Fürstin nieder, küßte ihr die Hand mit Thränen und sagte: Ach, gnädigste Frau! (hier fuhr der Hofrath auf) erbarmen Sie sich über meinen Vater! Das will ich, Heimburg, rief die vortreffliche Dame, das will ich, nicht ohne Ursache hat die Vorsehung den würdigen Bettler hieher geführt. Der Hofrath erkannte nun erst die Fürstin. Ihro Durchlaucht! fing er an: ich will keine Gnade, verlange keine, zum Theil habe ich mir diesen mühseligen Stand selber gewählt, aus einer Ursache, die ich Ew. Durchlaucht erzählen will, wenn Sie's gnädigst erlauben wollen. Der Sohn rief fast tobend: Gott! nur erst aus den Bettlerskleidern! erst aus dem thränenwürdigsten Elend! und dann erzählen Sie! — Der Hofrath stand mit Würde da; Sohn, fing er an: ob den rechtschaffenen Mann, den Christen, Lumpen oder Sammet decken, das benimmt ihm und gibt ihm nichts, ich bin ein Rechtsgelehrter, ich weiß, daß Christus Erlöser der Menschen ist, aber ich muß restituiren, so viel ich kann, ich habe eine Familie unglücklich gemacht, nicht mit Willen, aber durch Nachläßigkeit, Gott! Gott! deren wir Rechtsgelehrten uns so oft schuldig machen, ich brachte die arme Familie an den Bettelstab, ich erfuhr's, verkaufte alles, was ich hatte, ersetzte, aber es reichte lange nicht zu, noch sind sie im Kummer, ich kann nichts mehr in der Welt besitzen, bis die armen Leute ganz ersetzt haben, was ihnen durch meine Versäumniß verloren gegangen ist; gebt mir Kleider, gebt mir

Brod! sogleich werde ich mich den vorsichtigsten Luchsaugen entschleichen, Kleid und Brod dem Greis bringen, der durch meine Schuld darnach lechzt.

Was für Empfindungen dieß seltene Beispiel der Gerechtigkeit in den Gemüthern der Zuhörer hervorbrachte, das läßt sich mit keiner Feder beschreiben. Die Fürstin sprang auf, ging herum, schlug die Hände zusammen, gütiger Gott! rief sie, das geht einem durch Mark und Bein. Aber Herr Hofrath! jetzt muß ich die ganze Geschichte haarklein wissen, es ahnet mir, daß Sie Ihre Bettlerskleider nicht ausziehen werden, bis auf andere Art geholfen ist, wir wollen sehen, wie wir das können, laßt uns alle wieder sitzen, setzen Sie sich auch, Herr Hofrath! und nun erbitte ich mir's zur Freundschaft, daß Sie uns umständlich erzählen, wie Sie in die Umstände gerathen sind. Der alte Heimburg antwortete: ich gestehe aufrichtig, Ew. Durchlaucht legen mir ein schweres und fast nicht zu erfüllendes Gebot auf; allein ich gehorche — ich gehorche um so viel lieber, da ich weiß, daß die Erzählung einen Entschluß in mir rege macht, der meine Restitution vergrößern kann. Ich war Hofrath und in Diensten an dem Regierungskollegio Dero hochseligen Herrn Vaters. Von der Zeit an, als ich in Jena die Licenz in der Rechtsgelehrtheit erlangt hatte, stand mir immer die Wichtigkeit meiner Pflichten vor Augen, ich glaubte, ein Rechtsgelehrter müsse ein eben so tugendhafter, eingezogener Mann seyn, als ein rechtschaffener und würdiger Theologe; denn dieser verwaltet die Geheimnisse, die Gott durch sein Wort an die Menschen offenbart hat und lehrt sie; der Rechtsgelehrte aber erklärt die Gesetze, die eben der Gott durch die Vernunft und die gesetzgebende Gewalt den Menschen

gegeben hat; beide ſind alſo Amtsverwandten, beide ſchuldig, durch ein nüchternes, tugendhaftes Leben andern zum Beiſpiel zu dienen und ihnen ein untadelhaftes Muſter der Nachfolge zu ſeyn. Soll der Theologe die Moral Jeſu Chriſti beleben und ſein würdiger Nachfolger ſeyn, ſo muß der Juriſt auch durch die Erfüllung des großen Spruchs: Alles, was Ihr wollt, das Euch die Leute thun ſollen, das thut Ihr ihnen, als dem Grundſatz des Naturrechts, getreue Folge leiſten. Ich trat meine Dienſte an dem Hof Höchſtdero Herrn Vaters an, ich heirathete, zeugte gegenwärtigen Sohn, und kurz darauf ſtarb mir meine Frau. Ich muß geſtehen, die Verfaſſung des Hofes, die Ew. Durchlaucht wohl wiſſen, die Pietiſten alle, welche da verſammelt waren und der Hofprediger ſelber, verurſachten einen ſo ängſtlichen und gewiſſenhaften Ton, welcher faſt alle Bedienten einnahm, daß man ſich über viele unnöthige Kleinigkeiten die größten Gewiſſensſkrupel machte; hingegen oft wichtige Sachen leichtſinnig und gewiſſenlos genug verſäumte. Dieſe Geſinnung hatte auf mein ohnehin ängſtliches Gemüth eine noch ängſtlichere Wirkung; ich ſuchte nun noch mehr die ſtrengſte Gerechtigkeit zu erfüllen und aus allzuzartem Gefühl des Rechts oft weiter zu gehen, als es die Gerechtigkeit erfordert. Der Tod meiner ſeligen Frau trug Vieles dazu bei, denn da ſie ſehr fromm war, ſo war mein einziger Wunſch, mich in der Ewigkeit wiedrr mit ihr zu vereinigen; nun glaubte ich, ich könnte nicht ſelig werden, wenn ich nicht in allen Stücken die größte Treue und den größten Gehorſam gegen die Gebote Gottes ausübte. Ich geſtehe, daß das Verlangen, zu meiner Frau zu kommen, um ſehr vieles meinen herzlichen Wunſch, ſelig zu werden, vergrößerte.

Indeſſen hatte ich noch keinen Umgang mit unſern Pietiſten am Hof, denn ſie thaten Vieles, das mir nicht gefiel.

Ich erzog meinen Sohn, ſo gut ich konnte, ließ ihn ſtudiren, und ich fand zu meinem Vergnügen, daß er ein rechtſchaffener, guter Menſch wurde. So lebte ich lange Jahre ruhig fort, Ew. Durchlaucht wiſſen, wie ich mich aufgeführt habe. Nun gingen die bekannten Veränderungen im Vaterlande vor, und mein Sohn war abweſend. In der Zeit war ein wichtiger Rechtsſtreit bei der Regierung anhängig. Ein armer Bauer beſaß ein hübſches Gut von ſeinen Eltern und Voreltern in Erbpacht, es gehörte einer reichen Abtei, welche, ohne recht nachzuſehen, ob der Bauer das Gut in einem Erb- oder Temperalbeſtand hätte, daſſelbe an einen reichen Landwirth verkaufte; als nun dieſer Käufer das Gut in Beſitz nehmen wollte, ſo ſagte der Beſitzer, er habe es in Erbpacht; der Käufer behauptete, er müſſe den Erbpachtskontrakt vorzeigen, das konnte aber der arme Bauer nicht, er konnte nur beweiſen, daß ſeines Urgroßvaters Vater ſchon auf dem Gut gewohnt und ſeine Familie von daher bis auf ihn das Gut für eine und die nämliche jährliche Abgabe beſeſſen habe. Dieſer Prozeß hatte viele Jahre gedauert, der arme Bauer hatte viele Koſten darauf verwendet, eine Menge Schulden gemacht, und war am Ende doch noch nicht einen Schritt weiter gekommen, als im Anfang. Endlich wurde ich Referent in der Sache, und ich geſtehe, daß mir damals allerhand Umſtände in den Weg kamen, ſo daß ich mit unglaublichem Leichtſinn darüber weghüpfte. Man iſt oft in einer Gemüthslage, wo man die Folgen nicht ſo genau bedenkt, nicht alles ſo haargenau abwiegt; kurz, ich eilte davon, um, wie ich

dachte, dem alten Quark ein Ende zu machen. Noch war der Erbpachtskontrakt nicht beigebracht, ich entſchied zu Gunſten des Käufers, der griff zu, der arme Bauer war matt, er hatte nichts mehr zu Prozeſſen, die Schuldner machten ſich nun auch herbei, verkauften dem armen Mann alles, und ſo mußte er von der Wohnung ſeiner Väter ganz leer abziehen und in die weite Welt wandern. Er iſt alt und grau, hat noch eine junge Frau, ein Häufchen kleiner Kinder, die kann er nicht erziehen, ſie betteln, die Frau arbeitet im Taglohn, und ſo ernähren ſie den Alten kümmerlich, er weint dem Tag der Rache entgegen, und wehe mir dann! Hier ſtieg die Beklemmung des Herzens dem guten Hofrath bis in die Kehle, er verſtummte und ächzte. Beruhigen Sie ſich, ſagte die Fürſtin, wir wollen alles gut machen, erzählen Sie nur weiter. Der Hofrath wurde durch dieß Verſprechen der Fürſtin nicht beruhigt, wie man hätte denken ſollen und wie ſie ſelber vermuthete; wehmüthig fuhr er fort:

Ich hörte das Schickſal des armen Bauern, noch ſchlug mich mein Gewiſſen nicht, mein Herz pochte nicht in meiner Bruſt; ich empfand das Elend dieſes Mannes tief, aber ich empfand es nur als eine nothwendige Folge der Gerechtigkeit, durch welche Gott oftmals ſeine Kinder züchtiget, nach und nach dachte ich gar nicht mehr daran. Nicht lange hernach traf mich das Schickſal zum Theil ſelber: unſer Kammerdirektor, der unter der Larve der Heuchelei, in welcher er Mücken ſäugte und Kameele verſchlang, ein Spitzbube war, hatte von jeher ſich die verworrene Haushaltung des Hofs zu Nutzen gemacht, und bei dem Anfang der kaiſerlichen Kommiſſion ein Kapital von acht tauſend Thaler aus dem Landesfond unter-

schlagen: man murmelte hin und wieder davon, aber niemand durfte sich an einen Mann wagen, der bei der Kommission alles galt, er traktirte sie, wurde wieder traktirt, und ob er gleich außer Wirksamkeit gesetzt wurde, so geschah das doch nur zum Scheine, im Grunde dirigirte er alles, unter dem Vorwand, er sey des Landes kundig. Ich mußte Vieles leiden, denn jeder sah mich für einen gefährlichen Mann an, der auf alles Acht hätte und aus dem Weg geräumt werden müßte. Nun kam ich ungefähr über gewisse Rechnungen, aus welchen die Betrügereien des Kammerdirektors augenscheinlich erwiesen werden konnten. Ein gewisser Kammerrath, der auch ehrlich dachte, kam zu mir, brachte sie mir und bat mich um Beistand. Wir griffen die Sachen klug an, und doch scheiterten wir, man machte Gegeneinwendungen, hörte uns nicht, mit einem Worte: man machte uns zu Schanden. Nun kam die Reihe an mich; ich war nicht lange vorher noch bei der Regierung des hochseligen Fürsten in einer wichtigen Kommission auf dem Lande wegen eines Ritterguts gebraucht worden, das die Regierung wegen versäumter Lehnspflichten einziehen wollte; ich half der armen adelichen Familie nach Recht und Billigkeit, daß sie's behielt. Damals blieb die Sache so, jetzt aber suchte man sie her, machte mir den Prozeß und eine Rechnung, daß mein Bischen Habseligkeit nicht zureichte; ich wurde entsetzt, verjagt und behielt nichts als ein Kleid auf dem Leibe und einen Stab in der Hand, und damit mein Unglück vollkommen würde, so bekam ich einen schwarzversiegelten Brief vom Herrn Vollenberg, meinem alten Freund, mein Sohn sey an einem hitzigen Fieber gestorben; jetzt, da er noch lebt, begreife ich gar wohl, warum man das gethan

hat. Vollenberg hat sich bestechen lassen und mir die Nachricht zugeschrieben, damit ich meinen Sohn nicht um Hülfe anflehen und zu ihm eilen möchte.

Nein, fiel ihm der junge Heimburg in die Rede, ich glaube vielmehr, es war, um Sie nur zu kränken, ich erhielt auch die Nachricht von Ihrem Tod um die nämliche Zeit, man hat nur aus Rache uns unglücklich machen wollen. Und doch, fuhr der Hofrath fort, müssen noch andere Absichten darunter gesteckt haben, die wir aber nicht mehr untersuchen wollen. Dieß schlug mich vollends nieder; betäubt und fast meiner Sinnen beraubt, taumelte ich nun in meinem Alter fort in die weite Welt, ohne zu wissen, wohin ich ging. Kam ich des Abends in ein Dörfchen, war ich hungrig, müde und matt, nur ein paar Gulden hatt' ich bei mir; jetzt drang mich mein Bedürfniß, Obdach zu suchen und meinen Hunger zu stillen. Indem ich so durch die Straße forttaumelte, so kam ich vor eine armselige Hütte: ich fand da einen alten grauen Mann, dem der Kummer tiefe Trauerfurchen ins Gesicht gegraben hatte. Der Mann kam mir bekannt vor, ich grüßte ihn, fragte ihn, wo ich herbergen könnte? er antwortete: hier im Dorfe ist kein Wirthshaus. Ich fuhr fort: lieber Alter! es scheint mir, Ihr habt viel in der Welt gelitten, ich auch; ich will bei Euch bleiben, Ihr habt wohl etwas Stroh in Eurem Haus, ich will Euch bezahlen, was ich verzehre. Der Alte antwortete: wenn Sie vorlieb nehmen wollen, Sie scheinen mir aber einer solchen Herberge nicht gewohnt zu seyn. Kurz, wir wurden einig, ich blieb da, die Frau brachte mir einen Stuhl und ich setzte mich zu dem Alten; er fing an, mir seine Geschichte zu erzählen; gütiger Gott! wie erschrack ich, er war der Tillmann

Groß, der durch meine Schuld ehemals von seinem väterlichen Erbe war vertrieben worden; ich sahe, wie er die schweren trüben Blicke zum Himmel wie eine Centnerlast emporhob, wie er allen seinen Kummer auf mich wälzte, ohne zu wissen, daß ich's selber war. Während der Zeit, daß er erzählte, war mir's, als einem Wanderer im Hagelgewitter, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag traf mein armes Herz, ich fand Hölle um mich her, nur fehlten noch die drohenden Gestalten alle, mit ihren grinzenden Larvengesichtern, ich staunte, verstummte. Der Alte erzählte fort, wollte seinen Kummer in mein Herz ausleeren, er that's auch; aber ohne Trost zu erlangen, ich schwieg, bis er ausgeredet hatte. Nun stand ich auf, taumelte vor ihn hin, faßte ihn an der Hand und sagte: Tillmann! hier seht Ihr den Mann, den Hofrath Heimburg, der Euch in's Unglück gestürzt hat, ich hab' keine Geschenke genommen, für Geld habe ich's nicht gethan; aber ich bekenne vor Gott und Euch, ich ging zu leichtsinnig darüber weg, jetzt kann ich Euch nicht mehr helfen, hätte ich noch Vermögen, all' gäbe ich's Euch, hälf Euch und lidte selber Hunger; aber ich habe nichts mehr, bin so arm als Ihr, verzeiht mir um Gottes Barmherzigkeit willen, ich will gehen, betteln und so meine Sünde büßen, für Euch beten, daß Euch Gott noch glücklich machen möge. Der Alte hub sich mühsam auf, legte seine dürre Rechte an seine Kappe, wollte reden, that den Mund auf, stammelte, konnte aber nicht; ich ergriff ihn am Arm, halt! rief ich, nur den leidenvollen Graukopf vor mir nicht entblößt! ich bin ein armer Sünder und bitte nur Euch, ehrwürdiger, durch Leiden ehrwürdiger Vater! um Vergebung. — Jetzt ermannte sich Tillmann, stark stund er da, er sagte

nämlich: laſſen Sie mich denn doch meine Kappe abziehen — will's ja vor unſerm Herr Gott thun. — Sehen Sie! gedacht hab' ich als oft, unſer Herr Gott wolle es doch dem Mann zu erkennen geben, der Schuld an meinem Unglück iſt; aber wahrhaftig und Gott! geflucht habe ich ihm nie, und nun habe ich ſo viel vom Herrn Hofrath gehört, er ſolle ein ſo braver Mann ſeyn, da dacht ich nun nicht dran, daß er mich ins Unglück geſtürzt hätte. Sehen Sie, Herr Hofrath! da verzeih ich ihm von Grund meiner Seele, für mich ſoll er wahr und wahrhaftig nicht betteln, hätt ich ſelber was, ich theilt's doch mit ihm; wenn einen ein Fehler reuet, ſo verzeiht ihm unſer Herr Gott, warum ich nicht? Hab's wohl mit meinen Sünden verdient, ich armer Sünder.

Weiter konnte ich ihn nicht reden laſſen; ſchleunig ſchlich ich um die Ecke herum, wanderte fort aus dem Dorf in ſtiller Nacht; die feurigen Kohlen brannten mir auf dem Kopf, ich ruhte nicht, bis ich in einem dunkeln Gebüſch mich verkroch, und, ungeachtet meines Hungers und Durſtes, einſchlief. Nach Mitternacht erwachte ich, ich befand mich etwas ruhiger im Gemüth, der Mond neigte ſich zum Untergang, und nun beſchloß ich, meine Kleider für Bettlerskleider zu vertauſchen, und ſo umher, mein Brod heiſchend, für meine Sünden zu büßen, am Mondſchein ſchlenderte ich auf ein einſames Bauernhaus zu, das dort vor mir lag. Dort erreichte ich meinen Zweck, und ſeit der Zeit gehe ich herum, ſuche mein Brod an den Thüren und mir iſt wohl dabei.

Alle Anweſenden vergoſſen Thränen über die Erzählung des würdigen Mannes, nur er war ruhig. Oſterfeld ſuchte ihm ſeine melancholiſche Grille auszureden, beſonders da doch ſeinem Tillmann

Groß durch eine solche enthusiastische Lebensart nicht gedient wäre; allein er ließ sich's nicht ausreden, er behauptete: Tillmann müßte durch ihn völlig restituirt werden, eher dürfte er's nicht besser haben, als jener; da nun dazu kein Rath mehr wäre, so sey auch keine Hoffnung für ihn, vor seinem Ende noch aus seinem Elend zu kommen.

Die Fürstin gab sich auch alle Mühe, ihn zu überreden, sie erbot sich, aus ihrer Schatulle den Bauern zu versorgen und auch ihm wieder aufzuhelfen. Der Hofrath dankte auf's Gerührteste, verbat sich aber ernstlich diese Gnade: denn er behauptete, er selbst müsse den Bauern aus eigenen Mitteln wieder in seinen vorigen Stand versetzen, so erforderte es die Gerechtigkeit.

Nun sahe ein Jeder ein, daß er die Sache zu weit trieb: wir wollen weiter nicht davon reden, fuhr die Fürstin fort, jetzt sollen Sie sich diese Nacht nur einmal erquicken, morgen wollen wir dann sehen; nehmen Sie sich des würdigen Mannes an, Freunde! und Sie, Herr Heimburg, trösten Sie Ihren Vater.

Dieser sonderbare Vorfall beschäftigte die Herzen Aller, die auf dem Blumenhof versammelt waren. Die Fürstin, Theodore und Clementine speisten zusammen oben auf dem Zimmer, Osterfeld, Dietrich, Heimburg und der alte Hofrath unten, mit großer Mühe brachte man ihn dahin, daß er mitspeiste; aber seine Bettlerskleider legte er nicht ab, ob ihn gleich sein Sohn mit Thränen darum bat. Die Fürstin überlegte nun mit ihren Freundinnen einen Plan, der fähig wäre, den Hofrath von seiner Grille abzubringen; allein sie konnten nichts erdenken, wobei ihnen nicht einleuchtete, daß es der Hofrath nach seiner Seelenanlage nicht annehmen könne.

Sie ließen den jungen Heimburg kommen, dieſer hatte ſich nun mit ſeinem Vater genauer unterredet und ſein Herz ausgekundſchaftet; er trat mit äußerſter Bekümmerniß und roth geweinten Augen in's Zimmer, die Fürſtin fragte ihn, was er wohl dächte, wie ſeinem Vater zu helfen wäre, es möchte auch koſten, was es wolle? Heimburg antwortete: er habe alle Mittel angewendet und die Reſtitution ſelbſt übernommen, ſich erboten, dem Bauern das Gut wieder zu ſchaffen und ihm ſeine bisherigen Leiden zu vergüten. Aber darauf hatte der Hofrath verſetzt: du haſt nichts, mein Sohn! du kannſt nichts erſetzen, und wenn dir Ihro Durchlaucht, die Fürſtin, ſo viel Geld geben, als nöthig iſt, ſo erſetzt ſie, aber du nicht, ich nicht, mithin iſt's mir unnütz. Von dem Gedanken ließ ſich der Hofrath nicht abbringen. Der Sohn hatte dagegen geantwortet: dadurch wird aber doch dem Bauern geholfen, er wird verſorgt. Nun ja, erwiederte der Hofrath, und doch bleibt in dem Fall meine Sünde, was ſie iſt, ſie bleibt gethan, ich kann ſie nicht ungethan machen. Könnte ich aber durch meinen Fleiß ſo viel verdienen, beſäß' ich ſo viel, daß Tillmann entſchädigt würde, alsdann wäre der Gerechtigkeit ein Genüge geſchehen. Kannſt du, mein Sohn! durch die Gnade der Fürſtin dem Bauern helfen, wohl! das beruhigt mein Herz; aber dann bin ich noch eben der Schuldner, wie vorher; kann ich's der Fürſtin nicht wieder geben, weil ſie's nicht annehmen würde, ſo bin ich's den Armen ſchuldig. Das Verdienſt des Erlöſers hat ferner der Sohn ſeinem Vater vorgehalten, aber auch das half nicht: denn der Hofrath behauptete, daß dieß Verdienſt niemand zu gut kommen könnte, bis er nach Möglichkeit die Reſtitution zu bewerkſtelligen geſucht habe, wo es hernach an Kräften fehle, da erſetze Chriſtus.

Das alles erzählte der junge Heimburg mit größter Herzenswehmuth; es war also keine Auskunft zu finden; die Fürstin beschloß endlich, ihn mit Gewalt mitzunehmen, dem Bauern Ersatz zu thun, und so hoffte sie, er werde sich nach und nach von seiner betrübten Seelenlage loswinden. So verfloß der Abend, den sich Alle so süß geträumt hatten, sehr traurig, Niemand konnte die Nacht über ruhen, so sehr waren alle Gemüther mit Kummer erfüllt.

Des Morgens fand sich der Hofrath nirgends mehr, man hatte ihm auf einem Kämmerchen ein Bett zurecht gemacht, aber er hatte sich nicht hineingelegt, sondern war in der Stille wieder fortgewandert. Sein Sohn war über das Schicksal seines Vaters untröstlich, man konnte ihn kaum halten, denn er wollte fort und seinen armen Vater suchen. Endlich brauchte die Fürstin Ernst, sie befahl ihm, bei dem Verlust ihrer Gnade, bei ihr zu bleiben, sie wollte Leute genug schicken, um den Hofrath zu suchen. Was ist Ihrem Vater damit geholfen, sagte die herrliche Dame, wenn Sie nun da herumstreichen und endlich ebenso ihr Herz überspannen, wie der würdige Mann, der in seinen Bettlerskleidern mehr Größe besitzt, als ich je von einem Menschen gehört habe; bei dem Allem aber doch im Grunde verrückt ist: denn wenn er's nicht wäre, so würde er alle Mittel ergreifen, welche ihm angeboten werden, um sich und den Bauern, der eigentlich die Ursache seines Unglücks ist, glücklich zu machen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Fürstin ganz recht hatte, wenn sie sagte, der Hofrath sey verrückt; mehrere werden ihn mit ihr dafür halten, ich will nicht urtheilen. Gesegnet sey die Asche dieses redlichen Mannes! der gewiß nicht in's Gericht kommen wird, weil er zu genau wog; er that

der Sache zu viel, es iſt wahr, aber ſein Fehler wird ihm zur Gerechtigkeit gerechnet werden. Der junge Heimburg folgte der Fürſtin, beſonders als ſie ihm vorſtellte, daß ſie Alles dazu beitragen und nicht ruhen wollte, bis ſein edler Vater gerettet wäre.

Oſterfeld hatte den Wagen der Fürſtin den vorigen Abend noch von Frauenbrück nach dem Blumenhof kommen laſſen; der Hofrath hatte alle Gemüther ſo beſchäftigt, daß alle Plane, welche Theodore auf dem Blumenhofe auszuführen gedachte, zu nichts wurden. Um aber doch einigermaßen ein Namensgedächtniß dieſes Tages zu ſtiften, ſo hielt ſie bei der Fürſtin an, ſie möchte ſich doch gefallen laſſen, dieſen Tag noch da zu bleiben, und um ſie ehender dazu zu bewegen, ſo ſchlug ſie vor: man möchte die benachbarten Bauernſöhne aufbieten, daß ſie umherſtreifen und den Hofrath aufſuchen möchten; wenn ſie nun den Tag noch da blieben, ſo hätte man vielleicht noch heute das Vergnügen, den armen Alten wieder zu ſehen. Sie bediente ſich dieſes Mittels der Ueberredung darum, weil ſie wußte, daß das Herz der Fürſtin mit der Sache, die gegenwärtig Eindruck auf ſie machte, nur allein ſich ſo lang beſchäftigte, bis ihr Wunſch berichtigt oder im Fall der Unmöglichkeit beruhigt war. Die Fürſtin ließ ſich auch leicht bereden; man ſandte aus, brachte, nebſt den Blumenhofer Knechten, in Zeit von einer Stunde zehn junge Männer zuſammen, welche ſich rund umher vertheilten und die Gegend auf drei Stunden durchſtreifen mußten; ſie hatten Befehl, den armen Mann, den man ihnen genau beſchrieb, auch gegen ſeinen Willen, nach dem Blumenhof zu bringen, im Fall er ſich widerſetzen und nicht gutwillig mitgehen wollte.

Nachdem dieß nun Alles eingerichtet war, ſo wurde Jedes in ſo fern beruhigt; ſelbſt Heimburg heiterte ſich wieder auf. Dietrich dachte wieder darauf, wie er die vornehmen Gäſte heute bewirthen möchte, Oſterfeld leiſtete ihm Geſellſchaft; doch beſchäftigte ſich ſein Geiſt mehr mit der Kur des alten Hofraths, er wollte ihn auch zu ſich nehmen und ihm ſeine alten Tage verſüßen helfen.

Die Fürſtin aber verlangte den jungen Heimburg in ihre Geſellſchaft, um ſich mit ihm theils wegen ſeiner zukünftigen Verſorgung, theils auch wegen der neuen Angelegenheit ſeines Vaters zu unterreden. Sehr Vieles wurde da gewünſcht, verabredet, in Plane gebracht und beſchloſſen, das hernach durch die Leitung der Vorſehung weit anders und viel beſſer ging, als man's ſich nur hatte vorſtellen können.

Nachdem des Mittags die Tafel aufgehoben worden, ſo fing Theodore an: mein Vater iſt ein reicher Mann und ſo voller Freude, daß er jetzt zu etwas recht Gutem fähig wäre. Was glauben Ew. Durchlaucht, wäre es nicht ſchön, wenn wir dieſen ländlichen Beſuch durch eine nützliche Anſtalt verewigten? Mein Vater ſoll zwei tauſend Gulden auszahlen, ich zahle auch zwei tauſend, und gebe hier auf dem Blumenhof Platz zu Haus und Garten her. Wollen wir nicht ein kleines Waiſenhaus anlegen und dem alten Oſterfeld die ganze Einrichtung übertragen? Das würde ſo ſeine Seelenfreude ſeyn, wenn er noch vor ſeinem Ende eine ſolche Sache könnte ausführen helfen.

Die Fürſtin heiterte ſich bei dieſem Vorſchlag ganz auf, ſie umarmte Theodoren und ſagte: ich gebe gleich vier tauſend dazu her, laßt uns gleich die beiden Alten heraufkommen und mit ihnen reden. Theo-

dore rief sie. Indessen stand Clementine am Fenster, in ihren Augen zitterten Thränen, sie schwieg und schaute durchs Fenster über die Fluren hin. Die Fürstin bemerkte das, sie lief zu ihr, drückte ihr die Hand und sagte: was fehlt Ihnen, meine Clementine? Ach, Ihro Durchlaucht! antwortete sie: es thut mir so leid, daß ich an der Stiftung keinen Antheil nehmen kann, ich habe noch kein Vermögen in Händen. Geben Sie sich zufrieden, erwiederte die Fürstin, vielleicht sind Ihnen noch größere Freuden von der Art aufbewahrt. Jetzt traten Osterfeld, Dietrich und Theodore zur Thüre herein, und nun fing Letztere an: nicht wahr, Vater! Ihr freut euch recht über diesen Tag? Ja wohl, antwortete Dietrich, es geht Alles seinen Gang, wie's Gott in seinem heiligen Rath beschlossen hat, ich hätte mir's mein Lebtag nicht vorgestellt, daß ich noch so viel Freude an meinem Goldmädchen haben würde; da darf ich so nicht recht reden, wie ich gerne wollte, weil die gnädigste Landesmutter bei mir ist. Ja, wenn ich's nur so recht ausdrücken könnte, wie mir's um Herz ist! (die Thränen drangen ihm in die Augen.) Seht, ich habe die gnädigste Fürstin so lieb und weiß nicht, wie ich mich dabei anstellen soll, daß sie's so recht gewahr wird, wie's in meinem Herzen ist, sag' mir's doch, Theodore! — Diese bat die Fürstin, sie möchte ihm doch erlauben, daß er ihr die Hand küssen dürfte. Nein! nein! rief Dietrich, laßt mich da weg; es geht Alles seinen Gang, ich sollte mit meinem Bart die Hand berühren, ich weiß ja nicht, wie man das macht. Die Fürstin stand, Thränen der Zärtlichkeit flossen auf ihre Wangen, sie fühlte den Himmel ganz, den eine würdige, nicht erniedrigende Herablassung der Landesherrschaft genie-

ßen läßt. In dieſem Wonnegefühl lief ſie auf den alten Greis zu, ſchloß ihn in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen. Dieſer ſonderbare Ausfluß des Herzens machte alle Anweſende beſtürzt und alle Augen voller Thränen. Dietrich ſank halb ohnmächtig auf die Knie, mit naſſem Auge blickte er in die Höhe, breitete ſeine Arme aus: Herr! rief er ſchluchzend, Herr! nun rufe Deinen Diener zu Grabe, wann Du willſt, da habe ich einen Vorgeſchmack des Himmels gehabt. Theodore fiel ihm ſo knieend um den Hals, küßte ihn zärtlich und weinte faſt laut; nun hob ſie ihn auf und ſagte: Ihro Durchlaucht, es wehte ein Geiſt um uns her, wie er zu unſerm Vorhaben ſich ſchickt; im Angeſicht der reinen Geiſter, die jetzt mit himmliſchen Blicken ſich an unſerer Seligkeit weiden, gelobe und ſchenke ich zwei tauſend Gulden, nebſt einem Platz zu Haus, Hof und Garten hier auf dem Blumenhofe, zur Errichtung eines Waiſenhauſes für wahre arme elternloſe Kinder; und ich, ſetzte die Fürſtin hinzu, ſchenke zu eben dem Zweck vier tauſend Gulden. Jetzt ſtand Dietrich da und horchte. Theodore trat vor ihn; nicht wahr, Vater! ſagte ſie: ihr gebt auch zweitauſend her, wir wollen zum Andenken dieſes glücklichen Tages hier auf dem Blumenhofe ein Waiſenhaus ſtiften, ich habe mir in meine Spardoſe zweitauſend Gulden geſammelt, die gebe ich her. Hör' Mädchen! fing er an und ſetzte ſich in eine Stellung, welche man an ihm gewohnt war, wenn er etwas Wichtiges beſchließen wollte: es geht Alles ſeinen Gang, immer hat's mir ſo im Sinn gelegen, daß ich vor meinem Ende noch gern ſo etwas recht Gutes thun möchte, und da konnte ich nie ſo recht drauf kommen, jetzt hilfſt du mir dazu, guck! wir machens ſo:

ja, ich geb' für mich zweitausend Gulden, für meinen Hans Jakob auch zweitausend — und — ja, das ist so eine Sache, Karoline ist wohl mein Fleisch und Blut nicht, allein es muß doch Alles seinen Gang gehen, sie ist mein Kind, also gebe ich für Karolinen auch zweitausend. Brav! brav! rief die Fürstin, das sind ja schon zwölftausend, damit läßt sich schon Etwas thun. Theodore fiel wieder ihrem Vater um den Hals und dankte ihm. Jetzt bekam Clementine auch Muth; mit rothgeweinten Augen drehte sie sich um, schlich herbei zu Dietrichen und sagte: habt ihr nicht noch eine Tochter, Vater? Ja, ja! fiel Dietrich ein, das ist bei Gott wahr, daran dachte mein Herz jetzt nicht. Halt! versetzte Clementine, so will ich nicht, ich habe jetzt keine zweitausend Gulden in meiner Gewalt, ich werde sie auch bekommen, ich begehre sie nur gelehnt. Dietrich antwortete: das wollen wir hernach wohl machen, es geht Alles seinen Gang; gut! ich zahle also acht baare tausend Gulden, sobald es seyn muß. Das ist ein herrlicher Mann, Kammerräthin! sagte die Fürstin, eines solchen Vaters darf sich kein Mensch schämen. Clementine aber schwamm im Vergnügen, daß sie doch auch nun Theil an der Sache bekam. Nun wurde dem Herrn Osterfeld aufgetragen, den Plan von der ganzen Einrichtung zu machen. Die Fürstin nahm's auf sich, bei dem Fürsten um ein gutes Haus anzuhalten, denn sie sagte: mein Gemahl muß auch Theil an unserer Freude haben.

Ich will meine Leser nicht mit dem besten Plan eines guten Waisenhauses aufhalten, ich erzähle nur Fakta. Der Fürst baute kein prächtiges, aber bequemes Haus auf dem Blumenhof, er schenkte aus seiner Schatulle noch sechstausend Gulden. Oster-

feld wurde Oberaufseher des Instituts. Anfänglich wurden zwölf arme Kinder aufgenommen, nach und nach aber stiegen die Einkünfte durch allerhand Wege, so daß es jetzt bis sechszig Kinder erhält, die ihre besondere Lehrer und Aufwärter haben.

Am Abend kamen die nach dem Hofrath ausgeschickten Leute wieder, sie hatten ihn nicht gefunden; es wurde nun beschlossen, des andern Morgens wieder über Frauenbrück nach Rheinau zu fahren und von dort aus die besten Anstalten zu verfügen, um den armen Mann wieder herbeizubringen. Der junge Heimburg betrübte sich gar sehr über das Schicksal seines Vaters, und sein höchst empfindsames Herz trieb ihn immer, ihn persönlich aufzusuchen; die vernünftigen Vorstellungen aber der Theodore und der Clementine, daß er ja kein Vermögen habe, zu reisen, daß er dadurch sein und Karolinens Glück aufhalten, selbst wenn er seinen Vater fände, ihm nicht helfen, und daß er's besser könnte, wenn er in Dienste des Fürsten träte, stimmten seine Seele ganz anders; er fühlte nun den hohen Trieb in sich, der Welt zu nutzen, er wünschte lange zu leben, nur um viel Gutes thun zu können, und kam so in die gehörige Seelenlage des großen und würdigen Mannes. Des Morgens also fuhr die Fürstin mit ihren Begleiterinnen und Heimburg nach Frauenbrück, sie kehrten bei der Wittwe Maria ein. Die Fürstin fragte sie, ob sie nicht wieder Lust zu heirathen hätte? Die gute Frau wurde roth, schlug die Augen nieder und sagte: ja wer wird eine arme Wittwe mit einem Kinde heirathen. Clementine aber wußte schon besser um ihr Geheimniß. Es war ein Schneidergesell im Dorf, ein junger, wackerer, braver Mensch, den liebte sie und er sie

auch; allein es fehlte am Vermögen. Clementine entdeckte es der Fürstin; alsbald wurde der junge Mensch gerufen, er mußte sich alsofort mit der Wittwe versprechen, und die Fürstin versprach ihnen, gleich nach ihrer Rückkunft dreihundert Gulden zum Heirathsgeschenk zu schicken. Die guten Leutchen schwammen im Vergnügen. Das Geld wurde hernach geschickt, sie heiratheten sich und waren glücklich. So bezeichnete die Fürstin diese Spazierfahrt mit Wohlthaten, welche einen bleibenden Segen auf Kinder und Kindeskinder hatten. Nun fuhr sie wieder nach Rheinau, sie verfügte sich alsobald zum Fürsten und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer kleinen Reise. Theodore und Clementine nebst Heimburg aber trafen Ehrenfried und Karolinen beisammen in der Wohnstube an. Karoline und Heimburg stutzten, als sie sich sahen; nach dem ersten Willkommen setzten sie sich beisämmen, und Theodore erzählte die ganze Geschichte ihrer Reise. Das Erste, was man nun vornahm, war die Versorgung des jungen Heimburgs, wobei man zugleich auf seine Heirath mit Karolinen Rücksicht nahm. Man beschloß, daß Heimburg im Hause des Kammerraths so lange logiren und an den Tisch gehen sollte, bis sich sein Schicksal entwickelt hätte.

Ehrenfried dachte nun darauf, wie er den guten Heimburg bei dem Fürsten empfehlen wollte; allein die Fürstin hatte schon so sehr zu seinem Vortheil gesprochen, daß der Fürst des andern Tages den Kammerrath und Heimburg fordern ließ. Beide kleideten sich an und gingen an Hof. Der Fürst empfing Heimburg sehr gnädig in seinem Kabinet und sagte: meine Gemahlin hat mir so viel Gutes von ihm erzählt, Herr Heimburg, daß ich Verlangen

trug, ihn zu sprechen, ich möchte ihn gerne anständig versorgen. Nun weiß ich wohl, daß er ein Rechtsgelehrter ist; aber ich wünschte doch zu wissen, in welchem Fach er am liebsten arbeiten möchte? Heimburg hatte sich schon lange einen Plan ausgedacht, in dessen Ausführung er sein größtes Glück und Vergnügen zu finden glaubte. Als ihn daher der Fürst so fragte, so entschloß er sich, denselben ohne Anstand und kurz vorzutragen; daher antwortete er folgendergestalt:

Ew. Durchlaucht erzeigen mir die hohe Gnade, sich nach der Neigung meines Geistes zu erkundigen, dieß macht mich so kühn, dieselbe offen und freimüthig vorzutragen: Ein Landesfürst, wenn er denkt wie Ew. Durchlaucht, kennt kein größeres Vergnügen, als seine Unterthanen, sein Volk auf Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. Ich weiß, daß dieser hohe Zweck den großen Geist Ew. Durchlaucht ganz erfüllt, und daher bin ich so frei, den besten Weg zu jenem glänzenden Ziel vorzutragen, und wenn Ew. Durchlaucht denselben einzuschlagen geruhen werden, so kenne ich kein größeres Glück, als in der Ausführung dieses Plans meine Kräfte bis an meinen Tod zu verzehren.

Der Fürst lächelte und sagte: ich gestehe, daß er mich durch seine Anrede neugierig gemacht hat, laß er einmal seinen Plan hören.

Sehr gerne, fuhr Heimburg fort: das größte Glück eines Volkes besteht darinnen, wenn ein jeder Hausvater sein Brod reichlich findet, und noch dazu Gelegenheit hat, Etwas für seine Kinder zu ersparen; dieß Alles aber muß er in Ruhe, Sicherheit und Freiheit, ohne Druck und Zwang thun können, und dann muß es ihm frei stehen, nach dem Trieb

seines Gewissens ungehindert, öffentlich und heimlich seine Religion auszuüben, in sofern er dadurch dem Staat nicht schädlich wird. Dieß Alles zu bewerkstelligen, däucht mir, sey eigentlich Dasjenige, was man eine rechte gute Regierung heißt.

Ich gestehe, redete der Fürst ein, daß das eigentlich mein Zweck ist, nur die Ausführung? Gott segne Ew. Durchlaucht für diesen gnädigen Beifall, fuhr Heimburg fort: die Ausführung ist nicht so schwer, wenn man's am rechten Ort anzugreifen weiß. Ich bin so frei, Ew. Durchlaucht meine unterthänigste Meynung vorzutragen: das Land muß durch eine blühende Landwirthschaft nach und nach so angebauet und bevölkert werden, daß keine Hand breit Boden mehr unbenutzt bleibt, und daß die Bauerngüter nicht größer sind, als bei ihrem besten Anbau zur Ernährung und zum Wohlstand einer ordentlichen Bauernfamilie erforderlich ist. Diesen allgemeinen Flor der Landwirthschaft erreicht man durch Anlegung und Unterstützung der Fabriken und Handlung. Dieß ist das Hauptstück, wenn das einmal im Gang ist, so wird durch andere untergeordnete Mittel, Beispiele und Aufmunterungen vollends leicht geholfen; diese aber ohne jene Unterstützung helfen nichts.

Gut! Gut! sagte der Fürst, das Alles wissen wir schon, der Kammerrath Ehrenfried hat mir das schon längst begreiflich gemacht, und wir sind wirklich im Begriff, unsern Plan auszuführen; nur weiter!

Heimburg fuhr fort: wenn Ew. Durchlaucht diesen Plan zu Dero Regierung schon entworfen haben, so ist dem Land aber auch nie geholfen, denn nun komm' ich auf meinen Punkt: wenn Ew. Durchlaucht obigen Plan ganz ausführen, so fehlt doch noch ein Hauptstück, und dieß ist's eigentlich, was

ich sagen will. Blühende Gewerbe bringen allgemeine Aufklärung unter das Volk, das ist wahr, aber erst langsam und spät, während dieser Zeit wird Vieles versäumt, und der ganze Gang der Glückseligkeit oder der Staatsvervollkommnung ist höchst langsam und mühselig. Laßt uns das Volk ehender physisch und moralisch aufklären, laßt es uns zur Glückseligkeit empfänglich machen; wenigstens sollen diese Anstalten mit der allgemeinen Vervollkommnung der Gewerbe in gleichem Schritt gehen. Wie sehr wird die Verbesserung der Landwirthschaft, der Fabriken und Handlung zunehmen, wie schnell wird sie fortrücken, wenn alle Kinder des gemeinen Mannes erst in den dazu nothwendigen mathematischen und physischen Begriffen unterrichtet und ihnen alle Gegenstände der drei Reiche der Natur bekannt gemacht werden, die in ihre Gewerbe gehören! — Würden nur die Kinder nicht durch Jahrelanges Auswendiglernen ihrer ohnehin so kostbaren Zeit beraubt, würde nur ihr Geist, ihr Herz, ihr Gedächtniß mit den Grundwahrheiten der Religion durch deutlichen, mündlichen Vortrag erfüllt, so wäre mehr Wirkung davon zu hoffen, und man hätte in den Schulen Zeit genug, den Kindern auch noch andere höchst nützliche Wahrheiten beizubringen.

Der Fürst antwortete: auch darüber haben wir schon Plane entworfen, denn es wird wirklich Anstalt gemacht, hier in der Stadt ein Schulmeisterseminarium zu errichten, in welchem immerfort sechs Jünglinge zum Schuldienst erzogen und gebildet werden sollen.

Das ist vortrefflich! fuhr Heimburg fort; aber wenn ich's wagen darf, Einwendungen zu machen, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ein solches Seminarium nicht die erwünschte Wirkung thun wird,

bis jede Dorfschule nach dem Verhältniß ihrer Größe eine Stiftung hat, die jährlich so viel einträgt, daß ein Schulmeister mit Frau und Kindern ordentlich bürgerlich, fast so wie auch der Pfarrer, davon leben kann. So lang diese große, wichtige Einrichtung nicht gemacht ist, so lang helfen die Seminarien, ja ich darf wohl sagen, alle Aufklärungen und Gewerbverbesserungen nicht sonderlich, wenigstens geht Alles sehr langsam von statten.

Der Fürst lächelte wieder und wendete ein: woher, mein guter Herr Heimburg! woher soll man aber die Kapitalien zu jenen Stiftungen nehmen?

Heimburg antwortete: wie viel Schulen oder Ortschaften sind im Fürstenthum Rheinau?

Ehrenfried sagte: zwei hundert und vierzig. Nun denn, fuhr Heimburg fort, ich will das Schulmeistergehalt im Durchschnitt auf dreihundert Gulden ansetzen, kleinere Schulen geben weniger, größere mehr, die geringste Schule kann hundert Gulden geben, die größte fünfhundert. Auf die Weise kann man auch Eifer unter den Schulmeistern erwecken, so daß sie nach größerer Beförderung streben, und also ihr Bestes thun, um einen guten Ruf zu bekommen. Es wären also zwei und siebenzig tausend Gulden jährlicher Revenüen nöthig, womit man ein solches unschätzbares Werk zum Wohl und zur Glückseligkeit des ganzen Volks bestreiten könnte. Zu dieser Summe würde ein Kapital von einer Million und vier hundert und vierzig tausend Gulden erfordert. Bedenkt man nun, daß mancher Fürst blos um seines Vergnügens willen mehr als noch einmal so viele Schulden auf ein weit kleineres Land, als das Fürstenthum Rheinau ist, gemacht hat, und daß Ew. Durchlaucht keine Schulden, wohl aber Vorrath an Geld haben, so

läßt sich die Möglichkeit leicht einsehen, einen solchen göttlichen und unvergleichlichen Plan auszuführen.

Der Fürst bedachte sich eine Weile; endlich fing er an: es ist wahr, ein solches Werk wäre mein höchster Wunsch; allein die Ausführung ist, wie ich fürchte, zu schwer, gemeiniglich fehlts den besten Vorschlägen an der Möglichkeit der Ausführung.

Heimburg antwortete: wollen Ew. Durchlaucht erlauben, Ihnen meine Meinung unterthänigst vorzutragen?

Meine größte Freude und mein höchster Wunsch wäre es, diese Sache auszuführen. Würden mir Ew. Durchlaucht eine ordentliche Besoldung zulegen, wobei ich als ein ehrlicher Mann bestehen könnte, so wollte ich alsofort jedes Dorf, jede Stadt, oder jeden Schulort besuchen, die Zahl der Kinder, die Stiftungen, die etwa die Schulen schon haben, die Gemeingründe, welche noch unbenutzt liegen, nebst allen Quellen getreulich aufschreiben: mit einem Wort, ich wollte mich nach allen Umständen, die in dieser Sache nützlich seyn können, auf's genaueste erkundigen, alles notiren, und dann Ew. Durchlaucht meine Vorschläge ferner unterthänigst zu Füßen legen. Ich zweifle nicht, ich werde es bald dahin bringen, daß eine mäßige Abgabe, welche man nach dem Schatzungsfuß dem Lande nur auf etliche Jahre auflegt, nebst den Stiftungen und andern Quellen, die ich finden werde, zu jenem Kapital vollkommen hinreichend seyn wird.

Dem Fürsten gefiel Heimburgs Plan ungemein und da er von der Rechtschaffenheit des jungen Mannes überzeugt war, so willigte er in Alles, er gab ihm den Titel als Kammerrath, legte ihm ein jährliches Gehalt von tausend Gulden, nebst vier Gul

den täglicher Diäten zu, wenn er, seinem Plan gemäß, auf's Land reisen müßte, und übergab ihm die Vollmacht, Alles so zu machen, wie er vorgeschlagen hätte, zugleich bekam er aber auch Befehl, von Zeit zu Zeit getreulich von allem Bericht abzustatten. Auf diese Weise wurde Heimburg versorgt; er freuete sich von Herzen darüber; denn nun konnte er als ein ehrlicher Mann leben, seine Karoline heirathen, und den größten Wunsch seines Herzens, der Menschheit nützlich zu seyn, erfüllen. Ehrenfried und Heimburg küßten dem Fürsten die Hand, dankten ihm unterthänigst, machten auch der Fürstin ihre Aufwartung, und gingen nun nach Haus.

Theodore, Clementine, und besonders Karoline freueten sich aus der Maßen über Heimburgs Glück, nun war ihm ja geholfen. Ehrenfried, der, als ein guter Kenner der rheinauischen Finanzverfassung, leicht einsahe, daß die Ausführung des Heimburgischen Schulplans gar nicht schwer sey, besonders da fast alle Dorfschulen kleine Stiftungen hätten und sonst noch unbenutzte Quellen genug vorhanden seyen, munterte ihn auf und versprach ihm, durch guten Unterricht in der Landesverfassung behülflich zu seyn. Heimburg bedachte sich nun nicht lange, er brannte vor Verlangen, seinen heißen Wunsch zu erfüllen. Daher fing er alsofort seine Excursion auf's Land an, und kam immer mit den herrlichsten Entdeckungen, die die Sache beförderten und erleichterten, zurück. In diesem gesegneten Beruf mag er sich nun eine Weile beschäftigen, wir wollen indessen unsere Geschichte verfolgen.

Während der Zeit, daß Obiges geschah, wurden Befehle an alle Aemter und Dörfer auf der Kanzlei ausgefertiget, worinnen der Hofrath Heimburg be-

schrieben, seine Umstände bekannt gemacht und Jedermann aufgetragen wurde, sich seiner auf eine höfliche und anständige Weise zu bemächtigen und ihn nach Rheinau zu liefern. Eben so ersuchte man auch die benachbarten Aemter und Obrigkeiten um die nämliche Gefälligkeit; daß aber alle diese Mühe vergeblich gewesen sey, das wird sich im Verfolg aufklären.

Hans Jakob von der Linden war nun schon ungefähr zwei Jahre in Utrecht gewesen, als er anfing zu wünschen, daß man ihm die Erlaubniß geben möchte, wieder nach Haus zu kommen. Sein fähiger Kopf und sein Fleiß, indem er alle seine Stunden auf's Beste verwendet hatte, gaben ihm die gegründete Hoffnung, man würde nunmehr einsehen, daß er Mann's genug sey, um Clementine glücklich zu machen. Diese Entscheidung kam am meisten auf Ehrenfried an, denn Theodore, Clementine und Dietrich hätten ihn schon ehender wieder kommen lassen, wenn's der Kammerrath nicht zurückgehalten hätte; doch dieser glaubte nunmehr selbst, er wüßte genug, um ein rechtschaffener Kaufmann zu werden, daher schrieb er ihm, er solle kommen und seinen Weg über Marschen im Gülcher Land nehmen, seinen und Clementinens Vater besuchen und bei ihm um Letztere anhalten, er habe schon an ihn geschrieben und den rechtschaffensten Mann zu dem Antrag vorbereitet. Hans Jakob schwamm im Vergnügen: er packte seine Sachen zusammen, machte seine Kleider und Wäsche vollständig, denn er hatte gut hausgehalten, konnte also Etwas thun, und nachdem er sich vom Herrn van der Gracht beurlaubt hatte, so reiste er fort.

Zu Marschen langte er bald an, er logirte im

Wirthshaus, wo er des Abends spät ankam. Des Morgens zog er sein schönes flohfarbenes Kleid an, mit einer aschfarbenen seidenen Weste und Hosen, weißen seidenen Strümpfen und schönen silbernen Schnallen auf den Schuhen: sein kastanienbraunes Haar war rundum abgeschnitten und rollte sich schön um seinen runden Kopf, seine Wäsche war schön auf holländische Manier, Manschetten und Halskrause waren von Battist und mit den feinsten schmalen Brabanter Spitzen besetzt; so erschien er vor dem Hofrath Ehrenfried, um seine Tochter von seiner Hand zu begehren. So wie der Jüngling zur Thüre hereintrat, so gewann er das Herz des braven Mannes. Er war schon sehr für seine Schwiegertochter Theodore eingenommen, und der Aufzug des jungen Menschen nebst seinem schönen Vermögen und sein vortreffliches Herz machten ihn schon zur Erfüllung des Antrags, den von der Linden zu thun hatte, bereitwillig. Hans Jakob wurde zum Sitzen genöthiget, aber er antwortete: Herr Vetter! sitzen kann ich nicht, bis mein Gemüth beruhigt ist. Was haben sie denn für Unruhe, Herr Vetter? fragte der Hofrath. Mit Thränen in den Augen fuhr Hans Jakob fort: sehen Sie, Herr Vetter! meine Schwester hatte das Glück, meinem vortrefflichen Schwager Ehrenfried zu gefallen, und ich, ich weiß noch nicht, ob's Glück oder Unglück ist, warf einen Blick auf Jungfer Clementine, sie gefiel mir, ich war ein dummer Junge, und um Etwas zu lernen, ging ich nach Utrecht auf die hohe Schule; jetzt kehre ich zurück, möchte nun gerne Gott und der Welt Etwas nützen; ich meine aber, ich könnte das am besten, wenn ich nach meinem Wunsch verheirathet wäre. Der Hofrath antwortete: dazu wünsch' ich

Ihnen von Herzen Glück, Herr Vetter! — Geben Sie mir das Glück! versetzte Hans Jakob voller Sehnsucht. Ja, ja, erwiederte Ehrenfried, wenn mein Mädchen ihr Glück ausmachen kann, so haben sie's schon; damit umarmte er den jungen von der Linden und sagte: Sie sind von nun an mein Schwiegersohn. Jetzt war Hans Jakob vollends vergnügt, nur Einen Tag wollte er sich halten lassen; während der Zeit schrieb sein Schwiegervater an seinen Sohn, den Kammerrath, an Theodoren und an Clementinen, und wünschte ihnen allen Glück und Segen zur Verbindung des jungen von der Linden mit Clementinen. Nun reiste Hans Jakob von Marschen ab und kam bald nach Rheinau, wo er mit tausend Thränen und Umarmungen empfangen wurde. Clementine fand in ihrem Bräutigam nun den kraftvollen vortrefflichen Mann, wie sie sich ihn von jeher gewünscht hatte; ihre Liebe wurde daher auf den höchsten Grad gestimmt, so wie er keine größere Seligkeit in dieser Welt fand, als mit Clementinen ewig verbunden zu seyn.

Dietrich von der Linden war schon einige Wochen vorher von der baldigen Ankunft seines Sohnes benachrichtiget worden, er freuete sich innig darauf, denn er liebte seine Kinder, so sehr es einem Vater möglich ist. Seine Frau, ob sie gleich wußte, daß ihr Stiefsohn Clementinen heirathen sollte, auch schon von weitem Plane dagegen entworfen hatte, fing nun an wirksamer zu werden. Karoline war verschiedenemal von ihr zurückbegehrt worden; allein man wollte sie ihr nicht abfolgen lassen. Nun aber drang sie mit Ernst darauf, denn sie wußte von Heimburgs und Karolinens Liebe noch kein

Wort und ihr Mann eben so wenig; sie mußte also dem Befehl ihrer Mutter folgen und wieder nach dem Blumenhof ziehen. Nun, als auch Hans Jakob wieder angekommen war, so verlangte sie auch ihren Stiefsohn zu umarmen. Dietrich hatte schon lange ihr Vorhaben gemerkt, ihr aber nicht gerade zu widersprochen: denn er war ein großer Freund des lieben Hausfriedens, und er hatte schon erfahren, daß seine Frau nicht so zu Allem ja sagte, wie seine selige Eva. Jetzt ward ihm angst: denn er fürchtete, sie möchte sich sperren und ihm Ungelegenheit machen, wenn sie sähe, daß Hans Jakob Karolinen nicht heirathen könnte, er hatte auch darum so wenig von seines Sohnes Verbindung mit Clementine gesprochen, als möglich war.

Hans Jakob war einige Tage zu Rheinau gewesen, als er nun auch den Trieb heftiger fühlte, seinen Vater zu umarmen. Heimburg sehnte sich auch, bei aller verborgenen Melancholie wegen des Zustandes seines Vaters, von dem man noch immer nichts wußte, ungeachtet aller Zerstreuung, die ihm seine Geschäfte verursachten, nach Gewißheit wegen seiner Heirath mit Karolinen. Mit ihr, mit Ehrenfried und Theodoren war er schon auf dem Reinen. Nun fehlte ihm noch die Einwilligung der Eltern, die er sich gar nicht schwer vorstellte; er beschloß daher, mit Hans Jakob nach dem Blumenhof zu gehen und seine Sache zu Ende zu bringen. Der Kammerrath und seine Frau gaben ihm auch Empfehlungsbriefe an die Eltern mit, worinnen sie ihm einen guten Stuhl zu setzen hofften.

Die beiden reisten also an einem frühen Morgen nach dem Blumenhof, und kamen daselbst Vormittags an. Dietrich lief seinem Sohn mit offe-

nen Armen entgegen, und in der Trunkenheit ſeiner Freude umarmte er auch den Kammerrath Heimburg, deſſen Erhöhung er durch ſeine Kinder erfahren hatte. Nun gab ſich die Frau von der Linden alle nur mögliche Mühe, ihren Stiefſohn zu gewinnen; ſie ſagte ihm ſo viel Schönes und Zärtliches, daß er davon ganz bezaubert wurde. Nun wußte er Heimburgs Vorhaben und glaubte, ſeine Mutter würde es auch ſchon wiſſen, daher ahnete ihm nicht von Weitem, was ſie eigentlich mit ihm vorhabe; er nahm alſo ihre Schmeicheleien für baare Münze an und war ebenfalls freundlich. Indeſſen redete der Kammerrath Heimburg mit Dietrich wegen ſeines Vorhabens. Dieſer gab alſofort ſeine Einwilligung; nun entdeckte er ihm auch ſeine Beſorgniß, daß er bei der Mutter vielen Widerſtand finden würde, weil ſie ganz andre Abſichten mit ihrer Tochter hätte. Dem ungeachtet wendete er ſich doch an ſie, bekam aber abſchlägige Antwort. Heimburg wurde darüber ganz niedergeſchlagen, und da ſie Karolinen ſtrenge verbot, mit Heimburg ferner zu reden, und die Hoffnung, ihn zu bekommen, zu nähren, ſo wurde auch dieſe höchſt ſchwermüthig. Beide ſuchten alſo Zuflucht bei dem Vater, welcher mit ſeinem Sohne im Garten ſpazierte, und nun, nach ſo langer Abweſenheit, Seelenfreude empfand, daß ſie wieder, wie ehemals, zuſammen eine Pfeife Tabak rauchen konnten. Selbſt Mordax war von der Geſellſchaft, er ſpazierte treulich vorn und hinten und ließ ſich nicht von ihnen trennen, außer wenn ihn ein feindliches Inſekt nöthigte, ſich eine Minute auf den Hintern zu ſetzen und hinter den Ohren zu kratzen.

Dietrich war übrigens recht mit ſeinem Sohn

auf seinem Schicke, wie er sich ausdrückte: denn er fand den Hasenfuß nicht aus der Tasche hervorgucken, wie er befürchtet hatte, kurz er fand ihn ganz nach seinem Geschmack. Sie redeten just von dem Plan der Mutter; Hans Jakob erzählte mit Entzücken, wie freundlich sie ihn empfangen habe, dagegen gab ihm sein Vater Nachricht von dem, was sie eigentlich dadurch suchte. Dieß machte dem braven Jüngling bang, und er war just im Anhalten und Flehen begriffen, daß ihr sein Vater kein Gehör geben möchte, als Heimburg mit seiner Karoline ganz traurig herbeischlich.

Jetzt will ich wieder das ganze Gespräch wörtlich hier mittheilen, welches diese Personen unter den Bäumen des Blumenhofs mit einander hielten, so wie ich's in Herrn Heimburgs Taschenbuch gefunden habe.

Heimburg. Herr von der Linden, Sie haben mir leider recht geweissagt, ich hab einen sehr großen Korb bekommen.

Karoline. Ach bester, bester Vater! laßt euch doch erbitten und helft uns!

Dietrich (nachdem er einen ganzen Mund voll Rauch in die Höhe geblasen hatte). Hört! das Ding geht mir im Kopf herum, er wird mir bald warm, es muß doch, bei Gott! auch alles seinen Gang gehen; ich liebe den Hausfrieden, aber er muß mich doch auch nicht zu viel kosten, sonst schaff' ich mir selbst Frieden.

Hans Jakob. Vater! ihr wißt, ich war mit Clementinen schon auf dem Reinen, ehe wir von der Mutter etwas wußten und ehe ich Schwester Karolinen kannte. (Er lief zu Karolinen, umarmte, küßte und herzte sie, und sagte:) Schau Mädchen!

ich liebe dich so zärtlich, als je ein Bruder geliebt hat, aber auch nur als Bruder, nicht ein Jota anders; liebe deinen edlen, braven Heimburg, wie sich's gehört, und dann sollst du erfahren, daß ich dein Bruder bin. Alles ist so gut und so recht nach Wunsch vom lieben Gott incaminirt worden, daß es ja eine Schande wäre, wenn eine arme Menschenseele einen Querstrich dadurch machen wollte.

Dietrich. Ja, bei Gott! es soll alles seinen Gang gehn, und hier Herr Kammerrath! da ist Karolinens Hand, ich bin Vater, da haben Sie sie, jetzt seyd still, laßt euch nichts merken, ich werd's wohl mit der Mutter in Ordnung bringen, und damit ihr noch vergnügter seyn könnt, so geb ich Karolinen, weil sie ein braves Mädchen ist, zehntausend Gulden, die soll sie von mir erben, wenn ich sterbe, vielleicht auch noch mehr, je nachdem sie mir Freude macht, und gleich jetzt bekommt sie zwei Tausend mit auf den Weg; Hausrath, Leinwand und dergleichen, dafür mag meine Marthe sorgen. Es muß alles seinen Gang gehn!

Hans Jakob. Nun da weiß ich denn doch wahrlich nicht, wer binnen der Zeit mehr gelernt hat, ich oder mein Vater, das ist ja ein Meisterstück eines edlen Mannes. (Er fiel seinem Vater um den Hals, küßte ihn und sagte:) so ist's recht, eure Kinder werden auch noch wohl das Ihrige thun, so viel sie können.

Heimburg und Karoline drängten sich nun auch herzu und vergossen Thränen der Rührung und des Danks, beide umarmten und küßten den Vater.

Während dieser zärtlichen Scene kam die Mutter mit starken Schritten und voller Zorn: denn sie hatte von Weitem zugesehen und die Geschichte größten-

theils errathen. Karoline! rief sie schäumend, scher' dich ins Haus!

Dietrich. Bleib hier, Karoline! du hast an mich appellirt, und ich bin eine höhere Constanz! bleib! bleib! und gehe mir keinen Schritt.

Frau von der Linden (blaß vor Zorn). Was! du willst mir mein Kind verführen? — ich sollte nicht mehr Herr über meine einzige Tochter seyn?

Dietrich. O ja, Weibchen! wenn alles seinen Gang geht; sobald ich aber vor Augen sehe, daß du dein Kind an seinem Glück hindern willst, sobald greif ich zu, und sieh! dann muß alles seinen Gang gehen; von der Seite kennst du mich noch nicht.

Frau von der Linden (weinend). Ach du gütiger, gerechter Gott! —

Dietrich. Gib mir Verstand! — Hör' mich nur einen Augenblick ruhig an; eh ich dich hatte, war schon Hans Jakob mit Clementinen versprochen; nun dagegen wirst du wohl nichts haben?

Frau von der Linden. Warum hast du mir das nicht gesagt?

Dietrich. J! J! weil ich nun deinen Rath nicht mehr brauchen konnte und nun alles seinen Gang gehen mußte; denn sieh: ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann! sieh, das gilt bei mir.

Frau von der Linden. Aber du wirst dich doch nicht unterstehen, meine Tochter gegen meinen Willen zu verheirathen? mach mit deinem Sohn, was du willst, ich mach aber mit meiner Tochter, was ich will.

Dietrich. Hör weiter, Kribelkopf! Hans Jakob heiratet Clementinen, das ist schon längst beschlossen. Der Herr Kammerrath Heimburg ist ein rechtschaffener, frommer Mann, der unserer Fürstin Schulmeister war und den die Landesmutter lieb hat,

wer weiß, was noch aus ihm wird, wenn alles seinen Gang geht, der will deine Tochter heirathen, und du willst nicht? — Ein Mann, der jährlich seine baare tausend Gulden Einkommens hat und noch brav dazu verdient, dem willst du deine Tochter nicht geben? — Nein! nein! da greif ich zu und brauche Gewalt. Hier, Herr Kammerrath! hier haben Sie meine Karoline: denn jetzt muß ich Vater seyn, sonst gings übel. Willst du deinen Segen geben, Frau! oder nicht? ich hab ihn schon gegeben und zehntausend Gulden dazu. — Brausend lief das Weib ins Haus und schrie zurück: ich geb' ihnen meinen Fluch!

Starr stand Dietrich da, schaute um sich und sagte: was sagt das Weib da? Die andern alle guckten sich ernst und feierlich an und schauderten. Mit jenem Wort aber fuhr Satanas in das Weib: denn von nun an wurde sie zum Teufel.

Die Frau von der Linden war eine von den Personen, bei denen viele verborgene Eigenschaften nicht entwickelt worden, weil sie noch keinen Anlaß, keinen Reiz dazu gefunden hatte. Je länger aber diese unentfalteten Keime in ihrem Gehäuse verschlossen ruhen, desto mehr erstärken sie in sich selbst; wenn sie dann endlich einmal zum Ausbruch kommen, so wirken sie mit all ihrem Gift unaufhaltbar und tödten gleichsam, wie der Basilisk, durchs Anschauen. Dieß Weib war von ihren Eltern ganz nach ihrem eigenen Willen erzogen worden, sie hatte keinen Anlaß gefunden, weder gut, noch bös zu werden. Endlich heirathete sie den Pfarrer, einen rechtschaffenen guten Mann, der ließ sie wieder gehen, was sie that, war gut, weil sie nichts offenbar Böses that: denn es kam nie dazu, daß sich ihre verborgene Lieblings-

neigung entwickelt konnte, es fand ſich kein Anlaß dazu, bis ſie Dietrich von der Linden heirathete. Nun entdeckte ſich etwas in ihrer Seele, das ſie vielleicht ſelbſt vorher nicht bemerkt hatte. Ein mit Ungeſtümm emporſteigender Hochmuth, den ſie anders nicht als durch vieles Geld befriedigen konnte, wurde Herr und Meiſter über ihr Herz. Ehre und Anſehen reizte ſie nicht ſonderlich, ſondern vielmehr eine reiche Frau zu heißen, niemand nach den Fingern ſehen zu dürfen, ſelber Herr und Meiſter zu ſeyn, Andern zu befehlen, ohne ſich ſelbſt befehlen zu laſſen; das wars, was ſie ſuchte. Dieſer ſüße Traum bemächtigte ſich ihrer mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie in demſelbon ihr ganzes Glück fand. Nun wußte ſie, daß nach den dortigen Landesrechten der letztlebende Ehegatte alle fahrende Habe, worunter auch das Geld gehört, erbte. Da es nun in ihren Gedanken ausgemacht war, daß Dietrich vor ihr ſterben würde: denn er war ja älter als ſie, wenigſtens ſchien's ihr ſehr wahrſcheinlich, ſo freute ſie ſich ſchon voraus auf den Beſitz eines ſo großen Reichthums: denn in dem Fall hätte ſie alles geerbt, außer dem Gut, welches Dietrich verpachtet hatte, und das war ihres Wunſches nicht werth, wenn ſie ſich all das Geld dachte, das ſie dereinſt beſitzen würde. Nun war ihr gleichfalls nicht unbekannt, daß reiche Wittwer der Wittwen, welche viel Geld hatten und zur zweiten Ehe ſchritten, oft ihr Geld zu Stock und Stamm machten, das iſt: durch ein Vermächtniß ihren Kindern erſter Ehe wenigſtens einen großen Theil des Vermögens zuwendeten. Sie traute in dieſem Fall ihrem Dietrich nur halb, daß er nicht in einer zärlichen Stunde ein Teſtament machen und ſie höchſtens nur mit den übrigen Kindern zu gleichen

Theilen gehen lassen würde; alsdann hätte sie nur ein Drittel des Vermögens bekommen und ihre Tochter nichts, ausgenommen, was ihr ihr Vater etwa aus freiem Willen geben würde. Auf diesen Fall gründete sich nun ihr Plan mit der Heirath des Hans Jakobs mit ihrer Tochter: denn wär' diese vor sich gegangen, so hätte ihre Tochter das halbe Vermögen bekommen, und sie als Mutter glaubte dann doch so viel über ihre Tochter zu vermögen, daß sie die Herrschaft führen dürfte. Da nun dieser Plan so plötzlich zu nicht wurde, so verzweifelte sie an ihrer ganzen Hoffnung, der Zorn bemeisterte sich ihrer dergestalt, daß sie es nicht bergen konnte: und nun war sie völlig überzeugt, daß nach dieser Aeußerung ihr Mann seinen Kindern sein Vermögen durch ein Testament um so viel gewisser versichern würde. Dieser Gedanke brachte sie vollends zur Verzweiflung, daß sie sich nicht zu fassen wußte, und also alles Uebel ärger machte. Hätte sie sich jetzt gemäßigt und nachgegeben, so hätte Dietrich den Fehler vergessen; aber in ihrer Wuth konnte sie das nicht.

Dietrich war von dem Fluch, den seine Frau zurückgedonnert hatte, ganz betäubt, Hans Jakob grimmig bös, Karoline traurig und Heimburg voller Verachtung. Stille und ohne eine Wort zu reden, schlichen sie alle Viere ins Haus, die Treppe hinauf und auf die Stube. Die Frau fand sich hier nicht. Dietrich ging eine Weile auf und ab und sagte kein Wort; endlich trieb ihn sein Herz, seine Frau zu suchen. Er suchte sie überall, fand sie aber nicht, bis er sie endlich auf ihrem Schlafzimmer bemerkte; jetzt ging er zu ihr. Frau! fing er an: du stellst dich heute sehr unartig, das hätte ich hinter dir nicht gesucht, du fluchst deiner Tochter, Fi! das

ist ja abscheulich. Geh! rief das rasende Weib, und spie ihm vor die Füße; mich soll der T... holen, wenn ich je einen Fuß wieder zu dir strecke. — So kalt auch Dietrich je in seinem Leben gewesen war, so warm, so dauerhaft und beständig warm war er, wenn er einmal warm gemacht wurde. Mich nicht!!! antwortete er: aber ich bin Dietrich von der Linden nicht mehr, wenn ich dich darum bitte. Ganz ruhig ging er wieder fort zu seinen Kindern und sagte: Eure Mutter hat sich in dem Augenblick von mir geschieden, auch gut! — es geht alles seinen Gang; aber sie soll warten, bis ich ihr wieder gute Worte gebe, Karoline, geh und sorge, daß wir etwas zu Essen bekommen. Karoline ging in die Küche; nach einer kleinen Weile hörte man sie erbärmlich schreien. Alle drei liefen die Treppe herunter und fanden sie, am Kopf blutend und ohnmächtig da liegen; die Frau aber stieg angezogen den Hof hinauf und wanderte fort. Wie vom Donner gerührt stand Dietrich bei dem jämmerlichen Schauspiel. Osterfeld kam auch herzu; man suchte Karolinen zu erquicken, sie kam endlich wieder zu sich selbst, und man fand, daß sie nur einen flachen Schlag mit dem Kochlöffel über den Kopf bekommen, daß ihr weiter kein Schaden geschehen, und daß sie vorzüglich durch Schrecken und Alteration ohnmächtig geworden war. — Jetzt erlosch bei Dietrich der letzte Funken Liebe gegen seine Frau, und er schwur hoch und theuer, daß er nie wieder mit ihr unter einer Decke schlafen wolle. Karoline machte nun, ungeachtet ihrer Betäubung, das Essen fertig. Sie aßen zusammen; allein alle waren doch tiefsinnig und es wollte Keinem recht schmecken, Karoline war am traurigsten. Nach Tisch fing Dietrich

an: Hört, Kinder! hier iſt meines Bleibens nicht mehr, ich fürchte mich vor allen Wänden, laßt anſpannen, ich fahre mit euch nach Rheinau noch dieſen Nachmittag, dort wollen wir unſer Leid vergeſſen. Dieſer Vorſchlag gefiel allerſeits. In dem Gedanken munterte ſich Dietrich ſo auf, daß es ſchien, als ſey ſein Gemüth ganz ruhig; er ließ Oſterfeld heraufkommen und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Das Geld, welches in der Kaſſe vorräthig war, packte er ein, Karoline mußte ihm Kleider, Wäſche und was er zu einem langen Aufenthalt in Rheinau brauchte, zuſammen in ein Koffer packen, woran Hans Jakob und Heimburg fleißig halfen. Ihre eigenen Sachen ſuchte ſie ebenfalls zuſammen und nahm es mit. Nun, Herr Oſterfeld! fing Dietrich an: wenn meine geweſene Frau wieder kommt, ſo ſagt ihr: ſie könne ihre Kleider alle zuſammen ſuchen und mitnehmen; ſonſt aber hat ſie hier nichts zu ſuchen, bleiben Sie bei ihr und gehen Sie ihr nicht von der Seite, bis ſie wieder fort iſt; will ſie aber hier bleiben, ſo ſagen Sie ihr, daß alles ſeinen Gang gehen müßte, und daß ſie ſich erſt mit ihrem Mann ausſöhnen müßte. Oſterfeld empfing alle Schlüſſel, ohne ein Wort weiter zu ſagen, als: ich will's aufs Beſte beſorgen. Die Seele des ehrwürdigen grauen Weiſen war über dieſen Punkt noch nicht aufgeklärt genug, um geſund urtheilen zu können; zudem wußte er wohl, daß in der Stunde der Leidenſchaft vernünftige Einreden vergeblich ſeyen; er ſchwieg alſo und hoffte, Zeit und Umſtände würden alles bald wieder in's rechte Gleis bringen.

Dietrich, Heimburg, Hans Jakob und Karoline fuhren alſo mit ihrem ziemlich bepackten Wagen den nämlichen Tag noch nach Rheinau und

kamen ziemlich spät daselbst an. Ehrenfried und seiner Frau war dieser Besuch ganz unerwartet, sie wußten nicht, was sie sagen sollten; sie wurden aber bald von der ganzen Geschichte unterrichtet. Ehrenfried saß still und starrte vor sich hin. Karoline, die den ganzen Nachmittag geweint und noch ihren Kopf verbunden hatte, schaute ihren Schwager mit Augen voller Thränen an, sie saß neben ihm, sie faßte ihm die Hand, drückte sie und sagte: Herr Bruder! mir ist nicht wohl! Ehrenfried drückte ihr wieder die Hand und antwortete: ich sehe es, legen Sie sich nieder. Nein, Herr Bruder! erwiederte sie: ich fühle, daß meiner Mutter zu weh geschehen ist, das grämt mich in der Seele. Wie! fiel ihr Dietrich in die Rede: hab' ich dirs denn nicht recht gemacht? O ja! ja! versetzte sie; aber wären wir nur nicht so schnell zugefahren! wäre es nicht besser gewesen, wenn wir langsam die Mutter zu gewinnen gesucht hätten, sie hätte sich allmälig darein geschickt und mir dann auch nicht geflucht; Gott, sie hat mir geflucht! wenn sie nun noch nichts gewahr worden wäre, so hätte sich der Bruder nach und nach verheirathet, dadurch wäre ihre Hoffnung vergeblich geworden: dann würde sie's auch nach und nach erlaubt haben, daß ich meinen Heimburg heirathen dürfte.

Das gute Mädchen mochte wohl zum Theil recht haben, Ehrenfried, Theodore, Heimburg und sogar Hans Jakob fühlten, wie ihnen das Herz warm wurde, Dietrich allein blieb standhaft, und doch hätte man denken sollen, er als Mann würde am zärtlichsten seyn. Er schaute um sich und sagte: es geht alles seinen Gang, ich glaube wohl gar, am Ende soll ich der Sünder seyn! ich bedank' mich gar schön! nein, das Ding kenn' ich besser. Schau, Mu-

chen! sie ist deine Mutter, du hast recht, daß du sie liebst; aber ich kenne sie schon lang, sie hat ihre großmächtigen Raupen. Wie oft hat sie mir flattirt, ich wills jetzt nur sagen, es geht alles seinen Gang, daß ich kein Testament machen möchte, da wußte sie so fromm und so heimlich herumzuschleichen; aber Dietrich ist so dumm nicht, sie erwischt mich nicht. Kurz und erbaulich: sie hat mich nur um meines Gelds willen genommen und um meines Gelds willen mir geschmeichelt, und um meines Gelds willen meinen Hans Jakob an Karoline kuppeln wollen, damit sie nur ihre Finger recht tief hätte hineinstecken können. Ich hab's wohl gemerkt; aber um des lieben Hausfriedens willen hab' ich geschwiegen, und um eben des lieben Hausfriedens willen mag ich nicht mehr bei ihr wohnen, ich kann sie doch nicht mehr lieb haben: denn jetzt hab' ich so recht tief in ihre Seele hineingeguckt. Doch damit ihr seht, daß ich ehrlich bin, so will ich der Frau alle Jahr vier hundert Gulden zahlen, damit sie ehrlich leben kann, sie mag dann wohnen, wo sie will, sie ist meine Frau, es muß alles seinen Gang gehen, ich will sie ernähren, aber nicht mehr mit ihr hausen, sie hat mich zuerst abgeschworen, das muß gehalten werden. Ich bin nun alt, Hans Jakob soll meine Handlung übernehmen, dazu weise ich ihm dreißig tausend Gulden an, mein Sohn Ehrenfried bekommt auch dreißig tausend Gulden, die kann er auf Zinsen austhun; dreißig tausend nehm ich für mich, die lehn ich aus, von den fünfzehn hundert Gulden Interessen zahl ich dann meiner Frau vier hundert, ich behalte nuf hundert, davon geb ich meinen Kindern Kostgeld, ich ziehe dann zu dem, wo es mir am besten gefällt; ich behalte dann noch brav übrig, davon verspar ich

mir wieder ein Kapitälchen, thue Gutes damit, wo ich kann, und so will ich mein Leben ruhig und vergnügt beschließen. Nun ist noch Geld da, außer dem, was ich zum Waisenhaus und den zehn tausend Gulden, die ich für Karolinchen bestimmt habe. Nun muß doch alles seinen Gang gehn, sagt mir, Ihr Kinder, Ihr habt doch für den Anfang genug, was mach ich denn damit? Ehrenfried, Theodore und Hans Jakob schauten sich an, keins wollte zuerst reden. Schwester, fing der junge von der Linden an: du bist das älteste, red zuerst. Theodore lächelte und sagte: darf ich einen Vorschlag thun? — Alle erlaubten ihr das. Nun! fuhr sie fort, so soll ein Jedes von uns dreien seine Meynung auf ein Blatt Papier schreiben, das Blatt dem Vater bringen, der Vater zerreißt dann alle Blätter, sobald er sie gelesen hat und sagt niemals, was seine Kinder geschrieben haben. Dieser Vorschlag wurde angenommen; eins ging nach dem andern an den Pult, schrieb seine Meynung auf ein Quartblatt und brachte es Dietrichen. So wie er sie alle gelesen hatte, so sprang er auf und sagte: da geht denn doch, bei Gott! alles seinen Gang; hört! ich darf sie alle drei lesen. Also erst deins, Theodore!

„Der Vater muß Karolinen uns andern Kindern gleich setzen, wenn nicht mehr so viel da ist, so stehen wir andere um so viel zurück, bis wir alle drei gleich sind."

Nun auch das Ihrige, Herr Sohn!

„Mir dünkt, es sey anständig, wenn der Vater das noch Rückständige unter seine zwei Kinder vertheilte und jedem Freiheit ließe, nach Gefallen damit zu schalten, meinen Theil würde ich alsdann Karolinen schenken."

Jetzt kommt mein Hans Jakob:
„Der Vater soll Karolinen das Uebrige geben, wir andern haben genug.“

Nun will ich auch sagen, wie ich dachte, fuhr Dietrich fort: mir lags auf der Seele, daß ich gern Karolinen wie mein eigenes Kind halten wollte; doch dacht ich auch, es müßte alles seinen Gang gehen, ich wollte meine zwei Kinder nicht gern mürrisch machen, daher theilte ich mein baares Vermögen in vier gleiche Theile, gab jedem Kind ein Viertel, mir ein Viertel und Karolinen zehn tausend Gulden, die übrigen zwanzig tausend behielt ich mir nun vor, darüber wollt ich Eure Meynung hören; jetzt seh ich, daß alles seinen Gang geht. Mit Thränen ging Dietrich zu Karolinen, welche nebst ihrem Heimburg verstummt und bestürzt da stand, er umarmte sie und sagte: Guck, Mädchen! jetzt siehst du, wie lieb wir dich haben. Hans Jakob, Theodore und Ehrenfried umarmten und küßten beide, wünschten ihnen Glück und schwuren ihnen ewige Liebe. Heimburg und seine Braut kamen endlich aus ihrer Betäubung zurück, sie wußten nicht, was sie vor Freuden und Dank beginnen sollten; so verstrich dieser Abend. Des andern Morgens war auch Karoline munter, denn sie hatte mit Heimburg verabredet, daß sie die Mutter zu sich nehmen wollten, wenn es anders recht wäre. Bei Karolinen sprach Herz und Blut für die Mutter; ihre Vernunft aber für den Vater dreimal mehr, sie war indessen froh für sie, daß sie doch nun jährlich vier hundert Gulden hatte und also nicht Noth leiden durfte, wenn sie auch ihren Haß gegen Heimburg so weit treiben würde, daß sie seine Hülfe ausschlüge.

Diesen Tag führte Dietrich sein Vorhaben aus; er machte ein in aller Form rechtskräftiges Testament, genau so, wie er's den vorigen Abend mündlich verordnet hatte. Eine Abschrift davon wurde hinter's Gericht gelegt und das Original behielt Dietrich, doch stellte er jedem Kind eine Kopie davon zu. Auch ließ er eine für seine Frau verfertigen und behielt sie, bis daß er wüßte, wo sie sich aufhielt.

So bezeichneten diese edlen Menschen einen Tag nach dem andern mit Wohlthaten. Hans Jakob kaufte sich ein Haus in der Stadt Rheinau, Heimburg auch. Beide heiratheten ihre Mädchen, und Dietrich blieb bei seinem Sohn, um ihm durch seine Erfahrung in der Handlung beizustehen. Das alles wurde schleunig ausgeführt und in Zeit von acht Wochen vollendet.

Aber während der Zeit begannen Satan und Adramelech zu wirken. Wenn eine Familie oder gar ein ganzes Land glücklich ist, so können diese beiden Urböswichte unmöglich ruhig dabei seyn. Mir dünkt immer, das Daseyn des Teufels könne nicht besser bewiesen werden, als wenn ein Schicksal durch viele Menschen zum Verderben ausgeführt wird, ohne daß diese Werkzeuge der Bosheit den Plan dazu entwerfen, sondern die Sache gleichsam durch ein höheres böses Wesen geleitet und begünstigt wird. In dieser Geschichte ist wohl dieser Beweis nicht so ganz einleuchtend; es ist aber jetzo mein Zweck nicht, mich mit den Teufelsläugnern einzulassen.

Die Frau von der Linden nahm ihren Weg schnurgerad zu dem alten Böhling, als sie vom Blumenhof wegging, um mit ihm Rath zu pflegen; denn sie kannte ihn von ihres seligen Mannes Zeiten her, welcher noch von weitem mit ihm ver-

wandt war; doch würde diese Verwandtschaft wenig gethan haben, aber er hatte ihnen in Familienangelegenheiten viele Dienste geleistet, und die Frau von der Linden hatte ihm manchen Hasen in die Küche gesagt. Dazu kam aber noch eine Bewegursache, welche die beiden vorigen überwog, sie wußte nämlich die ganze Vergiftungsgeschichte, wie Ehrenfried eigentlich die Haupturſache gewesen, daß der junge Böhling entdeckt worden und wie Theodore auch das Ihrige dabei gethan habe; sie schloß also nicht ohne Grund, das väterliche Herz des Alten müßte nothwendig gegen ihre Stiefkinder und ihren Mann übel gesinnt seyn; sie faßte daher das Zutrauen, er würde ihr rathen können, wenn er auch nicht helfen könnte, denn sein Einfluß war gänzlich gehemmt.

Der alte Böhling empfing die Frau von der Linden ganz höflich, hieß sie sitzen und fragte sie, was sie Gutes brächte? Das Weib erzählte ihre Geschichte mit aller möglichen Bitterkeit des Herzens und gewöhnlichen Vergrößerungen. Nun saß aber ein merkwürdiger Fremder da, welcher sich schon etliche Wochen in aller Geheim da aufhielt; er hatte wichtige Aufträge an den alten Böhling vom Prinzen Albert und seinem Sohn, und just in dieser Zeit schmiedeten sie an einem hölliſchen Plan, der aber durch die Dazwiſchenkunft der Frau von der Linden verändert wurde. Dieser Fremde, der sich Patriz nannte, hörte den Namen von der Linden zu verschiedenen Malen aussprechen, er bemerkte auch, daß von einem Hans Jakob dieses Namens geredet wurde, der in Utrecht sich aufgehalten habe, nun aber wieder zu Haus sey. Da er nun bei diesem Namen ehemals interessirt gewesen, so mischte er

sich ins Gespräch und sagte: Herr Böhling! der Frau muß geholfen werden. Ja, antwortete der alte ehrenlose Greis, das soll's auch. Hören Sie, Frau Base! jetzt ist noch nichts Rechts zu machen, wenn Sie aber noch eine kleine Zeit warten, so kann Ihnen Recht verschafft werden, dafür stehe ich Ihnen, so eklatantes Recht, daß sie Ihres Mannes ganzes Vermögen besitzen sollen. Die Frau fuhr auf, voller Herzensfreude rief sie: ist das gewiß? Herr Vetter! Er antwortete: so gewiß, als ich Böhling heiße. Ja! versetzte sie: Sie wissen aber, daß ich mein Bischen meinem Mann zugebracht habe, wovon soll ich so lang leben? Böhling bedachte sich ein wenig, endlich fing er an: sehen Sie, damit Sie erkennen mögen, wie ich's mit Ihnen meyne, so sollen Sie so lange bei mir bleiben und an meinem Tisch essen, bis ich Ihnen zu des reichen Dietrichs Vermögen geholfen habe, da können dann seine Kinder betteln, wo sie wollen. Das alles war nun Wasser auf die Mühle des bösen Weibes, sie freute sich aus der Maßen und sagte: das soll Sie nicht reuen, Herr Vetter! denn Sie wissen, daß Dietrich sehr reich ist. Gut! gut! versetzte er, ich halte mich empfohlen. Der Fremde kam auch herzu, küßte ihr die Hand und sagte: und ich empfehle mich auch, Frau von der Linden, denn ich werde mehr zu ihrem Glück beitragen können, als Sie sich vorstellen. Ja! ja! setzte Böhling hinzu, das ist gewiß wahr, der Herr da wird auch ein gutes Trinkgeld verdienen. Nun flossen ihr die milden Thränen; ach, ihr Herren, rief sie, helfen Sie doch einer armen verlassenen Frau! Beide versprachen ihr das mit völliger Gewißheit; das konnten sie aber auch; denn sie waren ihrer Sache völlig sicher.

Die Frau von der Linden ſchickte nun einen Expreſſen nach dem Blumenhof, um alle ihre Kleider zu holen; dieſe wurden ihr auch willig von Oſterfeld eingehändigt. Dieſer aber ſchrieb nun alſo ſeinem alten Freund Dietrich, und zeigte ihm an, wo ſeine Frau wäre. Dieſer Aufenthalt machte Ehrenfried einiges Nachdenken: denn er konnte wohl erachten, daß der alte Böhling ein ſchlimmer Rathgeber für ſie ſeyn würde. Dietrich aber bekümmerte ſich nicht drum, er ſchrieb ihr einen trockenen, doch aber höflichen Brief, ſchickte ihr die Abſchrift ſeines Teſtaments zu, und zugleich das erſte Quartal ſeines Vermächtniſſes, nämlich hundert Gulden. Die Frau nahm auf Anrathen des Herrn Böhlings Alles an: ſie antwortete ihm aber nichts, ſondern ließ ihrem Mann nur mündlich ſagen: es ſey Alles gut.

Etliche Tage nachher kam eine alte Frau aus Rheinau auch zum alten Böhling, ſie war lange Hebamme und zwar die vornehmſte in der Stadt geweſen. Sie hatte mit ihrem Schwager einen ſchweren Prozeß gehabt, welchen der alte Böhling, als er noch in Geſchäften ſtand, lange Zeit aufgehalten hatte; denn weil ſich die Hebamme gut mit ihm hielte und ihm manchen fetten Biſſen in die Küche ſagte, ſo ſchob er die Sache auf, ſo lange er konnte, weil ſie im Beſitz des Kapitals und der Handſchriften war, welche die Urſache des Rechtsſtreits ausmachten. Nachdem aber nun die groſſe Veränderung am Hof vorgegangen war und andere Leute hinter ihre Sache kamen, ſo half ſie kein Bitten und Flehen mehr, es wurde Recht geſprochen, und ihr armer Schwager, der bisher jämmerlich gedarbt hatte, wurde nun in ſein rechtmäßiges Erbe eingeſetzt. Die Hebamme wurde faſt raſend, ſie kam zu ihrem alten Gönner, und in

Hoffnung der Durchsetzung seines Plans, versprach er ihr ebenfalls völlige Hülfe. Im Betracht nun ihrer ehemaligen Freundschaft und Liebe zu ihm, lud er sie auch ein, so lange bei ihm zu bleiben, bis er ihr würde helfen können.

Meine Leser werden sich hier über den alten Böhling verwundern, daß er jetzt anfängt, eine solche Rolle zu spielen, besonders da ich oben bei seinem ersten Auftritt von ihm sagte: er sey nicht ungerecht gewesen. Das Wort: ungerecht hat mancherlei Bedeutungen. Böhling ließ sich nicht bestechen: d. h. er nahm kein baar Geld; allein dagegen Alles, was in die Küche diente, und wenn's auch ein fetter Ochse gewesen wäre. Er sprach Niemand Recht zu, wer Unrecht hatte; aber wenn er sich wohl bei der Verzögerung befand, so ließ er die Sache ruhen, das ist, er vergaß sie im Schwall seiner Geschäfte. Einen solchen Mann heißt die Routine nicht ungerecht, wohl aber der Menschenfreund und Christ. Er handelte also nach Eigennutz, und war nur in sofern gerecht, als es ein gutes Gerücht und der öffentliche Leumund erforderte; aber ganz und gar nicht aus Gewissenstrieb. Bei dieser Gesinnung und in der jetzigen Lage, worinnen er sich befand, ists ganz begreiflich, wie ein äußerlich scheingerechter, innerlich aber ganz gewissenloser Mann sich in die gefährlichsten und schrecklichsten Plane einlassen konnte, insofern er sich versichert hielt, daß der Erfolg auf einer Seite gewiß, auf der andern aber seiner verlornen Ehre und Glück höchst schmeichelhaft war.

Die beiden Weiber wurden bald gute Freunde, ein ähnlicher Verdruß und eine ähnliche Hoffnung, vielleicht auch die Aehnlichkeit ihrer Charaktere, vereinigten ihre Herzen sehr innig. Nun schliefen sie beisam-

men in Einem Bett, weil Böhling daran keinen Ueberfluß hatte. Einsmals lagen sie so beisammen und plauderten von allerhand. Die Hebamme gerieth auf Einmal in ein tiefes Nachdenken; hören Sie, Frau Base, fing sie an: denn sie hießen sich Base blos aus Freundschaft: was mag doch der Fremde hier machen? Oft verschließen sich die Beiden in das Eckzimmerchen dahinten und bleiben Stunden lang da beisammen, jetzt sind sie gewiß wieder da, denn ich habe die Magd Wein hineintragen sehen, als ich zu Bette ging. Die Frau von der Linden versetzte: wollen wir nicht einmal horchen. Den Henker! antwortete die Hebamme, wenn Einer heraus käme, das würde uns übel bekommen! Ey, wir wollen's wagen, beschloß die von der Linden; damit standen sie Beide auf, schlichen vor die Thüre und mit dem Ohr ans Schlüsselloch. Nun hörten sie, daß der Fremde sagte:

„Es kann uns nicht fehlen, Herr Böhling, Ihr Herr Sohn kommt nebst dem Prinzen nach Köln, in dreien Tagen können sie da seyn. Nun habe ich schon einen Getreuen erkauft, der auf den Fürsten wohl Acht gibt, wo er sich wendet und kehrt, ich werde wohl Gelegenheit finden, ihm in aller Sicherheit den Rest zu geben." Hierauf antwortete Böhling: Kurz! das Ding gefällt mir nicht, daß der Prinz so nahe ist, er kommt dabei in Verdacht, daß er Schuld an seines Bruders Tod ist; wär' er in Holland geblieben, so hätte man nach der That, von Seiten der Regierung, ohnehin zu ihm geschickt und ihn berufen. Der Fremde erwiederte: „dafür ist gesorgt: denn Albert hält sich so verborgen, daß ihn kein Mensch errathen kann: denn gesetzt! es käme Etwas heraus, es würde einer von uns gefangen,

es würde auf den Prinzen bekannt, daß er die Triebfeder von Allem sey, so wäre er in Holland nicht sicher, wohl aber zu Köln im Kloster. Nein! erlauben Sie mir, da hat Ihr Herr Sohn bessere Kniffe im Kopf, der hat Alles so eingerichtet, der ist ja bei dem Prinzen und wird Alles gut machen." Jetzt flohen die Weiber zurück wieder in ihre Kammer, sie krochen ins Bett und nun hatten sie Stoff genug, zu schwatzen. Nachdem sie sich lange gekreuzigt, gesegnet und verwundert hatten, so fingen sie nun an, die Dinge zu erwägen, welche auf den Tod des Fürsten folgen würden. Es fiel ihnen nicht ein, den gräulichen Anschlag zu verrathen: denn sie ahneten Beide zu viel bei der Sache. Denken Sie nur, Frau Base! sagte die Frau von der Linden, wenn Prinz Albert Fürst ist, dann kommt gewiß Böhling wieder ans Brett, und dann genade Gott den von der Lindischen, denen wirds übel gehen: da kann Ehrenfried mit seiner wohlweisen Frau wohin er will, und mein Mann wird dann auch seinen Gang gehn, der ihm nicht gefallen wird, da bin ich Hahn im Korb; und ich, setzte die Hebamme hinzu, komm' dann auch wieder zum Meinigen, ja, wenn Böhling den Fürsten nicht gefürchtet hätte, so hätte er mir längst geholfen. Wissen Sie auch, Frau Base! daß ich die Prinzen, Albert und Wilhelm, empfangen habe? Ey, um Gottes willen! sagte die von der Linden. Ja! ja! fuhr die Hebamme fort: sie sind Zwillinge, Wilhelm ist eine Stunde älter als Albert; ja es hätte wohl anders gehen können. Es war einmal ein Gemurmel am Hof, man wollte den Albert für den ältesten ausgeben, denn Wilhelm war immer schwächlich, still und blöde; Albert aber war immer flink.

Ich denk' mein Lebtag dran: als er so ein Bube war, da mußte er immer Etwas zu thun haben, da lief er einmal im Hofe herum: nun kam ein Hündchen, so ein Bleffertchen, der bellte ihn an; was hat der Prinz zu thun? er kriegt mir den Hund am Hals, drückt ihm so lang die Kehle zu, bis er krepirt war. Das war so seine Herzensfreude, etwas Lebendiges todt zu machen, wenn's auch nur eine Mücke an der Wand war, das Zappeln der armen Thiere war ihm eine Seelenfreude! Der ganze Hof hatte sein Plaisir an dem Buben, der Eine sagte: das gibt einmal einen großen Helden; der Andere sagte dieß, der Dritte das.

Höre Sie, Frau Base! fing die Frau von der Linden hastig an, da fällt mir Etwas ein: Sie ist Hebamme bei dem Prinzen gewesen, könnte Sie nicht noch sagen, Albert sey der Aelteste, es sey damals ein Irrthum vorgegangen? waren nicht noch mehr Leute dabei? Herr Jeh! antwortete die Hebamme — ja ich glaube gar, daß Albert wirklich der Aelteste ist, ich weiß es bei meiner Seel' nicht recht, ich habe hernach nicht mehr auf die Kinder Acht gegeben: denn die Hofdamen hatten sie nun unter der Hand. Ja, der selige Fürst war selbst bei der Geburt beider Prinzen, hernach noch der selige Doktor Edelmann. Beide Kinder waren sehr schwach, sie wurden gleich vom seligen Hofprediger Seelbach getauft, aber die Leute sind nun alle todt.

Das ist vielleicht gut, erwiederte die von der Linden: man wird ja da Etwas aussprakticiren können, ich muß einmal morgen mit dem Böhling reden, es wäre doch besser, wenn der Fürst nicht umgebracht würde, das gäbe einen abscheulichen Lärmen, und das ganze Land würde doch den Albert in

Verdacht haben. Wenn Albert der Aelteſte iſt, ſo muß ihm doch der Fürſt weichen, das iſt ja natürlich, und man kann's ihn lehren, wenn er nicht will. Ich will morgen mit Böhling darüber reden. Ja, aber um Gottes willen! verſetzte die Hebamme: daß ſie nur nichts merken, daß wir gelauert haben. Laßt mich ſorgen! ſagte die von der Linden.

So brachten die beiden Weiber die Nacht zu. Kein Schlaf kam in ihre Augen über alle die ſüßen Hoffnungen, die ſie ſich machten: denn nun kam noch dazu, wie glücklich ſie ſeyn würden, wenn Albert erführ', daß ſie Beide ihm zur Regierung geholfen hätten.

Eine ſolche gräuliche Handlung, wie die beiden Weiber ausbrüteten, iſt blos die Geburt der Gelegenheit. Sie waren von Natur ſo bös nicht, daß ſie ſo Etwas hätten denken können, wenn ſie fähig geweſen wären, alle die ſchrecklichen Folgen einzuſehen. Sie waren ärgerlich über ihre mißlungene Glücksumſtände, das feuerte ſie zur Rache an; dieſe war ihnen alſo jetzt ſüß, ſie ergriffen die erſte beſte Gelegenheit, ohne zu bedenken, daß ſie auf dieſem Weg an einem ganzen Fürſtenthum, an vielen tauſend Menſchen zu eingefleiſchten Teufeln würden. O, wie Mancher iſt am Galgen geſtorben, der als ein ehrlicher Mann ſein Ziel würde erreicht haben, wenn die Gelegenheit ihn nicht verleitet hätte! Wie groß und wahr ſind die Worte des hohen Apoſtels: ſeyd nüchtern und wachet, das iſt: nehmt euch in Acht vor Allem, was die Beobachtung eurer ſelbſt, eurer geheimſten Neigungen ſchwächt, und gebt Acht auf alle eure Gedanken, Lüſte und Begierden, denn euer Widerſacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und ſuchet, welchen er verſchlinge: denn das mächtige Weſen, wel-

ches Gott in der Schöpfung duldet und ihm zuläßt, auf das freie Geschöpf der Menschen zu wirken, damit er durch Kampf und Proben der Seligkeit würdig werden könne, ist immer geschäftig, gibt immer Acht, wo ihr am schwächsten seyd, und bedient sich aller Gelegenheiten, wie ein auf den Raub lauernder Löwe, um euch zu verderben. Doch ich fahre fort zu erzählen.

Des Morgens früh eilten die beiden Weiber zu Böhling, sie ließen ihm sagen: sie hätten etwas Höchstwichtiges mit ihm zu reden. Böhling ließ sie alsofort auf sein Zimmer kommen, wo Patriz schon wieder bei ihm saß: dieser wollte weggehen; allein die von der Linden hieß ihn bleiben, denn er müsse es mit anhören. Nun, fing sie an; denken Sie! die Frau Base da ist Hebamme bei der seligen Fürstin gewesen und hat den Prinz Albert und den Fürsten empfangen. Nun glaubt sie, Albert sey unter beiden Zwillingen der Aelteste.

Hastig rief Patriz: wer war bei der Geburt? Die Hebamme antwortete: der hochselige Fürst, der Doktor Edelmann, etliche Hofdamen und ich: es lebt aber Niemand mehr als ich. Tausend T.... fuhr er fort und sprang auf: Herr Böhling! ist nichts Geschriebenes von der Sache in der Welt? — So viel ich weiß, nichts: antwortete der Alte; sollte man denn nichts Geschriebenes machen können? versetzte die von der Linden. Die beiden Männer sahen sich an und sagten: was wollen Sie damit? Die Frau sah geheimnißvoll aus und erwiederte: hören Sie, ihr Herren! Sie haben hier zwo Freundinnen, auf die Sie sich verlassen können, wir können schweigen wie ein Stein, wir haben gemerkt, was vorgeht, von ungefähr hat Herr Patriz einmal ein Wort gesagt,

das hat uns Nachdenken gemacht; kurz, Sie sind Willens, dem Prinz Albert an die Regierung zu helfen, und da haben wir Beide die Sache so in unserer Einfalt überlegt: das Ding ließ sich wohl am besten thun, wenn man beweisen könnte, daß Albert der Aelteste wäre.

Böhling und Patriz erschracken, als sie hörten, daß die beiden Weiber ihren Anschlag wußten, und nun war ihnen sehr daran gelegen, daß sie sich die Beiden genau verbanden und sie mit in ihren Plan verwickelten; sie lobten daher die Weiber, und Böhling schien sich so darüber zu freuen, daß er Beiden herrliches Essen und Trinken, und wenn Albert Fürst wäre, das größte Glück von der Welt versprach. Die beiden Frauen schwammen im Vergnügen und wünschten nur noch jung zu seyn, damit sie des Glücks recht lange genießen möchten.

Nun lebte in Rheinau ein alter Rechtsgelehrter, ein Mann von Böhlings Charakter, vielleicht noch etwas schlimmer: er war Titularrath und von gegenwärtiger Regierung nicht ohne Ursache außer Aktivität gesetzt worden, doch genoß er noch einen Gnadengehalt von vierhundert Gulden, bediente noch Parteien als Advokat, und half sich so kümmerlich genug hindurch. Dieser Rath Bösewein war ehemals geheimer Kabinetssekretär des vorigen Fürsten gewesen; dies fiel dem alten Böhling ein, vorzüglich erinnerte er sich, daß Bösewein die größte Geschicklichkeit besaß, fremde Hände nachzumachen, die Gesellschaft beschloß also, den Rath dahin einzuladen und ihm ihren Anschlag zu entdecken. Alsbald wurde ein Erpresser abgeschickt, und Bösewein war schon da, ehe man ihn erwartete.

Bei diesem fanden sie nun Alles, was sie suchten;

und damit ich nicht ohne Noth in meiner Erzählung weitläuftig bin, so melde ich nur kurz, daß Böſewein unter ſeinen Papieren einen alten unbeſchriebenen Bogen ſuchte und fand, darauf mit einer falſchen altſcheinenden Dinte eine Verordnung niederſchrieb, in welcher der verſtorbene Fürſt ſeinen Sohn Albert, als den älteſten, zum Erbprinzen erklärte. Indeſſen da ihm Alberts Charakter von Jugend auf nicht gefallen habe, ſo ſey Wilhelm immer für den älteſten ausgegeben worden; damit aber doch den Geſetzen des Hauſes nicht zuwider gehandelt würde, ſo habe der Fürſt dieſes Inſtrument verfertigt, und zu Köln bei einem ſichern Mann niedergelegt, welcher es dereinſt Alberten einhändigen ſollte, in ſofern er ſeine Aufführung ändern würde. Böſewein wußte dieß Alles ſo ſcheinbar einzurichten, daß es keinem Zweifel unterworfen ſeyn konnte. Alle freueten ſich über dieſen Einfall, beſonders als ſich Böhling erinnerte, es ſey damals ſchon ein allgemeines Landgeſpräch geweſen: Albert ſey der älteſte. Die Hebamme fügte hinzu, ſie glaube es auch in Wahrheit; ſie wiſſe aber auch, daß man am Hofe gemurmelt habe: man wolle Albert für den älteſten ausgeben, weil Wilhelm in ſeiner Jugend ſchwächlich war. Das dient zur Sache nicht, verſetzte Patriz, davon muß ſie nicht mucken. Bei Leibe! ſagte die Hebamme: dafür ſorgen Sie nicht. Nun war aber dem Böhling noch eine Schwierigkeit bei der Sache im Wege; er wendete ein: man hat aber doch Wilhelmen von der Wiege an als den Aelteſten erkannt. Da nun gegenwärtige Verordnung viel ſpäter eingerichtet ſey, ſo finde ſich keine Urſache, warum man gleich vom Anfang an Wilhelmen für den Aelteſten ausgegeben habe, da man doch zu der Zeit vom

Charakter der Prinzen noch nicht habe urtheilen können. Dieser Umstand müsse nothwendig Verdacht erwecken.

Dieser Gedanke war einleuchtend; es mußte also noch ein Mittel gefunden werden, wodurch man dem verstorbenen Fürsten einen Beweggrund andichtete, warum er gleich bei der Geburt den Prinzen Wilhelm für den Aeltesten ausgegeben habe.

Bösewein fand dazu bald Rath. Aus tiefen Gedanken erwachend, sagte er zur Hebamme: hatte Albert nicht einen Nabel- oder Darmbruch oder so Etwas an sich, daß man befürchtete, er möchte bald sterben? Die von der Linden stieß die Hebamme an und sagte leise: Ja! Ja! Die Hebamme bedachte sich eine Weile; ja! versetzte sie, er war in der That schwächlich, denn ich weiß noch gar wohl, daß seine Fontenelle auf dem Kopf so groß wie ein Laubthaler war, und man in den ersten Tagen immer zweifelte, er würde sterben.

Das ist ja vortrefflich! rief Bösewein, jetzt haben wir weiter nichts mehr nöthig. Nun zerriß er seine erste Verordnung, suchte abermals einen alten weißen Bogen und schrieb eine neue mit der nämlichen Dinte: der vorige Fürst habe wegen der Schwächlichkeit des Prinzen Alberts gleich nach der Geburt Wilhelmen für den Aeltesten ausgegeben, auch die Sache dabei beruhen lassen, weil Alberts Charakter ihm nicht gefallen habe. Damit aber doch die Rechte seines Hauses nicht gekränkt werden möchten, so erkläre er hiemit den Prinzen Albert für den Aeltesten und den wahren Erbprinzen, und wolle, daß dieses Instrument bei dem Herrn von L.... zu Köln, als seinem guten Freund, niedergelegt würde, mit dem Bedeuten, daß es dereinst dem Prinzen Albert ein-

gehändigt werden solle, wenn etwa Wilhelm übel regieren, oder sich Albert bessern würde.

Nun war es allgemein bekannt, wie viel der Fürst auf den Herrn von L... gehalten hatte, da nun auch dieser Herr todt war, so ließ sich Alles vortrefflich einrichten. Nun wurde aber der Hebamme ernstlich empfohlen, daß sie bei ihrer Aussage beständig bleiben und ja sagen solle: Albert sey der Aelteste und er sey bei seiner Geburt schwächlich gewesen. Die Hebamme erbot sich, so oft darauf zu schwören, als man's verlangen würde. Nun mußte noch die Unterschrift des Fürsten nachgemacht und sein Kabinetssiegel darauf gedruckt werden. Diesen Punkt einzurichten, war dem Rath Bösewein ein Leichtes. Jetzt wurden nun auch die besten Maßregeln, die man zu ergreifen habe, ausfindig gemacht. Die Hebamme bekam brav Geld, damit mußte sie wieder in ihre stille Hütte nach Rheinau zurückkehren, damit ihr Aufenthalt bei Böhling keinen Verdacht erwecken möchte, dabei wurde sie ermahnt, wenn sie der jetzige Fürst fordern ließ, standhaft bei ihren Worten zu bleiben: denn es könne ihr ja Nichts geschehen; hernach solle sie sehen, wie glücklich sie werden würde. Eben so wollte sich auch Bösewein verhalten: denn weil er als ehemaliger Kabinetsgeheimschreiber auch scharf könnte examinirt werden, so wollte er ganz stille seyn und warten, bis er gerufen würde. Böhling und Patriz beschlossen, mit dem Instrument nach Köln zu Prinz Albert zu reisen, damit sie eines Theils in Sicherheit seyen, wenn etwa die Hebamme plauderte, oder sonst etwas Widriges auskäme, und die von der Linden mußte mitgehen, damit sie auch sicher wäre, oder doch nicht plaudern möchte.

Bösewein verfügte sich nun auch nach Haus und

bediente ſich jenes niedrigen und bekannten Kunſtgriffs, ein Siegel nachzumachen. Die fürſtliche Unterſchrift gerieth meiſterhaft, unten an die Ecke unterſchrieb er ſich ſelbſt, und nun ſchickte er die Schrift verſiegelt ſeinen Geſellen in der Bosheit zu. Dieſe vollzogen ihren Plan und reisten nach Köln.

Während der Zeit, daß etliche Perſonen am Untergang eines vortrefflichen Fürſtenpaars, vieler Familien und am ſchrecklichſten Unglück eines ganzen Landes arbeiteten, beſtrebten ſich Fürſt Wilhelm, ſeine Gemahlin und ſo viel rechtſchaffene Menſchen, ſo viel Gutes zu thun, als möglich war. Sie träumten ſich eine ſüße Zukunft, und entwarfen alle zuſammen ſolche vortreffliche Plane, als ſie nur edle und große Geiſter erdenken können. Der tiefſinnige Forſcher göttlicher Geheimniſſe ſcheitert oft an dem Gedanken: wie es möglich ſey, daß die Vorſehung, welche doch aller Menſchen Wohl will, durch ſolche Werkzeuge ihr Glück manchmal auf immer vernichten könne? Allein man darf nur auf's Ende und auf die Folgen ſehen, ſo ſcheitert man nicht mehr.

Einsmals, als Ehrenfried mit ſeiner Theodore und dem alten Dietrich hinter dem Haus im Garten in einer Laube ſaß und ſie alle Drei göttlich ruhig und vergnügt zuſammen waren, ſo kam ein Laquai von Hof und brachte Ehrenfried einen Befehl, augenblicklich zum Fürſten zu kommen.

Ehrenfried erſchrack, daß er zitterte, es ahnete ihm nichts Gutes; er lief alſo fort, zog ſich geſchwind an und ging ins Kabinet des Fürſten. Dieſer ſaß da traurig, betäubt und mit Thränen in den Augen. So wie Ehrenfried zur Thüre hinein trat, reichte er ihm eine Schrift, ohne ein Wort dabei zu ſagen. Der Kammerrath las, ward blaß und taumelte hin

und her. Ueber eine Weile ermannte sich der Fürst, er stand auf, griff Ehrenfried an der Hand und sagte: ruhig, mein Freund! wir gehen, sobald wir können und theilen unser Schicksal zusammen; ich glaube nicht, daß er mit seiner Familie hier bleibt, wenn Albert zur Regierung kommt. Wie! rief Ehrenfried mit Schrecken und Erstaunen, Ew. Durchlaucht wollen dem erdichteten Schelmenstück glauben? es ist wahrlich falsch und der Teufel hat wieder sein Spiel dabei gehabt. Wie kommen Ew. Durchlaucht zu dem fatalen Ding? Der Fürst antwortete: ein Syndikus von Köln nebst dem Herrn von Zittern, sind von meinem Bruder mit der Schrift an mich abgesandt worden; vor einer Stunde waren sie hier, begehrten Audienz und überreichten mir das Original, mit der Nachricht, daß es von Köln von Notarius und Zeugen sey abgeschrieben und dort dem Rath in Verwahrung gegeben worden. Zugleich sagten sie mir, daß Albert in Köln sey: denn die Schrift sey unter den Papieren des Herrn von L... gefunden und dem Prinzen zugeschickt worden, darauf sey er dorthin abgereist, und er läßt mir nun sagen: daß ich mich gutwillig an einen mir gefälligen Ort retiriren möchte, damit er nicht nöthig habe, Gewalt zu brauchen. Kammerrath! ich glaube, die Sache hat ihre Richtigkeit, ich habe in meiner Jugend zuweilen ein und anderes gehört, das mich fürchten macht, Albert habe Recht. Ich will ihm nicht im Weg stehen, ich will die Regierung niederlegen. Um Gottes willen! erwiederte Ehrenfried: seyn Ihro Durchlaucht nicht zu rasch, laßt uns erst die Sache untersuchen, es liegt so vieler Menschen Glück und Unglück in derselben verborgen, daß es in der That eine Gewissenssache ist. Der Fürst antwortete: wenn

Gott meinen Bruder zur Regierung durch die Geburt bestimmt hat, so können wir nichts dawider, mir kömmt sie dann nicht zu. Geh Er nur, mein Freund! untersucht zusammen, was zu untersuchen ist, ich will zu meiner Gemahlin gehen und sie zu dem Schlag vorbereiten. Ehrenfried bat, der Fürst möchte befehlen, daß der Hof, die Regierung und die Kollegia zusammentreten möchten, damit Jeder von dem Vorfall benachrichtigt würde, vielleicht fände sich noch jemand, der Aufklärung in der Sache geben könnte: denn er zweifelte noch immer, sie sey nicht ganz richtig. Der Fürst nahm den Rath an, er ließ den Hof zusammen kommen. Die Regierung, die Kammer und die andern Kollegien versammelten sich, und einem Jeden wurde bekannt gemacht, was der Fürst für Nachrichten bekommen habe. Anstatt der bisherigen Ruhe und Friedens bemächtigte sich nun Bestürzung und Unruhe aller Herzen; sehr Wenige, die im Trüben zu fischen hofften, waren innerlich zufrieden, ob sie sich gleich äußerlich verlegen anstellten. Nun wurde die Schrift untersucht, man erkundigte sich, wer bei der Geburt der Prinzen gegenwärtig gewesen, und fand, daß Alle, bis auf die Hebamme, todt waren. Diese ließ man rufen, sie kam vor die Regierung, man fragte sie, ließ sie schwören, die Wahrheit zu sagen, und sie bekannte getrost: Albert sey unstreitig der Aelteste; weil er aber schwächlich gewesen, so hätten alle Gegenwärtige viel Geld bekommen, daß sie alle sagen sollten, Wilhelm sey der Aelteste. Nun wurde die Frau entlassen und der Rath Böseweln vorgefordert. Dieser mußte nun die Schrift besehen und sagen, ob er sie zu der Zeit, wie der unterschriebene Datum ausweise, auf des hochseligen Fürsten Befehl entworfen habe? Böse-

wein stellte sich traurig und bestürzt. Gott! rief er aus: muß denn dieß unselige Ding gerad jetzt zum Vorschein kommen! wie gern möchte ich sagen, ich hätte es nicht geschrieben! er stellte sich an, als wollte er nicht reden; allein er mußte. Nun bezeugte er mit der größten Umständlichkeit, wie der hochselige Fürst ihn in der größten Gewissensruhe ins Kabinet habe kommen lassen und ihm aufgetragen habe, die Verordnung zu entwerfen, und daß er selbst sie nach Köln zum Herrn von L.... habe bringen müssen; es sey auch eine Kopie davon versiegelt in die Kabinetsregistratur gelegt worden, sie habe sich aber verloren, und er wisse nicht, wo sie hingekommen sey. Jetzt zweifelte Niemand mehr an der Gewißheit der Sache. Alles gerieth in Verwirrung, man suchte im Archiv, in den Registraturen, man beschloß, man verwarf wieder, und es blieb bei dem Alten.

Während der Zeit brachte der Fürst seiner Gemahlin die traurige Nachricht bei; er fand sie aber entschlossener und standhafter, als er selber gewesen war; sie fügte sich in den Willen Gottes und stellte sich ihr zukünftiges Privatleben sehr ruhig und angenehm vor. Nun mußte Theodore zu ihr kommen, sie hatte freilich ihre Augen roth geweint, aber doch lächelte sie ihrer Freundin entgegen. Komm, Theodore! rief sie zärtlich; komm hier neben mich auf den Sopha! ich bin nicht mehr deine Fürstin, aber deine Freundin — sie weinte wieder und erzählte ihr, was vorgegangen war. Theodore erschrack, als wenn sie vom Donner gerührt wäre. Die betrübten Folgen von Alberts Regierung standen ihr alle vor der Seele, und zudem sahe sie, daß nun alle ihre Herrlichkeit zu Rheinau ein Ende habe. Doch faßte sie sich auch, denn sie verließ sich, nächst

Gott, auf ihr Vermögen, sie konnte, nebst ihrem Mann, und wenn sie auch Kinder bekommen würde, reichlich leben; überdas war ihr die Gnade der Fürstin oder ihre Freundschaft unschätzbar; und da sie in Zukunft beisammen leben wollten, so träumten sie sich Beide in die angenehmste Zukunft hinüber, weil sie dann die Verhältnisse des Hofs nicht mehr hindern würden, und wurden also auf ihrem Sopha ganz ruhig.

Indessen machte nun jeder seine eigenen Plane: der Fürst nahm sich vor, nach Hamburg zu ziehen und dort ein Privatleben zu führen; Ehrenfried, der jetzt beständig um ihn war, wollte erst seine Sachen in Ordnung bringen und ihm dann dorthin folgen; die übrige Dienerschaft war in der äußersten Verwirrung, Viele wären auch gern weggezogen, aber sie hatten kein Brod, und grauten also vor den Dingen, die kommen würden.

Die Abgeordneten von Köln wurden nun abgefertiget, der Fürst schrieb seinem Bruder und trat ihm förmlich die Regierung ab. Solchergestalt ging die ganze Veränderung ohne die mindeste Unruhe vor sich; das ganze Land aber trauerte, als ein Edikt von der Regierung angeschlagen wurde, worinnen man die ganze Sache dem Staat bekannt machte. Nirgends wurden Freudenanstalten gemacht, überall war feierliche Stille, und in jedem Herzen Furcht vor der Zukunft.

Prinz Wilhelm und seine Gemahlin nebst ihren treuesten Bedienten, so viel sie ihrer in ihrem zukünftigen Zustand bedurften, zogen indessen heimlich in der Nacht fort, damit keine Empörung entstehen möchte; sie nahmen ihre Chatulle, Juwelen und so viel Möbeln mit, als ihnen zukam, und er hinterließ einen Brief an seinen Bruder, worin er ihm wegen

der jährlichen Apanage ein und andern Auftrag gab und ihm zu der Regierung des Vaterlandes freundlich Glück wünschte. Ehrenfried und Theodore waren bis auf den letzten Augenblick bei dem edlen Paar, und in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens wurde der Abschied nicht so schwer.

Eine Woche nachher kam Prinz Albert nebst seinen wenigen Getreuen an, der alte Böhling, sein Sohn und Patriz saßen bei ihm in der Kutsche; in einem andern Wagen war die Frau von der Linden nebst dem Sekretär des Prinzen und noch ein paar andere Bedienten. Die Bürgerschaft der Stadt Rheinau zog ihm entgegen, es wurden Kanonen abgefeuert und des Abends die Stadt erleuchtet; das war alles, was zu seinem Willkommen geschahe. Das Erste, was der neue Fürst begann, war das gewöhnliche Kompliment, daß er einen Jeden seiner Gnade versicherte und in seiner bisherigen Bedienung bestätigte.

Ich halte mich übrigens mit den Einrichtungen dieses Fürsten nicht auf, sondern erzähle nur die Lebensgeschichte der Theodore von der Linden und was in dieselbe einschlägt. Ehrenfried, der aus der Gesellschaft des Fürsten wohl schließen konnte, was er zu erwarten haben würde, beschleunigte seine Geschäfte, nur um so viel mitnehmen zu können, als er zu seinem Unterhalt brauchte, und sich dann je eher je lieber aus dem Staub zu machen.

Ein Paar Tage nach Alberts Ankunft war die ganze von der Linden'sche Familie in Ehrenfrieds Haus beisammen, und sie berathschlagten sich untereinander, wie sie ihre Sachen am klügsten einrichteten; sie überlegten die Sache auf allerhand Art, und da Heimburg jetzt wieder außer Amt war, auch

noch kein Haus gekauft hatte, so beschloß er, mit seinem Geld zum Fürsten von Traubenheim in seine Vaterstadt zu gehen und dort Dienste zu suchen: denn der älteste Prinz hatte kürzlich die Regierung angetreten. Zu diesem Herrn hatte auch Prinz Wilhelm nebst seiner Gemahlin seine erste Zuflucht genommen: denn er war, wie aus dieser Geschichte bekannt ist, sein Schwager. Hans Jakob, welcher keine Beziehung auf den Hof hatte, wollte nebst seinem Vater zu Rheinau bleiben und als Privatmann die Handlung fortsetzen. Was aber Alle zusammen am meisten beunruhigte und was ihnen unbegreiflich vorkam, das war der Aufenthalt der Frau von der Linden am Hof, doch ahneten sie die eigentliche Ursache nicht von Weitem. Trauriger als jemals gingen die Leute jetzt von einander, und der Schlag, der ihnen bevorstund, schien schon zum Voraus ihre Seele zu trüben.

Des andern Morgens kam zum Erstaunen der ganzen Stadt ein Notarius, ein Paar Deputirte nebst einem Kommando Soldaten in Ehrenfrieds Haus, die Thüren wurden mit starken Wachen besetzt, Alles versiegelt und dem vortrefflichen Mann nebst seiner Frau angedeutet, mitzugehen. Tiefer Kummer drang durch ihre Herzen, sie umarmten sich, weinten stumm, küßten sich oft, und Ehrenfried sagte: jetzt, mein Kind! gehen die Tage der Prüfung an, aber glaube gewiß, Gott wird uns beistehen und die Versuchung nicht über Vermögen gehen lassen; sey nur standhaft, traue Gott, bete zu Ihm ohne Unterlaß und richte dein Herz ganz auf Ihn, so wirst du himmlischen Trost fühlen; ich werde es auch so machen. Nun gingen sie mit der Wache fort. Jedermann schaute verstohlener Weise zum Fenster heraus

und opferte dieſen allgemeinen Wohlthätern eine Thräne des Mitleids; ſie wurden indeſſen von einander getrennt und Jedes in ein enges Gefängniß in Verwahrung gebracht.

Meine Leſer werden über dieſes Verfahren des Fürſten erſtaunen und nicht begreifen können, wie er dazu kam; allein ich will das Geheimniß enthüllen und dann werden ſie für das vortreffliche Ehepaar zittern. Der junge Böhling, der jetzt Alles galt, war für's Erſte Kabinetsſecretär geworden; ihm lag die Vergiftungsgeſchichte noch im Kopf, er wußte, daß der Fürſt nebſt ihm bei aller Welt im ſtärkſten Verdacht war, zudem ſtand ihnen Ehrenfried als ein thätiger, rechtſchaffener, in allem Betracht großer Mann und Günſtling des vorigen Fürſten gewaltig im Weg; ferner mußte nun die Frau von der Linden belohnt werden, und endlich hatte auch Böhling ſeinen alten Groll noch nicht verſchmerzt; alle dieſe Urſachen zuſammen brachten in ſeiner Adramelsſeele den erhabenen — hölliſch großen — Gedanken hervor, die Theodore als Giftmiſcherin der vorigen Fürſtin anzuklagen und in Inquiſition zu ziehen. Durch dieſen Schlag wurden alle Weſpen, die auf ſein und des Fürſten Herz losſtachen, auf einmal todt geſchlagen. Er trug dem Fürſten ſeinen Plan vor, und der gaudirte ſich in ſeiner Seele darüber: denn dadurch wurde der Haß und der Verdacht des Volks von ihm ab und der Theodore zugewendet. Ehrenfried wurde unwirkſam, die Güter confiſcirt und der Frau von der Linden geſchenkt, und endlich war ja auch die Rache honigſüß. Nur ein Punkt war noch zu berichtigen: wie machte man wahrſcheinlich, daß Theodore eine ſo gräuliche That unternehmen konnte? — Böhling war bald damit fer-

tig, Prinz Wilhelm hatte sich in sie verliebt und sie liebte ihn zur Vergeltung unmäßig wieder; Beiden stand die Fürstin im Wege, sie beschlossen also zusammen, sie fortzuschaffen. Als aber die Sache fehlschlug, so suchte Theodore den Verdacht dadurch von sich abzuwenden, daß sie der Fürstin die größte Treue bewies, dadurch gewann sie ihre Gnade, die Liebe des Prinzen erlosch wieder u. s. w. Diese Reden wurden nun ausgesprengt, die Stadt und das Land wurden voll davon, der größte Theil glaubte ihnen, und nur die Bekannten und Nachdenkendsten konnten allenfalls die Kabale ahnen, die gespielt wurde. Heimburg hörte mit kaltem Schauder und Todesschrecken dieß Gerücht zuerst: er flog zu Hans Jakob, Clementinen und dem alten Dietrich, und erzählte ihnen ohne Umschweif die Gefahr, welche ihnen allerseits über dem Haupte schwebte. Dietrich hatte nie eine so schwarze Bosheit sich vorstellen können; aber seine liebe Tochter, sein goldiges Mädchen in dem Unglück zu sehen und Gefahr zu laufen, daß sie eines sehr schmählichen Todes sterben würde, das war ihm unausstehlich, er war betäubt, aller seiner Sinne beraubt und lief von einer Ecke in die andere. Clementine riß sich die Haare aus dem Kopf, saß auf der platten Erde und weinte. Hans Jakob schnaubte auf und ab in der Stube, griff bald zum Hirschfänger, bald zur Pistole, dann stieß er schäumend die Worte heraus: O Cassius! o Brutus! Ihr waret, hol' mich Gott, herrliche Kerls, aber — Heimburg bat ihn um Gotteswillen, still zu seyn; endlich wurde er so viel ruhig, daß man einen vernünftigen Schluß mit ihm fassen konnte, und der bestand darinnen: sie wollten alle so viel Geld zusammen machen, als sie

könnten, Alles im Stich laſſen, nacheinander einzeln und ſtille aus der Stadt ſchleichen, dann an einem beſtimmten Ort ſich wieder verſammeln und mit einander nach Traubenheim gehen, allwo ſie ferner ihre Maßregeln nehmen wollten; dieß alles führten ſie ſo klüglich aus, daß ſie ſchon weit weg waren, ehe es Jemand merkte. Dieſe Entweichung der Familie gab freilich dem Verdacht beim gemeinen Volk noch mehr Gewicht; allein der Vernünftige billigte ſie. An Vertheidigung, an Recht und Billigkeit war da nicht zu denken; Dietrich und ſeine Kinder mußten vielmehr erwarten, daß man ſie auch noch mißhandelte.

Das Allerentſetzlichſte für ſie war, daß ſie ihre beiden Lieben zurücklaſſen mußten. Dietrich war am übelſten fortzubringen. Hundertmal ſchauete er nach Rheinau um, weinte und ſagte: das ſey Gott geklagt! mein armes goldiges Kind! — Du lieber Gott, erbarm Dich doch! u. ſ. w.

Als ſie nun an einem ſichern Ort waren, ſo erquickten ſie ſich mit Eſſen und Trinken, nahmen nun ein paar Kaleſchen, und jagten, was ſie jagen konnten, nach Traubenheim: denn ſie fürchteten, Prinz Wilhelm möchte ſchon fort ſeyn; das hatte aber keine Gefahr: denn ſein Bruder, der Fürſt Auguſt von Traubenheim, hatte ihn überredet, bei ihm zu bleiben und ſein Geld dort zu verzehren. Zu dem Ende wies er ihm das ſchönſte Luſtſchloß zur Reſidenz an, wo der vorige Fürſt während der Kommiſſion gewohnt hatte.

Sie kamen des Abends ſpät an. Heimburg und Hans Jakob beſchloſſen alſofort, den Abend noch zum Prinzen zu gehen und ihm zu erzählen, wie es dem armen Ehrenfried und ſeiner Frau ginge.

Sie erhielten alsbald Audienz. Der Prinz empfing sie außerordentlich gnädig, fragte aber im Augenblick: wo bleibt denn Ehrenfried? Hans Jakob antwortete: Ihro Durchlaucht! der sitzt mit seiner Frau, meiner Schwester, im Kerker; mit den Worten stürzte ihm ein Strom Thränen aus den Augen, er fing an, hin und her zu wandeln. Ihro Durchlaucht! rief er: retten Sie Ihren alten Getreuen! Gott verzeih mir meine Sünde! — ich werde sonst, hol mich Gott! ein Brutus. Heimburg erschrack über die Worte und wollte seinen Schwager entschuldigen; allein der Prinz sagte: Sie haben nicht nöthig, ihn zu entschuldigen, das thut er selbst; aber warum sitzen die guten Leute denn? Heimburg erzählte die ganze Geschichte. Nun erschrack Wilhelm selbst, daß er blaß wurde: denn eine solche Bosheit hatte er sich nicht vorgestellt; er wurde unruhig und sagte: da ist keine Zeit zu verlieren, denn man kann nicht wissen, wozu noch der Tyrann verleitet werden kann. Gehen Sie in Ihr Logis und seyn Sie ruhig, ich schaffe Ehrenfried und seine Frau frei und frank hieher, oder ich lasse mein Leben für sie. Heimburg und Hans Jakob wurden entzückt vor Freude, sie küßten dem Prinzen die Hand und sagten: Gott belohne Ew. Durchlaucht dafür! Nun gingen sie wieder in ihr Quartier, erzählten ihrem Vater und ihren Weibern, was ihnen der Prinz geantwortet hatte, und nun nährten sie sich alle mit der fröhlichen Hoffnung, sie würden bald ihre Freunde wieder sehen.

Prinz Wilhelm erzählte seiner Gemahlin, wie es zu Rheinau stände, und er entdeckte ihr, was er vorhabe, sie munterte ihn auf, seinen Vorsatz auszuführen und begleitete ihn zu ihrem Bruder in sein Kabinet, welcher eben im Begriff war, sich nieder-

zulegen. Wilhelm ſagte ihm die Geſchichte ganz kurz und bat ihn, ihm die hundert Mann, welche in der Stadt in Beſatzung lagen, auf 24 Stunden zu leihen. Fürſt Auguſt that's von Herzen gern und ermahnte ihn, ſich wieder auf den Stuhl ſeiner Väter zu ſetzen. Nein! antwortete Wilhelm: davor bewahre mich Gott, das kommt mir nicht zu, aber den Kammerrath und ſeine Frau muß ich retten, denn ſie haben's um mich verdient. Alsbald wurde dem Commandanten Befehl gegeben, und in einer Stunde war die Mannſchaft bereit; Prinz Wilhelm begab ſich an ihre Spitze und führte ſie an. Des Morgens früh erſchien er mit ſeinem Trupp vor dem Thor zu Rheinau; hier hielt er ſtill und ſchickte einen Officier an ſeinen Bruder Albert mit einem Gruß und dem Erſuchen, alſofort Ehrenfried und ſeine Frau herauszuſchaffen, ohne ihnen ein Haar zu kränken; ferner ihr Hab und Gut und alles, was ſie hätten, unverſehrt zu laſſen und ihnen alles Bewegliche auszuliefern, oder er würde ſie mit den Ihrigen mit Gewalt holen. Albert bekam dieſe Nachricht noch im Bett. Die Stadt Rheinau war nur mit einer Mauer umgeben, und gar nicht darnach eingerichtet, einer ſolchen Gewalt zu widerſtehen. — Albert willigte alſo in Alles, Böhling wurde im Augenblick geholt, der Abgeſandte drang auf ſchriftliche Antwort, es wurde eine aufgeſetzt und von dem Fürſten unterſchrieben, worinnen Albert alles verſprach, was von ihm begehrt wurde.

Während der Zeit, daß dieſes vorging, kämpften Ehrenfried und ſeine Theodore, Jedes in ſeinem eigenen Kerker mit den traurigſten Erwartungen, ſie waren des vorigen Tages Jedes beſonders verhöret worden, und ſie vernahmen ihre Anklage mit

dem größten Entſetzen: die Böhlinge, Vater und Sohn, nebſt Böſewein und noch zween Nichtswürdigen machten die Commiſſion aus, die ihre Sache unterſuchen ſollte; ſie konnten alſo leicht denken, was ſie zu erwarten hatten, man hatte ihnen ſchon mit der Folter gedroht, und beide glaubten nicht anders, als ſie würden ohne Zweifel mit dem Leben bezahlen müſſen. Man ſtelle ſich die Lage zweier Leute, die bisher lauter Wonne und Vergnügen geſchmeckt haben, recht lebhaft vor, man denke ſich an ihre Stelle und urtheile, ſo wird man ihnen nachempfinden können, wie ihnen zu Muth war.

Des andern Morgens um acht Uhr kam ihr wachthabender Officier, der kündigte ihnen die Freiheit an. Beide wurden losgelaſſen, ſie trafen ſich vor der Thür des Gebäudes, fielen ſich um den Hals und weinten laut: ſie knieten, von ihrer lebhaften und feurigen Dankempfindung gegen Gott durchdrungen, auf freier Straße nieder. Alles Volk lief jetzt zuſammen, ſo daß die ganze Gaſſe lauter Köpfe war: man las Jedem die Freude im Geſicht, die er über dieſen Vorfall empfand, obgleich alles ſtill war. Jetzt erfuhren ſie auch die Urſache ihrer Befreiung: denn Wilhelms Geſandter fand ſich zu ihnen und ſagte ihnen, daß er vor dem Thor hielt und ſie erwartete. Mit geflügelten Schritten eilten ſie fort zu ihm, ſie trafen ihn auf dem Pferd mit dem bloßen Degen in der Hand, als er ſie aber ſahe, ſo ſteckte er ſein Schwert ein, ſtieg vom Pferd und umarmte Beide. Meine Feder iſt zu ſchwach, zu erzählen, was hier in Ehrenfrieds und Theodorens Herzen vorging.

Nun ſchickte der Prinz in die Stadt, ließ auf dem Poſthaus einen Wagen mit Pferden holen, welcher Ehrenfried und ſeine Frau fahren mußte, und ſo

begleitete sie ein Prinz mit einer Compagnie Soldaten nach Traubenheim zu den Ihrigen. Den ganzen Weg über schlossen sich die beiden beständig in ihre Arme und vergossen Thränen der Zärtlichkeit und der Freude. Als sie aber zu Traubenheim ankamen und an dem Wirthshaus ausstiegen, wo sich ihre Freunde aufhielten, so schwankten sie und konnten kaum Athem holen. Dietrich, Hans Jakob, Heimburg und die beiden Weiber standen an der Thür, ein magnetischer Zug zog sie Alle zusammen in Eins, und Alle weinten. Jetzt wurde Dietrich wieder ein Mensch, er schleppte seine Tochter in die Stube, umarmte und küßte sie wieder und weinte an ihrem Hals. Nun sey's Gott gedankt, fing er an, es geht doch alles seinen Gang, unser Herr Gott verläßt die Seinigen nicht, so wirds auch Prinz Wilhelm gehen, er ist ein Engel Gottes und seine Gemahlin auch; daß Albert der Aelteste ist, das ist, bei Gott gelappt, es ist nichts dran, ich habs immer anders gehört, und unser Herr Gott wird ihm auch wieder auf den Thron helfen. Jetzt aßen sie alle zusammen und waren fröhlich, nichts lag ihnen nun noch am Herzen als ihre Güter: denn sie wußten noch nicht, daß auch Prinz Wilhelm dafür gesorgt hatte. Als sie gegessen hatten, so beschlossen sie, allzusammen zum Prinzen zu gehen und ihm zu danken. Sie gingen hin, der Prinz und seine Gemahlin waren beisammen; Charlotte empfing ihre Theodore mit Freudenthränen; der gute Dietrich wußte nicht, wie er sich gebehrden sollte, sein Dank aber drang tief in alle Herzen, weil ein jedes Glied seines Leibes laut redete. Nun sagte ihnen Wilhelm, was er auch in Ansehung ihrer Güter gethan hätte und noch thun würde: ihre Mobilien sollten ihnen

ausgeliefert, ihre Interessen bezahlt und ihre Häuser und liegende Güter unangetastet bleiben. Diese väterliche Vorsorge verursachte neuen Dank.

Nun blieben Ehrenfried und Theodore am Hof, um wieder neue Plane auf die Zukunft entwerfen zu helfen, Dietrich aber und die andern gingen nach Haus und überlegten ebenfalls, wie sie nun ihre Sachen einrichten wollten. Das Erste, was sie vornahmen, war, ein Haus zu pachten, in welchem sie anfänglich beisammen leben wollten, bis man sehe, wie Gott die Sachen ferner fügen würde. Dieß geschahe, und nach und nach kamen auch Mobilien, Geld, Bücher, Schriften, kurz Alles von Rheinau und dem Blumenhof an, was nur nagellos war, nichts blieb zurück. Die von der Linden'sche Familie lebte also ruhig von ihren Interessen und Einkünften, es fehlte nichts zu ihrem Glück, als daß ihr thätiger Geist aufgehalten wurde, Gutes zu wirken. Doch die Vorsehung gab ihnen hier nur einen Ruhepunkt, eine Erholung, um hernach desto lebhafter handeln zu können.

Fürst Albert hauset indessen zu Rheinau, wie man's von ihm erwarten konnte. Der alte Böhling wurde Präsident aller Kollegien, Böseweln Kanzleidirektor, der junge Böhling war Kabinetsgeheimschreiber, die Frau von der Linden Hofmeisterin, und die vorigen treuen Bedienten wurden zwar beibehalten, aber so eingeschränkt, daß sie Nichts thun konnten und auch nicht wollten. Prinz Wilhelm hörte von Zeit zu Zeit die Klagen seiner ehemaligen getreuen Unterthanen und Bedienten, das Herz that ihm weh, er vergoß oft Thränen der Wehmuth, konnte aber nicht helfen.

Während all diesen Geschichten hörte und sahe man

von dem alten Hofrath Heimburg nichts, alle Mühe, die man angewandt hatte, um seiner habhaft zu werden, war vergeblich. Der junge Heimburg litt am meisten dabei, und oft kam ihm in einer melancholischen Laune der Gedanke, fortzugehen und ihn zu suchen; seine Freunde redeten ihm dann ein und brachten ihn wieder davon ab.

Doch beschloß er einmal, den Bauern Tillmann Gros zu besuchen, um dessenwillen sein Vater so elend herumpilgerte. Seine Absicht war, sich zu erkundigen, ob ihm nicht noch könnte geholfen werden; er beschloß alsdann, die Sache zu übernehmen, weil er doch jetzt nichts zu versäumen hatte. In Dienste mochte er jetzt noch nicht treten, denn es war gerad keine Stelle vakant, die sich für ihn schickte, und zudem hatte er nun ja Vermögen genug, um warten zu können.

Heimburg fand den Alten zu Haus, er schien ihm ziemlich munter zu seyn und gab sich ihm zu erkennen, Tillmann fing gleich von dem armen herumschweifenden Vater an zu reden, er entschuldigte ihn aufs Beste und sagte: der Herr Hofrath hat nach dem Recht gehandelt, ich kanns ihm nicht verdenken, Gott hatte es so über mich verhängt, jetzt habe ich mein Brod so gut wie vorher, ich erlangte doch nun das Gut nicht wieder: denn meine Söhne sind fleißig, sie verdienen brav Geld und ich kann recht wohl leben. Heimburg fiel bei dieser Nachricht ein schwerer Stein vom Herzen; in dieser Freude fragte er den Alten, wie viel ihn ehemals der Prozeß gekostet habe? Tillmann antwortete: baare zweitausend Gulden. Nun die will ich euch wieder geben, fuhr Heimburg fort, ihr könnt euch das Kapital auf Interesse thun, und ich hoffe, ihr werdet alsdann Alles

vergütet bekommen haben, was ihr durch meinen Vater verloren habt. Nein! rief der Alte, dafür bewahre mich Gott, daß ich das Geld nehmen sollte, nein! nein! das thue ich nicht. Heimburg hielt an; allein es half alles nichts, wenn Sie mir's schicken, versetzte der Alte, so bekommen Sie's entweder wieder zurück, oder ich vermach's den Armen: das Letzte könnt ihr thun, edler Mann! erwiederte Heimburg, schickt mir's nur nicht wieder; allein ich hielt dafür, es könnte euern Kindern doch gut thun. Wenn ich's selber verdient hätte, antwortete Tillmann, so hätte ich nichts dawider, aber geschenkt mag ich's nicht, wenn unser Einer so viel Geld auf Einmal bekommt, so vergafft er sich dran und wird ein Böswicht, und meine Buben würden alsdann stolz und nicht mehr arbeiten wollen, die zweitausend Gulden würden bald verzehrt seyn und dann wären wir weniger zur Arbeit geschickt. Lieber Herr! ich bitte Sie um Gottes willen, behalten Sie das Geld: denn wenn wirs in die Finger bekommen, so möchten wir der Versuchung nicht widerstehen können.

Heimburg erstaunte über diesen Mann. Seyd mir gesegnet, Mann Gottes! rief er, man findet Wenige eures Gleichen in der Welt; wißt ihr, was ich dann thun will, wir sind einmal schuldig, euch schadlos zu halten, wenigstens mein Vater glaubt es. Nun, ich schenk euch doch die zweitausend Gulden, sie sind euer, weil ihr aber glaubt, ihr möchtet nicht gut damit haushalten, so will ich euer Haushalter seyn und euch jährlich hundert Gulden Intressen bezahlen, ich will das Geld auslehnen und die Handschrift für euch und eure Kinder hinters Gericht legen. Der Alte bedachte sich ein wenig; endlich fing er an: lieber Gott! quälen Sie mich doch nicht; —

doch damit Sie sehen, daß ich eben auch nicht eigensinnig bin, so machen Sie's denn so (aber ich sage meinen Kindern nichts davon). Die hundert Gulden jährlich die thun Sie mir immer wieder auf Intresse, und machen Sie die Verordnung dabei, daß von dem Geld demjenigen von meinen Kindern und Nachkommen, der durch Krankheit oder Unglück arm wird, geholfen werden soll, sonst soll aber Niemand Theil daran haben, nur der arme Unglückliche soll's genießen, sonst Niemand, und wenn kein Unglücklicher da ist, so bleibt das Geld immer stehen, und wenn meine Familie ausstirbt, so fällt's an die Armen.

Heimburg versprach die Verordnung genau so in Tillmanns Namen zu machen, sie dem Almosenamt, nebst den zweitausend Gulden einzuhändigen, und demselben die Verwaltung zu überlassen. Nun erkundigte er sich auch nach seinem Vater, aber er sah und hörte nichts von ihm; bald fing er an zu zweifeln, ob er nicht gar verunglückt oder doch im Elend gestorben sey. Dieser Gedanke folterte ihn so, daß er ganz schwermüthig darüber wurde. Indessen dauerte diese Sorge nicht lange mehr: denn der alte Hofrath zeigte sich bald wieder in seiner vollen Kraft.

Die Frau von der Linden war, wie gesagt, Hofmeisterin am Rheinauer Hof: allein sie schickte sich zu dem Amt gar nicht, daher wurden ihr andere Leute zugegeben. Dies verdroß sie, denn sie wußte sich viel damit, daß sie doch die erste Ursache sey und dem Fürsten zur Regierung geholfen habe. Dazu kam noch, daß ihres Mannes Vermögen ihr nicht zu Theil werden konnte, denn dafür hatte Prinz Wilhelm gesorgt; und endlich schien es ihr auch, als wenn man sie nicht genug äßtimirte: das Alles

machte sie verdrüßlich. Ihre Kamerädin, die Hebamme, war plötzlich gestorben, man murmelte davon, als sey sie vergeben worden, ja man sagte sich sogar ins Ohr, daß dieß Stück vom jungen Böhling ausgeführt worden sey. Allmälig schlich sich also ein Gedanke der Reue ins Herz der Frau von der Linden, ihr Zweck war ihr fehlgeschlagen, ihr Haß nach und nach erkaltet, die Liebe zu ihrem Mann, vorzüglich zu ihrer Tochter, kam wieder in ihre Brust, und nun fing sie auch an, für ihr Leben besorgt zu werden: denn sie vermuthete wohl, daß man die Hebamme darum aus dem Weg geräumt habe, damit sie nicht plaudern möchte, und daß man bald ebenso mit ihr verfahren würde. Endlich gefiel ihr auch das Hofleben gar nicht, besonders weil man sie verachtete und ihr wegen ihrer ländlichen Grobheit manchmal Streiche spielte. Sie überlegte daher in der Stille Alles aufs Genaueste, fand aber zu ihrem größten Schrecken keinen Ausweg; sie wollte fliehen, aber wohin? — Zu ihrem Mann durfte sie nicht kommen: denn sie konnte leicht denken, daß man sie dort abscheuen müsse, weil sie's mit Albert gehalten habe, und sonst fand sie ja kein Plätzchen in der Welt, wo ihr Fuß ruhen könnte; das Geld, das man ihr bisher geschenkt hatte, machte nicht viel aus und reichte nicht weit. Zudem, wie konnte sie als eine alte und ziemlich corpulente Frau fliehen, ohne Gefahr zu laufen, daß man sie erhaschen, und sie alsdann ohne Gnade und Barmherzigkeit sogleich hinrichten würde? Das Alles machte ihr die Welt zu enge, sie wußte nicht zu bleiben, überall befürchtete sie Gift und Tod. Dazu kam noch ein Umstand, der sie vollends ganz umkehrte: Als sie sich einsmals an einem Abend niedergelegt hatte und endlich in tiefen Gedanken ein-

schlief, so träumte sie sehr lebhaft, als wenn die verstorbene Hebamme in einer fürchterlichen hölliſchen Gestalt vor ihrem Bett stände und ihr ankündigte, sie würde bald bei ihr in dem Feuerpfuhl seyn, wo grausame Qualen auf sie warteten; sie hatte blaue Flämmchen sehen aus dem Mund und Nasen des Geistes fahren, sie erwachte mit Schrecken und schwitzte vor Todesangst. In dieser Noth fing sie an zu beten, sie rief zu Gott, Er möchte sich doch über sie erbarmen: denn ob ihre Sünde gleich unermeßlich sey, so sey Gottes Liebe und Erbarmung noch immer größer, ja sie wollte gern mit ihrem Leben bezahlen, wenn sie nur wieder gut machen könnte, was sie verschuldet hätte. Dies warme Gebet begleitete sie mit tausend Thränen, sie fand sich Etwas erleichtert, in einer dunkeln Hoffnung, daß sie auf ihrer Flucht glücklich seyn könnte, dann wollte sie Alles entdecken und hernach geduldig abwarten, was man mit ihr vornehmen würde. Alle diese Seelenstürme hatten sie so entkräftet, daß sie des andern Morgens liegen bleiben mußte: man erkundigte sich sorgfältig nach ihr, sogar der Fürst ließ etlichemal nach ihr fragen. Das Alles aber fruchtete nichts bei ihr, denn es kam ihr immer vor, man schmiede an dem Dolch, der ihr das Herz durchbohren würde. Sie stand des Nachmittags wieder auf und fing an, heimlich zusammen zu räumen, sie fand fünfhundert Gulden baares Geld, dies verwechselte sie in Gold, packte es in ein Beutelchen und dachte nun darauf, wie sie wegkommen wollte.

Etliche Tage hernach kam ein vierspänniger Bauer, welcher etliche Stunden weit von Rheinau zu Haus war und Wein von einem herrschaftlichen Gut gebracht hatte, dieser fuhr mit leeren großen Fässern wieder zurück. Nun fiel der Frau von der Lin-

den ein, der Bauer könne ſie in einem von den Fäſſern mitnehmen. Sobald er alſo abgeladen hatte, ſo rief ſie ihn allein, drückte ihm einen Dukaten in die Hand und brachte ihn damit zum Verſprechen, daß er verſchwiegenen Mund halten wollte. Nun entdeckte ſie ihm ihr Vorhaben, daß ſie gern vom Hof fort möchte, ſie wollte ihm gern hundert Gulden zahlen, wenn er ſie in einem Faß fortführe. Der Bauer war dazu willig, und ſie verabredeten, daß die Frau von der Linden voraus ſpazieren möchte, er beſchrieb ihr einen hohlen Weg, wo ſie auf ihn warten ſollte, er wolle mittlerweile in der Stadt einen Boden in einem Faß losmachen laſſen, ſie könne dort hineinſchlupfen, den Boden ſetze er dann wieder ein, und ſo könnte ſie weit genug wegkommen, ohne bemerkt zu werden.

Die Frau that etliche Hemden über einander an, kleidete ſich, als wenn ſie einen guten Freund beſuchen wollte, ſpazierte fort und verbarg ſich an dem hohlen Weg im Gebüſche. Nach ein paar Stunden kam der Bauer; ſie kroch in das Faß, in welchem ſie Heu fand, welches der Bauer hineingethan hatte, um ihr ein bequemes Lager zu machen, er ſetzte nun den Boden wieder ein und fuhr mit ihr fort. Nach und nach vermißte man die Frau von der Linden am Hof, man ward unruhig und fing überall an zu ſuchen, aber man fand ſie nicht. Nun wurden der Fürſt und alle ſeine Getreuen beſtürzt; denn man befürchtete mit Grund, ſie möchte aus Mißvergnügen entlaufen ſeyn und nunmehro ihnen allen ein heißes Bad zurichten.

Der Bauer fuhr nun nicht ſogleich auf das herrſchaftliche Gut, ſondern erſt nach Haus, und als es ſtockfinſter geworden war, ſo machte er den Boden

im Faß los und ließ die Frau von der Linden heraus; sie bezahlte ihm bei der Leuchte vor der Thür die hundert Gulden und fragte ihn, wie weit sie noch nach Haselbach zu gehen habe. Er antwortete: eine gute halbe Stunde; das machte ihr große Freude, denn dort wohnte ein naher Vetter ihres seligen Mannes, der Pfarrer Bart; dieser war ein vortrefflicher, kluger und allenthalben berühmter Mann; zu diesem wollte sie gehen und sich ihm entdecken. Diesen Plan hatte sie den Tag über in aller Angst im Faß gemacht, besonders weil sie wußte, daß das Dorf in der Gegend lag, wohin der Bauer fahren mußte; sie bat ihn also, daß er sie nun noch dahin begleiten möchte; er war dazu willig und ging mit seiner Leuchte voran, nachdem er ihr aus seinem Haus etwas zu Essen gebracht hatte.

Sie kamen um halb neun Uhr zu Haselbach bei dem Pfarrer an; er war ledig, hatte weder Frau noch Kinder und hielt mit seiner Schwester und einer Magd Haus. Der Bauer ging vor der Thür wieder fort. Die Frau von der Linden schellte, die Magd machte ihr auf, sie trat ins Haus und bat, man möchte den Pfarrer herausrufen; dieser kam und erschrack, denn er kannte sie und wußte auch ihre Geschichte durch's Gerücht. Wie ihm bei dem Besuch zu Muth war und was er ihr für ein Gesicht machte, das läßt sich leicht errathen. Nun zerfloß die Frau in Thränen und bat ihren Vetter, sie nicht zu früh zu verurtheilen, bis er ihr ganzes Anliegen gehört hätte, denn sie sey eine bußfertige Sünderin und wolle alles wieder gut machen, was sie verdorben hätte. Der Pfarrer ermahnte sie, alles zu erzählen; dieß that sie aufrichtiig, und nun kam alles heraus, wie Prinz Albert zur Regierung gekommen sey.

Dieſe Erzählung verſetzte den Pfarrer in tiefes Nachdenken, ihm ahnte, daß dieſer Vorfall ein Mittel abgeben könnte, dem Prinzen Wilhelm, zum Glück des ganzen Landes, wieder zur Regierung zu helfen. In dieſer Zuverſicht freute er ſich, nur fing nun die Angſt an, in ihm zu erwachen, daß man von Seiten des Hofes die jetzt in aller Rückſicht wichtige Perſon mit aller Strenge in allen Winkeln aufſuchen würde; daher ließ er ihr etwas zu Eſſen geben, zog ſich an und führte ſie eine kleine halbe Stunde weit vom Dorf ab zu einem ſehr ſeltſamen aber herrlichen Mann, von dem ich auch noch einige Worte vorher ſagen muß.

Bernhard von Schleedorn war der Sohn eines verarmten Edelmanns, ſeine Eltern ſtarben ihm, ſein älteſter Bruder bekam das verſchuldete Gut und er erbte weiter nichts, als Ahnen und ein wenig Kleider. Von Jugend auf war er mit einem gewiſſen großen und berühmten Pietiſten umgegangen, von dem man ſagte, daß er ein Roſenkreuzer ſey. Dieſer Mann lebte ſehr geheim, laborirte beſtändig und machte Arzneien, womit er den Armen umſonſt diente, ſonſt aber vieles dabei gewann, indem er den Materialiſten allerhand verfertigte und verkaufte. Als nun Bernhards Eltern todt waren, ſo nahm ſich jener Pietiſt des armen Junkers an, denn er war ſo recht nach ſeinem Sinn, er hatte ſeine ganze chemiſche und alchymiſtiſche Bibliothek durchgeleſen, ſich mit allen alten und neuen Myſtikern bekannt gemacht, und war alſo nun ein Mann nach ſeinem Herzen geworden. Er war voll von feurigem Enthuſiasmus und Trieb, genau ſeiner Beſtimmung gemäß zu wandeln und nach dem Sinn des Miſtizismus durch ein immerwährendes beſchauliches Leben und Erforſchung der

geheimen Natur nach der Lehre der hermetischen Philosophen zur Gottähnlichkeit empor zu steigen. Ein Vorsatz, der in seiner Ausführung, wenn man nur das Glück hat, seinen Enthusiasmus durch eine etwas aufgeklärte Vernunft leiten zu lassen, die größten Reize hat. Nun hatte Bernhard in Gesellschaft eines großen Mannes von eben der Denkungsart viele wichtige Reisen in alle Welttheile gemacht; dieser starb in England, und da er keine nahen Anverwandten hatte, so setzte er Bernhard zum Erben ein; dieser kam wieder in sein Vaterland zurück, erwählte sich diese Einöde, lebte da für sich und richtete sich auf einen Fuß ein, wie es seiner Denkungsart am Angemessensten war. Vor der Thüre dieses Mannes hatte auch etliche Wochen vorher, ehe die Frau von der Linden dahin kam, der gute Hofrath Heimburg gebettelt. Bernhard beobachtete diesen sonderbaren Mann, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und hörte mit Erstaunen die Ursache seines Bettelns. Heimburg wurde dadurch in seinen Augen ein großer Heiliger; denn eine solche Buße und Abtödtung des Fleisches war nach dem strengen Sinn dieses Mystikers der gerade Weg, noch in diesem Leben zum Anschauen Gottes zu gelangen; aber eben diese Gesinnung war auch gerad das Mittel, den guten Hofrath zu kuriren oder wenigstens zur Ruhe zu bringen, denn sobald er hörte, daß Bernhard sein Verfahren billigte, so zerschmolz sein Herz, er gewann diesen Mann lieb und redete freier mit ihm, der war der Erste, der ihm Recht gab, sonst hatten noch alle Menschen mit ihm disputirt und ihn getadelt. Bernhard glaubte nun seiner Denkungsart gemäß, er könnte kein Gott gefälligeres Werk vollbringen, als wenn er den alten Heimburg

bei ſich behielte und ihn bis an ſeinen Tod verpflegte; und da er hörte, daß der Hofrath den Bettelſtab nicht ablegen wollte, ſo redete er ihm ſtärker zu und verſprach ihm, daß er bei ihm ſo ſtreng leben könnte als er wollte; er habe hinten im Haus ein kleines Kämmerchen, da könne er auf Stroh ſchlafen, dabei könne er ſeine Bettlerskleider anbehalten, faſten, Waſſer und Brod genießen, mit einem Worte, ſich ſo ſehr kaſteien, als ihm gefällig wär. Dieſer Vorſchlag gefiel dem Hofrath, er ließ ſich bewegen und blieb da, doch aber mit dem Beding, keinem Menſchen in der Welt zu entdecken, daß er ſich da aufhielt, weil man ihn ſonſt mit Gewalt wegholen würde; das verſprach ihm Bernhard heilig: denn er hätte es für die größte Sünde gehalten, dieſen Mann wieder in die Welt zu befördern. Indeſſen waren doch die Beiden lange nicht einerlei Meynung, denn Heimburg war nur in dieſem einzigen Punkt ein Myſtiker, wie wir bald hören werden.

Der Pfarrer Bart, welcher auch die Myſtik liebte, wenigſtens haßte er ſie nicht, war ein ſehr guter Freund von Bernhard, er wußte ſeine Verſchwiegenheit, und daß er zu ſeinen geheimen chymiſchen und hermetiſch-philoſophiſchen Abſichten viele verborgene Kämmerchen, Zellen und Winkel in ſeinem Haus hatte, doch war ihm Heimburgs Anweſenheit ganz unbekannt. Daher fiel er auf den Gedanken, die Frau von der Linden ſey am ſicherſten an dieſem Ort, bis man aufgehört habe, ſie zu ſuchen. Während der Zeit ließ ſich dann allerhand unternehmen, um ihr Unterhalt außer Land zu verſchaffen; fürs erſte war er Willens, nach Traubenheim zu der von der Lindenſchen Familie zu reiſen, ihr den Vorfall zu erzählen und mit ihr berathſchlagen, was zu thun ſey.

Er führte den Vorsatz auch schon gleich des andern Tages aus, bestellte einen Vikarius an seine Stelle, denn er wußte nicht, wie die Sache ablaufen könne und wann er wieder käme; ging in der Stille fort, ohne jemand zu entdecken, wohin.

Bernhard nahm die Frau von der Linden auf, sie bekannte ihre Sünden, wobei dem ehrlichen Mann die Haut schauderte, weil sie aber nun bußfertig war, so behandelte er sie mit ernster Liebe. Auch sah er wohl ein, wie viel Gefahr er während ihres Aufenthalts in seinem Haus lief; allein das achtete er nicht, denn er sahe die Größe der Pflicht ein, wo möglich etwas zur Befreiung eines Landes von einem Tyrannen beizutragen; er sperrte sie also in den entferntesten Winkel seines Hauses ein, und da seine Haushälterin genau so dachte wie er, so war die Frau von der Linden vor der Entdeckung sicher.

Bernhard pflegte alle Abende in der Dämmerung seinen Gast, den alten Hofrath, zu besuchen, nun erzählte er ihm die Geschichte der vorigen Nacht ganz umständlich. Heimburg erwachte bei dieser Nachricht wie aus einem Traum, sein Geist kam wieder in ihn, man sah ihm an, wie er Kraft und Stärke anzog, unruhig ward und im Kämmerchen in tiefen Gedanken auf und ab ging. Bernhard wunderte sich über diese merkliche Veränderung; wundern Sie sich nicht, sagte der Hofrath, ich habe eine Privatfamilie unglücklich gemacht, ich habe bis daher dafür gebüßt; nun geht mir aber die Hoffnung auf, daß ich ein ganzes Land glücklich machen kann, das ist mehr als betteln; jetzt muß ich fort, ich habe noch mehrere Quellen zu entdecken, womit ich beweisen kann, daß Wilhelm der Aelteste ist, ich konnte sie aber bis daher nicht brauchen. Bernhard versetzte:

wenn Sie das können, so gehen Sie fort, Gott segne Ihr Vorhaben! Des andern Morgens nahm Heimburg seinen Stab, wanderte in seinen Bettlerskleidern fort und kam des Abends spät zu Traubenheim vor der Thür des Hauses an, in welchem die von der Linden'sche Familie beisammen wohnte. Eine Magd öffnete ihm die Thüre, er bat, man möchte den Herrn Heimburg zu ihm rufen: der kam und erkannte im Augenblick seinen Vater. Voll hoher Freude fiel er ihm um den Hals, Beide weinten und küßten sich lange; endlich fing der Hofrath an: Eile, mein Sohn! laß mir einen Barbier holen, gib mir Kleider und hilf mir, daß ich in Ordnung komme, denn ich habe wichtige Sachen vor! Nichts Fröhlicheres hätte er sagen können; der Sohn erfüllte das alles fast in einem Augenblick; er führte seinen Vater in ein Kämmerchen, gab ihm Kleider und einen Bedienten, der ihm helfen mußte, und bestellte augenblicklich einen Schneider, um ihm ein anständiges Kleid zu verschaffen: und nun lief er und kündigte die frohe Nachricht von der Ankunft seines Vaters an und daß er wichtige Dinge vorhabe. Jedermann im Hause lebte neu auf und man ahnete große und wichtige Veränderungen. Pfarrer Bart war auch den vorigen Tag schon angekommen und hatte durch seine Erzählung Schrecken, Erstaunen, Freude und Betrübniß verursacht.

Ehrenfried machte sich des andern Morgens früh auf, ging zum Hofrath, um sich nach seinem Vorhaben zu erkundigen und wo möglich ihm darinnen behülflich zu seyn. Nun hörte er, daß Briefschaften im Archiv seyen, aus welchen unwidersprechlich dargethan werden könne, daß Prinz Wilhelm der Erstgeborne sey. Lieber Herr Hofrath! fing Ehrenfried an:

warum ſind Sie aber denn nicht eher gekommen? — Er antwortete: das konnte nicht helfen, die Nachricht, die ich weiß, war allein zu ſchwach, und noch jetzt muß die ganze Sache mit Klugheit angegriffen werden. Trauen Sie alles meiner Erfahrung zu und ſorgen Sie nicht, es wird gut gehen. Machen Sie nur, daß ich anſtändige Kleider bekomme, damit ich ausgehen kann. Ehrenfried verſprach, alles aufs Beſte zu beſorgen. Er lief zum Prinzen, erzählte ihm die ganze Geſchichte von ſeiner Schwiegermutter, von dem wiedergefundenen Hofrath und von ſeinem Vorhaben, und ſo entſtanden neue Hoffnungen in allen Gemüthern.

Während der Zeit war Albert mit ſeinen Getreuen in größter Unruhe und Verlegenheit, es wurde ein Preis von tauſend Gulden auf die Frau von der Linden geſetzt. Der Bauer, welcher ſie gefahren hatte, bedachte ſich nicht lange, auch dieſe Summe zu verdienen: denn er war ſchlau genug, einzuſehen, daß man ihm nichts zu Leid thun würde, wenn er ſie wiederſchaffte; er ging alſo nach Rheinau, gab ſich an, daß er ſie mitgenommen habe; er habe aber nicht gewußt, daß ſo viel an dem Weib gelegen wäre, ſonſt hätte ers nicht gethan. Alles wurde freudig über dieſe Nachricht, der Fürſt mit den Böhlingen und ſeinem getreuen Patriz lebten nun wieder auf, und im Augenblick wurden etliche Huſaren abgeſchickt, um den Pfarrer Bart in Verhaft zu nehmen und ihn zu zwingen, daß er ſagen müßte, wo die Frau von der Linden ſey. Der Bauer wurde reichlich beſchenkt und ihm obige Prämie verſprochen, wenn er ferner dazu beitrüge, daß man die Frau wieder bekäme.

Der Bauer wurde auch beritten gemacht, und ſo

führte er die Husaren nach Haselbach; sie umstellten das Pfarrhaus, ihr Anführer ging hinein, fragte nach dem Pfarrer, hörte aber, daß er gestern Morgen schon auf etliche Wochen verreist sey; ferner forschte er nach, ob nicht eine Frau von der und der Statur da gewesen sey. Die Mägde antworteten: Ja! allein der Herr Pfarrer sey noch desselben Abends mit ihr fortgegangen, sie wüßten aber nicht wohin. Der Offizier gab dem Schulzen den Auftrag, das Pfarrhaus zu bewachen, er versiegelte alles, nahm die Mägde mit und zog wieder nach Rheinau; dort wurden sie verhört und bedroht, aber das war auch alles, sie wußten nichts, man mußte sie also wieder los lassen.

Indessen wurde Bernharden auch angst, er vernahm, daß auf die Entdeckung seines Gastes tausend Gulden gesetzt wären, er mußte daher jeden Augenblick befürchten, es möchte auskommen: eine Nothlüge war bei ihm eine Todsünde, im Fall er also wäre gefragt worden, so hätte ers sagen müssen. Er beschloß daher, die Frau von der Linden in einen Bettler zu verkleiden, sie mit Farben im Gesicht unkenntlich zu machen und über die Gränze zu bringen; er hatte nur eine gute Stunde bis an die Gränze des Fürstenthums Traubenheim und dort waren Beide sicher. Er führte den Morgen früh, ehe die Husaren nach Haselbach kamen, seinen Vorsatz so vorsichtig aus, daß kein Mensch etwas gewahr wurde. In einem Flecken des Fürstenthums Traubenheim ruhten sie aus, die Frau von der Linden kleidete sich wieder ordentlich; hier nahmen sie nun ein Fuhrwerk bis Traubenheim und begaben sich wieder auf den Weg. Die Frau von der Linden hielt nun kläglich an, daß er sie nicht zu

ihrer Familie führen möchte, sie wollte gern in einem Haus allein seyn, und wenn er zu ihrem Mann und Kindern käme, so möchte er sie bitten, daß sie ihr erlaubten, nie wieder unter das Gesicht so rechtschaffener Leute zu kommen: denn das sey sie nicht mehr werth. Bernhard billigte das alles und versprachs ihr. Des Abends kamen sie an dem erwünschten Ort an. Bernhard logirte sich mit ihr in ein abgelegenes Wirthshaus und ließ ihm von der Lindischen Haus ansagen, daß sie Beide da seyen: diese Nachricht verursachte allgemeine Freude. Im Augenblick schickte Ehrenfried einen Bedienten dorthin, der mußte sie Beide bewillkommen und der Frau von der Linden im Namen der ganzen Familie sagen: sie habe durch ihr jetziges Betragen alles wieder gut gemacht, sie solle nur ruhig und gutes Muths seyn, es würde ihr nicht nur nichts geschehen, sondern sie solle noch recht glücklich in der Welt werden, besonders wenn sie nun fernerhin rechtschaffen seyn und vor Gericht alles aufrichtig sagen würde, was sie wüßte; man würde auch eine Wache vor ihr Zimmer stellen, das geschähe aber um ihrer Sicherheit willen, damit ihr nicht von Rheinau aus Schaden zugefügt werden könnte. Die arme verzagte Frau wurde nun dadurch wieder ganz ruhig, sie dankte Gott mit tausend Thränen für diese Gnade, und versprach alles zu thun, was man von ihr verlangte.

So sehr auch Karoline ihre Mutter bisher verabscheuet und sich vorgesetzt hatte, sie nie wieder zu sehen, so wurde doch jetzt ihr kindliches Herz weich, sie suchte von Weitem ihren Mann zu erforschen, was er dazu sagen würde, wenn sie ihre Mutter besuchte; allein der billigte ihren Wunsch, daher schickte sie hin und ließ sie fragen: obs ihr recht sey, wenn sie sie

beſuchte? Jetzt kämpfte Scham und Mutterliebe im Herzen der Frau; doch überwand endlich die Letzte, ſie ließ ihre Tochter kommen, aber mit flehentlichem Bitten, ihr doch keine Verweiſe zu geben. Karoline ging hin; beim erſten Beſuch redete ſie nur durch Thränen, in den folgenden aber rückten ihre Herzen wieder näher.

Hofrath Heimburg war während der Zeit auch ſehr geſchäftig geweſen, und nun iſts an dem, daß ich die Hauptgeſchichte fortſetzen muß. Der Dr. Edelmann, welcher bei der Geburt beider Prinzen gegenwärtig geweſen, war ſein vertrauteſter Freund, ſie hatten zuſammen ſtudirt, und da ſie die Vorſehung nicht weit von einander in Aemter ſetzte, ſo beſuchten ſie ſich oft. Edelmann war nun einsmals zu Traubenheim, denn er wurde zu einem Kranken dorthin berufen: er logierte bei ſeinem Freund, und auf Veranlaſſung eines neugebornen Kindes in der Nachbarſchaft, welches ein ſonderbares Muttermal mit auf die Welt gebracht hatte, geriethen Heimburg und Edelmann in einen heftigen Diſput mit einander; der Erſte behauptete: die Muttermäler entſtänden nur von ungefähr und nicht aus Schrecken oder ſtarker Einbildung der Schwangeren; der Letztere aber wollte aus vielen Erfahrungen das Gegentheil darthun; ſie kamen darüber faſt bis zum Zornigwerden aneinander.

Ungefähr vierzehn Tage hernach bekam Heimburg einen Brief von ſeinem Freund, worin er ihn völlig von ſeiner Meinung überzeugen wollte, und zwar durch eine neue, ſehr wichtige Erfahrung, die er bei der Niederkunft der Fürſtin erlangt hatte.

Dieſen Brief, welcher unzweifelbar bewies, daß Derjenige unter den Prinzen der Aelteſte ſey, wel-

cher das Muttermahl auf dem Rücken habe, hatte Heimburg als Etwas Seltenes aufgehoben. Bei seinem Unglück, als er von Traubenheim weichen mußte, hatte er alle seine Papiere eingepackt, versiegelt und ins Archiv in Verwahrung gebracht, er wußte, daß dieser Brief nebst andern wichtigen Urkunden noch dort seyn müßte. Das Erste, was er also that, war, daß er ins Archiv ging, seine eigenen Sachen heraustragen ließ und sich die Erlaubniß auswirkte, das Archiv zu durchsuchen, weil er noch mehrere Nachrichten zu finden hoffte. Indessen glaubte Ehrenfried an dem Einen Brief genug zu haben, denn er enthielt eine höchst umständliche Erzählung von der Geburt beider Prinzen: wie nämlich die Hebamme ihn, den Doktor Edelmann, herbeigerufen habe, sobald das erste Kind auf der Welt gewesen, wie sie zusammen den Krebs auf dem Rücken des jungen Prinzen besehen hätten, bis die Fürstin, welche noch ein Kind bei sich gefühlt, unwillig geworden und dringend um Beistand gerufen habe: darauf sey der zweite Prinz auch geboren worden, der aber kein Zeichen am Leibe habe ꝛc. Das übrige, welches nur einen Schrecken, den die Fürstin vor einem Krebs gehabt hatte, betraf, interessirte Ehrenfried weiter nicht. Er eilte mit dem Brief zum Fürsten und zeigte ihm denselben; es ist wahr, so philosophisch sich Prinz Wilhelm betrug, als er die Regierung abtrat, mit so hoher Freude wurde er doch erfüllt, als er diesen Brief sahe; seine Gemahlin und Theodore, die fast immer beisammen waren, hielten sich im Nebenzimmer auf, der Fürst rief sie und las ihnen den Brief vor; darauf zog er sich aus und zeigte ihnen Allen den braunen, zackigten und einem gesottenen Krebs ziemlich ähnlichen Flecken unter

dem linken Schulterblatt. Jetzt, Ehrenfried! ſagte Prinz Wilhelm: jetzt weiß ich gewiß, daß ich der rechte Erbe des Fürſtenthums Rheinau bin und mehr brauch ich nicht; Gewiſſen treibt mich nun, meine lieben Unterthanen von einem Tyrannen zu befreien und meine Freunde mit ihnen glücklich zu machen. Aber eben ſo iſts nun auch meine Pflicht, die Frevler exemplariſch und tüchtig abzuſtrafen; laſſen Sie alſo geſchwind die Frau von der Linden verhören und ein Protokoll über ihre Ausſagen formiren, ich muß jetzt nun fort, damit mir keiner der Vögel entwiſche, ihr werdet Alle bald von mir hören. Ehrenfried eilte und ſchickte zwei Notarien und tüchtige Zeugen zu der Gefangenen. Während der Zeit wurde in aller Stille wieder eine Kompagnie Fußvolk beordert, ſich auf den erſten Wink bereit zu halten, wohin ſie Prinz Wilhelm führen würde. Gegen Mittag erhielt der Prinz das Protokoll, um alle Perſonen zu wiſſen, deren er ſich zu verſichern habe, und nun eilte er in aller Stille fort und ſchnurgerad auf Rheinau zu. Alle dieſe Anſtalten waren ſo behutſam und in ſolcher Geſchwindigkeit gemacht worden, daß keine Seele am Rheinauer Hofe, wenigſtens noch zur Zeit, an ſo Etwas dachte. Albert und ſeine Getreuen waren zwar unruhig wegen der Entweichung ihrer Gehülfin; allein ſie hatten wirklich wieder einen herrlichen Pfiff in der Schmiede, der ſollte Allem auf Einmal ein Ende machen, und der beſtand darin, dem Prinzen Wilhelm heimlich vom Brod zu helfen und zugleich auch der Frau von der Linden; nur ließ ſich das Ding ſo bald nicht ausführen, als ausdenken, daher kam ihnen die Rache auf den Hals, ehe ſie daran dachten.

Des Abends um neun Uhr rückte Wilhelm mit

seinen Soldaten vors Thor, er hatte den bloßen Degen in der Hand und ritt voran. Die Thorwache hatte nichts gemerkt, bis Wilhelm schon hineinritt, denn es war sehr finster; nun rief die Wache, man bemächtigte sich aber ihrer und nahm sie gefangen. Nun eilte Wilhelm auf die Hauptwache, befahl, bei Lebensverlust, keine Trommel zu rühren und sich stille zu halten; jetzt machte er sich bekannt, die wachthabenden Offiziere versammelten sich um ihn, gaben ihm ihre Freude zu erkennen, und versprachen, Alles zu thun, was er befehlen würde. Indessen gabs ein Getümmel in der Stadt, und Wilhelm fing an zu fürchten, es möchte ihm Einer entwischen; er fragte also auf der Wacht, wo der Fürst, die Böhlinge, Bösewein und ein gewisser Patriz wohnten; der Wachtmeister antwortete: sie werden alle am Hof beisammen seyn. Nun befahl der Prinz, wenn sie ihm treu wären und bleiben wollten, so sollten sie sich ruhig auf ihren Posten verhalten, bis auf weitern Befehl. Nun eilte er mit seinem Volk an Hof, er ging zu Fuß voran mit dem bloßen Degen in der Hand, denn sein Pferd hatte er auf der Hauptwache gelassen, alle Soldaten, die er bei sich hatte, waren auch Fußgänger. In größter Stille schlichen sie heimlich fort und bemächtigten sich aller Posten. Wilhelm drang in den Saal hinein und sein Volk hinter ihm drein, als Albert und seine Getreuen, welche just saßen und sich berathschlagten, eben ans Fenster gehen und nachsehen wollten, was für ein Geräusch unten im Hof sey; steif und starr standen sie Alle da vor Schrecken. Wilhelm rief hinter sich seinen Leuten: wofern einer von denen Herren, die hier beisammen stünden, entwischte, so müßten sie mit dem Leben dafür stehen. Der junge Böhling und Pa-

triz wollten zum Fenster hinaus, aber sie wurden ergriffen, so auch Bösewein und der alte Böhling; verwahrt sie wohl! rief Wilhelm noch einmal: denn wenn Einer entläuft, so kostet es das Leben. Albert suchte sich zu retiriren; allein Wilhelm ergriff ihn; bleib Elender! sagte er: danke Gott, daß du in die Hände eines Bruders gerathen bist, gib mir deinen Degen. Albert gab ihn hin; jetzt verfüg' dich in dein Kabinet und laß dir gefallen, daß man dich bewache. Albert gehorchte, und so war der Streich schon glücklich ausgeführt, ehe einmal die entlegensten Familien in der Stadt wußten, daß jemand Fremdes angekommen sey.

Nun ließ Wilhelm den Kapitän kommen, der ihm vorher so getreu gewesen war. Der gute alte vernarbte Kriegsmann konnte sich der Freudenthränen nicht enthalten, als er seinen vorigen Herrn wieder sah; da er aber vollends hörte, daß Albert gefangen sey, so hüpfte er vor Freuden. Wilhelm ließ ihn sogleich wieder den Eid der Treue schwören, und trug ihm auf, seiner Kompagnie die Regierungsveränderung bekannt zu machen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, die fremden Soldaten bei den Bürgern einzuquartiren und zu sorgen, daß sie gut verpflegt würden; zugleich würde es ihm angenehm seyn, wenn auch den Bürgern die Sache bekannt gemacht würde. Der Kapitän nahm Alles über sich: überall entstand Jubel und Freude. Erst gabs nur ein Gemurmel in der Stadt; als aber die Bürgerschaft gewiß wußte, daß Prinz Wilhelm wieder Fürst wäre und Albert mit seinen Böswichtern gefangen sey, da war der Freude kein Ende! Der Magistrat versammelte sich augenblicklich und eilte ins Schloß, wo schon die Herren von der Regierung und der Kammer zusam-

menliefen. Die Bürger fingen an, ihre Fenſter voller Lichter zu hängen, die Küſter liefen in die Kirche und läuteten alle Glocken, man fing an, Kanonen zu löſen, überall war unausſprechliche Freude, und die Traubenheimer Soldaten wurden herrlich traktirt.

Des andern Tages ſchickte der Fürſt einen Kourier nach Traubenheim zu ſeiner Gemahlin, um ihr den glücklichen Erfolg ſeiner Verrichtungen anzukündigen; ſie ließ augenblicklich Ehrenfried und Theodore zu ſich kommen, empfing von ihnen die herzlichſten Glückwünſche, und befahl, ſich nun ſo bald als möglich zum Abzug fertig zu machen. Der Fürſt von Traubenheim beſchloß, ſeine Schweſter zu begleiten, Ehrenfried und ſeine Frau, der Hofrath Heimburg, ſein Sohn und Schwiegervater reisten mit; Dietrich, ſein Sohn und ſeine Schnur blieben aber zurück, um dort die Sachen in Ordnung zu bringen und dann mit Sack und Pack wieder nach Rheinau zu ziehen. Die Frau von der Linden wurde noch beſonders abgeholt und auf eine honette Art zu Rheinau in Verwahrung gehalten.

Der Fürſt ſetzte nun für den Anfang die ganze Dienerſchaft genau wieder auf den Fuß und in die Ordnung wie vorher; es war aber ſchon in der kurzen Zeit von Alberts Regierung ſo viel verſäumt, verdorben und ſo viele Ungerechtigkeiten begangen worden, daß alle Köpfe und Hände genug zu thun hatten, um Alles wieder in Richtigkeit zu bringen.

Nun wurde auch die Inquiſition gegen Prinz Albert und ſeine Anhänger vorgenommen; der Frau von der Linden erzeigte man die Gnade, daß man ſie nicht vor der Kommiſſion abhörte, ſondern es gingen immer ein paar Herren zu ihr und verhörten ſie auf ihrem Zimmer. Anfänglich behalf man

sich mit Läugnen; allein der alte Böhling machte der ganzen Sache ein Ende, er gestand Alles aufrichtig, und durch dieses Bekenntniß brachte ers dahin, daß die Andern auch gestanden. Nachdem die Sache nun auf dem Reinen war, so wurde nachfolgendes Urtheil, welches der Fürst mit Schwalbenau und Ehrenfried abgefaßt hatte, an ihnen vollzogen.

Die Böhlinge, Bösewein und Patriz wurden zu einer strengen ewigen Gefangenschaft auf einem hohen Thurm verbannt und zwar jeder besonders, so daß Keiner mit dem Andern reden konnte. Der Prinz Albert wurde auf ein vestes entlegenes Schloß gebracht, wo er, nebst den nöthigsten Bedienten, ebenfalls streng bewahrt, und so auf lebenslang gefangen gehalten wurde.

Mit dieser Nachricht verschwinden diese Werkzeuge der Bosheit aus meiner Geschichte, und ich kann nicht umhin, hier eine, wie mir dünkt, sehr nützliche Anmerkung zu machen. Gott hat in den Plan des menschlichen Geschlechts eine böse wirksame Kraft verwebt, — man lasse mich das sagen und mißdeute mirs nicht. Wir finden, daß ein allgemeiner Trieb zur Vollkommenheit alle Menschen auf Erden beseelt, ein Jeder aber hat seine eigene Idee von dieser Vollkommenheit, bei den Mehrsten ist dieser Begriff sehr unrichtig.

Die Offenbarung Gottes in der Natur und in der Bibel stellt uns die wahre Vollkommenheit in der Gottähnlichkeit als ein glänzendes Ziel vor: der Weg, sie zu erlangen, heißt Religion.

Nun ists zwar wahr, ein großer Theil der Menschen ist nicht aufgeklärt genug, um jenes glänzende Ziel und den Weg dahin zu sehen und zu erkennen, ja, der größte Theil hat gar widrige und höchstirrige

Begriffe davon; insofern haben wir keine bösen Kräfte nothwendig, um das Uebel zu erklären, welches durch Irrthümer des Verstandes herkömmt. Wenn Aberglauben und Schwärmerei, aus wahrhaft frommen Absichten, ohne Eigennutz, blos zur Ehre Gottes andere im Grund edle Menschen martern, verfolgen und tödten; wenn sie wirklich meynen, sie thäten Gott einen Dienst daran, so kann man ihnen weiter keine Schuld geben, als wenn sie die Bildung ihres Verstandes versäumt und die Augen vor der Wahrheit zugeschlossen haben. Insofern sind alle Diejenige, welche wahre allgemeine Aufklärung ausbreiten, Gesandten der Gottheit und wohlthätige Gestirne, deren Einfluß die Welt beseligt.

Aber wenn bei hinlänglichen Einsichten, bei wahrer deutlicher Erkenntniß des Bösen und Guten, ein Böhling, ein Patriz und Bösewein die herrlichen Folgen einer gesegneten Regierung wirklich erkennen, gar leicht Theil daran haben könnten, und doch blos aus satanischer Freude zu schaden, sich zu rächen — ich mag nicht einmal sagen, aus Herrschsucht: denn das hätten sie auch als brave Leute unter Wilhelms Regierung gekonnt — dergleichen erschreckliche Rollen spielen, so kann man das nicht der Eingeschränktheit der menschlichen Natur zuschreiben. Der Verstand ist eingeschränkt, denn das Kind hat nur die Anlage dazu; aber der Wille ists nicht. So lang er blos seinem leitenden Verstand oder der Vernunft folgt und sich von ihr beherrschen läßt, so lang ist er zu entschuldigen; sobald er aber blos seinen natürlichen Neigungen Gehör gibt, so wird er strafbar, und hier äußert sich eben die böse Kraft, welche den Endzwecken der Gottheit zur Vollkommenheit der Menschen entgegenzuwirken scheint, im

Grund aber dieselben mächtig befördert — mehr, weit mehr befördert, als wenn sie nicht zugegen wär', und dieß ist auch die Ursache, warum sie der Schöpfer in seinen Plan zugelassen hat.

Nun mag diese böse Kraft in der Natur der menschlichen Seele ihren Grund haben, oder ein Teufel, ein Ahriman, ein Locke außer ihr existiren, es kommt im Grund Alles auf Eins hinaus; sie ist einmal da und kann unmöglich geläugnet werden. Die, welche das Daseyn des Teufels nicht zugeben wollen, wissen nicht, wozu er zu brauchen ist; ey! wozu braucht denn Gott das Böse, welches denn doch wirklich existirt? es ist das Läuterungsmittel, wodurch Gott so viele herrliche Menschen bildet und von allen Schlacken reinigt.

Die zwei Fragen laufen also im Grund auf Eines hinaus: erstlich, wie konnte Gott eine Menge unsichtbarer böser Wesen schaffen, die seine Absichten beständig durchkreuzen und sie eben dadurch gegen ihren Willen befördern? oder wie konnte er eine Menge sichtbarer, das ist, böser Menschen in seiner Schöpfung dulden? Diese letztere finden wir durch die Erfahrung bewahrheitet; die erste durch die Traditionen aller Völker und durch die göttliche Offenbarung. Nur die einzige Schwierigkeit waltet dabei noch ob: Kann ein unsichtbares geistiges Wesen, ohne durch die sinnlichen Werkzeuge zu wirken, Einfluß auf die Seele haben? Die Schulphilosophie sagt: nein! was sagen aber die täglichen Erfahrungen von Ahnungen? Doch ich mag weiter nichts davon reden, denn es wird Leser genug geben, welche diese paar Seiten überhüpfen werden.

Nach und nach fand sich nun die von Linden'sche Familie wieder zu Rheinau ein, Jeder be-

zog wieder seine alte Wohnung, und die kurze Regierungsveränderung hatte weiter keine Folgen für sie gehabt, als daß sie um einen guten Theil mehr ihr Glück zu schätzen wußten und dankbarer gegen Gott geworden waren. Die Gnade des Fürsten und der Fürstin gegen sie wurde nun auch noch stärker: denn das ist allemal der Erfolg, wenn man Liebe und Leid mit einander erduldet hat.

Kammerrath Heimburg fing nun auch wieder an, in seinem vorigen Fach zu wirken, er zog wieder über Land und setzte seine Untersuchungen fort; sein Vater aber bettelte nicht mehr, sondern er begab sich zur Ruhe. Der Fürst wollte ihm eine Bedienung geben; aber er verbat sie sich wegen seines Alters, doch nahm er ein Gnadengehalt an, welches ihm jährlich ausbezahlt wurde. Sein Sohn hatte ihm erzählt, wie er den Bauern befriedigt habe; das beruhigte aber den Alten nicht so sehr, als daß ihn Gott gesegnet und an seiner Stelle die Restitution vollzogen habe; der eigentliche Grund seiner Beruhigung war dagegen wohl der, daß er ein Werkzeug zur Beglückung eines ganzen Landes abgegeben hatte, und das ist wirklich etwas Großes!

Dietrich von der Linden mochte von seiner Frau nichts mehr sehen und hören, doch hielt er sein Testament: denn als sie nach Vollziehung des Urtheils an ihren Mitgenossen der Bosheit freigelassen wurde, so wies man ihr an einem abgelegenen Ort einen Wittwensitz an, wo sie ihre vierhundert Gulden ununterbrochen erhielt, so lange sie lebte.

Nachdem nun Heimburg seine Untersuchungen vollendet hatte, so fand sich, daß kaum die Hälfte des Kapitals 1,400,000 Gulden zum allgemeinen Schulfond nöthig sey, das andere bestand mehrentheils in

Stiftungen, welche ſchon hin und wieder an die Schulen gemacht worden, und überdas lagen noch viel Gemeingründe unbenutzt, welche verpachtet und der daraus erwachſende Geldantheil zum Kapital geſchlagen werden konnte. Er fuhr alſo fort; und durch eine herrſchaftliche Verordnung unterſtützt, fing er nun an, von Dorf zu Dorf zu reiſen und überall die Gemeindegründe zum Beſten ihrer Schulen zu Aeckern und Wieſen zu verpachten: denn im ebenen Lande hatte ſchon von alten Zeiten her der ſtarke Kornhandel, wobei man nichts zur Weide entbehren konnte, den Kleebau und die Stallfütterung eingeführt; in dem bergigten Theil aber waren die Gemeindewaiden noch völlig im Schwunge, wurden aber auch durch Heimburgs Vorſchläge und Anſtalten allmälig abgeſchafft. Der Fürſt that endlich auch noch dadurch das Seinige dabei, daß er auf ein paar Jahre den Rheinzoll den Schulanſtalten widmete. Als das Kapital, welches überhaupt erfordert wurde, völlig ausfündig gemacht worden war und der Fürſt nun ſahe, daß Heimburgs Plan keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen ſey, ſo ließ er ihn zu ſich kommen, redete freundlich mit ihm, und übertrug ihm das völlige Direktorium der Schulſachen im ganzen Land, doch mit dem Beding, von Zeit zu Zeit von allen ſeinen Verrichtungen unterthänigſten Bericht abzuſtatten. Er bekam den Titel als Generaldirektor des Schul- und Erziehungsweſens, mit einem Gehalt von zweitauſend Gulden. Man ſetzte ihm zwei würdige Geiſtliche an die Seite, welche ſeine Aſſeſſoren waren; dieſe Drei machten ein ſogenanntes Schulkonſiſtorium aus, und von dieſem hing im Schulfach Alles ab.

Ich will hier nur kurz die Hauptſtücke der Heimburgiſchen Einrichtung erzählen, weil ſie nach meiner Einſicht die vollkommenſte iſt, die man ſich denken kann.

In einem abgelegenen Städtchen, wo Alles höchst wohlfeil war, wurde eine hohe Schule angelegt, mit allen dahin gehörigen Rechten und Freiheiten. Die Lehrer wurden gehörig besoldet und hatten völlige Gerichtsbarkeit über sich und ihre studirende Jünglinge. Zu den Lehrstunden wurde ein ordentliches dauerhaftes räumliches Gebäude aufgeführt, eine Bibliothek nebst den gehörigen mathematischen, physischen und andern Werkzeugen angeschafft, kurz, alle Hülfsmittel besorgt, welche zum Zweck dienlich waren.

Der erste Lehrer gab Stunden in der deutschen Sprache und im Schreiben; der zweite im Rechnen und der Mathematik; der dritte in der Musik, besonders im Choral und dem Kirchengesang; der vierte in der Physik, der Landwirthschaft, der Fabriken und Handlung; der fünfte in der Erziehungskunst und in der Religion.

Die ganze Einrichtung war so beschaffen, daß ein fähiger Jüngling in zwei Jahren fertig werden und mit vierhundert Gulden auskommen konnte. Da nun in Zukunft jede Dorfschule so viel Gehalt gab, daß ein honnetter Mann ehrlich mit Frau und Kindern dabei leben konnte, so fehlte es dieser hohen Schule an Zulauf nicht; damit auch dieser nicht zu groß würde, so durften die Lehrer keinen jungen Menschen annehmen, bis sie genugsame Ueberzeugung von seinen Fähigkeiten und von seinem guten Charakter hatten. So hatte also Heimburg auch denen fähigen Söhnen nicht begüterter Beamten eine anständige Quelle des Auskommens eröffnet: denn nun schämte sich der Sohn eines Pfarrers, eines Raths u. s. w. nicht mehr, Schulmeister zu werden. Zugleich wurde die Schmach, welche noch überall auf dem Schulamt haftet, weggewischt; welches aber das allervornehmste

und eigentlich der Hauptzweck der ganzen Sache ist, allgemeine Aufklärung und gesunder Menschenverstand in allen Stücken unter die gemeinsten Menschenklassen verbreitet. Das folgende Menschengeschlecht hatte nun aufgeräumte physische Begriffe, dummer Aberglauben mit allen seinen Folgen dämmerte weg, Vorurtheile in der Landwirthschaft und allen andern Gewerben verschwanden, und an deren Stelle fing man nun an, nach Grundsätzen zu handeln, mit einem Wort, unendlich glückliche Folge begleitete nun den Wirkungskreis aller Menschen in allen Gewerben. Fürst Wilhelm und sein Heimburg erlebten noch einen Theil der seligen Wirkungen ihrer Anstalten, sie schaueten noch in die glänzende Morgenröthe mit freudigen Augen hinein, welche den schönsten Tag über Land und Leute ausbreitete.

Kammerrath Ehrenfried und seine Theodore waren nicht weniger vortreffliche Werkzeuge in der Hand Gottes zur Glückseligkeit des Vaterlandes. Was sie noch für herrliche Thaten nach obiger schweren Prüfung vollbrachten, ist nun noch übrig zu erzählen.

Das Fürstenthum Rheinau ist ein Fruchtland, die Einwohner sind größtentheils Bauern, hin und wieder sitzt ein reicher Kornhändler, der ihnen jährlich ihren Ueberfluß abkauft und damit außer Land Handlung treibt. Diese Leute sind dem Landmann sehr nützlich, wenn sie gerechte brave Leute sind, im Gegentheil drücken sie ihn und saugen ihm den letzten Blutstropfen aus den Adern. Nun ist aber der größte Theil der Menschen eigennützig, folglich auch der Kornhändler: daher kam es, daß der Bauer im Rheinauischen zwar satt zu essen, aber keine Kleider auf dem

Leibe hatte: denn die Fruchtpreiſe waren immer ſo gering, daß ſie kaum zureichten, die herrſchaftlichen Abgaben zu beſtreiten. Wenn nun noch über das Einer mit Krankheit, Viehſterben, Feuersbrünſten u. d. gl. Unglück heimgeſucht wurde, ſo fand er anders kein Mittel, ſich zu helfen, als bei ſeinem Kornhändler Geld aufzunehmen und ihm ſein Gut zu verſchreiben. Nun waren ihm aber auch alle Mittel benommen, dieſe Schuld je wiederum abzutragen: denn er behielt nichts übrig, die Intereſſen kamen noch dazu, dafür nahm der Kornhändler noch einen Theil von der Nothdurft des armen Schuldners weg, ſo mußte er verarmen und endlich auswandern, denn ſein Gläubiger nahm das Gut und verpachtete es. Daher kam's, daß gewiß der dritte Theil des Fürſtenthums den Kornhändlern gehörte und verpachtet war; allein dieſe Pächter konnten eben ſo wenig beſtehen, als die vorigen Eigenthümer, ſie mußten ebenfalls entlaufen, daher entſtand nach und nach ein Unwerth der Güter, der ſeines gleichen nicht hatte, und man fand ganze Strecken Landes ungebaut. Ehrenfried ſahe dies Elend nach und nach ein und er entwarf einen Gewerbplan, der die herrlichſten Folgen nach ſich zog, der Fürſt genehmigte ihn ganz und er wurde alſofort ausgeführt. Und eben hier zeigte Hans Jakob von der Linden den großen Mann, der in ihm geſteckt hatte, wie im Verfolg erhellen wird.

Der Plan beſtand in folgenden Hauptſtücken:

In allen Kirchdörfern, Landſtädten, vorzüglich aber in der Stadt Rheinau wurden Fruchtmärkte errichtet und freier Handel in und außer Land verſtattet. Dies wurde zuerſt ausgeführt, und in einem Jahr

stiegen die Preise schon um ein Viertheil, die Bauern fingen an zu jauchzen und die Kornhändler zu murren.

Während der Zeit errichtete man zu Rheinau ein Fruchtmagazin auf eine sonderbare Art, dessen Wirkung vortrefflich war: man setzte einen Mittelpreis auf jede Fruchtsorte; so lange die Früchte auf dem Markt binnen dem Raum eines halben Gulden unter dem Mittelpreis und einen halben Gulden über demselben waren, so ruhte das Magazin; waren aber die Früchte wohlfeiler als einem halben Gulden unter dem Mittelpreis, so kaufte das Magazin ein, aber nicht in dem jetzigen Marktpreis, sondern genau einen halben Gulden unter dem Mittelpreis, folglich gab es mehr, dadurch zog es die Bauern an sich, häufte Frucht auf, so lang bis die Marktpreise so hoch gestiegen waren, daß sie wieder dem Mittelpreis nahe kamen. Stieg der Preis der Frucht über den Mittelpreis, so ruhte das Magazin und ließ das Land handeln; kamen aber die Preise auf einen halben Gulden über den Mittelpreis, so fing das Magazin an, in und außer Land zu verkaufen; es verkaufte aber wieder nicht theurer als gerad einen halben Gulden über den Mittelpreis, und also wohlfeiler als alle andere, mithin zog es die Käufer an sich, dadurch wurden die Früchte wieder wohlfeiler. Solchergestalt gewann das Magazin an jedem Malter Frucht einen Gulden und konnte recht wohl bestehen.

Hans Jakob steckte zwanzigtausend Gulden in den Magazinhandel, Ehrenfried und Heimburg jeder eben so viel, der Fürst schoß auch eine Summe dazu, nach und nach auch verschiedene Kornhändler; denn ihre goldene Zeit war vorbei, und sie waren froh, daß sie so viel noch verdienen konnten.

So wurde allmälig der Bauer glücklich, die Güter wurden theuerer, und man fing allenthalben an, derselben zu kaufen. Ehrenfried sahe wohl ein, daß dieß bald schädliche Folgen haben würde: denn der Reiche, welcher Geld hatte, kaufte sie an sich und verpachtete sie; da nun die Pachtgüter dem Aufkommen des Landes durchaus schädlich sind, so wurde eine Verordnung gemacht, daß kein Landmann mehr als ein Gut haben solle, und den großen Gutbesitzern wurde dazu auch empfohlen, ihr Gut unter zwei oder mehrere Kinder zu vertheilen, je nachdem sie sich darauf nähren konnten; dadurch wurde nun dem allgemeinen Trieb, Güter zu kaufen, gewehrt, nur die Leute, welche keine hatten, kauften sie, und Ausländer, welche die gesegnete Regierung dieses Landes kannten, zogen sich herbei und baueten sich an; so wuchs die beschäftigte und nützliche Bevölkerung auf allen Seiten, und das Fürstenthum Rheinau fing allmälig an, eines der schönsten und blühendsten Länder zu werden. So wurde also die Landwirthschaft allmälig auf einen glänzenden Fuß gesetzt, und hier fing nun Hans Jakob an, eine Säule und Stütze seines Vaterlandes zu werden; er war höchst aufmerksam auf Alles, was sein Schwager that, dieser verschwieg ihm aber auch nichts, sondern entdeckte ihm gleich Anfangs die ersten Keime seiner Vorschläge: denn der junge von der Linden, der auf dem Land erzogen war, wußte viel kleine Umstände besser, und trug daher manchen schönen Gedanken zum Planmachen bei.

Vorzüglich aber zeigte er sich bei der Ausführung als ein großer Mann, er durchreiste die Fruchtmärkte des Landes, bemerkte die Preise und schrieb sie auf,

darnach richtete er sich dann bei seinem Magazin; was aber das Vortrefflichste bei der ganzen Sache ist, das war seine unersättliche Begierde, dem Lande zu nutzen; nie dachte er dran, selber zu gewinnen, sondern nur Segen und Gedeihen auszubreiten. Ich könnte einen ganzen Band allein mit seinen uneigennützigen Handlungen anfüllen, wenn es zu meinem Zweck diente und den Leser genugsam interessirte. Nur Ein Beispiel aus Hunderten will ich erzählen: Er kam einsmals in eine Landstadt geritten, wo just Fruchtmarkt war; nun fand er zehn bis zwölf Bauern da halten, ihre Säcke waren aufgebunden, aber es ließ sich kein Käufer sehen; flugs stieg er ab und fragte: sind keine Käufer hier? Ja wohl, antworteten sie; aber die Bäcker, welche sehen, daß keine fremden Käufer da sind, haben sich verabredet, uns nur so und so viel zu geben. Er fragte ferner: wie viel wollt ihr denn fürs Malter haben? sie setzten einen Preis, der noch unter dem Magazinspreis war. Gut! sagte er: ich kaufe euch alle eure Früchte für den Magazinpreis ab und zahl euch euern Fuhrlohn dazu, ladet nur auf. Nun kamen die Bäcker allmälig herbeigeschlichen; aber es half nichts, die Bauern fuhren fort und Hans Jakob ritt mit ihnen. Solcher herrlicher Stücke führte er viel aus. Oft zog er zu Fuß durchs Land, und überall, wo er hinkam, da unterrichtete er den Landmann bald im Ackerbau, bald in der Viehzucht, vorzüglich aber in dem landwirthschaftlichen Handel, alle Bauern kannten ihn und verehrten ihn als Wohlthäter; wenn zwei Streit mit einander bekamen, oder wenn einer Rath begehrte wegen seiner Gutseinrichtung, so war Hans Jakob von der Linden das allgemeine Orakel, er hatte

eine außerordentliche Gabe, Zwei zu vergleichen: denn weil er etwas drollicht in seinen Ausdrücken, und dabei von Güte des Herzens überfließend war, so besänftigte er die erbitterten Herzen gar leicht.

Fürst Wilhelm, welcher nach und nach diesen herrlichen Mann kennen lernte, gewann ihn sehr lieb, er machte ihn zum Oekonomierath mit Kammerraths-Rang, in diesem Charakter blieb er bis an seinen Tod. Man wollte ihm oft Aemter geben und ihn in Geschäfte ziehen; allein das wollte er nicht, denn er sagte: ich bin einer von Gottes Haushältern unter den Menschen, das macht mir genug zu thun, dabei will ich bleiben.

Ehrenfried blieb aber bei Verbesserung der Landwirthschaft noch nicht stehen: denn das Land konnte viel mehr Menschen ernähren, als es wirklich ernährte; jetzt hatte es nur Bauern, etliche Kornhändler, und blos die Handwerksleute und Taglöhner, welche für jene Menschenklasse Arbeit fanden. Er sann daher auf Fabriken: denn er wußte wohl, daß eine Menge Handwerksleute und Fabrikanten bei dem wohlfeilen Preis der Viktualien recht gut würden leben können, und er hoffte, durch eine solche Beschäftigung das Glück seines Fürsten und des Landes aufs Höchste zu treiben. Er verfiel auf die Wollenmanufaktur, denn er wußte, daß ein jeder Bauer wollen Tuch brauchte. Zu dem Ende fing er zuerst damit an, daß er die Bauern zur Schafzucht aufmunterte; bis daher hatten sie keine Schafe gehalten, weil es ihnen an Waiden fehlte, nun wurden sie aber aufgemuntert, durch Preise und andere Mittel etliche Schafe im Stall zu füttern; so konnte jeder Bauer Schafe halten, eins, zwei oder mehrere,

je nachdem er's gut fand; zugleich zeigte man ihnen die beſten Mittel an, wie man vortreffliche Wolle erziehen könne und was dergleichen Vortheile mehr waren. Da nun das ganze Land bisher erfahren hatte, daß Ehrenfrieds Vorſchläge angingen und nützlich ſeyen, ſo folgte Jeder willig. und es währte nicht lange, ſo fand man im ganzen Land eine herrliche Schafzucht.

Sowie aber der Bauer anfing Schafe zu halten, ſo wurden auch Anſtalten zur Spinnerei gemacht; man errichtete ein Spinnhaus zu Rheinau, welches zum Zuchthaus für liederliche Weibsleute diente, im Hoſpital führte man die Kinder zum Wollenſpinnen an, im Waiſenhaus auf dem Blumenhof deßgleichen, und überhaupt ſetzte man ſchöne Prämien auf das ſchönſte und beſte Garn.

Indeſſen wurde ein Wollenmagazin angelegt, der Fürſt kaufte den Bauern ihre Wolle um einen ehrlichen Preis ab, damit die Schafzucht nicht wieder zurückginge, aus dieſem Magazin bekamen ſie die Spinner und das Garn wurde wieder dahin gebracht. Während der Zeit fanden ſich wieder wohlhabende Leute, die das Magazin übernahmen, dem Fürſten ſein Geld wieder gaben und nun zu fabriziren anfingen.

Kurz! in wenig Jahren wurde, vermittelſt wohlgewählter Schauanſtalten, ſo viel ſchönes wollenes Tuch von allerhand Güte und Farbe im Fürſtenthum Rheinau verfertigt, daß man nicht nur alles fremde entbehren, ſondern auch einen guten Theil ausführen konnte. Nun verband man noch Zeug-, Hut- und Strump-Fabriken damit, und erreichte alſo den Endzweck völlig und noch beſſer, als man ſich ihn anfänglich vorgeſtellt hatte.

Ehrenfried that noch sehr viel Nützliches in allerhand kleinen Anstalten, und er genoß die Gnade seines Fürsten bis an sein Ende ununterbrochen: denn der Fürst war ein sehr rechtschaffener Mann und Ehrenfried den Lehren seines alten Freundes Thiele sehr getreu; er stieg nie auf Unkosten eines Andern, sondern wie es sein Dienst mit sich brachte, so daß es ihm also ein jeder gönnte. Er wurde endlich in seinem fünfzigsten Jahr Präsident aller Kollegien, und also der nächste nach dem Fürsten, dessen rechte Hand er von jeher gewesen war, und wenn jemalen Freundschaft zwischen Fürsten und ihren Dienern Statt finden kann, so fand sie hier Statt: denn Wilhelm und Ehrenfried lebten in der größten Vertraulichkeit zusammen, Letzterer mißbrauchte sie aber auch nie. Sie wurden zusammen auch alt, der Fürst starb zuerst ohne Kinder, und das Land fiel ans R....sche Haus; Ehrenfried überlebte ihn nicht lange.

Dieß ist die Geschichte eines der rechtschaffensten Männer, die je gelebt haben, und jetzt ist nur noch übrig, daß ich auch die Heldin dieses Werks glorreich zum Ende führe. Sie war doch eigentlich die Seele und die Triebfeder von allem Glück ihrer Familie, und daher mit Recht die Hauptperson auf unserm Schauplatz. Als Theodore von der Linden sahe, daß ihr Mann, Bruder und Schwager so viel herrliche Sachen ausführten und so viel Gutes stifteten, so wurde sie traurig, sie beklagte sich oft gegen ihren Mann, daß das weibliche Geschlecht so wenig Anlage und Anlaß habe, Gutes zu thun. Ehrenfried tröstete sie damit, daß sie genug thäte, wenn sie ihre Kinder zu rechtschaffenen frommen Menschen erzöge und ihre Haushaltung treu versorgte;

aber damit war ihr großer Geist nicht zufrieden, sie antwortete: das will ich ohnehin thun, ich werde da nichts versäumen; aber ich muß noch mehr thun. Wenn eure Kronen dereinst in jener Welt mit so vielen vortrefflichen Juwelen prangen werden, so sitz ich dann da und glänze nicht; dann erinnerte er sie an die Stiftung des Waisenhauses auf dem Blumenhof; allein auch das beruhigte sie nicht, es arbeitete noch ein großes Werk in ihrer Seele und endlich fand sie Gelegenheit zum Ausbruch.

Es kam eine gewisse Familie aus Brabant nach Rheinau, welche wegen der Religion dort auf allerhand Art gedrückt worden war, der Mann schrieb sich Caleckbörner (Kalkbrenner). Dieser Kalkbrenner war sehr geschickt in der feinsten Zubereitung des Flachses, er konnte ihn so fein bearbeiten, daß er wie Seide wurde, seine Frau, sein Sohn und seine Tochter waren eben so erfahren in dieser Arbeit, besonders auch im Feinspinnen und Bleichen; die Frau und die Tochter aber machten die allerkostbarsten Spitzen und allerhand leinene Stick- und Nähearbeit.

Von allen diesen Geschicklichkeiten wußte man zu Rheinau nichts; die Leute hielten sich still und suchten unterzukommen. Indessen wurde einstmals in einer Frauenzimmergesellschaft von ihnen gesprochen und daß sie vielleicht Noth litten; das war nun schon Aufforderung genug für Theodoren; denn weil sie bei der Fürstin alles galt, so konnte sie auf alle Art und Weise mächtige Hülfe leisten. Sobald sie also nach Haus kam, so schickte sie einen Bedienten in des Kalkbrenners Quartier und ließ die Frau bitten, zu ihr zu kommen; sie kam, und nun fand Theo-

dore eine sehr artige, sittsame Person, reinlich und bürgerlich gekleidet; sie ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, erfuhr also die Geschicklichkeit dieser Leute und daß sie sehr wünschten, in Rheinau bleiben zu können. Theodore fragte sie ferner: ob sie irgend an Etwas Mangel litte? Noch zur Zeit nicht, antwortete die Kalkbrennerin, wir haben noch Geld mitgebracht; aber es wird auch etwas erfordert, eine Haushaltung anzufangen. Theodore versicherte sie, daß sie alles thun würde, was sie könne, um ihnen zu helfen; sie ging selber hin und besahe ihre Arbeit, wo sie dann fand, daß alles wahr war, was sie von ihnen gehört hatte.

Nun kam sie auf den schönen Gedanken, ein Arbeitshaus für Frauenzimmer vornehmen Standes zu errichten, welches gleichsam ein honnettes Stift seyn sollte, worinnen Pfarrers- und Beamtenwittwen ihr Leben auf eine ehrbare Art zubringen könnten. Zugleich sollte es auch ein Erziehungshaus für junge Mädchen geben, in welchem sie zu ihrem künftigen häuslichen Leben gebildet würden. Sie arbeitete für sich allein den Plan aus, zeigte ihn hernach ihrem Mann, der ihn sehr billigte, aber auch zweifelte, daß sie ihn würde ausführen können; sie aber zweifelte nicht. Die Fürstin hatte ihre Freude daran und versprach sie zu unterstützen, wenn es irgend nöthig seyn würde. Die Sache wurde glücklich zu Stand gebracht und folgendergestalt ausgeführt.

Theodore pachtete das Böhlingische Haus, welches die Kammer eingezogen und allerhand Leute hineingesetzt hatte. Dieß war geräumig und hatte Platz genug, so daß noch ein großer Flügel daran gebaut werden konnte; in dieses setzte sie den Kalk-

brenner und seine Familie. Nun wurden Nachrichten gedruckt, worinnen junge Frauenzimmer eingeladen wurden, gegen eine billige Pension zu diesen Leuten zu ziehen, wo sie allerhand feine Arbeit und andere Sachen lernen könnten; dagegen mußten sie aber für das Institut arbeiten, auch nahm man arme Mädchen unentgeldlich an, welche spinnen und nähen lernten, dazu wurde ein französischer Sprach- und Tanzmeister gehalten, diese Leute waren zu Rheinau ohnehin zu haben, so daß sie nur Stunden zu geben brauchten. Man suchte auch während der Zeit den Flachsbau emporzubringen, welcher vom Institut eingekauft und verarbeitet wurde; sehr gute Leinweber zog man dahin und richtete nach und nach eine vortreffliche feine Leinwandfabrik ein, die wenige ihres Gleichen hatte; alles aber, was dabei heraus kam, wurde zum Besten des Instituts verwendet. Kalkbrenner bekam ein Gehalt von fünfhundert Gulden, und was er, seine Frau und Kinder arbeiteten, das wurde ihnen noch besonders bezahlt.

Nach wenigen Jahren kam die ganze Sache völlig zu Stand. Theodore baute noch einen Flügel an das Haus und richtete ihn zu lauter schönen Zimmern ein. Dahin zogen Wittwen oder andere gebrechliche Frauenzimmer, die nicht mehr heirathen und sich sonst auch nicht ernähren konnten. Hatte eine noch etwas Vermögen, so brachte sie es ein, es wurde alsdann zum Fabrikkapital geschlagen; wer nun spinnen konnte, der spann oder arbeitete sonst noch etwas. Das Institut gab ihnen anständiges Essen und ordentliche standesmäßige Kleider, und wenn sie arbeiteten, so erhielten sie dafür noch einen kleinen Lohn zum Spielgeld.

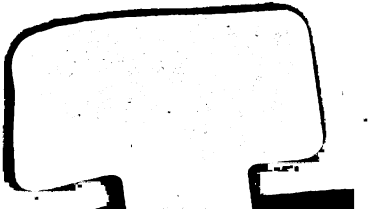
Damit aber solche Frauenzimmer nicht das Ansehen haben möchten, als wenn sie in einem Armenhaus lebten, so gab ihnen der Fürst einen Rang am Hof, so daß sie dort mit Anstand erscheinen durften. Wenn Eine angenommen wurde, so geschah das in der Kirche mit Feierlichkeit. Die Fürstin hing ihnen dann eine Medaille mit einer seidenen Schnur an den Hals, worauf das Bildniß der Theodore von der Linden stand, mit der Umschrift: von Gottes Geschenk lebe ich; denn Theodore heißt ein Geschenk Gottes.

Durch die Würde, welche mit dieser Einrichtung verbunden wurde, zog man viele bemittelte und reiche Wittwen hinein, welche wegen der ruhigen Lebensart und dem freien Zutritt an Hof Freude hatten, da zu wohnen. Diese mußten dann ihr Vermögen, wenigstens zum Theil, einbringen, und so wurde nach und nach dieß Institut reich, dauerhaft und fest gegründet. Der Fürst gab ihm auch den Namen Theodore, wie sehr sichs auch die Stifterin verbat. Dieß Haus machte die größte Freude ihres Lebens aus, sie führte die Oberaufsicht, ging täglich hinein, verordnete alles, durchsahe alle Rechnungen und dirigirte sogar die Fabrik und Handlung.

Endlich, als ihr Mann starb und alle ihre Kinder groß waren, so nahm sie den Titel einer Priorin an und beschoß in ihrem gestifteten, so sehr wohlthätigen Hause im höchsten Alter ihr ruhmvolles Leben.

Hiemit beschließe ich diese Geschichte und wünsche von Herzen, daß solche Beispiele der Religion, des Glaubens und der Liebe viele Menschen zur Nacheiferung anspornen mögen. Ich habe nicht das Vermögen, solche Thaten in der Welt zu verrichten; könnte

ich aber durch Erzählung meiner Erfahrungen und durch meine Lehren Religion und Liebe ausbreiten, so hoffe ich, der König jener Welt werde mich auch dereinst mit den schönen Worten bewillkommen: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!



er Library
05 245 427